kunst scharf bekrittelten, und ganz verächtlich davon sprachen.

Nach der Hochzeit bestand der Westindier darauf, daß die Geschwister die ihnen auferlegte Gartenarbeit anfangen mußten. Das war denn ein lustiges Schauspiel, wenn Achilles, modisch gekleidet und mit einer Brille vor den Augen, einen Karren voll Erde mit gewaltiger Anstrengung vor sich her schob, und Hermine, in der linken Hand einen Sonnenschirm und in der rechten eine Gießkanne, jedes hier und da aufgeschossene Unkraut begoß, weil es die Ehre hatte, von ihr für eine köstliche Pflanze gehalten zu werden. Die Bauern, die der Städter ländliche Thätigkeit gern verspotten, gucken noch heutiges Tages oft, wenn die Geschwister arbeiten, über den Zaun, und erzählen hernach mit großem Gelächter in der Schenke, was für kluge Dinge sie dort gesehen haben.

Das Landleben trägt übrigens der Fami-

lie von Eschborn herrliche Früchte. Achilles verliert, da er keine Farobank in der Nähe hat, kein Geld mehr, und besucht die bestimmten Lehrstunden des alten Magisters nicht nur recht gern, sondern begehrt auch oft Verdoppelung derselben, weil er indessen das Grabscheit und den Schiebkarren ruhen lassen kann. — Hermine fühlt sich durch die Landluft so gestärkt, daß sie magnetische Kuren nicht weiter nöthig findet. Ihre blühenden Wangen eroberten schon einen reichen Landedelmann, mit dem sie sich nächstens vermählen wird. — Selbst der Präsident, der vor Kummer und Sorgen sehr gealtert hatte, verjüngt sich ganz, und raucht sein Morgenpfeifchen mit voller Gemüthsruhe zum Fenster hinaus, weil er nicht mehr, wie vormals in der Stadt, befürchten darf, von lauernden Manichäern gesehen und überlaufen zu werden. — Aber seine Gemahlin sehnt sich rastlos nach den Schauplätzen und Prunkfesten

der Hauptstadt zurück, und giebt den Vorsatz nicht auf, im nächsten Winter dort wieder auf den Bühnen der Glanzsucht aufzutreten. Ob es ihr gelingen wird, das steht zu erwarten.

II.

Die Untersuchungskommission.

Das Städtchen Temperlitz sah eine Zeit lang mit Stolz auf andere Landstädtchen herab, weil in seinen verfallenen Mauern ein so reicher Mann wohnte, wie jene nicht aufweisen konnten. Herr Simon Knaster war das goldene Gestirn seiner Vaterstadt, die er von Jugend an so kindlich liebte, daß er sein ganzes Leben, ohne Ausnahme eines einzigen Tages, in ihrem stillen Schooße zubrachte. Man kann also nicht sagen, daß er dem Glücke nachgelaufen sey. Es suchte ihn von

selbst auf in seinem Kramlädchen, als er darin bis in sein funfzigstes Jahr seine Kunden mit Gewürzen bedient und sich für jeden ihm zugewandten Pfennig höflichst bedankt hatte. Ein alter Vetter, der, schon ziemlich wohlhabend, noch das große Loos in der holländischen Lotterie gewann, setzte ihn zum Erben seines ganzen Vermögens ein.

Herr Knaster war, seit der Ankunft der holländischen Dukaten, so pfiffig gewesen, dem glücklichen Empfänger fort und fort zum neuen Jahre und zum Geburtstage ehrfurchtsvoll Glück zu wünschen. Das geschah immer in lahmen Versen, die der Stadtschreiber Flink, ein fingerfixer Poet, verfaßte, zierlich abschrieb, und in Goldpapier heftete, wofür er in Bausch und Bogen, als Ehrensold, einen baaren Gulden und ein Päckchen Tabak empfing. Nun läßt sich zwar nicht beweisen, daß die Leier des genügsamen Hauspoeten den Alten bezaubert und

ihm das schöne Vermächtniß abgelockt habe. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß er, wie jeder eifrige Schatzsammler, seine lieben Holländer nach seinem Tode nicht zerstreut wissen wollte, und daher den Vetter Simon, mit Ausschluß manches ärmern Verwandten, zum alleinigen Hüther und Wächter derselben erkor, weil er überzeugt war, daß der geizige Krämer die goldenen Schäflein treulich bewahren und keins vom Wolfe der Verschwendung verzehren lassen werde.

Die Kunde der großen Erbschaft machte in Temperlitz ein gewaltiges Aufsehen. Der regierende Bürgermeister Stern sagte öffentlich im Bierhause, wo die Häupter der Stadt um ihn her saßen: „Nicht wahr, meine Herren, das hätten Sie nicht gedacht, daß uns der Glückspilz, den wir in seiner vorigen Niedrigkeit wenig achteten, über den Kopf wachsen würde? Ja, trügen wir Alle, mit Inschluß der ganzen löblichen Bürgerschaft,

unser gesammtes baares Vermögen auf einen Platz zusammen, Herr Knaster würde sich bedanken, mit uns zu tauschen. Ein so reicher Mann ist doch ein wahrer Halbgott; denn mit Gold thut man Wunder. Ich acht' es demnach für schicklich und ersprießlich, daß wir uns morgen in einem feierlichen Aufzuge zu ihm begeben, ihm unsern Glückwunsch abstatten, und nicht allein uns, sondern auch das gemeine Wesen der Stadt, seinem Wohlwollen empfehlen."

„Ein glücklicher Gedanke!" rief der Stadtschreiber Flink. Die ganze Gesellschaft stimmte ihm bei, und beschloß einmüthig, sich des folgenden Tages, um die Zeit des zweiten Frühstücks, im Hause des Bürgermeisters zu versammeln, und von da aus dem neuen Halbgott das Opfer ihrer Verehrung zu bringen.

Dieser demüthige Beschluß ließ sich nur bei geistlosem Biere fassen. Muthige Wein-

zecher hätten sich zu einem so bettelhaften Vorhaben gar nicht vereinigen können.

2.

Als der Bürgermeister nach Hause kam, machte er seiner Tochter die auf den folgenden Tag angesetzte Huldigung bekannt. Luise Stern war ein junges, liebenswürdiges Mädchen, das Schönheit, Verstand und feine Sitten besaß, und zarten Frauensinn mit männlicher Entschlossenheit verband. Sie war (wie Napoleon einstmals von einer geistreichen Fürstin gesagt haben soll) der einzige Mann in ihrer Familie; sie war es sogar, wie wir in der Folge sehen werden, im ganzen Städtchen. Der Biergesellschaft kriechender Vorsatz kam ihr daher so abgeschmackt und verächtlich vor, daß sie ihn für einen scherzhaften, satyrischen Einfall erklärte.

„Das ist er keinesweges!“ sagte der Vater. „Ich fodere dich vielmehr auf, dich an den Zug anzuschließen, und mit einigen zierlichen Worten, die dir so lieblich vom Munde fließen, dem König der Stadt einen Ehrenkranz zu überreichen.“

Diese Zumuthung lehnte sie mit freundlichen Worten ab.

„Mädchen, Mädchen!“ sprach er mit der feierlichen Stimme eines Propheten: „Der Ehrenkranz, den du dem reichen Hagestolz auf's Haupt setzen sollst, kann dir einen Brautkranz erzeugen.“

„Lieber wählt' ich den Todtenkranz!“ antwortete sie.

„Du redest wie eine Närrin!“ fuhr er auf. „Tausend andere Mädchen, die so wenig Aussteuer zu erwarten haben, als du, würden springen und jubeln, wenn sie Hoffnung hätten, einen Mann zu erobern, der so warm in Golde sitzt. Aber ich kenne dein

eitles

eitles Hirngespinst: du denkst, das Glück werde dich in den Grafenstand erheben, weil der alte spaßhafte General, der Graf von Donnerfeld, als er vor acht Jahren bei uns im Winterquartier stand, manchmal aus langer Weile, oder wenn er ein Jesuiterräuschchen hatte, mit dir scherzte, und sagte: Du solltest seine Schwiegertochter werden."

Lachend versicherte Luise: sie habe das längst vergessen.

„Das glaub' ich kaum!" sprach der Vater. „Es gefiel dir gar zu wohl, wenn dich der Graf, auf eine höchst übertriebene Weise, mit der Jungfrau von Orleans verglich, weil du im Sommer zuvor, als ein Paar ausgehungerte Nachzügler des feindlichen Heeres bei uns plündern wollten, eine Pistole ergriffst, und die feigen Wichte damit über den Krautmarkt und durch die Sperlingsgasse zum Thore hinaus jagtest. Das war freilich von einem zehnjährigen Mädchen, wie du damals

warst, eine verwegene That. Darum meinte der alte Degen, du würdest einmal eine Heldenmutter werden, und ihm tapfere Enkel erziehen."

„Nun, das war Getändel mit einem Kinde!" sagte Luise. „Wie konnte mir einfallen, ein Luftschloß daraus zu bauen? Ich weiß ja nicht einmal, ob der Graf, mit dem wir seit jener Zeit aus aller Verbindung gekommen sind, einen Sohn hat oder nicht. Mich hält also wahrlich kein Hirngespinst ab, dem Herrn Knaster einen Kranz zu bringen. Aber ich schäme mich, in seiner Person, dem leidigen Gelde zu huldigen. Ist er denn, seitdem er diesen Ahnen im Hause hat, verständiger oder edler geworden? — Bedenken Sie das, lieber Vater, und geben Sie den unwürdigen Gedanken auf, sich vor den Geldsäcken des verdienstlosen Mannes zu beugen."

„Ich will's beschlafen, Jungfer Altklug!"

sagte der Vater, um nicht weiter über die Sache zu sprechen.

3.

Des folgenden Vormittags erschienen die Herren des Raths und andere Große der Stadt bei dem Bürgermeister in steifer Pracht. Auch er, der über Nacht nicht weiser geworden war, hatte sein Feierkleid angelegt, und der Zug setzte sich sogleich in Bewegung. Die Herren waren sämmtlich zur Eile geneigt, weil sie sich das zweite Frühstück, das sie täglich einzunehmen gewohnt waren, versagt hatten, um der Bewirthung, die sie bei dem reichen Gönner erwarteten, in Fülle genießen zu können.

Herr Knaster, der noch aus alter Gewohnheit seinen Kleinhandel trieb, und sich, wie immer, im Laden befand, sah die stattlichen Männer die Straße herauf kommen, und

erschrak um so mehr, da er in seinem alten, mit einem Strick umgürteten Schlafrocke steckte, der aus zahllosen Stücken von verschiedenen Farben zusammengesetzt war. Der bunte Mann floh, um das musivische Kunstwerk seines Schneiders nicht sehen zu lassen; aber schon stand der Bürgermeister auf der Ladenschwelle, und rief: „Bleiben Sie, bleiben Sie, theuerster Freund und Gönner! Wer sich in Sammet und Goldstoff kleiden kann, der ist auch in Lumpen verehrungswürdig."

Bei dieser ziemlich ungeschickten Schmeicheley brach dem Krämer der Angstschweiß aus. Er glaubte, die Herren hätten sammt und sonders die Absicht, bedeutende Geldsummen von ihm zu borgen. Entschlossen, keinen Heller zu verleihen, öffnete er ihnen das dunkle Ladenstübchen, und nöthigte sie hinein.

Sie wunderten sich im Stillen, daß sie nicht die Treppe hinauf in die Putzstube ge-

führt wurden; doch drückten sie sich mit den freundlichsten Gesichtern in die düstere Klause, wo sie so enge zusammengepfercht standen, daß sogar der wortführende Bürgermeister, indem er an den Halbgott in Lumpen eine hochtrabende Rede hielt, nicht gehörigen Raum hatte, sich dabei so tief zu bücken und so zierliche Handbewegungen zu machen, als er gern gethan hätte.

Der Hochgefeierte stand wie auf Nadeln, und stotterte immer zwischen die Rede hinein: „Machen's doch kein Wesen! Ich bin gar nicht so reich, als man glaubt. Bettel — wahrer Bettel." — Am Ende war er sogar frech genug, zu versichern: er habe sich mit dem Antritt der Erbschaft übereilt, und könne dadurch eine tüchtige Schlappe bekommen, indem vielleicht die Masse mit geheimen Schulden belastet sey, die er nun ohne Gnade und Barmherzigkeit bezahlen müsse.

„O, Sie armer Mann!" scherzte der

Bürgermeister. „Ich will mich für Sie aufopfern. Treten Sie mir die Erbschaft ab; ich übernehme die Schulden."

Doch eben so großmüthig schlug der arme Mann dieses Anerbieten aus. Er wolle und müsse, sagt' er, sein Schicksal geduldig erwarten und tragen. Es sey ihm nur schmerzhaft, daß seine lieben Mitbürger, in der irrigen Meinung, er sey ungeheuer reich geworden, mancherlei Erwartungen hegen würden, die er durchaus nicht erfüllen könne. Er müsse vielmehr männiglich bitten, ihn mit jedem, Geld betreffenden Ansinnen zu verschonen. Auch hoffe er, daß der edle, wohlweise Rath so billig und geneigt seyn werde, ihn von allen bürgerlichen Abgaben frei zu sprechen, weil er, wie gesagt, durch die angetretene Erbschaft in höchst klägliche Umstände gerathen könne. Hinterlasse er, wenn sein Stündlein gekommen, noch irgend etwas, es sey viel oder wenig, so wolle er,

weil er weder Kind noch Kegel habe, seine liebe Vaterstadt zur Universalerbin einsetzen.

„Herrlicher Mann!" rief der Bürgermeister. „Ich, als Vater und Obervormund unserer guten Stadt, ergreife dieses großmüthige Versprechen mit beiden Händen, und rufe gegenwärtige Herren zu Zeugen desselben auf."

Knaster war ein wenig bestürzt, daß ihn der Bürgermeister sogleich beim Worte nahm. Da er iedoch auf keine andere Weise von der ihm äußerst verhaßten Entrichtung der bürgerlichen Abgaben, deren Erlaß ihm auf der Stelle zugesichert wurde, los kommen konnte, so widersprach er nicht, sondern rächte sich nur dadurch, daß er das Gläschen Branntwein, das er dem Bürgermeister und seinem Gefolge zugedacht hatte, zurück behielt, und sie ohne die geringste Labung entließ

4.

Voraus sehend, daß es so kommen würde, hatte Luise für die hungrig und durstig zurückkehrenden Hofmacher ein gutes Frühstück bereitet. Sie jauchzten bei dessen Anblick, und betheuerten einstimmig: Luise sey eine Prophetin und die klügste Person in der Stadt. Der Bürgermeister ließ, auf Rechnung des künftigen Stadtvermögens, den besten Wein aus seinem Keller auftragen. Knaster's Gesundheit ward getrunken; doch mit stillem Vorbehalt, dem Tode kein Gesetz vorzuschreiben, wenn er vielleicht Belieben tragen sollte, den Ehrenmann bald von allen Sorgen dieser Welt zu befreien.

Als die Gesellschaft aus einander getaumelt war, beunruhigte den Bürgermeister die Vorstellung: daß sich Erbschleicher in's Spiel mischen, und die Stadt um das ihr zugesagte Vermächtniß bringen möchten. Er hielt

deßhalb für nöthig, den schwachen Mann, der leicht von einem Schlaukopf umgestimmt werden konnte, scharf zu beobachten. In dieser Absicht ging er täglich zu ihm in den Laden, saß plaudernd da vom Morgen bis in die Nacht, und ließ sich nur bisweilen, wenn er dringende Geschäfte hatte, von seinem Vertrauten, dem Stadtschreiber, ablösen.

Aber diese Späher und Wächter mochten dem Krämer nicht gefallen: denn ungefähr nach Verlauf eines Monats schloß er plötzlich seinen Laden, zog sich in's Innerste seines von ihm allein bewohnten Hauses zurück, und begrub sich gleichsam lebendig in ein Hinterstübchen, wo er nicht hörte, oder nicht hören wollte, wenn Jemand an die Hausthür klopfte. Nun war guter Rath theuer, wie es der Bürgermeister, dessen Wohnung entfernt war, möglich machen wollte, die Einsiedelei zu bewachen, da sich doch der Fall denken ließ, daß Erbschleicher, nach einem

verabredeten Meldezeichen, in dunkeln Abendstunden eingelassen würden.

Glücklicher Weise ward ein gegen über liegendes bequemes Haus feil; der Bürgermeister kauft' es, als nöthiges Wachhaus, auf Unkosten der Stadt, bezog es eiligst, und lag nun immer am Fenster auf der Lauer, ohne jedoch einen verdächtigen Ein- und Ausgang bei dem reichen Manne zu bemerken.

Eines Tages sah er einen wohlgekleideten Fremden die Straße herauf kommen. Ihn begleitete ein Knabe, der ihm Knaster's Haus zeigte. Der Fremdling klopfte mehrmals stark an; doch öffnete Niemand. „Mein werthester Herr," rief der Laurer aus dem Fenster, „Sie bemühen sich vergebens. Herr Knaster — wenn er noch lebt, wie ich in der That nicht weiß — bewohnt ein Stübchen im Hofe, wo er nicht sieht und hört, was auf der Gasse vorgeht. Ich kann Ihnen aber vielleicht Rede und Antwort geben, wenn

Sie mir zu sagen belieben wollen, in welcher Angelegenheit Sie ihn zu sprechen wünschen."

Der Fremde war schnell oben. „Ich bin ein Mann von bedeutendem Vermögen," hob er an, „und habe Lust, an hiesigem Orte, der mir sehr gefällt, eine Tuchfabrik vom größten Umfange anzulegen. Nach meinem Plane soll sie wenigstens dreihundert Menschen beschäftigen, und reichlich versorgen. Zu Begründung einer so in's Große gehenden Anstalt gehört aber ein mächtiges Kapital, das ich nicht sogleich baar in den Händen habe. Ich suche deßhalb einen Mitunternehmer, der ungefähr eine Tonne Goldes beherrscht. Da ich nun zufällig erfahren habe, daß Herr Knaster durch Erbschaft in den Besitz eines sich ungefähr so hoch belaufenden Vermögens gekommen ist, so wollt' ich bei ihm anfragen, ob er wohl gesonnen sey, mit mir in Handelsgesellschaft zu treten. Ich erbiete mich,

ihm Zwanzig vom Hundert gerichtlich zu verbürgen."

„Mein hochzuverehrender Herr," sagte der Bürgermeister, indem er aus der goldenen Dose des Fremden eine Prise mit tiefer Verbeugung nahm, „Sie schlagen das Vermögen meines Herrn Nachbars viel zu hoch an. Ich weiß zwar von guter Hand, daß er zwanzigtausend Stück Dukaten baar liegen hat——"

„Wohl kaum so viel Groschen!" fiel Luise schnell ein, und zupfte den Vater am Schlafrock. „Ein sehr unterrichteter Mann," fuhr sie fort, „versicherte mir: die so viel besprochene Erbschaft sey nicht der Rede werth."

„Das war gewiß ein Neidhart, der das sagte;" versetzte der Bürgermeister. „Ich weiß genau, daß Knaster zwanzigtausend Holländer unter seinem Dache beherbergt. Doch unter keiner Bedingung, mein wertheſter Herr, überläßt er sie Ihnen als Hülfstrup-

pen. Er, das ängstlichste Menschenkind unter der Sonne, würde selbst dem Großmogul keinen Dukaten anvertrauen."

„Der Himmel bewahre mich vor einem solchen Handelsgenossen!" sagte der Fremde, und ging.

Jetzt fragte der Bürgermeister: „Warum zupftest du mich vorhin am Schlafrock?"

„Weil Sie so ehrlich hin sagten, Papachen, daß unser Nachbar viel baares Gold besitze. Der fremde Mensch kann ja ein Dieb seyn, und herum horchen, wo sich ein guter Fang thun läßt."

„Das ist nun wieder ein Gespenst deiner Weisheit, die mir nach gerade zur Last fällt;" brummte der Vater. „Ein Mann, der fünf oder sechs Brillantringe an den Händen trägt — ein Mann, der mir den feinsten Spaniol aus einer goldenen Dose bietet — ein solcher Mann ein Dieb! Das ist mir zum Lachen!"

„Ach, mein gutes Väterchen!" sagte Luise: „Mancher, der mit Diamantringen und goldenen Dosen prahlt, ist ein Dieb, und zwar von der großen Gattung, die man nicht hängt, sondern laufen läßt."

5.

In der Mitte der folgenden Nacht sah Luise, von einem ängstlichen Traume geweckt, einen Lichtschimmer aus Knaster's Hause herüber in ihre Schlafkammer blinken. Er verschwand, indem sie an's Fenster eilte; doch nach einigen Minuten blitzt' er wieder auf, und zeigte dunkle, männliche Gestalten, die sich drüben im Zimmer bewegten.

Erschrocken flog das Mädchen an's Bett ihres Vaters, weckte ihn, und sagte: „Um Gottes Willen, stehen Sie auf! In Knaster's Hause sind Diebe."

„Das wär' entsetzlich!" rief er, und

ward todtenbleich. „Aber was soll ich thun? Ich darf keinen Fuß aus dem Hause setzen; es könnte mich eine Kugel von drüben herüber auf der Stelle tödten.“

Luise, nicht so ängstlich für ihr Leben besorgt, sprang fort, weckte zuvörderst den in einer Halle des Rathhauses schlafenden Nachtwächter, klopfte dann den Rathsdiener, einen Schlossermeister und noch drei andere tüchtige Männer aus dem Schlafe, und führte sie zu Knaster's Hause. Eine zerbrochene Glasscheibe verrieth, daß die Diebe durch ein Fenster im ersten Stock, den ein langer Mann von der Straße hinauf mit der Hand erreichen konnte, eingestiegen waren.

Der Schlosser rasselte mit seinen Dietrichen, um die Thür zu öffnen. Plötzlich ward oben ein Fenster aufgerissen, ein schwarzer Kerl sprang heraus, stürzte in des Rathsdieners ausgebreitete Arme, und riß ihn mit sich zu Boden. Noch rangen sie mit einander

im Straßenmoor, als ein zweiter Rabe aus dem Fenſter flog, einen unſanften Fall auf die Erde that, ſich aber ſchnell wieder aufraffte, und entwiſchen wollte; doch ſchon von zwei handfeſten Männern am Kragen gefaßt und feſt gehalten, mußte er ſich ergeben, und ward nebſt dem andern, vom Rathsdiener überwältigten Raubvogel, den Luiſe, als den vorgeblichen Tuchfabrikanten, erkannte, in's Gefängniß geführt.

Knaſter's inwendig verriegelte Thür mußte aufgeſprengt werden. Luiſe lief die Treppe hinauf, um zu ſehen, ob der unglückliche Mann, der ſich weder am Fenſter zeigte noch ſonſt im Hauſe regte, wohl gar von den Räubern ermordet worden ſey. Sie fand ihn auf ſeinem Bette, mit gebundenen Händen und Füßen und einem Knebel im Munde. Schrecken und Angſt hatten ihn dergeſtalt zermalmt, daß er dem Tode nahe ſchien. Luiſe befreite ihn von den Banden, und

wollte

wollte nun seinen kläglichen Zustand ihrem Vater melden. Dieser aber hatte sich, nachdem er zu Hause hinter den Vorhängen ein stiller und vorsichtiger Zeuge der Verhaftung des Diebsgesindels gewesen war, bereits auf den Weg gemacht, und kam eben die Treppe herauf. Als er sah, daß Knaster, dem Anschein nach, in den letzten Zügen lag, lief er, ohne mit Beileids- und Trostworten einen Augenblick zu verlieren, wieder davon, um den Stadtschreiber und die sämmtlichen Rathsherren zur Fertigung eines rechtsbeständigen Testaments zusammen zu rufen. Sie hoben sich, da ein so ersprießliches Werk gethan werden sollte, mit größter Bereitwilligkeit aus den Federn, und eilten zum Bette des Kranken.

Dieser hatte schon die Sprache verloren. Er gab nur, als man ihn auffoderte, seinen letzten Willen zum Besten der Stadt zu erklären, ein zweideutiges Lallen von sich. Man

wußte nicht, ob es Ja oder Nein heißen sollte. Aber der schlaue Bürgermeister brachte den Kopf des Kranken, indem er ihm das Kissen zurecht rückte, so geschickt in Bewegung, daß Alle fröhlich ausriefen: „Er nickt! er bejaht!“ —

Indem der Stadtschreiber das Testament in gehöriger Form niederschrieb, krahte der Erblasser, wie Geld zusammenstreichend, mit den Händen auf dem Deckbette, und gab während dieser letzten Lieblingsübung seinen schwachen Geist auf.

Einige Rathsglieder wollten nun sogleich mit roher Hast die vorhandenen Schätze aufsuchen. Des Bürgermeisters feineres Gefühl ließ es aber nicht geschehen. Er drückte das Gerichtssiegel auf die Thüren des Trauerhauses, und ersuchte die Schatzgräber, sich bis den folgenden Tag zu gedulden.

Man fand beinahe hunderttausend Thaler in Gold, Silber und Staatspapieren.

Das Alles ward von dem Bürgermeiſter in Verwahrung genommen.

6.

Dieſer nicht ganz unwürdige, nur oft übel berathene Regent war vormals Buchbinder in einer großen Stadt geweſen, hatte beſonders für eine anſehnliche Leihbibliothek gearbeitet, und aus Romanen und Schauſpielen, während des Falzens und Heftens derſelben, den Honig zierlicher Redensarten, wie eine Biene, geſammelt. Nachher bewog ihn eine vortheilhafte Heirath, ſich in Temperlih, der Vaterſtadt ſeiner Braut, niederzulaſſen. Hier, wo Niemand las, noch weniger Bücher kaufte, war mit ſeiner Kunſt (denn wer ſie ein Handwerk nannte, beleidigte ihn) kein Glück zu machen. Um ſie jedoch nicht ganz aufzugeben, bezog er die nächſten Jahrmärkte mit Geſangbüchern, Bibeln und Fibeln. In ſpätern

Jahren, da man ihn, wegen seiner Wohlredenheit, zum Rathsherrn, und bald darauf zum Bürgermeister gewählt hatte, hielt er jene Meßreisen unter seiner Würde, und widmete sich nun bloß seinen öffentlichen Stadtämtern, die ihm so viel einbrachten, daß er sehr anständig leben konnte.

In den Regierungsgeschäften des Bürgermeisteramtes war der Stadtschreiber Flink seine rechte Hand. Dieser kleine, niedliche Mann, der an Fest- und Ehrentagen ein rosenfarbenes Kleid und einen überaus großen Haarbeutel, mit einer auf der Brust ruhenden Bandschleife (Postillon d'amour) trug, war in seiner Jugend ein Abenteurer, der sich in verschiedenen Fächern versuchte. Von der Schule lief er unter die Soldaten, und ward, da seine Gnomengestalt in Reih' und Glieder nicht zu brauchen war, wohlbestallter Querpfeifer. Er hatte sich jedoch kaum zwei oder drei Mal bei'm Zapfenstreiche mit Bei-

fall hören lassen, als sein Vormund, wie ein heftiges Donnerwetter, in der Garnisonstadt ankam, und den Landläufer, den das Regiment gern wieder laufen ließ, auf die Schulbank zurück stürmte.

Das Jahr darauf bezog der Kleine die Universität, mit dem frommen Entschluß, sich zu einem Geistlichen zu bilden. Weltliche Gedanken erweckte jedoch bald wieder in ihm eine junge Schauspielerin, die er auf der Bühne eines Badeortes sah, und so liebreizend fand, daß er, um ihr immer nahe zu seyn, sogleich nach der Vorstellung das Oberhaupt der wandernden Gesellschaft ersuchte, ihn als Mitglied auf- und anzunehmen.

Mit großen Augen maß der Gebieter den kurzen Weg von Flink's Kopfe bis zu den Füßen, und sagte: „Wohlan! ich genehmige Ihren Wunsch, unter meiner Fahne zu dienen. Doch unter den Bedingungen: daß Sie nicht auf Heldenrollen Anspruch machen, und

eher keinen Gehalt begehren, bis Sie sich als ein braver Künstler gezeigt und bewährt haben, und zu drei verschiedenen Malen von den über Ihr Spiel entzückten Zuschauern herausgerufen worden sind." — Flink dachte: sein Genie, von dem er die grösten Vorstellungen hatte, werde ihn bald zu einem zweiten Garrick erheben, und wie dieser König der Mimen klein von Person war, und dennoch alle Hauptrollen spielte, so werde sie das Publikum auch von ihm, dem Direktor zum Trotz, mit Sturm fodern. Das Herausrufen, meint' er, könne sonach nicht fehlen. Und wolle das damit sehr freigebige Publikum allenfalls gegen ihn knausern, so dürfe er nur irgend einem kecken Burschen ein Freibillet schenken; der rufe dann aus Dankbarkeit: „Flink heraus!" und der ganze große Papageienbauer rufe das nach.

Mit so freudiger Hoffnung erfüllt, bequemte sich der verliebte Student unbedenk-

lich zu jenen Bedingungen, ward der versammelten Truppe, als neues Mitglied, vorgestellt, und bemühte sich auf der Stelle, der schönen, jungen Schauspielerin durch zärtliche Blicke zu verstehen zu geben, daß sie es sey, die ihn vom Wege zur Kanzel abgelenkt und auf die Bretter gelockt habe. Aber das schnöde Mädchen achtete den kleinen Amadis weder jetzt noch jemals; und so oft er sich auf der Bühne sehen ließ, ward er ausgepfiffen und ausgetrommelt. Als diese Musik einige Monate gedauert hatte, setzte der Schauspieldirektor dem unnützen Gesellen den Stuhl vor die Thür, und jagte ihn fort.

Er begab sich nun wieder auf die Universität. Aber besorgend, daß man ihm, dem abgedankten Schauspieler, sein Leben lang keinen Predigerstuhl einräumen werde, sattelte er um, und warf sich der Themis in die Arme, weil diese Göttin mit verbundenen Augen weniger bedenklich in der Wahl ihrer Priester

zu seyn pflegt. Kurz, er ward Jurist, und lernte gerade so viel, als er zum Stadtschreiberdienstchen in Temperlih nothdürftig brauchte.

Kaum dort angekommen, umflog er, wie ein Schmetterling, die Blume des Städtchens, Luisen, und behelligte sie bald mit einer Liebeserklärung; sie wies aber den rosenfarbenen Gecken schnell und entscheidend zur Ruhe. Dagegen gelang es ihm durch Schmeichelei und Aufschneiderei, des Vaters Günstling und hochbetrauter geheimer Rath zu werden. Was er sagte, hatte volles Orakelgewicht. Alle seine Rathschläge, so albern sie auch meistens waren, wurden bewundert, gebilliget und mit Amtsgewalt durchgesetzt.

7.

Am Morgen nach der unruhigen Nacht besprach sich der Bürgermeister mit ihm über

Knaster's Begräbniß, das mit fürstlicher Pracht veranstaltet werden sollte. „So heischt es die Pflicht der Dankbarkeit;" sagte Flink. „Es wäre zu gemein, den Sarg, bei hellem Tage, plumpen Trägern aufzuladen, die in ihren fuchsrothen, zerfetzten Mänteln wie Vogelscheuchen aussehen, und wie Enten einher watscheln. Was hätte dann der Wohlthäter der Stadt vor jedem Vetter Michel voraus? Nein, ihm gebührt ein mit sechs schwarzbehangenen Pferden bespannter und mit funfzig Fackeln umgebener Leichenwagen, der sich in der Stunde der Mitternacht langsam und feierlich durch die Straßen bewegt."

„Aber wo nehmen wir her, was zu diesem Gepränge gehört?" fragte der Bürgermeister.

„Wir haben ja eine große Handelsstadt in der Nähe;" antwortete Flink. „Sie liefert uns Fackeln und schwarzes Tuch. Ein

Wagen, den wir damit bekleiden können, wird sich hier finden."

„Und ist schon gefunden!" fiel der Bürgermeister ein. „Im Rathsschoppen steht seit mehrern Jahren ein auf Rädern ruhender Kasten, der vormals einem mit wilden Thieren herumziehenden Italiener gehörte. Seine Menagerie bestand nur in einigen Affen und einem alten Eisbären, der nicht mehr zu Fuß gehen konnte, und daher in gedachtem Kasten zu reisen pflegte. Er starb aber hier, und wahrscheinlich vor Hunger, weil ihn sein armer Herr nicht zu sättigen vermochte. Wir Rathsglieder und die andern öffentlichen Beamten hatten, nach altem, löblichen Herkommen, freien Eintritt, und das übrige Völklein begnügte sich, um den mit Bretern verschlagenen Schauplatz herum zu schleichen, und den Bären brummen zu hören. Der arme wälsche Teufel hatte folglich wenig oder gar keine Einnahme, und mußte, da er die schul-

digen Abgaben an die Rathskämmerei nicht entrichten konnte, den Reisewagen des verstorbenen Bären zum gerichtlichen Pfande hier lassen."

„Der kommt uns jetzt trefflich zu Statten;" sagte Flink. „Ein Thierkasten, schwarz ausgeschlagen und schwarz überzogen, giebt einen prächtigen Leichenwagen."

„Ich überlasse die ganze Anordnung Ihrem guten Geschmack, mein Bester!" sprach der Bürgermeister. „Und zur Belohnung Ihres Geschäftsfleißes und rühmlichst erprobten Diensteifers, werde ich dafür sorgen, daß Sie aus der Erbschaftsmasse eine ansehnliche Gehaltszulage bekommen."

Flink küßte, Trotz aller Gegenwehr, die Hand des großmüthigen Gönners, tanzte nach Hause, und verschrieb Fackeln, Tuch, Trauerflor; alles in überflüssiger Menge. Es war ja Geld genug da! Auch berief er aus der Handelsstadt einen Tapezierer und einen Te-

remonienmeiſter. Jener bekleidete die Wände des Zimmers, wo die Leiche zur Schau ſtehen ſollte, ſchnell und zierlich mit ſchwarzem Tuch. Als man ihn aber in den Schoppen führte, und gleichartige Umhüllung des Bärenkaſtens von ihm verlangte, nahm er dieß Anſinnen übel, und wollte ſich zu dem entehrenden Geſchäfte, wie er es nannte, nicht verſtehen. Er ließ ſich erſt dann dazu bewegen, als der Bürgermeiſter ſelbſt die erſte Hand, wie bei'm Bau eines Galgens, anlegte.

Indeſſen arbeitete Flink an einer poetiſchen Standrede, die er am Grabe halten wollte, und hatte daneben oft mit dem Ceremonienmeiſter und einem Blechſchmiede geheime Verhandlungen, die Jedermann neugierig machten.

Gegen Mitternacht führten ſechs alte, mit ſchwarzen, bis zur Erde reichenden Decken behangene Ackerpferde den Leichenwagen an's Trauerhaus, und die zur Beleuchtung des

Zuges bestimmten funfzig Fackeln wurden angezündet. Siehe, da zog eine glänzende Erscheinung die Straße herauf! Ein Ritter in einem silberblinkenden Harnisch auf einem Rosse, dessen Kopf und Schweif mit bunten Federbüschen geschmückt waren. Als er näher kam, erkannte man ihn, ob er gleich das Visier seines Helmes geschlossen hatte, an seiner kleinen Gestalt: es war Herr Flink in einer blechernen Rüstung. Das Pferd, das er ritt, sollte das sogenannte Freudenpferd vorstellen, das vormals bei feierlichen Beerdigungen großer Herren selten oder nie fehlte. Den gewöhnlichen Gegenfüßler desselben, das Trauerpferd, sah man auch hier. Schwarz behangen und den altergrauen Kopf freiwillig zur Erde senkend, ward es von zwei Chorknaben, die man wegen ihrer schwarzen Mäntel dazu gewählt hatte, dem Freudenpferde nachgeführt, oder vielmehr nachgeschleppt. Jenes sollte den Zug eröffnen, dieses dem

Sarge folgen. Von der Decke des Leichenwagens, wo man bisweilen Feldherrenstäbe, Degen, Sporen und Orden sieht, hingen an beiden Seiten die Schalen der von dem Seligen viele Jahre lang gebrauchten, blank gescheuerten Gewürzwage herunter.

Als nun alle Menschen und Thiere, die zur Prozession gehörten, beisammen waren, wollte man den mit Zierathen überladenen Sarg in den Bärenkasten schieben. Indem man aber die Hinterthür öffnete, erhob sich drinnen von der entgegen gesetzten Seite ein grausenhaftes Brummen, das Jedermann, der es hörte, in Schrecken setzte. Man glaubte, das Gespenst des Bären, der vormals auf Reisen darin gewohnt, hause in der finstern Höhle, und wolle den unrechtmäßigen Gebrauch seines Wagens nicht dulden. Die Träger des Sarges bebten mit ihrer Last zurück, und Niemand hatte Muth, sich dem Kasten zu nahen, und den Urheber des fort-

dauernden Gebrummes zu beschwören. Bei diesem allgemeinen Zagen vermißte man die beherzte Luise, die zu einer Freundin auf's Land gegangen war, um von den abgeschmackten Feierlichkeiten, die sie fruchtlos getadelt und widerrathen hatte, nichts zu sehen und zu hören.

Der blecherne Don Quixote faßte sich endlich, auf seinen Panzer trotzend, ein Herz, spornte seinen Gaul an die Mündung der Bärenhöhle hinan, und rief: „Heraus, du Teufel, heraus!" Der Teufel kam aber nicht. Er brummte nur noch stärker und gräßlicher, daß allem Volke die Haare zu Berge stiegen.

Um Rittermuth zu zeigen, wiederholte Flink die Beschwörung, und stocherte mit der Lanze in's schwarze Nest. Plötzlich fuhr ein grauhaariges Ungethüm heraus. Das Freudenpferd that einen Sprung, der dem Reiter keine Freude machte: denn er flog aus dem Sattel, und fiel rasselnd und prasselnd, wie

eine blecherne Trommel, auf's Steinpflaster hin. Die Fackelträger zerstreuten sich wie Irrwische, nach allen Seiten. Niemand war entschlossen genug, das graue Ungeheuer, das auf zwei Beinen davon lief, aufzuhalten. Erst nachher erfuhr man, daß ein halbverrückter, in Temperlitz einheimischer Mensch der Popanz gewesen war. Er hatte sich in eine alte Wildschur eingenäht, und war, nach Einbruch der Nacht in den Kasten gekrochen, um seinen geliebten Mitbürgern ein lustiges Schrecken einzujagen.

Nach diesem tragikomischen Zwischenspiele rückte der Leichenzug ohne weiteres Hinderniß von der Stelle. Doch lauerte noch ein bedeutendes Unglück im Hinterhalte. Ein verzagter Schneider, dem man eine Fackel aufgedrungen hatte, fürchtete sich vor dem gefährlichen Dinge. Als man vor's Thor kam, war die Pechstange schon über die Hälfte verlodert. Nun glaubte der Feigling, das Feuer

werde

werde ihm sogleich auf die Nägel brennen. Unglücklicher Weise erlaubte sich ein Windstoß die Neckerei, ihm die Flamme ein wenig nach dem Gesichte zu treiben. „Au weh! ich verbrenne!" schrie das Schneiderlein, und warf die Fackel hoch in die Luft, ohne zu sehen, wo sie ihr Unterkommen finden würde. Sie flog auf das niedre Schindeldach einer Hütte, worin der Todtengräber und der Nachtwächter einträchtig wohnten. Das bemerkte Niemand, weil der Flammenschleuderer gerade der letzte Fackelträger war, und das Volk, wie blind und toll, nach dem Kirchhofe stürzte, um des Freudenritters poetische Standrede nicht zu versäumen.

Sie ward gehalten; doch mag sie ungedruckt bleiben, um nicht Wasser in's Meer schlechter Verse zu tragen.

Feuergeschrei fiel dem Redner in's letzte Wort. Die von dem Schneider verwahrloſete

Hütte stand in Flammen, und brannte ohne Rettung nieder.

Das vom Kirchhofe zurückkehrende Volk murrte laut über das unnütze Getändel mit Fackeln, wodurch ein öffentliches Gebäude eingeäschert worden sey, dessen Wiederbau der Bürgerschaft schweres Geld kosten werde. „Keinen Heller, ihr lieben Leute!" rief der Bürgermeister. „Nach wenigen Monaten soll hier ein Phönix aus der Asche erstehen: ein Prachtgebäude, das unserer guten Stadt Ehre machen wird."

8.

So wußte man doch gleich, wie man einen Theil von Knaster's hinterlassenem Golde mit Anstand unter die Leute bringen sollte. Der unvorsichtige Brandstifter ward deßhalb, weil er eine so schickliche Gelegenheit dazu

an die Hand gegeben hatte, mit aller Strafe verschont.

Vor allen Dingen foderte der Bürgermeister von seinem Orakel einen Entwurf zu dem neuen Pallaste. „Wollen Sie, nach Ihrer löblichen Art," sagte Flink, „den Bürgern Wort halten, und ein wirkliches Prachtgebäude veranstalten, so dürfen Säulen daran nicht fehlen. Man hat, wie bekannt, fünf Säulenordnungen: die toskanische, römische, dorische, ionische und korinthische."

„Welche ist denn die beste?" fragte der Bürgermeister.

„Das ist Geschmackssache;" antwortete Flink.

„Nun, so wähl' ich blindlings die korinthische;" sagte Jener. „Und wissen Sie, warum? — Weil der Ehrenmann, von dem wir das Geld zum Bau haben, mit Korinthen gehandelt hat."

Flink machte ein zweideutiges Gesicht.

Er wußte nicht, ob Einfalt diesen Entscheidungsgrund aussprach, oder ob er ein witziges Wortspiel seyn sollte. Es schien ihm bedenklich, sich eine Erklärung darüber auszubitten. Er verschrieb also getrost einen Baumeister, unter der Bedingung: daß er sich auf die korinthische Säulenordnung vollkommen verstehe.

Der Architekt kam, wunderte sich aber nicht wenig, als man ihm den Antrag machte, für den Todtenbettmeister und den Nachtwächter des Orts ein schönes Haus mit korinthischen Säulen zu bauen, und einen Todtenkopf und ein Kuhhorn, als Attribute der künftigen Bewohner, über der Thür anzubringen. Das Alles dünkte ihm freilich sehr albern; doch da ihm die Ehre seiner Kunst nicht sonderlich am Herzen lag, und er überdieß eine anlockende Gelegenheit vor sich sah, reiche Dümmlinge zu schröpfen, so übernahm er den Auftrag.

Verschiedene damals lebende Zeitschriften, die ihre Leser gern mit lustigen Erzählungen von dummen Streichen und Narrheiten unterhielten, waren indessen geschäftig, das merkwürdige Leichenbegängniß nach allen vier Winden auszuposaunen. Sie thaten das im Tone der gewöhnlichen Ironie, die den Spott hinter Lobeserhebungen versteckt. Solche Tükke nicht ahnend, konnten sich die guten Herren in Temperlitz, besonders der Bürgermeister und sein geheimer Rath, an jenen Zeitschriften nicht satt lesen. Sie unterzeichneten darauf, und ließen sich die einzelnen Blätter mit der reitenden Post kommen, um ihren Ruhm so schnell als möglich verkündet zu sehen. Da fanden sie denn auch bald eine lobpreisende Erwähnung des Hauses mit korinthischen Säulen. Der schalkhafte Lobhudler stellte den Magistrat von Temperlitz allen Potentaten der Welt zum Muster vor, und foderte sie auf, für ihre Unterbeamten

eben so väterlich und ehrhaft zu sorgen, und nicht bloß Staatsminister und Günstlinge mit Pallästen zu beschenken.

Der Bürgermeister war nun immer heißer darauf erpicht, sich durch Prachtbaue berühmt zu machen. Er wollte das alte Rathhaus niederreißen lassen, und einen Marmorpalast dafür hinstellen. Diesen erhabenen Gedanken gab er jedoch seufzend auf, als der Kostenanschlag zu hoch ausfiel. Die Ausführung des großen Planes wäre nur dann möglich geworden, wenn noch ein halbes Dutzend reiche Knasterbärte die Stadt zur Erbin eingesetzt hätten. Das mußte der theure Mann in Geduld erwarten, und sich indessen damit begnügen, dem schwarzen, verwitterten Steinklumpen ein neues Kleid von künstlichem, aus Gyps bereiteten Marmor fertigen zu lassen; denn auf Marmor war er nun einmal versessen. Auch zwei korinthische Säulen an der Pforte durften nicht fehlen. Sie trugen ei-

nen Altan, von welchem künftig obrigkeitliche Mandate verlesen und Reden an das Volk gehalten werden sollten. Das Versammlungszimmer des hohen Rathes ward mit seidenem Damast ausgeschlagen. Der prachtliebende Bauherr ließ sogar die Gefängnisse ausmalen. Ein so freundliches Stübchen glaubte er vielleicht dem noch verhafteten Tuchfabrikanten schuldig zu seyn, weil durch dessen Raubversuch der Besitz der Erbschaft beschleuniget wurde. Aber der Schuft war so undankbar, daß er, indem der Maler bei ihm ein- und ausging, entwischte.

9.

Auf solche Weise war der Schatz, den man leicht gewonnen, schon halb zerronnen, als die übrigen Rathmänner, die bisher der eigenmächtigen Vergeudung des Bürgermei-

siers ruhig zugesehen hatten, darüber zu murren anfingen, und ihn einmal in voller Versammlung nachdrücklich ermahnten, seine Bausucht hinfort im Zaume zu halten.

„Sie sind allesammt keine Freunde der schönen Künste, meine Herren;" versetzte der Bürgermeister: „sonst würden Sie die mit sehr mäßigen Kosten bewirkte Verschönerung unserer Stadt eher loben als tadeln. Es wäre noch viel zu thun, wenn wir uns einen unsterblichen Nahmen erwerben wollten. Da müßten wir die Stadt mit neuen Mauern umgeben, müßten prächtige Thore bauen, einige Thürme, ein Schauspielhaus — —"

„Ein Narrenhaus! ein Narrenhaus!" schrie, mit einem Donnerschlage auf den Tisch, der jüngste Rathsherr, der Grobschmid Plebs.

„Sachte, sachte, mein werther Herr Kollege!" sagte der Bürgermeister. „Ein Narrenhaus wäre freilich nöthig, für uns selbst

nöthig, wenn wir nicht als vernünftige Männer mit einander umgehen, und das Beste der Stadt ohne Zwist und Groll in Berathung ziehen wollten. Ich meines Theils liebe den Frieden, und will Ihren Wunsch erfüllen, indem ich mich in der Folge mit dem öffentlichen Bauwesen nicht weiter befasse."

„So recht!" rief Plebs. „Treten Sie nur nicht wieder auf die Hinterbeine!"

„Die hab' ich, Gott sey Dank, nicht;" erwiederte der Bürgermeister: „sonst müßte ich mich in der That, wenn ich Ihnen einmal nicht gehorchte, vor Ihrem Rothstalle fürchten. — Doch Scherz bei Seite! Sie ließen mich vorhin nicht ausreden; ich konnte daher nicht sagen, was ich schon auf der Zunge hatte: daß ich mir nämlich noch die Ausführung zweier Werke vorbehalte. Das Eine ist ein der Stadt sehr nöthiger und nützlicher steinerner Brunnen, der mitten auf

dem Markte stehen, und den Nahmen Knasters-Brunnen erhalten soll; das Zweite eine Bildsäule des Ehrenmannes, auf einem freien, mit Pappeln umpflanzten Platze in der Vorstadt."

„Der Brunnen mag allenfalls gelten;" sprach der Grobschmid. „Aber wozu die Puppe?"

„Um ein Denkmal der Dankbarkeit zu errichten, und Knaster's Bild unsern Nachkommen zu erhalten."

„Was scheren uns die Nachkommen!" rief Plebs. „Und soll und muß ihnen das alte Fratzengesicht aufbewahrt werden, so kann's am Brunnen geschehen. Ich sah auf meiner Wanderschaft in vielen großen Städten prächtige Brunnen mit steinernen Puppen, denen das Wasser aus dem Maule lief. So können wir auch den seligen Herrn auf den Brunnen stellen, und ihn ein Gleiches thun lassen."

Flink, der an einem Nebentische saß, zerstampfte vor Aergerniß seine Feder, und winkte dem Bürgermeister mit den Augen, den einfältigen Grobian recht abzutrumpfen. Der Regierende sagte jedoch sanft und zierlich: „Es dünkt mich etwas unschicklich, den edlen Mann, der die Stadt so reichlich mit Golde bedachte, zu einer ewigen Wasserspende zu verurtheilen."

„Das paßt eben recht!" entgegnete der Widersacher. „Sein Gold wird uns zu Wasser gemacht."

Der Bürgermeister würdigte diesen neuen Angriff keiner Antwort, und beschloß im Stillen, den Brunnenbau aufzugeben, damit jener ungereimte Vorschlag nicht weiter auf die Bahn gebracht werden konnte. Aber das Standbild ward heimlich bestellt, und nach einem lebensgroßen Gemälde bearbeitet, das sich in Knaster's Verlassenschaft gefunden hatte. In einem rothen, breiten Rocke, safrangel-

den Unterkleidern, einem Stutzperückchen und großen, dreieckigen Hute, stand er da, und sah scharf auf eine in der Hand haltende Wage, um seine Gewissenhaftigkeit im Handel zu bezeichnen. In dieser Gestalt ward er aus Holz gebildet.

10.

Als das fertige Kunstwerk, mit grauer Steinfarbe überzogen, in Temperlitz angelangt war, ließ es der Bürgermeister bei Nacht im Versammlungszimmer des Raths aufstellen, um des folgenden Tages seine Herren Amtsbrüder damit zu überraschen, und die harten Reden und Vorwürfe, die er von ihnen über den neuen, unbewilligten Griff in den Erbschaftssäckel zu erwarten hatte, gleich mit Einem Male zu verschlucken. Stutzend trat Einer nach dem Andern in's Zimmer. Der Erste fuhr zurück, als säh' er ein

Gespenst, und sagte dann verdrießlich: „Was Sie einen aber auch mit dem hölzernen Peter erschrecken, Herr Bürgermeister!" Dem Zweiten und Dritten ging es nicht besser; denn die Männer in Temperlih hatten fast alle, da sie wenig hinter dem Ofen hervor gekommen waren, die Eigenheit, sich über jede nur einiger Maßen bedenkliche Erscheinung zu entsetzen, und wie Kinder zu fürchten.

Endlich kam Herr Plebs, der Cyklop. Mit dem Hut auf dem Kopfe, blieb er auf der Thürschwelle stehen, gaffte das Standbild an, stampfte mit dem Stock auf den Boden und sagte: „Na, so haben wir alten Kinder denn doch eine Puppe! Aber der Steifmatz hat ja gar kein Ansehen. Grau, wie ein Esel, kann er doch nicht bleiben. Er muß von der goldenen Huttresse bis zu den silbernen Schuhschnallen bunt gemalt werden,

wie er leibt' und lebte, und an hohen Festtagen stattlich zur Kirche ging."

„Davor bewahr' uns der gute Geschmack, lieber Herr Amtsbruder!" sprach der Bürgermeister. „Wir würden uns damit lächerlich machen."

„Ja wohl!" sagte der Stadtschreiber, und setzte, um mit einem gelehrten Worte zu prahlen, noch hinzu: „Es wäre durchaus nicht ästhetisch."

„Theetisch?" fragte Plebs, und sah ihn grimmig an. „Was faseln Sie von einem Theetisch? — Sie sind ein Theekessel, und haben hier kein Recht, sich mausig zu machen. Sie sind nicht Rathmann, sind nur Rathsschreiber, und schweigen, bis man Sie fragt."

„Sehr gern!" erwiederte Flink. „So trifft es mich auch nicht, wenn die Herren des Raths ausgelacht werden."

„Ho! ho!" rief Plebs. „Ich habe Haus

und Hof, und die fallen deßhalb nicht zusammen, wenn auch an einem Theetisch über mich gelacht wird. Ich stimme daher für's Bemalen der Puppe, und meinen Herren Kollegen seh' ich's an, daß sie mir nachfolgen werden."

Die einfältigen Männer sagten auch richtig Ja, weil sie sich theils vor der Grobheit des Cyklopen fürchteten, theils selbst das Bunte liebten. Der Bürgermeister saß also verlassen da, und mußte, seinem bessern Geschmack zum Troh, bewilligen und versprechen, die graue Puppe (denn anders nannten Plebs und sein Anhang die Statüe nicht) roth, gelb, schwarz und so weiter, wie Knaster gemalt war, anstreichen zu lassen.

„Aber unsere muthwillige Jugend wird sie bald mißhandeln und verstümmeln, wenn sie im Freien steht;" sagte ein Rathmann.

„Allerdings muß sie bewacht werden," antwortete der Bürgermeister. „Ich habe

schon überlegt, wie wir das anstellen, und uns zugleich Gelegenheit verschaffen, ein wohlthätiges Werk zu thun. Wir haben in unserer Stadt zehn oder zwölf ganz verarmte Bürger, die ihre Blöße nicht mehr bedecken können. Denen lassen wir gleichfarbige Röcke machen, und sie nach der Reihe, gegen einen geringen Lohn, das Standbild bewachen."

„Nun ja, so haben wir Stadtsoldaten, wie der Rath in Leipzig;" sagte Plebs. „Ich erleb's noch, daß der Herr Bürgermeister eine Armee auf die Beine bringt, und dem Kaiser in's Land fällt."

Man lachte; dennoch ward des Bürgermeisters Vorschlag durch Mehrheit der Stimmen angenommen, weil er den Glanz eines guten Werkes hatte, und es das Erste war, das aus der Erbschaftskasse hervorgehen sollte.

11.

So war denn der Bürgermeister, nach vielen Mühsalen und Kränkungen, endlich so weit gekommen, daß er die Errichtung des Standbildes öffentlich und ohne weitern Widerspruch betreiben konnte. Er ließ den dazu bestimmten Platz ebenen, den erkorenen Hüthern desselben ihre Dienstkleider anmessen, und den grauen Knaster mit bunten Oelfarben überstreichen, wie es die weisen Herren des Raths verlangten.

Die Aufstellung der Statüe sollte mit großer Feierlichkeit geschehen. Der Bürgermeister wählte dazu Knaster's Geburtstag, und machte in verschiedenen Zeitungen weit und breit bekannt, daß an diesem Tage jenes Denkmal eingeweiht und nachher ein solennes Vogelschießen gehalten werden solle. Zu diesen Festlichkeiten lud er, im Nahmen des Magistrats, alle Welt ein, und versicherte,

daß sich Obrigkeit und Bürgerschaft beeifern würden, jedem werthen Fremdling den Aufenthalt in Temperlitz angenehm zu machen.

Dieser Ausruf blieb nicht ohne Wirkung. Es kamen schon am Vorabende des Festes zahllose Fußwanderer an; am folgenden Morgen auch Gesellschaften zu Roß und Wagen. Es war ein schöner, heiterer Tag in der Mitte des Sommers.

Gegen Mittag begab sich der Magistrat mit steifen, langsamen Schritten und würdevollen Geberden, vom Rathhause nach der Ebene, wo das Standbild schon aufgestellt, aber noch verhüllt war. Dort angekommen, schoß Herr Plebs, der mit Feuergewehr gut umzugehen wußte, eine Pistole ab, um damit, in Ermangelung einer Kanone, das Zeichen der Enthüllung zu geben. Der Vorhang ward schnell hinweg gezogen; die gedrängt umher stehende Volksmenge brach in ein Jubelgeschrei aus, klatschte mit den Händen,

warf Hüte und Kappen in die Luft, und schrie: „Vivat hoch!"

Der Bürgermeister ließ das Volk eine Weile so lustig toben. Dann gebot er Stille, und begann folgende, beinahe von Erschaffung der Welt anfangende Rede:

„Nach Stand und Würden hoch- und werthgeschätzte Herren, liebe Mitbürger und Freunde!"

„Die Kunst der Bildnerei ist eine Tochter der grauesten Vorzeit, des dunkelsten Alterthums. Zuerst formte man Götzenbilder aus Töpferlehm oder Thon. Schon Laban, den wir aus dem ersten Buche Mosis kennen, hatte dergleichen Hausgötter, die ihm seine Tochter Rahel stahl, als sie mit Jakob, ihrem Manne, aus dem Lande zog. In spätern Zeiten schuf man Bilderwerke aus Stein, Erz und —"

Das Wort „Holz," das er hinzu setzen wollte, starb ihm auf der Zunge, weil alle

seine Zuhörer plötzlich ihre Augen von ihm ab und nach der Heerstraße wandten, wo Posthörner aus einer dicken Staubwolke heraus schmetterten, und ein Reiter mit rastlosem Peitschenknall voran sprengte. Er trug ein rothes, mit Gold verbrämtes Koller, einen Helm mit hohem Federbusch, und große Kourierstiefeln. „Platz da! Platz da!" schrie er, und jagte mit erhobener Peitsche das staunende Volk aus einander. Zwei Wagen, der eine mit sechs, der andere mit vier Postpferden bespannt, flogen hinter ihm her, und hielten am Festplatze. Ein Mohr, der sich mit einigen andern Dienern auf dem ersten Wagen befand, und die anwesenden Kindlein in Furcht und Angst setzte, öffnete den Schlag. Zwei Herren traten heraus: ein Mann von gesetztem Alter, und ein schöner, wohlgewachsener, blühender Jüngling, mit einem Stern auf der Brust. Dem zweiten Wagen entstiegen ebenfalls zwei junge Män-

ner, die Jenen, als er nach dem Standbilde hinschritt, mit Ehrerbietung begleiteten.

„O Himmel! ein Prinz mit Gefolge!" murmelte der Bürgermeister, mit erbleichtem Antlitz und zitternd an allen Gliedern. „Ich muß ihn mit einer Anrede empfangen. Herr Stadtschreiber, stehen Sie mir bei! Mich verlassen meine Gedanken."

So flüsternd, trat er mit bebenden Schritten dem Ordensherrn entgegen. Flink, ihm auf der Ferse folgend, versteckte sich hinter der breiten Gestalt, und wisperte seinem Vormann, nachdem sich dieser einige Mal bis auf die Erde gebückt hatte, behutsam zu: „Durchlauchtigster Prinz, gnädigster Herr!"

Der Bürgermeister wiederholte diese Worte laut, und horchte zugleich, wie ein Schauspieler, der seine Rolle nicht gelernt hat, auf weitere Unterstützung seines Einbläsers. Aber der Ordensherr winkte mit der Hand, und

sagte huldreich: „Bemühen Sie sich nicht! Wer sind Sie?"

„Der Bürgermeister — der unterthänigste Bürgermeister des Orts, der heute das Glück hat — —"

„Sie sind," fiel Jener schnell ein, „in einer festlichen Handlung begriffen. Ich bitte, fahren Sie fort, ohne sich durch meine Ankunft stören zu lassen."

Krebsgängig zog sich der Bürgermeister mit vielen Verbeugungen zurück, und betrat wieder den Rednerplatz. Aber in gänzlicher Zerstreuung gab er seinen Vorsatz auf, die Geschichte der Bildhauerkunst fortzusetzen. Stammelnd rühmte er nur noch Knaster's Verdienste, die ihn der Ehre würdig gemacht, durch die Bildhauerkunst verewiget zu werden, und schloß mit den alten, guten Worten: „Friede sey mit seiner Asche!"

Die hohen Fremden fuhren jetzt nach der Stadt, wo der Wirth des Gasthofes alle an-

dere Gäste, theils mit dringenden Bitten, theils mit Gewalt, zum Weichen brachte, um jenen die besten Zimmer einräumen zu können. Indessen wählte der Bürgermeister von den neubekleideten Bildhüthern zwei Mann, und befahl ihnen, sich als Ehrenwache vor die Thür des Gasthofes zu stellen. Sie wurden aber höflich zurückgewiesen.

Als die fremden Herrschaften getafelt hatten, besahen sie die Stadt, besonders den Nachtwächter- und Todtengräberpalast, und das marmorirte Rathhaus. Dann erschienen sie bei dem indessen angefangenen Vogelschiessen. Sie hielten sich aber so fern von den Schützen, und hatten überhaupt ein so ernstes, Ehrfurcht gebietendes Wesen, daß man es nicht wagte, ihnen eine Armbrust zu überreichen. Der Ordensherr waffnete jedoch seine Augen, um die anwesenden Mädchen zu mustern. Flüchtig übersah er die Schaar; nur Luise fesselte seine Blicke, die mit sicht-

barem Wohlgefallen auf ihrer lieblichen Gestalt verweilten.

Der Bürgermeister, der durchaus nicht erfahren konnte, wer die Fremden waren, und was sie in Temperlitz wollten, befand sich in der peinlichsten Unruhe. Es war ihm so bange, als hinge über seinem Haupte ein entblößtes Schwert an einem Pferdehaare. Seine trüben Ahnungen waren auch leider nicht ohne Grund. Er fand, als er vom Vogelschießen nach Hause kam, folgendes unholde Schreiben.

„Nachdem allerhöchsten Orts mißfällig vernommen worden, daß der Magistrat zu Temperlitz einen geringen Krämer, Nahmens Knaster, mit fürstlichem Pomp begraben lassen, und dessen beträchtliches, der Gesammtheit der Stadt hinterlassenes Erbe mit unnützen Bauwerken verschwendet: so hat unterzeichnete Kommission den Auftrag erhalten, diese und andere Ungebührnisse

mit Strenge zu untersuchen. Zu Folge dieses Befehls wird gedachter Magistrat hiermit vorgeladen, sich morgen früh um zehn Uhr vor der Untersuchungskommission in hiesigem Gasthofe zu gestellen, und der Vernehmung auch weitern Verfügung gewärtig zu seyn."

„Gegeben zu Temperlitz an dem Tage, da ein neues Ungebührniß geschah, indem obbenanntem Krämer ein Standbild errichtet wurde."

„Untersuchungskommission."

„Ich bin verloren!" ächzte der Bürgermeister nach Lesung dieses Schreibens, und sank in halber Ohnmacht auf einen Stuhl.

Luise hob das Blatt, das ihrem Vater aus der zitternden Hand gefallen war, vom Boden auf, las es bedächtig, und sagte: „Ich weiß nicht, was ich von dieser Vorladung denken soll. Sie kommt mir ganz seltsam

und wunderlich vor. In jedem Falle iſt die Sache nicht ſo gefährlich, als ſie ſcheint. Treten Sie getroſt vor Gericht, lieber Vater! Sie können ja beweiſen, daß Sie keinen Heller in Ihren eigenen Nutzen verwandten. Schon dadurch wird Ihre Ehre gerettet."

12.

Der muthloſe Mann durchſeufzte ſchlaflos die Nacht, ſprang mit Anbruch des Tages von ſeinem Dornenlager auf, und ließ ſeine Amtsbrüder ſogleich wecken und auf's Rathhaus beſcheiden. Als ſie verſammelt waren, machte er ihnen die erhaltene Vorladung bekannt, und foderte ſie auf, derſelben Folge zu leiſten, und mit ihm vor der Unterſuchungskommiſſion zu erſcheinen. „Ei! was geht uns der Handel an?" ſchrie Plebs. „Sie, Herr Bürgermeiſter, haben die Narrenſtreiche, die man unſerm ganzen Kollegium

aufhalsen will, allein gemacht, und mögen sie nun auch allein verantworten. Wer den Karren in den Koth schob, der zieh' ihn wieder heraus! Damit Gott befohlen!"

Er warf den Hut auf den Kopf, stapfte mit heftigen Schritten aus dem Zimmer, und alle Rathsherren folgten ihm nach.

Auch der Stadtschreiber wollte sich auf flüchtigen Fuß setzen; aber sein Gönner und Beschützer hielt ihn zurück, und bat ihn, sein Beistand vor der Kommission zu seyn. „Ich bitt' um Entschuldigung;" antwortete der undankbare Wicht: „ich, der Stadtschreiber, bin nicht mit vorgeladen." — Und wie ein Grashüpfer sprang er davon.

Voll Verzweiflung eilte der Bürgermeister nach Hause, und erklärte gegen seine Tochter: er wolle, da er von seinen Amtsgenossen im Stiche gelassen werde, lieber sterben, als sich allein vor Gericht stellen. Das beherzte Mädchen bemühte sich vergebens, ihm

Muth einzusprechen. Der schwache Mann war ganz zu Boden geschlagen, und so matt und krank, daß er sich zu Bette legen mußte.

Jetzt faßte Luise den kühnen Entschluß, ihren Vater vor Gericht zu vertheidigen. Einfach, aber anständig gekleidet, trat sie in die Kommissionsstube. Der junge Ordensritter und der ältere Herr saßen beisammen an einem Tische, hinter Papieren und Tintenfässern, und schienen die Vorgeladenen zu erwarten. Ueberrascht von der anmuthigen Erscheinung, erhoben sie sich von den Stühlen, und der junge Herr fragte mit Ehrerbietung: welche Angelegenheit ihnen das Glück eines so angenehmen Besuches verschaffe.

„Mein Vater, der Bürgermeister Stern," sagte Luise, „hat eine Vorladung erhalten, sammt den übrigen Rathsgliedern, hier zu erscheinen; er ist aber unwohl, und kann das Zimmer nicht verlassen."

„Diese Entschuldigung genügt mir voll-

kommen;" antwortete der Ritter sehr freundlich. „Die Sache ist gar nicht dringend. Wir halten uns noch einige Tage hier auf. Ich besonders fühle jetzt, und schon seit gestern, da ich das Vergnügen hatte, Sie auf dem Schießplatze zu sehen, eine besondere Neigung zu diesem Orte, und möchte mich gar nicht wieder davon trennen."

Von dieser Sprache befremdet, war Luise einen Augenblick um eine schickliche Antwort verlegen. Indessen schlich der ältere Kommissarius aus dem Zimmer, und der jüngere erklärte ihr mit feuriger Zärtlichkeit: sie habe einen unauslöschlichen Eindruck auf sein Herz gemacht, und er sey um den Preis ihrer Gegenliebe bereit, die Untersuchung niederzuschlagen.

„Das können Sie nicht, wenn Sie zur Anstellung derselben Befehl haben;" antwortete Luise. „Hätten Sie aber, wie ich nun fast glaube, einen solchen Auftrag gar nicht

empfangen, so wär es hart, mit meinem Vater, der gar nicht die Ehre hat, Sie zu kennen, einen so ernsthaften Scherz zu treiben."

„Ja wohl! ja wohl!" rief im Nebenzimmer eine starke, männliche Stimme, die Luisen bekannt schien, und den jungen Herrn sichtlich erschreckte. Doch zwang er sein erbleichtes Gesicht zum Lächeln, und sagte leise und vertraulich: „Ich höre, daß eben ein alter Freund angekommen ist. Beruhigen Sie vor der Hand, mein schönes Kind, Ihren Vater mit der Versicherung, daß ich die unangenehme Sache zu seiner vollkommensten Zufriedenheit beilegen würde."

Als sie aus dem Zimmer trat, rief's im Vorsaale: „Sey mir gegrüßt, Jungfrau von Orleans!" und der General, Graf von Donnerfeld, stand vor ihr. „Ei, wie groß und hübsch bist du geworden! — Nun, eile jetzt, deinen Vater zu trösten, und grüße ihn von mir! In einer Viertelstunde komm'

ich selbst. Indessen hab' ich ein Paar Worte mit dem Herrn Kommissarius zu sprechen. Ich bringe Befehl aus der Residenz, die Untersuchung ruhen zu lassen."

Mit innigster Freude über die Ankunft des alten Freundes und Schutzengels, flog sie heim.

„Bist du des Teufels?" sagte Graf Donnerfeld bei'm Eintritt in die Kommissionsstube. „Ziehst da mit lockern Gesellen im Lande herum, und spielst Rollen, die dich auf die Festung befördern werden. Welch' elendes Vergnügen, ehrliche Leute, die sich in ihrem Erdenwinkel keine Kenntniß der großen Welt erwerben konnten, zum Besten zu haben! Zufällig erfuhr ich deine irrende Ritterfahrt, und reis'te Tag und Nacht dir nach, um deinem Muthwillen Einhalt zu thun. Weißt du wohl, daß dein Schicksal jetzt in der Hand des hiesigen Bürgermeisters steht? — Verklagt er dich bei Hofe, so schickt man

dich auf die Festung, und die schönsten Jahre deines Lebens gehen dir zwischen einsamen Mauern verloren."

„Das wäre schlimm!" sagte der junge Graf. „Ich wüßte wohl, wie ich den Bürgermeister mit mir aussöhnen möchte. Seine Tochter ist das liebenswürdigste Mädchen, das ich jemals sah. Gönnen Sie mir, theuerster Vater, das Glück —"

„Sie zu heirathen?" fiel ihm der General in's Wort. „In Gottes Nahmen, wenn dich das brave Mädchen nur will. Du hast dich übel empfohlen. Doch komm! Wir wollen sehen, was wir ausrichten."

Sie gingen zum Bürgermeister, der freudig das Bett wieder verlassen hatte. Der General umarmte ihn, faßte dann seinen Sohn bei der Hand, führte ihn zu Luisen, und sagte: „Sieh, ich halte Wort! Vor acht Jahren versprach ich dir: du solltest meine

Schwie-

Schwiegertochter werden. Hier bring' ich den Bräutigam."

Luise, die sonst ihre Fassung nicht leicht verlor, war so bestürzt, daß sie im ersten Augenblicke nicht antworten konnte. Doch, da der junge Graf der hübscheste Mann war, den sie in ihrem Leben gesehen, und überdieß einen sehr wackern Vater hatte, so ließ sie sich nach kurzem Bedenken den freundlichen Antrag gefallen.

Alle waren jetzt froh, und Niemand mehr, als der Bürgermeister, da die furchtbare Untersuchung einen so glücklichen Ausgang gewonnen hatte.

III.

Doctor Medardus.

1.

Das Erwachen.

„Ach, ich war in Arkadien!“ rief Doctor Medardus, und richtete sich am Bettzopf empor. „Und da bin ich nun wieder in Memel und in meinem öden, staubigen Bücherwinkel, wo kein Engel mir lächelt, und nur mein Perückenstock mich anstarrt. — O, süßer, seliger, unvergeßlicher Traum! Wärst du mir doch, wie mancher deiner Brüder, ein Herold der Wahrheit! — Ja, nicht umsonst erschienst du mir in einer so wichtigen Stun-

de! — Ich werde sie finden, die schöne Hirtin, und sie wird mein altes Leben auf grüner Aue weiden." —

Aus dieser poetischen Schwärmerei fiel er plötzlich in die nüchternste Prosa, als er die Kaffeemühle in der Küche schnarren hörte. „Paul," rief er hinaus, „nimm ein halbes Loth mehr, als gewöhnlich, und laß die Cichorie weg!"

Mit vorgebundener Küchenschürze trat der Graukopf herein und fragte: „Warum wollen Sie denn heute so hoch leben?"

„Aus zwei Ursachen, mein Freund!" antwortete Medardus. „Ich hatte diese Nacht einen himmlischen Traum, und heute ist mein Geburtstag."

„Dazu wünsch' ich Gottes Segen;" sagte Paul, und zog sein Mützlein ab. „Aber für den himmlischen Traum geb' ich kein zerbrochenes Hufeisen."

„Immer spricht doch der alte Dragoner

aus Die," zürnte Medardus. „Was versteht Dein Hirnkasten voll Heu und Stroh von der Traumwelt!"

Paul zog mit Kopfschütteln ab, und machte den Kaffee. Indessen trat der Doctor vor den Spiegel und sagte: „Nun, beim heiligen Aeskulap! für einen Funfziger bin ich noch blühend genug. Volle, rothe Wangen — kein graues Haar — nur die verfluchte Perücke. — Doch, was seyn soll, schickt sich wohl."

Indem er den Kaffee trank, und seinen lieblichen Traum noch einmal träumte, erschien der Licentiat Skrupel, ein kleines, steifzierliches Männchen, in festlicher Kleidung, legte mit hochtrabenden Feiertagsworten seinen Glückwunsch ab, und brachte, als Besitzer einer Apotheke, ein Opfer von Räucherpulver und allerhand köstlichen Essenzen. „Haben Sie Dank für Wunsch und Geschenke!" sprach Medardus. „Ich durchräuchere

zwar meine Wohnung nur mit Tabak; aber mir träumte vor einigen Stunden von einem schönen Kinde, das vielleicht bald bei mir einziehen, und sich Ihrer süßen Gaben erfreuen wird."

Skrupel spitzte die Ohren, rieb freudig die Hände und sagte: „So sind wohl unmaßgeblich mein hochverehrter Herr Doctor gesonnen, die Mönchszelle der Hagestolzenschaft zu verlassen, und sich ins Paradiesgärtlein des Ehestandes zu begeben?"

„O, mein guter Herr Licentiat," entgegnete der Doctor, „in diesem Paradiesgärtlein befand ich mich schon fünf Jahre lang; aber mir war's eine Hölle."

„Ich erstaune, mit Dero Erlaubniß!" rief der Apotheker und schlug die Hände zusammen.

„Erstaunen Sie ohne Umstände, mein allzu höflicher Freund!" sagte Medardus. „Und haben Sie etwa Lust, mein sauberes

Ehegeschichtchen zu hören, so will ich's Ihnen unter der Bedingung, daß Sie es nicht ausschwatzen, erzählen."

Skrupel legte, Verschwiegenheit angelobend, die Hand auf's Herz.

2.

Des Doctors Ehegeschichte.

Ich ließ mich, als ich in Leipzig den Doctorhut empfangen hatte, in einer nicht weit davon entlegenen Mittelstadt als ausübender Arzt nieder. Es gab Anfangs wenig für mich zu thun. Ein alter Quacksalber war Hahn im Korbe, hatte jedoch selbst kaum sein nothdürftiges Futter. Die Leute dort lebten mäßig, und machten sich fleißig Bewegung; daher wurden sie selten krank. Ich gönnte ihnen ihre Gesundheit von Stahl und Eisen, weil ich damals Silber und Gold genug hatte. Eine Base vermachte mir gerade

zu rechter Zeit ein feines Sümmchen, und ich nahm mir nicht die Mühe, es auf Zinsen auszuleihen, sondern lebte herrlich und in Freuden davon.

Unter andern Vergnügungen machte ich eine Reise ins Lauchstädter Bad. Dort sah ich im Tanzsaale ein allerliebstes Mädchen, und ein zündender Blitz fuhr mir ins Herz. Ich durchbrach den dichten Zaun von Anbetern, der die Schöne umgab, foderte sie zum Tanze auf, setzte mich, als er vorbei war, an ihre Seite, und begann ein Gespräch, worin ich erfuhr, daß sie Lucinde Dorn hieß, und eine kranke Mutter hatte, die in der Hoffnung, gesund zu werden, nach Lauchstädt gekommen war, aber noch keine Besserung spürte. Schnell gab ich mich als Arzt zu erkennen, und betheuerte mit Feuer der Liebe, daß ich, wenn mir Zutritt gestattet würde, meine ganze Kunst aufbieten wolle, die Kranke zu heilen. Lucinde versicherte, mein Be-

ſuch würde ihrer Mutter willkommen ſeyn. Gleich darauf verließ ſie, nach kaum gekoſteter Tanzfreude, den Saal, um Nachtwache bei der Kranken zu halten.

Es verſteht ſich, daß ich dieſe des folgenden Tages ſehr früh beſuchte. Sie nahm, von der Tochter ſchon vorbereitet, meinen ärztlichen Beiſtand höflich an, und ich behandelte ſie mit ſo glücklichem Erfolge, daß ſie nach vierzehen Tagen völlig genas. Indeſſen war aber mein Herz immer kränker vor Liebe geworden. Es erſchreckte mich daher, als mir Lucinde jetzt mit niedergeſchlagenen Augen entdeckte, daß ſie, von Armuth und Neigung bewogen, eine Anſtellung beim Theater in Leipzig geſucht und erhalten habe, und nächſtens mit ihrer Mutter dahin abgehen werde. Ich that den lebhafteſten Einſpruch, warf mich ihr zu Füßen, geſtand ihr, daß ich ſie anbete, und trug ihr Hand und Herz an. Gerührt ſank ſie in meine Arme; wir ver-

lobten uns auf der Stelle, der Handel in Leipzig ward aufgesagt, und sie und ihre Mutter begleiteten mich nach meiner Wohnstadt, wo sie sich aber noch vor der Hand eine eigene Haushaltung einrichten mußten, weil meine Diogenes-Tonne zur Theilung mit ihnen zu klein war.

Wir machten schleunig Anstalt zur Hochzeit, und hatten uns schon Einmal aufbieten lassen, als mir träumte, daß ich in der abgeschmackten Tracht eines alten Philisters in einem Spiegelzimmer auf und ab spaziere. Ich trug eine runde schwarze Perücke, einen plattgedrückten Hut mit drei langen, spitzigen Schnäbeln, und einen altväterischen braunen Rock mit bretsteifen Schößen. Und indem ich mich so hundertfach in den Spiegelfeldern der Wände sah, kam Lucinde von hinten, stieß mir den Hut vom Kopfe, und — da hatte der Traum ein Ende, und ich erwachte.

In der Frühe des folgenden Tages erhielt ich vom Stadtmagistrate eine schriftliche Ladung, mich sogleich auf's Rathhaus zu verfügen, und einer wichtigen Eröffnung gewärtig zu seyn. Neugierig, was ich erfahren würde, ging ich hin. Das erste, was mir in der Rathsstube in die Augen fiel, war ein Perückenstock, mit einer runden schwarzen Perücke und einem dreizackigen Hute auf dem Kopfe; und nahe dabei stand ein Kleidereſel, der einen breiten braunen Rock auf dem Leibe hatte. Stuz, Hut und Kleid glichen denen, die ich im Traume trug, wie ein Wassertropfen dem andern, und ich starrte sie deßhalb mit solcher Verwunderung an, daß ich schier vergaß, der werthen Obrigkeit meinen Bückling zu machen.

Der Bürgermeister eröffnete mir: mein Oheim, Balthasar Medardus in Amsterdam, sey verstorben, und habe mich in seinem Testamente mit sechstausend Stück Du-

laten bedacht. — Das war mir eine höchst angenehme Ueberraschung, die mir auch eben nicht durch Traurigkeit verkümmert wurde, da ich den Ehrenmann gar nicht gekannt hatte. Als mir aber der Stadtschreiber das Testament vorlas, erschrak ich über die seltsame, dem Vermächtniß angehängte Bedingung. Ich sollte nähmlich die im Rathszimmer aufgestellte schwarze Haarmütze und den ungestalteten Hut stehendes Fußes aufsetzen, das braune Spießbürgerkleid anziehen und mich dann durch einen Eid verbindlich machen, diese Tracht mein Leben lang, nach jenen von Amsterdam hergesandten Mustern, zu tragen, damit sie mir immerdar ein Harnisch gegen Eitelkeit und Modesucht sey. — Wäre mir aber — setzte das Testament fast spöttisch hinzu — die Perücke sammt Zubehör nicht beliebig, so falle das mir bestimmte Vermächtniß einer frommen Stiftung anheim. —

Sie können sich vorstellen, mein Herr Licentiat, wie ich durch diese Clausel zwischen Thür und Angel gerieth. Ich, damals erst fünf und zwanzig Jahre alt, war unter den Zierlingen und Götzendienern der Mode keiner der Geringsten, und hatte eine junge Braut, von welcher sich vermuthen ließ, daß ihr die holländische Philistertracht, die mich zeitlebens entstellen sollte, äußerst mißfallen würde. Ich hielt es darum für nöthig, mich vor allen Dingen mit ihr darüber zu berathen, und erbat mir einige Stunden Bedenkzeit. Diese schlug mir aber der Bürgermeister rund ab, weil er das Testament im strengsten Sinne auslegte: daß ich mich entweder auf der Stelle umkleiden oder dem Vermächtniß entsagen müsse. „Stehn Sie denn schon als Bräutigam unter dem Pantoffel?" fuhr er mich einiger Maßen an. „Mich dünkt, es wird Ihrer künftigen Frau Ehellebste nicht übel gefallen, wenn Sie ihr

Wagen und Pferde halten können." — Er schüttelte mit diesen Worten die Dukatenbeutel, die schon auf dem Tische bereit standen, und die Sirenenstimme des Goldes bezauberte mich dergestalt, daß ich mich, um meiner Geliebten ein angenehmes Leben zu bereiten, zur äußerlichen Umwandlung in einen Philister entschloß.

Sie war bald geschehen. Der Rathsdiener, ein verdorbener Haarkräusler, stutzte mir mit einer Papierschere Zopf und Locken, setzte mir die Stutzperücke kunstmäßig auf, und ich leistete den im Testamente vorgeschriebenen Eid, mich nun und nimmermehr von ihr und ihrem Anhange zu trennen. Dann ließ ich einen Miethwagen holen, fuhr zu Lucinden, und ersann mir unter Weges eine scherzhafte Einkleidung der Sache.

Zusammengeduckt wie ein Greis, den Hut in die Augen gedrückt, und Geldsäcke in den Armen und Händen, trat ich mit krum

men, schlotternden Knieen in ihr Zimmer, und sprach hustend und mit verstellter Stimme: „Schönes, tugendbelobtes Frauenzimmerchen, da kommt ein ehrbarer Freier!" — Sie kannte mich nicht, sprang erschrocken vom Nähtisch auf, lief in ein Nebengemach, und sagte so laut, daß ich's hörte: „Mutter, um Gottes willen! ein alter, verrückter Mann steht drin in der Stube." — Die Mutter kam. „Na, Mamachen," sprach ich mit der vorigen hohlen Stimme, „wollen Sie einen reichen Schwiegersohn?" — Sie ging schnell auf mich zu, sah mir mit der Brille ins Gesicht, und schrie auf: „Ach! Doctor, Sie sinds? — Was machen Sie für Streiche!" — Lucinde kam nun auch wieder zum Vorschein, und beide fragten mich lachend: wie ich auf den Einfall gerathen sey, mich so zu vermummen und mit Steinen zu schleyen; denn nichts anders würden doch, meinten sie, meine Beutel enthalten. — Schnell

riß ich einen auf und schüttete tausend Dukaten auf den Tisch. Mutter und Tochter standen wie versteinert. Ich erzählte meine Erbschaftsgeschichte, und zitterte vor Leuinldens Unbeständlichkeit über meine Verunstaltung. Aber ich hatte mich ohne Noth gefürchtet. Sie war nicht im geringsten darüber betreten, lobte vielmehr, mit den Dukaten spielend, meinen vernünftigen Entschluß, und äußerte die Hoffnung, daß die warme Perücke meinen häufigen Klagen über Kopfweh abhelfen würde.

Das gefiel mir nicht sonderlich; doch war ich froh, daß ich so leicht davon kam. Auch die Stadt gewöhnte sich augenblicklich an meinen häßlichen Anzug, sobald sie nur hörte, daß ich dadurch reich geworden war. Meine Dukaten erhielten von Jedermann so tiefe Verbeugungen, als mir vorher Niemand gemacht hatte.

In den Flitterwochen meiner Ehe war

Lucinde ein recht gutes Kind. Doch bald entwickelte sich bei ihr manche Untugend, besonders Leichtsinn und Verschwendung, Gefallsucht und Herrschbegierde. Sie war unersättlich in Putz und Pracht, schmeichelte mir Wagen und Pferde und Diener ab, ließ sich die verliebten Grimassen jedes Narren in Gnaden gefallen, und alles im Hause sollte und mußte nach ihrem Kopfe gehn. Aber sie herrschte mit listiger Anmuth. Es war mir und ihrer Mutter nicht möglich, ihr den Zepter, den sie unter beständigem Lachen und Scherz fest hielt, aus den Händen zu winden.

So vergingen drei Jahre, und die Hälfte meiner Erbschaft war vergeudet. Jetzt starb die gute Mutter, die noch manchmal vor den Riß trat, wenn die Tochter gar zu übel wirthschaften wollte. Ich empfand es bald, daß mich mein Schutzengel verlassen hatte. Lucinde zog nun die Larve der Freundlichkeit ab, sagte mir täglich ins Gesicht, daß

ihr

ihr meine Schuſtertracht — in die ich mich doch hauptſächlich ihretwegen geſteckt hatte — unerträglich ſey, und machte mir, mehr befehlend als bittend, den Antrag, unſern Wohnſitz in Leipzig aufzuſchlagen. Ich trug gerechtes Bedenken, den Spielraum ihrer Verſchwendung und Coquetterie zu erweitern; aber alles, was ich einwandte, war in den Wind geſprochen, und Schmollen und Keifen, Krokodillsthränen und künſtliche Ohnmachten wechſelten mit einander ab, um mich mürbe zu machen. Ich bereuete jetzt bitterlich, daß ich die geborne Schauſpielerin abgehalten hatte, ihrem Berufe zu folgen. Am Ende ward ich der täglichen Trauerſpiele auf meinem Haustheater überdrüſſig, und zog mit der Närrin nach Leipzig.

Dort fand ſie ihren Hofſtaat noch nicht groß genug: ſie mußte ein Geſellſchaftsfräulein haben, das zugleich den Dienſt einer Kammerjungfer verſehen ſollte. Dazu ver-

schrieb sie sich aus Erfurt eine arme, elternlose Verwandte. Es war ein wunderhübsches, blondes, sechzehnjähriges Mädchen, in dessen blauen Augen sich ein Himmel voll Unschuld und Gutherzigkeit aufthat. Röschen Schwan gefiel mir beim ersten Anblick, und nach und nach begegnete mir etwas Menschliches: ich verliebte mich in die Kleine. — Das war freilich nicht in der Ordnung; aber die Schuld fiel auf meine ausgeartete Frau, die ich nicht mehr lieben konnte. Mein verwaist'tes Herz fühlte sich zu einer neuen holden Verwandtschaft unwiderstehlich hingezogen. Denken Sie sich aber nichts Arges dabei, Herr Licentiat! Wir liebten rein platonisch; und das erste Mal, als ein Fünkchen Sinnlichkeit in uns aufglimmen wollte, bekam es uns übel.

Eines Nachmittags, als sich Lucinde, wie gewöhnlich, in Gesellschaft befand, las ich Röschen einen Roman vor. Da ward mir

auf Einmal gar seltsam zu Muthe. Ich rückte näher zu ihr, legte das Buch aus der Hand, und küßte sie recht brüderlich. Meine Perücke kam dabei so stark ins Gedränge, daß sie sich verschob, und mir beinahe vom Kopfe fiel. Das mochte wohl ganz komisch aussehen, und plötzlich erschallte von der Thür her Gelächter und Händeklatschen. Himmel! da stand meine Frau! — Mit den gemeinsten Schimpfworten stürzte sie auf mich los, und wollte Röschen ins Gesicht schlagen. Ich sprang dazwischen; das Mädchen entfloh. Nun ging die Furie mir zu Leibe; aber mit Donnerworten, dergleichen sie noch nie von mir gehört hatte, hielt ich ihr bei dieser Gelegenheit alle ihre Unarten und Vergehungen vor. Sie gelobte Besserung und versprach, dem Mädchen nichts zu Leide zu thun.

Bald darauf mußte ich verreisen. Als ich nach acht Tagen zurück kam, fehlte Röschen. Ich fragte nach ihr. „Sie ist entlau-

sen, die liederliche Dirne!" sagte Lucinde. „Du lügst!" fuhr ich auf: „Du hast sie fortgejagt!" Sie läugnete verstockt. Die Köchin und das Hausmädchen, die ich verhörte, sagten aus: Röschen sey eines Morgens weinend fortgegangen und nicht wieder gekommen. Das war alles, was ich erfuhr. In Erfurt, wohin ich schrieb, wußte man nichts von ihr. Alle andere Nachforschungen waren eben so fruchtlos. Kurz, sie blieb verschwunden, und ich habe bis den heutigen Tag nichts weiter von ihr gehört.

Erbittert gegen Lucinden, die sich von dem Verdachte, das arme Mädchen auf eine harte Weise entfernt zu haben, nicht überzeugend befreien konnte, trennte ich mich von ihr, aber ohne Geräusch. Wir bezogen in unserer geräumigen Wohnung abgesonderte Zimmer und sprachen nur in Nothfällen, so kurz als möglich, mit einander. Sie schwärmte jetzt weniger, als zuvor, in Gesellschaften her-

zum; aber es ward mir verrathen, daß sie oft Abends den Besuch eines Liebhabers annahm, der sich, als eine ehrbare Matrone verkleidet, ins Haus schlich. Es war ein fremder Abenteurer, Namens Rauschling, der sich für einen Baron ausgab. Eines Abends hatte ich ihn in dieser Verkleidung auf eine etwas derbe Art mein Hausrecht fühlen lassen, da meldete mir am Morgen meine Frau schriftlich: Daß sie, um der frischen Luft zu genießen, ein Gartenhaus vor dem Thore beziehen werde. „Madame ziehe meinetwegen nach Amerika!" sagte ich zu dem Dienstmädchen, das mir den Brief brachte, und warf ihn unter den Tisch.

Der Gartenzug ging noch denselben Tag vor sich. Des folgenden Morgens kam das Mädchen wieder zu mir, und sagte: sie halte sich gegen mich, als ihren Brodherrn, verpflichtet, mir ein verdächtiges Briefchen, das sie bestellen solle, zu zeigen. Ich sah es an;

es war von Lucinden an den Baron, und so ungeschickt zusammen gefaltet, daß ich es, ohne des Siegels Erbrechung, lesen konnte. Sie lud ihn auf den Abend zwischen neun und zehn Uhr ins Gartenhaus ein, und versicherte: der bewußte Perückenstock werde dort ihr Vergnügen nicht stören.

Dieser Spitznahme machte mir gerade Lust, es zu thun. Ich befahl dem Mädchen, den Einladungsbrief bei dem Baron abzugeben; aber Nachmittags schrieb ich, in Rauschlings Nahmen, mit verstellter Hand an Lucinden: sie möge aus gewissen Ursachen die Güte haben, auf den Abend um acht Uhr zur Kriegsräthin Rummel zu kommen. — Das Haus dieser Frau glich einem Taubenschlage, wo immer verliebte Täuber und Täubchen aus- und einflogen. Auch Lucinde und der Baron hatten dort Bekanntschaft gemacht. Ich konnte folglich darauf rechnen, daß sie meiner Lockpfeife folgen, und ich die Absicht

erreichen würde, ein ungestörtes Selbander mit ihrem Buhlen im Gartenhause zu gewinnen.

Gegen neun Uhr ging ich hin. Sie war richtig fort. Ich nahm Besitz von ihrem Zimmer, und hatte den ganz gewöhnlichen Vorsatz, den Herrn Baron mit einem tüchtigen Stocke so zu empfangen, daß ihm die Lust vergehen sollte, sich jemals wieder in mein Gehäge zu wagen. Indem ich aber auf ihn lauerte, sah ich auf dem Kamin eine Zange liegen und stellte mir vor, es müsse spaßhaft seyn, des Buben lange Nase damit zu zwicken. Sogleich verschloß ich die Hausthür, setzte mich in der Stube, die auf ebner Erde war, ans Fenster, öffnete den einen Flügel ein wenig, und befestigte ihn oben mit einer Schnur, daß er nicht weiter aufgestoßen werden konnte. Kaum war ich mit diesen Anstalten fertig, so kam ein schlanker Mann mit flüchtigen Schritten den mond-

hellen Garten entlang, und klinkte an der Thür. Da sie nicht aufging, lief er an das Fenster, wo ich hinter dem Vorhange lauschte, und steckte eine gewaltig große Nase herein. Ich faßte sie schnell mit der Zange; er fuhr zurück, rannte wild davon, und ich — denken Sie sich den verwünschten Streich! — ich sah mit Entsetzen, daß ich ihm die Nase abgeknipyen hatte. — Sie fiel zu meinen Füßen nieder.

Indem ich sie aufheben wollte, hörte ich einen heftigen Wortwechsel, der sich bei der Gartenthür erhob. Als er ungefähr eine Minute gedauert hatte, kam eine andere Mannsgestalt im Garten hergelaufen, schoß wie ein Pfeil auf mein Fenster zu, und guckte mit einer noch längern Nase, als die vorige war, in die Stube. Da sitzt der Teufel drin! dacht' ich, und packte sie wüthend mit der Zange. Der Eigenthümer fluchte, riß sich los, und schrie: „Ha, Schlange! ward ich

deßwegen her beschieden?" — Ueberzeugt, daß ich nun erst den rechten Mann vor mir hatte, stürzte ich durch die Thür hinaus; er entfloh aber so schnell, daß ich ihn nicht einholen konnte.

Als ich in die Stube zurück kam, hob ich die abgezwickte Nase vom Fußboden auf. Es war, wie ich schon vermuthet hatte, eine pappene Masken-Nase. —

Einige Tage darauf erfuhr ich, wie sie in meine Zange gekommen war. Der edle Freiherr rühmte sich der von Lucinden erhaltenen Einladung sogleich, als er sie empfing, gegen einen Bekannten, einen gewissen Herrn von Flach. Dieser lockere Junker hatte ein winzig kleines Stumpfnäschen; aber desto größer war sein Gelüst nach meiner Frau. Er setzte sich deßhalb eine Kunstnase an, und ging früher, als sein begünstigter Nebenbuhler, zum Stelldichein, um den Minnesold, der diesem zugedacht war, im Dunkel zu erha-

schen. — Als ich ihm den falschen Haken abgerissen hatte, kam er an der Gartenthür dem Baron in den Wurf. Dieser zog ihn zur Rechenschaft, was er hier suche? Darüber entstand ein Gezänk, das sich mit einer Ausfoderung schloß. Den folgenden Tag schlugen sie sich. Herr von Flach, ein guter Fechter, nahm sich des Barons beneidete Nase zum Ziele, und hieb sie so kurz und klein, als die seinige war.

Diese Geschichten wurden in ganz Leipzig bekannt. Alt und Jung zeigte mit Fingern auf mich. Das war mir ungelegen; ich machte geschwind Anstalt zur Scheidung. Aber kaum hatte mein Sachwalter die Klage dem Gerichte überreicht, so ging Lucinde mit ihrem Ritter durch die Lappen. Wer war froher, als ich! Die Ruchtbarkeit ihrer Flucht zog mir jedoch allerhand verdrießliche Besuche auf den Hals. Putz- und Juwelenhändler, Schneider und Zuckerbäcker, Spielglä-

biger und Wucherer, stürmten mit Rechnungen und Schuldscheinen auf mich ein. Ich war nicht verbunden, diese Manichäer, mit welchen Lucinde ohne mein Vorwissen bedeutende Geschäfte gemacht hatte, zu befriedigen; doch ich that es, um die Schreier zu beschwichtigen. Nun war ich aber auch mit der holländischen Erbschaft rein fertig, und nichts als die widrige Tracht, die ich mir deßhalb aufgeladen hatte, blieb mir zum Andenken übrig. Meine ausgetretene Gemahlin machte mir jedoch das Vergnügen, daß sie der öffentlichen Ladung, sich vor dem Ehegerichte zu stellen, kein Gehör gab. So ward sie denn für verschollen erklärt und förmlich von mir geschieden.

3.

Der arkadische Traum.

Ich verließ hierauf — fuhr Medardus in seiner Erzählung fort — den mir verhaßt

gewordenen Schauplatz jener ärgerlichen Auftritte, und machte, einem nun schon längst verstorbenen Freunde zu gefallen, den weiten Sprung hierher, wo ich bereits zwanzig Jahre als Eheverächter und Weiberfeind lebe. Nur Röschens holdes Bild blieb mir theuer und werth, und umschwebt mich noch immer. Außer diesem Umgange mit einem geliebten Schatten — denn meine Freundin ist wahrscheinlich todt — glaubte ich meine Rechnung mit dem schönen Geschlechte abgeschlossen zu haben; aber ein Traum, den ich am heutigen Morgen — in meiner Geburtsstunde — hatte, scheint mir zu weissagen, daß es noch in meinen alten Tagen einigen Anspruch an mich zu machen gesonnen sey. — Nun, ich habe nichts dagegen. Des Traumgotts Zauberstab hat mich ganz verwandelt; das Eis des Weiberhasses ist in meinem Herzen geschmolzen, ich sehne mich wieder nach dem Frühling der Liebe, und es wird mir

recht behaglich seyn, wenn mir ein schönes, freundliches, gutes Kind, wie weiland Röschen, die bösen Stunden meiner ersten Ehe zärtlich vergütet. — Hören Sie jetzt meinen Traum!

Ich befand mich in einer reizenden Landschaft, die dem Arkadien der Dichter nichts nachgab, und mich selbst sahe ich in einen arkadischen Hirten verwandelt. Stellen Sie sich, werther Freund, den possierlichen Seladon vor! Ich breiter, wohlbeleibter Mann saß, mit Stutzperücke, dreieckigem Hute und altväterischem Rocke im Schatten eines Baumes, hatte einen bunten, zierlichen Schäferstab im Arme, und spielte, von schneeweißen Lämmlein umgeben, auf der Hirtenflöte. Es war ein Meister vom Himmel gefallen, denn ungeachtet ich zeitlebens keine andere Pfeife, als die Tabakspfeife, an den Mund setzte, so fand dennoch mein erster Versuch im Fache der Tonkunst außerordentlichen Beifall. Mei-

ne Lämmlein vergaßen der süßen Weide, und sahen mich mit Verwunderung an; Phylax, der treue Wächter der Heerde, trat an mir in die Höhe, und wedelte mit dem Schwanze; Schaaren von Vögeln kamen von allen Seiten geflogen, versammelten sich über mir auf dem Baume, und neigten die Köpfchen herunter, als wollten sie von mir lernen; sogar der Wind, der zuvor die Zweige durchrauschte, ward plötzlich still, und hörte mir zu. Allein das war noch nicht genug. Meine Zaubertöne lockten auch einen Engel herbei. Ja, wahrlich! es war ein Engel, der in der Gestalt einer jungen, bildschönen Hirtin aus einem nahen Rosengebüsche trat, und mir freundlich zunickte. Frohbestürzt sprang ich auf, und machte der himmlischen Erscheinung, die mit meinem unvergeßlichen Röschen viel Aehnlichkeit hatte, eine tiefe Verbeugung. Lächelnd über meinen steifen Bückling und Scharrfuß, die sich freilich in Arka-

dien luſtig ausnehmen mochten, winkte ſie mir, mich wieder zu ſetzen und fort zu flöten. Sie nahm Platz an meiner Seite, legte die alabaſterne Hand vertraulich auf meine Schulter, und ich ſpielte ſo meiſterhaft, ſo ſüß, ſo rührend, daß ihr die Augen übergingen. Da entbrannte mein Herz vor Liebe, und mit anſtändigen Worten geſtand ich es ihr. Erröthend ſchlug ſie die Augen nieder, drückte mir leiſe die Hand und liſpelte: „Ich bin Dein. — Wir finden uns wieder.“ — Und indem ſie das ſagte, war ſie wie ein Luftgebild verſchwunden.

4.

Fanny.

„Ein anmuthiges Träumchen!“ rief Skrupel. „Aber das Ende vom Liede, das plötzliche Verſchwinden, will mir nicht gefallen. Hätte die ſchöne Nymphe nur wenig-

stens ihre Addresse zurück gelassen! Der Herr Doctor können doch nicht ihretwegen, wie ein zweiter Don Quixote, die Welt durchziehen, und würden auch keinen Nutzen davon haben; denn Sirach sagt: „Wer auf Träume hält, der greift nach dem Schatten, und will den Wind haschen!"

O, er sagt noch derber: „Narren verlassen sich auf Träume," fiel Medardus ein. „Aber ich kehre mich nicht daran. Berichtet uns nicht selbst die Bibel — unter deren Verfassern der gute Sirach nur eine Person vom zweiten Range ist — mehr als zwanzig merkwürdige Träume, die vollkommen in Erfüllung gingen? Und traf nicht mein eigner Perückentraum auf's Haar ein? — In der homerischen Dichtung von den Träumen haben, wie Penelope sagt, die Träume Ausgang durch zwei Pforten: eine ist von Elfenbein, die andere von Horn. Durch jene gehen die falschen, durch diese die wahren Erschei-

ſcheinungen. — Und ſo glaub' ich feſt, daß mein ſchönes Traumbild aus der hörnernen Pforte kam. Darum will ich es im Reiche der Wirklichkeit aufſuchen, ohne mich jedoch vor der Hand vom Stuhle zu bewegen."

Wie das möglich ſey, war dem Apotheker ein Räthſel. Medardus erklärte ſich nicht weiter darüber, und das höfliche Männlein, das ſich keiner unbeſcheidenen Frage erkühnen wollte, ging mit unbefriedigter Neugier nach Hauſe.

Kaum war der Doctor allein, ſo entwarf er folgenden Aufſatz:

„Ein rechtlicher, ſein gutes Auskommen habender Mann, der ſich beſcheidentlich enthält, ſein eigner Lobredner zu ſeyn, hatte in den Morgenſtunden des erſten Aprils einen Wonnetraum, der ihm ein holdes, doch leider ihm ganz unbekanntes weibliches Weſen als Braut zuführte. Er wendet ſich deßhalb an Deutſchlands ſchöne Töchter mit der Fra-

ge: ob vielleicht einer von ihnen zu gleicher Zeit etwas Aehnliches träumte? — Ist das der Fall, so ward dadurch offenbar eine Ehe im Himmel geschlossen, und der Bräutigam fliegt in die Arme seiner Braut, sobald sie ihren Nahmen und Wohnort, unter der Aufschrift: D. M. v. M. an die Expedition des allgemeinen Anzeigers versiegelt einsendet."

Diese Auffoderung schickte er mit der nächsten Post zum Druck dahin ab, und von dorther empfing er nach vier Wochen ein kleines, mit D. M. v. M. bezeichnetes Briefchen. Hastig riß er den Umschlag auf, fand darin eine Karte und auf derselben wie eine Kriegslosung die zwei Worte:

Fanny — Heidelberg.

Bestürzt über diese unfruchtbare Kürze, wandte er das Blatt um, und zu seinem Troste war noch auf der Rückseite die Gasse, das Haus und das Stockwerk benannt, wo

er nach Fanny fragen und weitere Auskunft erhalten solle. Nun hing bei ihm der Himmel voll Geigen, die nur dadurch etwas verstimmt wurden, daß er eine Minnefahrt in ferne Lande beginnen mußte. Er lief auf die Post und fragte, wie weit es von Memel bis nach Heidelberg sey. „Einhundert vier und achtzig Meilen, und eine halbe," war die Antwort. „Alle Wetter!" brummte er in den Bart. „Wer doch Meilenstiefeln hätte!"

Auf dem Rückwege sprach er bei dem Apotheker ein. Dieser brach über die angekommene Brautpost und des Doctors Entschluß, die weite Reise nach Heidelberg unverzüglich anzutreten, in die weitschweifigste Verwunderung aus. Doch am Ende erbot er sich selbst zum Reisegefährten, denn er hatte Verwandte in Frankfurt am Mayn und war schon längst gesonnen gewesen, sie zu besuchen. „Welche Ehre für mich," rief er aus, „mit einem so gelehrten Manne zu reisen!

Welches Glück, auf dem langen Wege von ihm zu lernen!"

„Wenigstens will ich mir Mühe geben, Ihnen das leidige Komplimentiren abzugewöhnen," versetzte Medardus. Hierauf ging er nach Hause, machte seinem Heber und Leger die vorhabende Reise bekannt und fragte ihn, welche Art des Fortkommens wohl die beste seyn würde?

„Zu Pferde! zu Pferde!" rief Paul.

„Das dacht' ich!" sagte der Doctor. „Dieser Rath war von einem Exdragoner zu erwarten. Aber ich, der kaum zweimal in seinem Leben einen frommen Miethgaul bestieg, und bis auf's nächste Dorf schneckte, ich danke für einen Ritt von zweihundert Meilen, und mein Reisekompan, der Apotheker, würde ihn noch weniger aushalten."

„Ja, das glaub' ich selbst!" sagte Paul verächtlich. „Dergleichen Zuckerpüppchen muß

man in einen Wagen einpacken, um sie unzerbrochen an Ort und Stelle zu bringen."

„Es ward beschlossen, die Reise mit einem eigenen Fuhrwerke zu machen. Dessen Anschaffung überließ der Doctor seinem Hausweibel, der seit vielen Jahren sein Bedienter, sein Koch, sein Alles in Allem war, und nun auch die Bestallung als Kutscher erhielt. Paul wußte, daß des folgenden Tages ausgemusterte Dragonerpferde in der Nähe versteigert werden sollten, und nach seiner Meinung war ein Kriegsroß das brauchbarste Thier von der Welt. Er ging daher auf den Markt, erstand ein Paar gleichfarbige Kleyper, und kaufte dazu einen kleinen russischen Wagen. Die alten Bursche, die verschiedene Feldzüge mitgemacht hatten, hielten es Anfangs unter ihrer Würde, den Karren zu ziehen, und weigerten sich dessen; aber Paul sprach vernünftig mit ihnen, stellte ihnen sein

eigenes Beispiel vor, und sie fügten sich gehorsam ins Joch.

5.

Die Reise.

In der Mitte des Maimonds begann die große Fahrt. Medardus, der seit zwanzig Jahren in keinem Wagen gesessen hatte, und indessen bequem und unbehülflich geworden war, befand sich sehr übel in dem engen Gehäuse, das weder auf Federn noch Riemen schwebte. Grimmig verzog er sein Gesicht, so oft er Stöße bekam, die ihm gemeiniglich seinen breiten Zackenhut, der immer mit den Kastenwänden im Streite lag, vom Kopfe warfen. Er betheuerte schon auf der ersten Meile: er würde stracks zu seinem Großvaterstuhle zurückkehren, wenn er nicht dieses Märtyrerthum eines Engels wegen erduldete. — Paul hatte kein Mitleiden mit ihm. „Was

hilft das Wehklagen?" rief er lachend: „Nun müssen Sie im Nothstall aushalten. Warum ritten Sie nicht! Da säßen Sie frank und frei, wie ein König auf seinem Throne, stießen mit den Windmühlflügeln Ihres Hutes nirgend an, und würden nicht so gerade-brecht." — Desto mehr zärtelte Skrupel mit dem Murrkopfe. Er hob ihn, so gut es seine schwachen Kräfte vermochten, in den Wagen und heraus, drückte sich in seine Ecke, damit der breite Nachbar mehr Raum hatte, und bediente ihn in den Wirthshäusern wie der aufmerksamste Kammerdiener. Allein er konnte die schlechten Speisen nicht verbessern, das harte Lager nicht weich machen, und die unverschämten Foderungen der Gastwirthe nicht mindern. Darum ächzte und krächzte Medardus immerfort, und seufzte manchmal sogar bei einem Trunke sauern Bieres: „O Fanny, Fanny! was leid' ich für dich!" —

Uebrigens stieß unsern Reisenden kein be-

sonderes Abenteuer oder Unglück in den ersten vier Wochen auf. So viel Zeit brauchten sie, bei Pauls sorgfältiger Schonung der Pferde, bis Berlin. Es war schon später Abend, als sie dort in einem ansehnlichen Gasthofe abtraten. Am folgenden Morgen ging Medardus, um einen Universitätsfreund zu besuchen, schon um vier Uhr aus, weil man ihn wegen seiner auffallenden Tracht vor der berüchtigten Berliner Straßenjugend gewarnt hatte. Er wollte lieber seinen Freund im Schlafe stören, als sich von den Rangen beunruhigen lassen. Sie machten auch wirklich den Weg noch nicht unsicher, als er um sechs Uhr wieder nach seinem Gasthofe zurück eilte.

Hier aber bekam er unerwartete Händel. Er fand den Gang, der zu seinem Zimmer und einigen andern führte, mit Israeliten und andern Leuten angefüllt, und kaum gewahrten sie ihn, so sagte ein Hebräer ziemlich

laut zu seinen Nachbarn: „Schaut, do kümmet noch äne Figur, die ebbes will hoben!" — Alle sahen den Ankömmling flämisch an, spreizten sich mit Armen und Beinen, und sperrten ihm so den Paß. „Mit Erlaubniß!" sprach er höflich, und wollte hindurch. „Bleiben Sie ruhig hinten!" gebot ein dicker Weinhändler aus der Mitte hervor. „Wer eher kommt, mählt eher; das haben wir unter uns ausgemacht." — „Wie? was? entgegnete Medardus. „Mahlen Sie meinetwegen beim Teufel, nach der Reihe oder außer der Reihe! Aber der Weg hier muß frei seyn. Also Platz da, ihr Mauschel!" — Damit warf er die Vorposten, ein Paar langbärtige, schmutzige Juden, auf die Seite, und drang vorwärts. Da brüllte der ganze Haufe: „Halt, halt!" Und vor ihm erhoben sich drohende Fäuste und Stöcke, und hinter ihm ermannten sich die schon überwältigten Juden, und zerrten ihn am Rocke zurück. Muthig

durchbrach er dennoch die zweite Linie, und stürmte schon die dritte, als der zornige Weinhändler seinen Stock, der fast so dick als ein Weinpfahl war, gegen ihn schwang, und ihm derb auf den Hut klopfte. „O Fanny, Fanny, was leid' ich für Dich!" seufzte Medardus in seinem Herzen, und fuhr nun auch mit seinem Knüttel empor. Die dazwischen stehenden Juden und Christen duckten sich furchtsam; ein hitziges Gefecht begann über ihren Köpfen, und der Weinmann hieb so toll ins Zeug hinein, daß er eine über seinem Haupte hängende große Laterne in tausend Stücke zerschlug.

Das Klirren des Glases und das Geschrei der Zuschauer, die zum Mitersatz des Schadens gezogen zu werden besorgten, durchgällte das Haus, der Gastwirth und einige Küper kamen gelaufen, und mit krampfhaftem Zittern schrie ein Hebräer ihnen entgegen: „Ich bin's nit gewest, ich gebe nicks

derzu, der Herr Weinhändler hot zerschmeißt dos Laternche."

„Ja, ich ersetze den Schaden;" sagte der dicke Mann: „aber du rothbärtiger Judas bist ein Blaustrumpf!"

„Blaustrumpf! was ist dos?" rief der Jude. „Würd' ich bald hebben gor keene Strümpf uf de Gebeine, sollt' ich büßen und zohlen fü" fremde Leut. — Nä, nä, dos gaiht nit!"

„Aber was wollen die Herren insgesammt hier?" fragte der Wirth.

„Geld holen," antwortete der Weinhändler. „Wir wurden gestern bestellt, uns diesen Morgen hier einzufinden und Zahlung zu empfangen."

„Von wem denn?"

„Vom Herrn Baron Rauschling," rief das ganze Chor, und zeigte auf die nächste Thür.

Medardus erschrak; aber der Wirth lach-

te laut auf, und sagte: „Da hätten Sie früher aufstehen sollen! Der Herr Baron ist schon gegen Mitternacht abgereist."

„Wai! ah wai! wos sind mer geworden betrkeit!" kreischten die Juden, und rauften sich Bart und Perücken; die Christen wünschten christlich: der Baron möchte auf der Reise den Hals brechen; kurz, die ganze Gesellschaft verließ mit lautem Verdruß den Platz, wo sie beinahe zwei Stunden vor einem leeren Neste gelauert, und sich um das Vorzugsrecht der Befriedigung gestritten und geschlagen hatte.

„Wer ist dieser Baron Rauschling?" fragte Medardus ängstlich den Gastwirth.

„Ich weiß nichts von ihm, als seinen Nahmen;" antwortete Dieser. „Er wohnte nur acht Tage bei mir. Aber seit einigen Jahren kommt er dann und wann nach Berlin, hält sich Monate lang hier auf, und

hat denn da die Bären angebunden, die eben die Treppe hinab brummten."

Der Doctor forschte, um sich nicht in der Person zu irren, nach der Gestalt der freiherrlichen Nase.

„Sie soll einmal lang gewesen seyn," antwortete der Wirth: „doch ein Duell, wie man sagt, hat sie verstümmelt."

„Er ist's, er ist's!" sprach Medardus für sich, und fragte mit Bangigkeit: ob der Baron ein Frauenzimmer bei sich gehabt habe? Das verneinte der Gastwirth. „Gott sey Dank!" sagte der Doctor, der seine vormalige Frau weder in dieser noch in jener Welt wieder zu sehen wünschte. Er beruhigte sich noch mehr, als er hörte, daß der Baron seinen Weg nach Norden genommen hatte. Dennoch hielt er es für möglich, daß der Abenteurer auf der nächsten Station umkehren, nach Berlin zurück kommen, und wohl gar die vielleicht in der Nähe sich aufhalten-

de Lucinde mitbringen könnte; er stöberte deßhalb den Apotheker, der den Tumult verschlafen hatte, aus dem Bette, ließ geschwind anspannen, und zog weiter nach Süden.

Indem er in den Wagen stieg, fuhr ein Reisender vorbei. Dieser setzte sich flugs in den Kopf, der wundersam gekleidete Mann sey der bekannte Bauer, Johann Adam Müller, aus der Gegend von Heidelberg, der eben damals seinen fruchtbringenden Pflug verlassen, und sich nach Berlin begeben hatte, um dort den todten Saamen seiner Weissagungen auszustreuen. Unglücklicher Weise machte der irrgläubige Passagier gerade denselben Weg, den Fanny's Bräutigam vor sich hatte, und verbreitete, ohne weitere Untersuchung, in allen Gasthöfen, der berühmte Prophet sey ihm auf den Fersen, um in seine Heimath zurück zu kehren. Als nun unsre Reisenden hinter Potsdam in ein Städtchen kamen, wo sie übernachten wollten, um-

ringte den Doctor vor dem Wirthshause eine Anzahl von Menschen und fragte dringend: ob bald wieder Krieg werden würde? „Was weiß ich's?" schnurrte er sie an, und wollte ins Haus gehen. Aber die Ringmauer der Neugierigen umschloß ihn immer enger; und da er nicht über Krieg und Frieden mit der Sprache heraus wollte, hielt ihm ein Dutzend alte Weiber die flachen Hände vor's Gesicht, und bat flehentlich, daß er ihnen daraus wahrsagen möchte. „Zum Teufel! ich bin ja kein Zigeuner," rief er wild, und setzte sich mit solcher Gewalt in Freiheit, daß einige der Mütterchen, die ihn traulich umklammert hatten, zu Boden fielen. Darüber gerieth das Volk in Aufruhr. „Grober Bauer!" schimpften hundert Stimmen, und Erdschollen und Steine flogen ihm nach. Die meisten Bomben aber trafen den Apotheker, der ihm wie ein treuer Schildknappe den Rücken deckte.

„Ist das Volk hier närrisch?“ sagte der Doctor, als sie in der ihnen geöffneten Stube eine Freistätte gewonnen hatten. „Wären wir doch bald, wie der heilige Stephanus, gesteiniget worden! O Fanny, Fanny, was leid' ich für Dich!“ —

Der Wirth brachte ihnen Abendessen und dazu ein Paar kleine weiße Brode. Hungrig brach der Doctor eins auf; es war beinahe ganz hohl. „Das wird mich nicht satt machen,“ sprach er.

Der schalkische Wirth, der als ein Ungläubiger und Freigeist im Städtchen verschrien war, sah lächelnd hin und sagte: „Es ist doch wunderbar, daß gerade Ihnen dieses Prophetenbrod zufiel!“

„Prophetenbrod? — Wie soll ich das verstehen?“

„Nun, ich meine, weil es so hohl ist, wie die Weissagungen der neuen Propheten.“ —

„Was

„Was gehn die mich an?" fragte Medardus; und da kam es denn endlich heraus, daß ihn jener Reisende, der einige Stunden vorher im Gasthofe gewesen war, als den Propheten Müller angemeldet hatte. Das verdroß ihn höchlich, und er seufzte wieder: „O Fanny, Fanny, was leid' ich für Dich!"

Er richtete seine Reise nun so ein, daß er am hellen Tage den Wagen so wenig als möglich verließ, und erst nach eingebrochener Dunkelheit in den Nachtherbergen eintraf. Dessen ungeachtet fand er noch hier und da Leute, die an der Thür des Gasthofes auf den ländlichen Propheten lauerten. Er war aber immer gleich beim Aussteigen sein eigener Herold, und rief mit starker Stimme: „Ich bin Doctor Medardus von Memel!" Da ließ man ihn unangefochten.

So kam er glücklich bis in die Gegend von Erfurt, wo er einige Tage ausruhen und versuchen wollte, ob er vielleicht von Röschen

Schwan, die ihre frühste Jugend dort verlebt hatte, etwas erfahren könnte. Aber es war kein gutes Vorzeichen, daß einige hundert Schritte vor dem Thore der alte russische Wagen plötzlich der langen Reise überdrüssig ward, und mit gewaltigem Krachen zerbrach. Die beiden Inwohner, die gegen hundert und funfzig Meilen friedlich zurückgelegt hatten, stießen so fürchterlich mit den Köpfen zusammen, daß ihnen schier Hören und Sehen verging. Am übelsten kam der arme Apotheker dabei weg. Der Wagen zerfiel auf seiner Seite; sein schwerer Nachbar schoß ihm, wie ein Bergsturz, auf den Leib, und dennoch wandte der freundliche Mann den wenigen Athem, der ihm in dieser Presse zu Gebote stand, zu Höflichkeitsbezeigungen an. Er betheuerte, daß er sich sehr glücklich schätze, nicht auf den verehrten Freund gefallen zu seyn, sondern ihm vielmehr zu einem weichen Polster gedient zu haben. Der gute Narr

wollte sich auch, da sie den Wagen ausräumen und zu Fuß in die Stadt einziehen müßten, des Doctors Gepäck aufladen; er sank aber fast schon unter dem seinigen zusammen: der arkadische Schäfer mußte daher seinen Mantelsack selbst tragen. Es war noch heller Tag; und obgleich das Gerücht von des Propheten Ankunft nicht bis nach Erfurt geflogen war, so erregte doch des braunen Pilgers abenteuerliche Tracht viel Aufsehen. Die liebe Jugend zog in Schaaren neben ihm her, und machte sich mit deutscher Freimüthigkeit und Derbheit über ihn lustig. Er enthielt sich, durch Schelten in das Wespennest zu stören, und sang nur innerlich sein altes Lied: „O Fanny, Fanny, was leid' ich für Dich!"

Der kranke Wagen ward von allen herbei gerufenen Wagenärzten für unheilbar erklärt, und um einen billigen Preis war kein gesunder zu haben. „Ein Nimmersatt über-

bietet den andern!" sagte Paul, als er die Stadt durchlaufen hatte. „Wer wird so viel Geld für einen Kasten hinwerfen, der uns vielleicht morgen wieder unter dem Leibe zerbricht! Ich schaffe für die Hälfte ein drittes Pferd, nebst den nöthigen Sätteln, und so reiten wir gemächlich die dreißig oder vierzig Meilen, die noch vor uns liegen. Unsere zwei Pferdchen gehen sanft wie eine Wiege, und sind so verständig und fromm, daß sie ein Kind an einem Faden lenken könnte. Also werden sich doch die Herren nicht fürchten, sie zu besteigen."

„Was fürchten!" versetzte der Doctor. „Ich fürchte mich mehr vor dem theuern Wagenkauf, als vor dem Reiten. Aber wie steht's mit Ihnen, Herr Licentiat?"

Skrupel entfärbte sich zagend, war aber aus angeborner Höflichkeit sofort willig, zu Pferde zu dienen. „So gefallen mir die

Herren!" sagte Paul und eilte fort, den Roßhandel zu schließen.

Während der Zeit forschte der Doctor nach Röschens Pflegeältern; sie waren aber schon vor vielen Jahren gestorben, und man erinnerte sich ihrer kaum noch in dem Hause, wo sie gewohnt hatten. Traurig über den Verlust seiner letzten Hoffnung, eine Spur seiner Jugendfreundin zu finden, kam er in den Gasthof zurück. „Grämen Sie sich nicht, theuerster Gönner!" sagte Skrupel. „Denken Sie an die schöne Fanny und an die Worte eines berühmten Dichters:

Es küßt sich so süß die Lippe der zweiten,
Als kaum sich die Lippe der ersten geküßt."

„Sie sind ein schlauer Trbster!" schmunzelte Medardus. „Ich kann freilich das liebe Mädchen, das mir von meinem bösen Weibe entrissen wurde, nie vergessen, aber Fanny wird mir's ersehen."

Und mit ritterlichem Muthe bestieg er

am nächsten Morgen seinen Gaul. Der Apotheker, dem kein Liebchen entgegen sah, kletterte verdrießlich, doch mit einer heitern Maske, in den Sattel. Paul rieth ihnen, den ersten Tag nur zwei Meilen im sanften Schritte zu reiten, und sie selbst waren auch nicht gesonnen, ein weiteres Ziel zu erjagen. Sie zogen Anfangs äußerst bedächtig und stumm neben einander her, oder lispelten nur einzelne Sylben: denn sie schienen zu befürchten, daß sie sich durch lautes Sprechen aus dem Gleichgewichte bringen möchten, wie in den Alpengegenden bisweilen ein schwacher Schall den Sturz einer Lawine bewirkt. Als sie aber sahen, daß sie leidlich fortkamen, ließen sie der Zunge freien Lauf. Skrupel rühmte des Doctors gute Haltung zu Pferde; Medardus war durch Gegenlob erkenntlich: sie glichen verbrüderten Schriftstellern, die einander wechselsweise in gelehrten Blättern weidlich heraus streichen. Wie aber

mancher Unverbrüderte darüber lächelt, so lachte auch der kunsterfahrene Paul ins Fäustchen und dachte: Schweigt doch, ihr Schächer! — Dagegen genossen sie einige Verehrung von den ihnen begegnenden Landleuten, die den ernsthaften Medardus für einen berühmten Wurm-Doctor und den freundlichen Licentiaten — der ein Kleid von gelbem Nankin und eine rothe Mühe trug — für seinen lustigen Diener ansahen, und sich freuten, sie beim nächsten Jahrmarkte auf einer Schaubühne zu finden.

Am folgenden Tage hatten die Ritter ihre Herberge noch nicht lange verlassen, als sie auf einem Blachfelde neben der Heerstrasse eine zu Waffen- und Roßübungen ausgerückte Reiterschaar erblickten. Sie freuten sich weniger darüber, als ihre Klepper, die alsbald die Köpfe muthig hoben, die Ohren spitzten und ihre ehemaligen Kriegskameraden wiehernd begrüßten. Das Regiment, das An-

fangs in einzelne Haufen getheilt war, und verschiedene Schwenkungen machte, zog sich, als sie näher kamen, plötzlich zusammen, die Trompeten schmetterten, und donnernd flog es über die Ebene hin. Da fuhr der Satan in die Rosse der lateinischen Reiter. Unaufhaltsam gingen sie durch, setzten über den Graben und stürzten den Reisigen nach. Des Doctors Hut und Perücke und Skrupels Mütze verließen, wie abtrünnige Freunde in der Noth, schon dießseits des Grabens ihre bedrängten Herren, die sich muth- und bügellos Gott und ihren Sattelknöpfen empfahlen. Vorwärts liegend und gespreizt wie Frösche, folgten sie dem Sturmfluge der Reiterei, bis „Halt!" gerufen ward. Indessen hatten die beiden tollköpfigen Renner das Regiment eingeholt und schlossen sich, als ob sie dazu gehörten, an den linken Flügel an. Der nächste Offizier bemerkte den sonderbaren Zuwachs,

und sagte lachend: „Sieh da, ein Paar Freiwillige!“

„Ja, wenn Sie unsere Pferde meinen, da haben Sie Recht!“ murmelte Medardus.

Jetzt kam Paul, mit den verlorenen Kopfdeckeln in der Hand, keuchend zu Fuß, weil sein dummes, weder von Muth noch Ehrtriebe beseeltes Bauerpferd den ihm zugemutheten Rittersprung über den Graben hartnäckig verweigert hatte. „O, du Unglücksmensch!“ fuhr ihn der Doctor an. „Versuchs nur noch einmal, mich zum Reiten zu beschwatzen! Wir haben auf den Mähren, die Du uns als fromm und verständig anrühmtest, fast den Hals gebrochen, und nun stehn sie hier wie eingewurzelt. Hilf uns von dannen!“

Paul schob sich rasch zwischen die beiden alten Sünder, faßte sie rechts und links an den Zäumen, und zerrte sie wieder nach der Straße hin. Diese Heimführung, bei welcher sich die Ritter von der traurigen Gestalt ganz

unthätig verhielten, ward von den lustigen Kriegsmännern laut belacht und bewitzelt; aber Medardus stöhnte leise: „O Fanny, Fanny! was leid' ich für Dich!"

Als sie am Graben abgestiegen waren, sprach er zum Apotheker: „Wir wollen uns nun vom Pferde auf den Esel setzen, nämlich auf die öffentliche Post, die ich darum so nenne, weil ihre schmalen, bretternen Sitzbänke mit dem harten Rücken eines hölzernen Strafesels viel Aehnlichkeit haben."

„Wohl wahr!" erwiederte Skrupel. „Das bedächtige Fuhrwerk geht aber nicht mit uns durch. Es dünkt mich daher sehr weise, davon Gebrauch zu machen."

Sie wanderten nach dem nächsten Städtchen. Paul folgte mit den Packpferden, und erhielt Befehl, bis auf weitere Verordnung daselbst zu bleiben. Nach einigen Ruhestunden begaben sich die Herren ins Posthaus, bestiegen die eben abgehenden hölzernen Esel,

und ritten darauf bis Frankfurt. Hier wollte sich der Licentiat trennen; der Doctor bat aber um seine Gesellschaft bis Heidelberg, weil er ihn dort als Gesandten an Fanny — er wollte nicht sagen: als anmeldenden Bedienten — zu brauchen wünschte. Der gefällige Mann weigerte sich keinen Augenblick. Er that nur, indem umgespannt wurde, einen Sprung zu seinen Verwandten, und setzte dann die Reise mit fort. In den Morgenstunden des folgenden Tages kamen sie in Heidelberg an, und traten im Badenschen Hofe ab.

6.

Ausgang des Traumes.

„Gott sey Dank!" rief Medardus. „Da steh' ich denn endlich an der Himmelsthüre, wo mir der Verlust eines geliebten Mädchens, die Foltern einer unglücklichen Ehe,

und die Drangsale einer langen, mühseligen Reise vergütet werden sollen."

„Ich wünsche von Herzen, daß es geschehe!" sprach der Apotheker. „Wenn nur nicht etwa — —" Er verschluckte, was er noch sagen wollte.

„Sie wollen mir wohl einen Floh in's Ohr setzen?" sagte der Doctor. „Sie denken, weil Sie Skrupel heißen, müssen Sie sich einmal skrupulös zeigen. Leiten Sie doch lieber Ihren Nahmen von dem Apothekergewicht Skrupel her, und haben Sie einen so leichten Drittelquentchen-Sinn, als ich! — Der Traumgott ist mein alter Freund; ich weiß, wie ich mit ihm stehe. Er hat mich noch nie getäuscht, und wird nicht erst heute damit anfangen. Rüsten Sie sich also, wenn ich bitten darf, zur Gesandtschaft an Fanny."

Der Licentiat legte sein gelbes Schmetterlingsgewand, das auf dem Postwagen sehr unscheinbar geworden war, hurtig ab, und

bekleidete sich mit einem feinen schwarzen Rocke. Während der Zeit schrieb der Doctor mit möglichster Zierlichkeit auf eine Karte: „D. M. v. M. meldet seine glückliche Ankunft, und ersucht um Bestimmung der Stunde, wenn er der schönen Fanny aufwarten darf." — Skrupel, indessen fertig gepuht, bat um Verhaltungsbefehle. „Geben Sie dieses Blatt," sagte Medardus, „in der auf Fanny's Karte bezeichneten Wohnung ab, und erwarten Sie Antwort! Nennen Sie aber meinen Nahmen nicht, und ziehn Sie mit guter Art den Kopf aus der Schlinge, wenn man Sie etwa über meine Gestalt oder mein Alter ausfragen will." —

Um der Gesandtschaft mehr Glanz zu geben, fuhr der Licentiat in einem Miethwagen aus. Er klopfte säuberlich an die rechte Thür; sie ward ihm von einem Dienstmädchen geöffnet. Er fragte, ob er das Vergnügen haben könne, Fräulein Fanny zu spre-

chen. Da kam eine alte, dicke Dame, die das Anbringen im Zimmer gehört hatte, eilig gewackelt, nöthigte ihn hinein, und sagte: „Hab' ich vielleicht das Vergnügen, den längst von Fanny erwarteten Herrn D. M. v. M. vor mir zu sehen?" — „Ich bin's nicht selbst," erwiederte Skrupel, „aber ich komme von ihm." — „Also wahrscheinlich sein Kammerdiener?" — Er antwortete mit einer zweideutigen Verbeugung. Die Alte zog ihm die Anmeldungskarte hastig aus der Hand, las sie und sagte: „Der Engel wohnt nicht hier; aber mein Mädchen soll schnell hinlaufen, und Antwort zurück bringen. Nehmen Sie indessen Platz!"

Das Mädchen schoß fort. Die Alte war mit dem vermeinten Kammerdiener allein. Sie setzte ihm Wein vor, bot ihm aus ihrer Schnupftabaksdose, der sie selbst fleißig zusprach, eine Prise um die andere an, und als sie ihn mit allen diesen Höflichkeiten sattsam

bestochen zu haben glaubte, nahm sie ihn über den Herrn v. M. — denn sie vermuthete hinter diesen Buchstaben einen tüchtigen Edelmann — scharf ins Verhör. Der ehrliche Licentiat war gezwungen, sich gegen das Heer von Fragen, das auf ihn einstürmte, mit einer Nothlüge zu verschanzen. Er gab vor: er sey erst in Frankfurt am Mayn in des Herrn D. M. v. M. Dienste getreten, und ihm sey daher nicht einmal dessen Nahme, geschweige die Zahl und Lage seiner Güter, bekannt. Damit mußte sich die fragselige Matrone abspeisen lassen.

Nach einer ängstlichen Viertelstunde kam das Mädchen mit der Antwort zurück: Fanny sey über des Herrn v. M. glückliche Ankunft höchst erfreut, und erwarte Nachmittags um fünf Uhr seinen Besuch in ihrem freundlichen Garten vor dem Mainheimer Thore. Skrupel ließ sich den Weg dahin genau bezeichnen, warf sich wieder in den Wa-

gen, und erstattete im Badenschen Hofe seinen Gesandtschaftsbericht.

„Sehen Sie, wie alles eintrifft!" jubelte Medardus. „Der Garten, wo mich Fanny empfangen will, ist die arkadische Landschaft, die ich im Traume sah. Nun leb' ich und sterb' ich darauf, daß auch Fanny ganz das Engelsbild seyn wird, das mir dort erschien. — O Licentiat, was bin ich für ein glücklicher Mann!" —

Aber im Momente dieser Entzückung fielen ihm sein Hut und Stuz in die Augen, und mit finsterm Gesichte fuhr er sie an: „Dürft' ich euch doch vernichten, ihr Scheuel und Gräuel! — ihr widrigen Andenken eines verhaßten Weibes! — Aber ein Eid bindet mir die Hand, und ich muß mich am schönsten Tage meines Lebens von euch verunstalten lassen. — Ach, was wird Fanny vor mir erschrecken!" —

„Erlauben Sie, das glaub' ich nicht;"

sprach

sprach der Licentiat. „Fanny saß ja schon im Traume neben Ihnen, und Sie waren damals nicht anders gekleidet.“

„Herr,“ rief Medardus, „Sie wollen mich schrauben; doch wider Ihren Willen hatten Sie einen recht trösslichen Einfall. Es ist allerdings so, wie Sie sagen. Ich rief von Deutschlands schönen Töchtern diejenige auf, der in den Morgenstunden des ersten Aprils etwas Aehnliches, wie mir, geträumt habe — Fanny trat hervor — also sah sie mich unstreitig eben so klar, als ich sie. — Nun bin ich ruhig.“

Gegen fünf Uhr ging er mit dem Licentiaten nach Fanny's Garten. „Spazieren Sie ein Weilchen hier herum,“ sprach er vor der Thüre; „ich werde Sie, wenn die ersten Begrüßungen vorbei sind, hinein rufen.“

In der linken Hand den Hut, in der rechten Fanny's Karte, trat er mit zierlichem Anstand in den Garten. Zwei Frauenzim-

mer, deren Gesichtszüge seinen schwachen Augen nicht deutlich waren, kamen ihm aus einer etwas entfernten Laube entgegen. Sie hatten aber kaum zehn Schritte gethan, als eine derselben plötzlich, mit einem lauten Schrei, der andern in die Arme fiel. Er eilte hin, wollte hülfliche Hand bieten, und fuhr mit Entsetzen zurück, denn die Ohnmächtige war — Lucinde.

„Was ist Ihnen, mein Herr?" sagte die uns schon bekannte dicke Dame, die Lucinden in den Armen hielt: „Kommen Sie doch her, und helfen Sie mir die arme Fanny nach der Laube bringen."

„Wie? das soll Fanny seyn?" — rief er wild, und drückte den Hut auf den Kopf. „Diese alte, jugendlich gemalte Buhlerin wollte das Himmelsmädchen vorstellen, das ich im Traume sah? — Welch dummer Versuch, einen ehrlichen Mann zu betriegen!" —

Indessen war es der dicken Dame gelun-

gen, die verſtellte Kranke, die ſich ihrer Füße recht gut hätte bedienen können, in die Laube zu tragen. Kaum war ſie der Bürde los, ſo trat ſie mit eingeſtemmten Armen vor den Doctor, und ſagte heftig: „Schweigen Sie von Betrug, mein Herr, und greifen Sie in Ihren eigenen Buſen! Ich ahne, wer Sie ſind; ich erinnere mich ſogar, Ihre merkwürdige Figur vor Zeiten geſehen zu haben. — Aber nach Ihnen, mein Herr, hat meine Freundin gar nicht geangelt! — Ihr träumte vor einigen Monaten, daß ſie mit einem ſchönen, jungen Edelmanne den Bund der Liebe ſchließe. Mußten wir alſo nicht glauben, daß er es ſey, der kurz darauf unter den Buchſtaben D. M. v. M. eine geträumte Braut ſuchte? — Folglich waren Sie es, mein alter, unſchöner Herr, der uns täuſchte, indem ſie ſich anmaßten, ſich durch dieſe Buchſtaben ein adeliges Anſehen zu geben.“

„Das lügt der Teufel aus Ihnen!“

fuhr er auf. D. M. v. M. heißt Doctor Medardus von Memel, und das ist mein Nahme und mein Wohnort."

Sie machte ihm eine höfliche Verbeugung, deren Erwiederung er schuldig blieb. Dennoch zwang sie sich zu einer holdseligen Miene, und sagte: „Was streiten wir über eine geschehene Sache? Da Sie nun einmal hier sind, mein werther Herr Doctor, so läßt sich meines Bedünkens der verworrene Handel am besten schlichten, wenn Sie Lucinden die begangenen Fehltrittchen verzeihen, und sich auf's neue mit ihr verbinden."

Er lachte grimmig und belegte die Friedensräthin mit so empfindlichen Nahmen, daß sie darüber ganz außer sich gerieth. Sie sprang wie ein Tieger auf ihn los, und mit allen zehn Fingern, die sich zu Krallen krümmten, fuhr sie ihm nach den Augen. Er zog sich mit vorgestrecktem Stocke zurück; sie verfolgte ihn Sprung auf Sprung, jagte ihn so

aus dem Garten, und warf die Thür hinter ihm zu.

„Himmel! was begab sich?" fragte der Licentiat. „Warum wurden Sie aus Arkadien vertrieben?"

„Ein schönes Arkadien!" rief Medardus. „Ich reis'te zweihundert Meilen, um hier unter dem Nahmen Fanny die schändliche Lucinde zu finden."

Der Licentiat erstarrte dermaßen, daß ihm die Stimme versagte. Desto redseliger schalt Jener auf dem Wege nach der Stadt seinen Unstern, daß ihn der Traum am ersten April so heillos in den April geschickt hatte.

Sie waren nicht weit vom Thore, als zwei junge Frauenzimmer, denen ein kleiner Jokei folgte, bei ihnen flüchtig vorbei huschten. „Gott! mein Traumbild!" — rief Medardus, und eilte den Frauenzimmern nach. Er holte sie schnell ein, grüßte sie, und bat

das schönste der beiden Mädchen, das ganz das Abbild seiner arkadischen Geliebten war, um Gestattung eines Besuchs, den er, wegen einer höchst wichtigen Angelegenheit, je eher je lieber abzulegen wünsche. Die junge Schöne erschrak, sah ihn mit großen Augen an, ergriff ihre Freundin am Arme, und floh mit Angst und Zittern, weil sie ihn, wegen seiner grotesken Tracht und seltsamen Anrede, für einen Wahnsinnigen hielt. Er, dadurch nicht abgeschreckt, trabte frisch neben ihr her. Der Jokei, ein muthiger Junge, trat als Beschützer seiner Herrin auf, gebot ihm, sich zu entfernen, und da er nicht Folge leistete, versuchte der kleine Mann, seine Worte durch Rippenstöße geltend zu machen. David und Goliath kämpften mit einander durch's Thor, die nächste Straße hinauf, und bis vor das Haus, wo die Frauenzimmer hinein schlüpften. Hier aber behielt der Stärkere die Oberhand, und stürmte, ungeachtet ihn Da-

vidchen aus Leibeskräften am Rocke hielt, ins Haus hinein, die Treppe hinauf, und mit den fliehenden Mädchen zugleich in ein Zimmer.

„Mutter, Hülfe, Hülfe!“ schrie die Verfolgte.

Schnell erschien, aus einem Nebenzimmer kommend, eine junge, wohlgebildete Frau, der man kaum ein Alter von dreißig Jahren ansah. Sie hob beim Anblick des braunen Mannes mit Erstaunen beide Hände empor, und rief mit bebender Stimme: „Ist's möglich? — Seh' ich recht? — Herr Doctor Medardus!“ —

Er starrte sie einen Augenblick an, trat näher und schrie auf: „Röschen! — Röschen, Schwan! —

„Ja, ich bin's!“ sagte sie weichmüthig, und er drückte sie mit stürmischer Freude an seine Brust.

Als die heftig bewegten Herzen etwas ru-

biger geworden waren, begegneten sich von beiden Seiten Fragen auf Fragen nach den erlebten Schicksalen, seit der Trennung in Leipzig. Es erhob sich ein freundlicher Streit, wer zuerst die Neugier des Andern befriedigen solle. Medardus bequemte sich dazu. Er bat nur um Erlaubniß, daß er zuvor seinen abhanden gekommenen Reisegefährten, der vermuthlich an der Hausthüre schildern werde, herauf rufen dürfe. Das ward zugestanden. Er ging hinab, fand den verlorenen Mann, und rief: „Hier herein, mein wackerer Kompan! Hier ist Arkadien!"

Nachdem der Licentiat eine überflüssige Menge von Reverenzen oben gemacht hatte, erzählte Medardus sein Abenteuer drollig genug, und bereitete damit seiner Freundin ein herrliches Lachfest.

Er fragte nachher, ob sie von Lucindens bisherigem Lebenslaufe unterrichtet sey.

„Nur Stückwerk weiß ich davon," ant-

wortete sie. „Baron Rauschling verließ sie nach einigen Jahren; sie hatte dann verschiedene flüchtige Verbindungen mit andern Männern, zog auch lange Zeit als wandernde Schauspielerin in der Welt herum. Jetzt ist sie — in Gesellschaft der ebenfalls von ihrem Manne geschiedenen Kriegsräthin Rummel, die Ihnen heute die Augen auskratzen wollte — eine irrende Glücksritterin, und machte daher bei Gelegenheit des von Ihnen erlassenen Aufrufs an Deutschlands Schönen rasch den Versuch, einen neuen Verehrer — oder wenigstens Ernährer — zu erobern. Es wundert mich nur, lieber Doctor, daß Ihre Handschrift auf der Anmeldungskarte die verschlagene Frau nicht stutzig gemacht und abgeschreckt hat, die Komödie bis zum letzten Auftritte zu spielen."

„Meine Hand hat sich seit zwanzig Jahren ganz verändert," antwortete Medardus. „Ich hatte mich überdieß wider meine Ge-

wohnheit der Schönschreiberei befliſſen, um mich dadurch der vortrefflichen Fanny zu empfehlen. — Doch kein Wort weiter von der Landſtreicherin! Ich bitte nun, liebe Freundin, um Ihre eigene Geſchichte."

„Die Hauptbegebenheiten derſelben kann ich mit wenigen Worten umfaſſen," ſagte ſie. „Lucinde verhandelte mich, während Ihrer Abweſenheit, an eine Frau von Wieden aus Frankfurt am Mayn, die ſich damals in Leipzig aufhielt, und mit zur Genoſſenſchaft der Kriegsräthin Rummel gehörte. Ich erfuhr dieſen Sclavenhandel erſt am Morgen des Tages, an welchem ſie nach Frankfurt zurück kehrte. Da mußte ich meine Kleider ſchnell zuſammenpacken; eine Stunde nachher ſaß ich ſchon neben ihr im Wagen, und das gute Leipzig lag hinter mir.

Sie behandelte mich gütig; ſie ging mit mir wie mit einer Freundin um; doch ließ man mich bei Tag und Nacht keinen Augen-

blick allein. Ich ward, wie ich bald merkte, mit Vorsatz so scharf beobachtet, um mir die Absendung eines Briefes unmöglich zu machen. Darum konnte ich Ihnen, so oft ich es auch versuchte, keine Nachricht von mir geben.

Als ich mich ein halbes Jahr in dieser Gefangenschaft befunden hatte, bewarb sich Emmerich, ein braver junger Mann, um meine Gunst, und ward nach Ueberwindung vieler Hindernisse, die uns theils seine Verwandten, theils Frau von Wieden in den Weg legten, mein Gatte. Wir bezogen sein schönes, vier Meilen von hier liegendes Landgut, und lebten häuslich froh. Die Geburt meiner Emma, die vorhin Ihr Leitstern in dieses Zimmer war, erhöhte unser Glück. Aber es dauerte leider nur zwei Jahre; dann ward ich Witwe."

„Witwe?" — rief der Doctor, und ein Strahl der Freude flog etwas unschicklich

über sein Gesicht. „Haben sich aber wohl wieder verheirathet?" setzte er zaghaft und leise hinzu.

„Nein!" antwortete sie.

„Das freut mich!" sprach er schnell, und ward nach dieser Uebereilung blutroth.

Sie stellte sich, als hätte sie weder seinen Beifall, noch sein Erröthen bemerkt.

„Ich und meine Tochter," fuhr sie fort, „bewohnen im Sommer das uns vererbte Gut, und besuchten jetzt nur auf einige Tage unser Winterhaus, um verschiedene kleine Geschäfte zu besorgen. Es ist daher ein sehr glücklicher Zufall, daß dieser Ausflug in die Stadt gerade mit Ihrer Anwesenheit in Heidelberg zusammentrifft; sonst hätten wir uns wohl in dieser Welt nicht wieder gefunden."

„Gelobt sey das gütige Schicksal, das meinen liebsten Wunsch erfüllte!" sagte Medardus.

Während dieser Gespräche hatte Emma

in einem andern Zimmer den Abendtisch bestellt, und meldete jetzt ihrer Mutter, daß er bereit sey. Frau Emmerich führte ihre Gäste zur Tafel, und füllte die aufgestellten grünen Römer mit köstlichem Rheinweine. Der Licentiat kostete mit Andacht davon, und sagte: „Ach! dieser Nektar erinnert an das Sprüchlein:

„Vinum Rhenense
Est decus et gloria mensae."

„Ja, mein Freund," fiel der Doctor ein, „hier ist ein anderes Leben, als in Memel."

„O, scheiden Sie doch nicht unfreundlich von der guten Stadt!" entgegnete Skrupel. „Denn Sie wenden sich doch nicht wieder dahin."

„Ha, ein neuer Prophet!" sagte der Doctor. „Hans Adam Müllers Nachbarschaft steckt Sie an. Ich wünsche nur, daß Ihre

Weissagung nicht so hohl sey, wie das Prophetenbrot im Städtchen bei Potsdam." —

Die junge Witwe sah bei diesen dunkeln Wechselreden, deren Beziehung sie aber leicht errieth, schweigend auf ihren Teller. Sie lenkte das Gespräch auf andere Gegenstände, und des Doctors Loos war noch unentschieden, als er sich, nach aufgehobener Tafel, mit seinem Gefährten in den Gasthof begab.

Am folgenden Morgen ging er allein auf die Heirath, und kam nach einigen Stunden höchst vergnügt zurück. „Skrupel, Sie sind ein wackerer Prophet!" rief er aus: „Ich gehe nicht wieder nach Memel. — Die alte Liebe hat nicht geroſtet; Röschen wird meine Frau. — Sie ist freilich seit dem Tage, da sie in Leipzig auf meinem Schooße saß, zwanzig Jahre älter geworden; aber sie gefällt mir noch wie damals, und schickt sich fein für meine Jahre. — Sehen Sie, Freund, so hat mich mein arkadischer Traum am Ende doch

nicht betrogen. Ich bin nun mehr als jemals ein gläubiger Träumer, und schußfest gegen allen Spott; denn die jetzige Welt, die selbst so viel von übersinnlichen Dingen träumt, wird mich mehr loben, als tadeln."

IV.

Das beschützte Bild.

1.

In einem fernen Lande lebte vor alter Zeit ein junger Ritter, Nahmens Landolin, der mehr zu einem arkadischen Schäfer als zu einem Kriegshelden geboren schien. Es machte ihm kein Vergnügen, mit andern Jünglingen seines Standes nach dem Ringe zu rennen oder Lanzen zu brechen: er spielte lieber die Zither, und sang Lieder dazu, wie sie ihm auf der Stelle sein Herz eingab. Der Inhalt derselben war die Liebe, die von Rechts wegen alle Lieder beseelen sollte; denn ohne sie

ist

ist jeder Gesang ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.

Der ritterliche Sänger liebte vor der Hand nur ein schönes Traumbild, das ihn oft im Schlafe besuchte, zärtlich mit ihm kosete, aber niemals entdeckte, wo es leibend und lebend zu finden sey. Darüber seufzten und klagten seine Minnelieder. Endlich war er auf eine wunderbare Weise so glücklich, seine lieblichen Träume ausgehen zu sehen. Wie sich das begab, das soll der Leser zu gehöriger Zeit erfahren.

Ein Saal in Landolins alter Burg, die er, nach frühzeitigem Hintritt seiner Aeltern, einsam bewohnte, war den Bildnissen seiner Ahnen gewidmet. Geharnischte Männer blickten ernst und muthig von den Wänden herab. In ihrer Mitte sah man eine fremde Gestalt, die das Ansehen eines ehrwürdigen Priesters hatte, und daher unter jene weltlichen Helden nicht zu gehören schien. Es war

ein alter Mann, mit langem schneeweißen Barte, in schwarzer morgenländischer Tracht. Landolin betrachtete dieses Bild von Jugend an mit Ehrfurcht, und nahm es eines Tages lebhaft in Schutz, als es einige junge Wildfänge, die ihn besuchten, muthwillig mißhandeln und vernichten wollten. Er ward wegen dieser ernsten Abwehr von einem der Bildstürmer zum Zweikampf gefodert, und gerieth durch schwere Wunden in Lebensgefahr. Dennoch widerstand er auch in der Folge jeder Anmuthung, den unbeliebten Greis aus der Reihe seiner Väter zu entfernen.

Einsmals aber, da er sich auf einer Reise befand, hatte sein Burgwart den Einfall, das auch ihm verhaßte Bild feindlich anzutasten, und in eine dunkle Kammer zu verweisen. Er wollte, wenn es über kurz oder lang vermißt würde, gegen seinen Herrn vorgeben: es sey einmal bei nächtlicher Weile abhanden gekommen, ohne daß er wisse, wohin es der

böse Feind oder ein Zauberer entführt habe. Aber in der folgenden Nacht hörte er im Saale ein Gepolter, und den Morgen darauf sah er mit Erstaunen, daß einer von Landolins Ahnherren, der Ritter Odo, dessen Bildniß seit undenklicher Zeit seinen Platz neben jenem Gemälde gehabt hatte, von der Wand verschwunden war. Erschrocken lief er in die Rumpelkammer, wohin er den langbärtigen Priester verbannt hatte, und fand dort die alten Nachbarn neben einander. Mit Grausen trug er sie in den Rittersaal zurück. Herr Odo ließ aber die Sache nicht ungeahndet. Er bestrafte den unbefugten Quartiermeister unter Weges mit so gewichtigen Ohrfeigen, als hätte ihm Götz von Berlichingen seine eiserne Hand zu diesem Geschäfte geliehen.

Odo's so wundersam bewiesene Neigung zu dem Greise, dessen Nahmen niemand zu

nennen wußte, erklärte folgende alte Familiensage.

Herr Odo war ein wüster Mann,
Der böser Thaten viel begann.
Er band sich nicht an Treu' und Glauben,
Ritt den Heerweg, um zu rauben;
Auf Saaten tobte seine Jagd,
Und ward ein Widerspruch gewagt,
So streckt' er noch des Landmanns Heerde,
Gehetzt mit Hunden, todt zur Erde.

Einsmals, bei so verruchter That,
Stand plötzlich, wie ein Geist sich naht,
Bei ihm ein fremder greiser Mann,
Und redet' ihn mit Sanftmuth an:
„Was thaten dir die frommen Schafe?
Halt ein, daß nicht dein Gott dich strafe!"

Doch Odo lachte frech darob;
Drauf seinen Stab der Greis erhob,
Und sprach, zum Felde hingewandt,
Ein Wort, das Jener nicht verstand:
Und als er kaum dieß Wort gesagt,
Erstarrte flugs die wilde Jagd;
Die Hunde schienen all' zu Stein
In einem Nu verwünscht zu seyn.

„Verdammter Graubart! Höllensohn!"
Rief Odo: „Da! nimm deinen Lohn!"
Er schwang sein Rauſchwert nach dem Alten,
Doch deſſen Haupt blieb ungespalten.
Der Arm, der rasch das Schwert gefaßt,
Starrt' in die Luft hin, wie ein Aſt,
Und ließ sich im gezwungnen Schweben
Kein Haar breit senken oder heben.

Als jetzt der Ritter, bang' und zahm,
Zu Bitten seine Zuflucht nahm,
Sprach Jener: „Sey mit deinen Hunden
Der Feſſel wiederum entbunden!
Doch feſſ'le selbſt dein wildes Blut
Und deinen frechen Uebermuth;
Denn bei der nächſten Unthat droht
Dir ein gewaltſam schneller Tod."

Drauf Odo, mit erbleichten Wangen:
„Mich reut's, daß ich mich oft vergangen.
Ich wuchs zu solchem Lebenslauf
Ohn' alle Lehr' und Warnung auf.
O Heil'ger, nimm dich meiner an,
Und leite mich auf gute Bahn!
Komm in mein Schloß, mich zu belehren:
Ich will dich als dein Sohn verehren."

Und als bis in den dritten Mond
Der Greis in Odo's Burg gewohnt,
Verließ er ihn als wackern Mann,
Der fürder Lieb' und Lob gewann.

Während jener Lehrzeit trug ein wandernder Bildnißmaler seine Kunst in der Burg an. Odo ergriff diese Gelegenheit, sich ein Conterfei seines Lehrers zu verschaffen, wies dem wohlgerathenen Gemälde einen Platz neben seinem eigenen Bildnisse an, und befahl noch in seinem letzten Willen, daß sie zu ewigen Zeiten nicht von einander getrennt werden sollten.

2.

Landolin hatte den Bildersaal lange nicht besucht, als ihn eines Abends ein plötzliches, wunderbares Verlangen dahin drängte. Er trat mit einem Knaben, der ihm eine Fackel vortrug, hinein. Da bewegten sich alle Bilder, wandten die Köpfe nach ihm, und starr-

ten ihn ernster an, als wollten sie ihm sein langes Ausbleiben verweisen. Erschrocken ließ der Knabe die Fackel aus der Hand fallen, und lief davon. Muthiger ging Landolin, mit der aufgehobenen Fackel, von einem Bilde zum andern. Keins regte sich mehr; doch die Stirnen waren noch gefaltet. Nur Hugos Vater, der silberbärtige Greis, sah mild und freundlich aus, wie immer. Indem aber Landolin zu ihm trat, hob er seine dürre, bleiche Hand, und zeigte damit nach der Himmelgegend des Morgens. Da faßte der junge Ritter ein Herz und sprach: „Warum deutest du dahin? ehrwürdiges Haupt! Tadelst du vielleicht, daß ich in dieser Burg müßig und einsam lebe? Soll ich gegen Morgen ziehen, um rühmliche Abenteuer oder eine Hausfrau zu suchen?" — Der Greis nickte bejahend mit dem Kopfe; alle übrige Bilder thaten ein Gleiches. „Wohlan!" sagte der Jüngling: „ich will, ehe die Sonne zum

zweiten Mal wieder aufgeht, euer Geheiß befolgen."

In der folgenden Nacht hatte er einen bedeutsamen Traum. Es erschien ihm ein junges, sehr niedliches Mädchen oder Weibchen, das beim ersten Anblick wie ein großer Vogel aussah; denn seine Kleidung war mit bunten Federn bedeckt oder vielmehr ganz davon zusammengesetzt. Die angenehme Erscheinung schwebte tanzend vor ihm, und sang:

Ritter, willst du ganz verrosten
Hier am liebeleeren Ort?
Zeuch nach Osten, zeuch nach Osten!
Schöne Mädchen giebt es dort.
Kämpfe wird es freilich kosten
Gegen einen starren Feind:
Doch erwartet dich in Osten
Auch ein mächt'ger Freund.

Der Träumende sah die Sängerin staunend und schweigend an. Da sang sie weiter:

Bin ich keiner Antwort werth?
Immer ſchweige, ſchweige!
Nur beſteige bald dein Pferd,
Daß dein Glück auch ſteige!
Reite Tag für Tag
Einem Vogel nach,
Der beſtimmt iſt, dich zu leiten.
Er wird treu voran dir ziehn,
Und zur Schönen dich begleiten,
Die dir oft im Traum erſchien.

Hiermit verſchwand die Sängerin wieder.

Am Morgen erinnerte ſich Landolin des nächtlichen Beſuchs vollkommen, und widmete den ganzen Tag dem Geſchäfte, ſein Haus zu beſtellen und ſich zur Abreiſe zu rüſten.

Als die Sonne wieder aufging, ermunterte den Schlafenden ein mehrmaliges Klopfen an ſein Kammerfenſter. Der Wecker war ein großer Vogel, mit blauen, rothen, gelben und grünen Federn glänzend geſchmückt. Er ſaß draußen vor dem Fenſter; und als er ſah,

daß Landolin die Augen öffnete, rief er mit lauter Stimme:

Zu Roß, Herr Ritter, zu Roß
Ich heiße Regenbogen,
Und weither kam ich geflogen,
Zu werden dein Reisegenoß.
Wir wollen zusammen fliegen und traben,
Bis wir dein Liebchen gefunden haben.

Landolin sprang auf, warf sich in seine Kleider, und befahl zu satteln. „Nimm auch deine Zither mit!" sagte der Vogel. „Ich bin ein Freund der Tonkunst; du kannst mir manchmal in den Nachtherbergen etwas vorspielen." Der Ritter, der sich ohnedieß nicht gern von seiner Zither trennte, übergab sie, in einem zierlichen Gehäuse verwahrt, seinem Reisediener, der sich (weil er, nach Art solcher Leute, immer nur auf handgreiflichen Nutzen sah) im Stillen wunderte, wie sein Herr eine Freude daran haben könne, das brotlose Spielwerk mit sich herum zu führen.

Von einem heitern Frühlingsmorgen umlächelt, ſetzte ſich Landolin zu Pferde. Sein geflügelter Wegweiſer zog in mäßiger Höhe gegen Oſten vor ihm her, und ſah ſich fleißig um, ob der Ritter nachkomme. Dieſer war ſo wohlgemuth, wie er ſich in ſeinem ganzen Leben noch nicht gefühlt hatte. Er blickte nach ſeiner Burg zurück und ſang:

Leb' wohl, du altes Schloß!
Mich trägt mein gutes Roß
Aus deinen ſtillen Mauern;
Doch darfſt du drob nicht trauern.
Ich kehre bald zurück zu dir,
Und Lieb' und Freude folgen mir.

Trübſinn und Einſamkeit,
Sie ſitzen ſtumm und breit
In deinen öden Hallen;
Das will mir nicht gefallen.
Die düſtern Weſen müſſen fort,
Und Lieb' und Freude wohne dort!

Die Blumen, zart und hold,
Viel werther mir als Gold,

Will ich, wie mir befohlen,
Aus fernen Landen holen.
Das Leben ist nicht lebenswerth,
Wenn es der Lieb' und Freud' entbehrt.

3.

Als es Abend ward und die Reisenden eben in der Nähe eines Wirthshauses waren, sagte Regenbogen: „Genug für heute! Hier wollen wir Nachtlager halten." Landolin ließ sich ein Gemach anweisen; der Vogel schlüpfte mit hinein, und setzte sich bescheiden in einen Winkel. „Willst du mitspeisen?" fragte der Ritter, als man ihm Essen aufgetragen hatte. „Ich bedanke mich;" antwortete Regenbogen. „Ich hab' unter Weges einige Hornissen, die deinen Gaul stechen wollten, aufgefangen und verschluckt; davon bin ich satt." Landolin belachte diese Genügsamkeit. „Ja!" fuhr Regenbogen fort: „wir Vögel sind mäßiger als ihr Menschen! Wir machen

Jagd auf Gewürm und anderes Ungeziefer, das euch beläſtiget und die Früchte eurer Felder und Gärten zerſtört: ihr aber verſchlingt uns, die euch nichts zu Leide thun; ihr ſchont ſogar der Lerche und anderer lieblichen Sangvögel nicht; es fehlt nur noch, daß ihr auch die Nachtigall bratet. Iſt das nicht Undank?"

Zitherſpiel beſänftigte den Grübler. Er ſteckte den Kopf unter den Flügel, und ſchlief ein.

Bei Tages Anbruch wieder wach, rief er, zupfend am Bette des Ritters: „Hervor aus den Federn, du Faulenzer! Wir haben eine ſtarke Tagereiſe vor uns." Dann flog er in den Stall und ſchalt tüchtig, weil die Pferde noch nicht geſattelt waren. Indeſſen hatte der Wirth ſeinem Gaſte die Rechnung gemacht, und übergab ſie eben, als Regenbogen zurück kam. Er blickte hinein, und ſchrie auf: „Spitzbube, du haſt mit doppelter Krei-

de geschrieben!" Der Wirth, dem es ganz unerwartet war, sich von einem Vogel so anschnurren zu hören, lief mit Schrecken davon. Landolin war etwas unzufrieden, daß sich Regenbogen in Dinge mischte, die ihn nichts angingen. „Ich gehorche dem Befehl meines Herrn, der mich gesandt hat;" entgegnete Dieser. „Ich soll dein Wegweiser, dein Oberaufseher, dein Alles in Allem seyn." Das mußte sich der Ritter freilich gefallen lassen; er war aber hinter des Oberaufsehers Rücken so großmüthig, des Wirths unmäßige Rechnung ohne Abzug zu bezahlen.

Später warf sich Regenbogen sogar zum Sittenrichter auf. Das geschah in einer Stadt, wo man einen Rasttag machte, um die Pferde ruhen zu lassen. Landolin besuchte dort einen Freund, der ihn in eine Gartengesellschaft führte, die aus den feinsten Männern und Frauen des Orts bestand. Da war unter andern ein schönes Fräulein, das den

Augen unſers Ritters gefiel, und auch ihm nicht abhold ſchien. Luſtwandelnd wechſelten ſie freundliche Worte mit einander. Auf Landolins Lippen ſchwebte ſchon eine Liebeserklärung, die er eben ausſprechen wollte, als ihm Regenbogen, aus der Luft herab ſchießend, zurief:

Halt! ich gebiete dir:
Lieble nicht hier!
Schmetterling, biſt du ſo flüchtig?
Haſt doch die rechte Braut
Oft ſchon im Traum geſchaut;
Mach' ſie nicht eiferſüchtig!

Erſchrocken ſah das Fräulein empor, und floh mit Grauſen den Liebhaber, der einen Vogel aus der Zauberwelt zum Hofmeiſter hatte.

Dergleichen Auftritte fielen in der Folge noch einige vor; doch, dabei nicht verweilend, wollen wir uns ſogleich zu einer wichtigern Begebenheit wenden.

4.

Eines Tages, als Regenbogen den Ritter durch einen öden Wald führte, erhob sich unweit ihres Weges ein jämmerliches Geschrei. „Laß uns sehen, was es dort giebt!" sagte der Vogel, indem schon Landolin dahin sprengte. Der Schreier, ein kurzer, dicker, ungefüger Mann, befand sich allerdings in einer sehr mißlichen Lage. Ein aufrecht gehender Bär war eben im Begriff, ihn mit ausgebreiteten Vorderbeinen zu umhalsen, und schien den ihm entgegen gestreckten Jagdspieß, der ihn von dieser Liebkosung abschrekken sollte, nicht zu achten. „Hülfe! Hülfe!" schrie der Dicke, als er den Ritter ankommen sah. „Ich bin Fürst Ulfo — rette mich! — Ich schenke dir die Hälfte meines Reichs, und gebe dir meine Tochter zur Gemahlin." —

„Topp! wir halten dich beim Worte!" sagte

ſaate Regenbogen, und ſchon lag der Bär vom ritterlichen Schwerte zu Boden geſtreckt.

Sobald ſich das Thier nicht mehr regte, lebte des Fürſten Gefühl ſeiner hohen Würde wieder auf. „Gnädigen Dank!“ ſprach er mit einem vornehmen Tone, zog zugleich einen unbedeutenden goldenen Reif vom Finger, und bot ihn ſeinem Retter, in der Meinung, die Sache damit abzuthun.

„Iſt das Dinglein die Hälfte deines Reichs?“ fuhr ihn Regenbogen an, und flog ihm nach dem Geſichte.

„Was hab' ich mit dir zu ſchaffen?“ zürnte der zurückſpringende Fürſt. „Wären meine Leibjäger bei der Hand geweſen, ſo hätte mich dieſes Unthiers Erlegung keinen Blechpfennig gekoſtet. Ein goldner Ring, den ich ſelbſt getragen, iſt daher eine fürſtliche Belohnung, und daß man ſich damit begnüge, das iſt mein ernſtlicher Wille.“

Landolin verbat das angebotene Geschenk. „Nach Belieben!“ sagte der Fürst, steckte den Ring wieder an den Finger, und wollte sich entfernen. Aber Regenbogen, den solche Wortbrüchigkeit verdroß, flüsterte dem todten Bären ein Wörtchen ins Ohr; plötzlich ward das Thier wieder lebendig, und stand, nach zwei oder drei Sprüngen, in der vorigen drohenden Stellung vor dem Fürsten. Mit Angstgeschrei bot Dieser nun abermals Reich und Tochter aus, und der gutmüthige Ritter zuckte schon wieder sein Schwert gegen den Bären. „Halt, junger Freund!“ rief Regenbogen: „wir wollen uns nicht zwei Mal täuschen lassen. Der unsterbliche Bär, den das ganze fürstliche Kriegsheer nicht überwinden kann, mag den gnädigsten Herrn in seine Burg begleiten, und vor seinem Zimmer so lange Wache stehen, bis sich Seine Hoheit entschließt, Wort zu halten, wie andere ehrliche Leute.“

Alſo knirſchte vor Ingrimm mit den Zähnen; da er jedoch die Zauberweſen, die ihn ſo in die Enge trieben, mit dem Donner ſeiner fürſtlichen Macht nicht zu Boden ſchlagen konnte, ſo ließ er ſich herab zu der Bitte: ihn mit den angedrohten Zwangsanſtalten gefällig zu verſchonen. Er verſprach bei ſeiner fürſtlichen Ehre, die geleiſtete Zuſage nun genau zu erfüllen. „Gut!“ ſagte Regenbogen: „wir wollen ſehen, was deine fürſtliche Ehre werth iſt! Begieb dich unangefochten in deine Burg; wir kommen nach.“

Sogleich fiel der Bär, der nun nicht weiter nöthig war, wieder ſcheintodt zur Erde; Alſo lief aus Leibeskräften davon; der Ritter und der Vogel ſahen ihm nach, und machten ſich über ihn luſtig. „Man braucht mit dem jämmerlichen Menſchen nicht viel Umſtände zu machen;“ ſagte der Vogel. „Er iſt auch kein geborner Fürſt, ſondern der Sprößling eines niedern Geſchlechts. Sein

Vater würgte sich vom gemeinen Kriegsmann zum Heerführer empor, und vergoß Blut, wie Wasser, um seinem Gebieter eine Spanne Land zu erobern. Plötzlich aber kehrt' er den Spieß um, wiegelte das Heer gegen den Fürsten auf, stieß ihn vom Throne, und bemächtigte sich des goldenen Stuhls. Doch kaum saß er darauf, so warf ihn der Tod wieder hinab. Also, der damals schon kein Jüngling mehr war, erbte die gestohlene Krone, und das Glück, das manchen Schelm begünstiget, duldete sie bis jetzt auf dem unwürdigen Haupte. Wir dürfen uns also kein Gewissen machen, die Hälfte des geraubten Reichs von dem Wichte anzunehmen, und seine schöne Tochter dazu."

Unter solchen Gesprächen zogen sie gemächlich nach der Hauptstadt, wo sie bei Sonnenuntergang anlangten.

5.

Landolin bemerkte gleich beim Eintritt verschiedene Kennzeichen, daß hier nicht der Sitz feiner Bildung und guten Geschmacks sey. Alle Häuser waren mit widrigen, schreienden Farben bemalt; die Gasthöfe und Kramläden zeichneten sich durch Zerrbilder und Inschriften voll Sprachschnitzer aus; die Menschen auf der Straße waren uniformlich und schmutzig gekleidet, klapften plump und breit, wie aus Stein gehauen, durch einander, stießen sich links und rechts, weil sie nicht mit geschickten Wendungen auszuweichen verstanden; und wenn sich Bekannte einen guten Tag boten oder ein Gespräch begannen, so geschah es mit so heftiger, brausender Stimme, als wollten sie sich zanken und schlagen.

Das Gasthaus zur goldenen Kreuzspinne, die sich in riesenhafter Gestalt über der Thüre spreizte, war das vornehmste der Stadt; der

Ritter nahm seine Herberge darin. In der Wirthsstube, wo sich eine salbadernde Gesellschaft niedergelassen hatte, ward als die neueste Neuigkeit erzählt: Der Fürst habe vor einigen Stunden einen ungeheuern Bären mit eigener Hand erlegt, indem das grimmige Thier eben einen fremden Rittersmann habe verschlingen wollen. Landolin belächelte diese stattliche Hoflüge, ohne ihr zu widersprechen. Hierauf begab er sich in das ihm angewiesene Schlafgemach, aus dessen Fenstern man einen ans Wirthshaus gränzenden großen Garten übersah.

Gegen Mitternacht, als alles Geräusch verstummt war, und sogar kein Lüftchen mehr mit Baumblättern spielte, begannen zwei Nachtigallen folgenden Wechselgesang, den von Zeit zu Zeit ein alter Uhu mit heulender Stimme unterbrach.

Erſte Nachtigall.

Ihr Bäume, hört mein letztes Lied!
Dann flieh' ich Ulfo's Machtgebiet,
Des Mannes, der die Künſte haßt,
Den Ekel gleich und Schauer faßt,
Wenn Saitenſpiel' erklingen
Und Nachtigallen ſingen.

Der Uhu.

Er hat Recht, er hat Recht!
Ihr ſeyd ein müßig unnützes Geſchlecht.

Zweite Nachtigall.

Der Midas mit dem langen Ohr
Vertilgte gern den ganzen Chor,
Der mit Geſang den Hain belebt,
Doch weder karrt, noch hackt, noch gräbt.
Ihm ſchafft es mehr Behagen,
Daß Eſel Säcke tragen.

Der Uhu.

Er hat Recht, er hat Recht!
Der Eſel iſt wahrlich ein brauchbarer Knecht.

Erſte Nachtigall.

Leb wohl, du ſüßes Engelsbild,
Du Fürſtentochter, zart und mild!

Um dir zu singen, dir, nur dir,
Blieb' ich wohl gern noch länger hier.
Du fandest, war dir bange,
Oft Trost in unserm Sange.

Der Uhu.

Ei, der Daus! ei, der Daus!
Die weinet um euch nun die Augen sich aus.

Zweite Nachtigall.

Ein Lustgeist hat mir heut vertraut:
Sie wird bald eines Ritters Braut,
Der macht sie von der Tyrannei
Des harten Vaters frank und frei.
Er ist schon in der Nähe;
Mich däucht, daß ich ihn sehe.

Landolin zog geschwind den Kopf aus dem Fenster zurück; der Uhu schlug ein unbändiges Gelächter auf, und die Nachtigallen schwirrten davon.

6.

Dem Ritter war es nicht unlieb, aus dem Gesange der Nachtigallen vernommen zu

haben, daß des Fürsten Tochter, die er sich, als den Sprößling eines mißgeschaffenen Stammes, nicht reizend vorgestellt hatte, ein Engel sey. Er zweifelte nun keinen Augenblick, das Zauberbild seiner süßen Träume in ihr zu finden. Das befeuerte ihn gleich am frühen Morgen zu dem Entschluß, seinem künftigen Schwiegervater unverzüglich die Aufwartung zu machen, und ihn um möglichste Beschleunigung des Beilagers zu ersuchen. Regenbogen, dem er dieses Vorhaben mittheilte, klapperte seltsam mit dem Schnabel, als ob er lache.

Das nicht achtend, ging Landolin aus. Er fand den Weg nach der Burg mit Menschen bedeckt; sie rauschten ihm, wie ein Strom, entgegen. Ganz vorn gingen lachend und singend zwanzig bis dreißig Männer und Jünglinge, die lederne Reisesäcke auf dem Rücken trugen. Hinter ihnen her zischte und schimpfte der Pöbel in unermeßlicher Zahl.

So bewegte sich der Zug nach dem Thore zu. Landolin fragte in das nachziehende Volk hinein: „Wer sind denn die Leute, denen man ein so schlimmes Geleit giebt?“ Ein Dickbauch, der etwa ein Bierbrauer oder Schenkwirth seyn mochte, antwortete: „Das ist all' unnützes Volk, das der Fürst aus dem Lande treibt: ein Gemengsel von Malern, Dichtern, Sängern, Zitherspielern und mehr dergleichem Gelichter. Der Fürst liebt keine Narrenkünste. Er sieht in seinem Lande lieber Eisen als Verse schmieden.“

Fürst Ulfo ging sonach, ohne daß er vom Philosophen Platon ein Wörtchen gehört hatte, thätig zu Werke, sein Ländchen der Platonischen Republik nachzubilden, in welcher die Dichter, wie bekannt, gar nicht geduldet und die Künste überhaupt beschränkt werden sollten. Landolin zog daraus die Warnung: sein Zitherspiel nicht laut werden zu lassen, und sich noch weniger als Lieder-

dichter zu entdecken. Außer dem konnte, nach seiner Meinung, der Fürst durchaus nichts gegen ihn einwenden.

Er eilte daher frisch nach dem Schlosse. Als er aber hinein schreiten wollte, wiesen ihn zwei am Thore stehende Leibwächter mit vorgestreckten Hellebarden zurück. Er bedeutete sie: er habe mit Seiner Durchlaucht zu sprechen; sie aber entgegneten: er sey gerade Der, mit dem Seine Durchlaucht nicht sprechen wolle. Indem sie das sagten, schoß Regenbogen, wie ein Blitz, vom Schloßthurm auf ihre Köpfe hinab, faßte mit beiden Klauen ihre befiederten Helme, und stieg damit in die Luft. Bestürzt verließen sie plötzlich ihren Posten, und liefen, mit wolkenan gerichteten Augen, dem Räuber nach. Diesen günstigen Zeitpunkt benutzte der Ritter, das Thor und den Schloßhof mit behenden Schritten zu durcheilen.

Glücklicher Weise fand er das fürstliche

Vorgemach öde und menschenleer: denn alle dort gewöhnlich aufpassende Hofdiener waren, von Ohrenweh geplagt, davon gelaufen, weil eben ihr gnädigster Herr, in seinem Zimmer mutterallein, die Pauken schlug, und sechs große Jagdhunde dazu heulten. „Was wollt Ihr? was überfallt Ihr mich?" rief Ulfo, als Landolin ungemeldet vor ihm stand. „Verzeiht!" antwortete Dieser: „Unsere gestrige Verhandlung im Walde ließ mich hoffen, von Euch erwartet zu werden." Der Fürst rieb sich ängstlich die Stirn, und fragte furchtsam: „Steht der Bär draußen?" — „Nein!" sagte der biedere Landolin: „Ich und mein Gefährte, der Vogel Regenbogen, versprachen gestern, Euch mit dieser Schildwache zu verschonen, und wir hielten Wort; thut nun ein Gleiches!" Schweigend ging Ulfo nach der Thür, öffnete sie langsam und vorsichtig einen Finger breit, und schielte hinaus. Als er nun sah, daß der Weg rein

war, sprach er mit einem übermüthigen Tone: „Und ständen auch Löwen und Tieger draußen, so würde mich das nicht abhalten, Euch hiermit entscheidend zu erklären, daß Ihr, nach Verschmähung des Euch angebotenen Gnadengeschenks, keinen weitern Anspruch an mich habt." — Mit diesen Worten zog er sich hinter einen großen Tisch, wie hinter eine Brustwehr, und rief heftig hervor: „Entfernt Euch, und kommt mir nicht wieder vor die Augen!" — Landolin, voll Erstaunen und Unmuth über diesen neuen Wortbruch, griff rasch nach dem Schwerte: doch eines Bessern sich besinnend, zog er die Hand zurück, und sagte kalt: „Ich gehe, um hier nicht fruchtlos zu hadern; aber eine höhere Macht wird Euer unrechtliches Verfahren gegen mich ahnden, und was mir bestimmt ist, das wird mir werden."

7.

Vor dem Burgthore fand der Ritter ganz unerwartet seinen Knappen mit den Rossen. Auf dem Sattel des einen saß Regenbogen, und klapperte wiederum mit dem Schnabel, als ob er lache. „Hab's wohl gedacht, daß die Sache so ablaufen würde:" rief er dem Ritter entgegen. „Darum bestellt' ich die Pferde hierher; du sollst einen Spazierritt machen, um den in der Burg eingeschluckten Aerger zu verdauen. Ich will dich an einen Ort führen, wo es dir wahrscheinlich gefallen wird."

Rasch ging's zum Thore hinaus, und durch eine lange Baumstraße zu einem prächtigen Lustgarten. „Steig ab und folge mir!" sagte Regenbogen an der Pforte, und tripelte durch einen Theil des Gartens mit raschen Schritten voran. Endlich, nachdem er den Ritter weit hinter sich gelassen hatte,

huſchte er in ein Gartenhäuschen, aus welchem nach einigen Augenblicken eine junge Dame von blendender Schönheit trat. „Ha, meine Göttin!“ rief Landolin, flog auf ſie zu, warf ſich ihr zu Füßen, und küßte die kleine Lilienhand, die ſie freundlich ihm reichte. „Schöne Prinzeſſin,“ begann Regenbogen, „dieſer Jüngling, der Euch ſchon oft im Traume ſah, und ſeitdem liebt und anbetet, iſt der Ritter Landolin, der, nach dem Willen Eures weiſen Oheims, Euer Gemahl werden ſoll. — Und dieſe Dame“ — ſprach er zu dem Ritter — „iſt Prinzeſſin Hyacinthe, die Tochter Ulfo's, der ſie dir geſtern, als du ſein Leben beſchütztest, zuſagte, und nun, da er mit heiler Haut davon kam, ſein Wort brechen will. Aber Hyacinthens mächtiger Oheim wird ihm den Kopf zurecht ſetzen, dafür ſteh' ich! Drum ſeyd wohlgemuth, und ſchwatzt traulich mit einander, bis ich wieder komme. Ich will mir indeſſen

den Garten beſehen, und meine hier wohnenden Brüder, die Vögel, begrüßen."

Er flog fort. Das junge Paar ward feuerroth, als es ſich allein ſah, und war ſo ſcheu, ſo blöde, wie zarte Liebe gewöhnlich in ihrer Wiege zu ſeyn pflegt. Doch nach und nach wurden die leiſen, bebenden Stimmen lauter und feſter, die einzeln hervor geſtammelten Worte gewannen Halt und Verbindung, und zuletzt kam ein recht natürliches und herzliches Geſpräch in den Gang. Das ward aber bald auf eine feindliche Weiſe geſtört. Ulfo hatte dem Ritter einige reitende Trabanten nachgeſandt, um ihn, wo es auch ſey, gefangen zu nehmen. Die Reiſigen kamen in ſauſendem Galopp vor der Gartenthür an, warfen ſich von den Pferden, ſtürzten in den Garten, umringten den jungen Mann, und foderten ihn auf, ſich zu ergeben. Aber plötzlich kam Regenbogen ihm zu Hülfe. Er rauſchte wie ein Hagelwetter, unter

ter die Trabanten hinein, zerſtreute ſie mit ſeinen gewaltigen Flügeln, ſchaufelte damit lockern Sand vom Boden auf, und warf ihn den Kriegsknechten in die Augen. Fluchend taumelten ſie umher, und tappten noch, wie blind, nach dem Ritter, als er ihnen ſchon, von Hyacinthen zur Flucht gedrängt, glücklich entronnen war, und ſich wieder in den Sattel geſchwungen hatte.

8.

Er flüchtete, von ſeinem Wegweiſer geführt, in einen nahen, ſo dicht verwachſenen Wald, daß die ſchweren, ungelenken Roſſe der Trabanten, die ihn nach einer Weile verfolgten, nicht darin fortkommen konnten. Sie ſtürzten alle nach der Reihe über Wurzeln und Geſträuch. Die Reiter wurden es bald überdrüſſig, auf die Naſe zu fallen, und kehrten um.

Der Hain ward allmählig heller und weg-

samer. Als Landolin einige Stunden darin fortgeritten war, kam er an eine Gruppe von Bäumen, die sich zur Bildung einer schattigen Laube vereint hatten. Hier fand er ein artiges Wesen, das er halb und halb schon kannte. Es war die junge, mit bunten Vogelfedern bekleidete Nymphe, die ihm einsmals im Traume vorschwebte, und ihn singend zur Reise nach Osten ermahnte. Am Eingange der Laube stehend, winkte sie ihm, hieß ihn willkommen, und lud ihn mit der Versicherung, daß er gute Gesellschaft finden werde, unter ihr Laubdach ein. Ungewiß, ob Regenbogen die Einkehr bei der jungen Schönen genehmigen würde, sah ihn der Ritter mit einem fragenden Blick an. Die Antwort war ein gefälliges Kopfnicken. Er stieg also vom Pferde, und trat in die Laube.

Starrend vor Verwunderung fand er innerhalb einen Greis, der dem von ihm verehrten und beschützten Bilde seines Ahnen-

saales so ähnlich war, als sey es verkehrt aus dem Rahmen herausgegangen. Aber noch höher stieg sein Erstaunen, als ihm der Alte die Hand bot, und freundlich sagte: „Willkommen, lieber Landolin! Es überrascht dich ohne Zweifel, das lebendige Urbild eines vor länger als hundert Jahren gefertigten Conterfei's zu erblicken, und beide noch einander vollkommen ähnlich zu finden. Ich hoffe, das soll noch der Fall seyn, wenn abermals hundert Jahre verflossen seyn werden: denn die Götter zeichneten mich vor andern Sterblichen aus, indem sie mir ein langes, drei bis vier Jahrhunderte umfassendes Patriarchen-Leben verliehen. Ich bin Sarastro, vormals Fürst und Oberpriester der Gottheiten Osiris und Isis. Als Herrscher hatte ich mit meiner Erzfeindin, der Königin der Nacht, einen harten Kampf, von welchem die Nachwelt noch sprechen wird. Ein anmaßlicher Dichter wird ein abenteuerliches

Schauspiel daraus fertigen; aber ein groſser Meister wird sich des Dinges annehmen, und des Dichterlings flache Worte mit himmlischen Tönen begleiten. — Ich war noch in jenem Kampfe begriffen, da mich, als Priester, das Loos traf, die weite Welt zu durchwandeln, und Weisheit zu lernen und zu lehren. Auf dieser Wanderschaft kam ich zu deinem Urahn Odo, zähmte den wilden Geist, und ward sein Lehrer und Freund. Aber die Königin der Nacht benutzte indessen meine fast hundert Jahre dauernde Abwesenheit, um allerhand Feindseligkeiten gegen mich zu verüben. Unter andern lieſs sie eine meiner Nichten tausend Meilen weit entführen, und lieferte sie dem schändlichen Ulfo, dessen ganze Nichtswürdigkeit ihr bekannt war, in die Hände. Er zwang sie, sein Lager mit ihm zu theilen; sie starb aber, täglich gemiſshandelt, vor Gram, als sie eben Hyacinthen geboren hatte. Dieses gute Kind, dessen reines

Gemüth die heilloseste Erziehung nicht vergiften konnte, aus den Händen ihres rauhen Vaters zu retten und mit einem würdigen Gatten zu verbinden, war der Hauptzweck meiner jetzigen Reise, die ich mit Ruhe und Sicherheit unternahm, da die feindliche Königin seit sechs Monden völlig besiegt ist, und ich mein beruhigtes Reich einem würdigen Nachfolger übergeben habe. — Es blieb mir nicht unbekannt, lieber Landolin, wie du von Jugend an mein Bildniß ehrtest, und mit Lebensgefahr in Schutz nahmst. Darum bin ich aus Dankbarkeit entschlossen, dich mit Hyacinthen zu vermählen, weil ich dir kein holderes Weib und dem edlen Mädchen keinen bessern Gemahl zuführen könnte. Alle Anregungen, die dich aus der Einöde deiner väterlichen Burg heraus und in diese Gefilde spornten, waren mein Werk. Auch der Bär, der Hyacinthens Vater zu zerreißen drohte, war ein Blendgeschöpf meiner Zaubermacht.

Also verweigert zwar nun, da er sich außer Gefahr dünkt, die ausgebotenen Rettungspreise; man wird ihn aber zwingen, sein Versprechen zu halten. Ich überlasse das gegenwärtiger jungen Frau, die mit derselben Geschicklichkeit, mit welcher ihr Mann die behendesten Vögel fängt, jenen plumpen Trotzer bezähmen wird." —

„Das soll geschehen, Vater Sarastro, wenn Ihr mich mit hinreichenden Zauberkräften dazu ausrüstet!" sagte das gefiederte Weibchen.

„Davon bei Tische!" versetzte der Alte. „Trag auf, mein Kind, daß unser Gast sich erquicke!"

9.

Jeder Leser, der das durch Mozart weltberühmt gewordene Singspiel, die Zauberflöte, vorstellen sah, hat es schon errathen, daß Sarastro's muntere Gesellschafterin die

wohlbekannte Papagena war. Ihr Mann, der luſtige Vogelfänger Papageno, diente vormals der Königin der Nacht, und ward von ihr und ihren Hofdamen bisweilen tüchtig gehudelt. Als das Reich der überwundenen Sternenkönigin untergegangen war, trat er in Saraſtro's Dienſte. Der Schalk war in alle Sättel gerecht; er hatte beſonders viel Geſchick und Neigung, den Hofnarren zu ſpielen; aber der alte Weltweiſe fand ſelten Gefallen daran, ſich mit Poſſen unterhalten zu laſſen. Brauchbarer war ihm der Burſch als Reiſe-Küchenmeiſter. Wenn einmal in einer wüſten Gegend nichts Eßbares zu haben war, nahm Papageno ſeine ſiebenröhrige, mit Zauberkraft geſegnete Panpfeife, und blies ins Blaue hinein: da kamen gebratene Haſen und Rebhühner gelaufen und geflogen; man durfte ſie nur in die Schüſſel legen und ſpeiſen. Den Tiſchwein beſorgte Saraſtro. Er ſtampfte mit dem Fuß auf den

Boden, und von allen Seiten stiegen kleine Erdgeister mit Flaschen voll köstlichen Weines empor.

Auf solche Weise war das Ehrenmahl für den Gast, dessen Ankunft man voraus wußte, schon vorbereitet. Papagena besetzte geschwind den Tisch damit. Es fehlte nur noch, um zu speisen, an Papageno, der tiefer in den Wald gegangen war, und sich die darin einheimischen Vögel besah, ob es der Mühe werth sey, ihnen Netze zu stellen. Sein immer brennender Durst nach Wein, den er sich nicht selbst verschaffen konnte, trieb ihn aber bald herbei. Er kam singend:

Ich lobe mir den Vogelfang,
Der meisterlich mir stets gelang.
Was hilft's, daß ihr geflügelt seyd?
Ich fang' euch Vögel weit und breit!
Pickt ihr mir meine Beerlein an,
So ist's ein Spielwerk, euch zu fahn.
Wohlleben führt zur Sclaverei;
Genügsamkeit erhält sich frei.

Den Vogel Amor fing' ich gern;
Dann bliebe mir kein Mädchen fern.
Nur ſchlimm, daß er nicht Beeren naſcht;
Sonſt hätt' ich ihn ſchon längſt erhaſcht.
Gelingt's einſt, zieh' ich durch die Welt,
Und er, in Buden aufgeſtellt,
Lockt alle Mädchen mir herein,
Und all' die ſchönſten werden mein.

„Was gehn dich die Mädchen an?" rief Papagena. „Du haſt eine Frau; damit laß dich begnügen!"

„Mit nichten!" verſetzte Papageno. „Ein Dichter kann in ſeinen Liedern noch zehntauſend Mädchen daneben haben. Das iſt ein altes Vorrecht, das ich auch mir nicht nehmen laſſe."

Unter dieſem ſcherzhaften Wortwechſel ſetzte ſich die kleine Geſellſchaft zu Tiſche. Landolin fragte, nach gemachter Bekanntſchaft, den Vogelfänger: ob man in ſeiner Heimath den Liebesgott auch Amor nenne. „Nein!" ſagte Papageno. „Ich erkundige

mich aber auf meinen Reisen durch die Welt in jedem Lande gleich nach seinem dort gewöhnlichen Nahmen, damit ich ihn, wenn mir ein feines, aber spröddes Dirnlein aufstößt, flugs rufen kann, mir Beistand zu leisten."

Das nun ernsthafter werdende Gespräch lenkte sich bald auf Ulfo und seine Tochter. Sarastro fragte den Ritter auf's Gewissen: ob ihm Hyacinthe so gefalle, daß er sie mit unwandelbarer Treue lieben werde bis an seinen Tod. Das betheuerte Landolin, und sang zur Zither ein zärtliches Liebeslied, das er auf die Prinzessin, nachdem er sie im Garten gesehen, gedichtet hatte. Indem sich die Zuhörer daran vergnügten, flogen verschiedene Vögel, mit Weintrauben in den Schnäbeln, in die Laube herein, und lieferten, dem empfangenen Befehle gemäß, die von fernen Rebenhügeln hergebrachten süßen Trauben zum Nachtisch ab.

Gegen das Ende der Mahlzeit ward beſchloſſen: Papagena ſolle, als Saraſtro's Geſchäftsträgerin, nach Hofe gehen, und mit dem Fürſten unterhandeln, weil ſich doch hoffen laſſe, daß er gegen ein artiges Frauchen höflich und nachgebend ſeyn werde. „Für den Fall aber, daß er's nicht iſt," fiel Papagena ein, „nehm' ich die Zauberpfeife mit, und Vater Saraſtro muß mir erlauben, dem Starrkopf damit einen Streich zu ſpielen, der ihn geſchmeidiger macht." — Der alte Herr, der durch einige Gläſer Wein, die er getrunken, ungewöhnlich heiter geworden war, ließ ſich die Sache gefallen.

10.

Papagena ging mit einem zierlichen Käfich voll ſeltener Vögel nach der Hauptſtadt, um ſich, unter dem Vorwand des Handels mit dieſer lebendigen Waare, unbedenklichen Einlaß in die Burg zu verſchaffen. Sie ließ

dem Fürſten melden: ſie habe einen Vogel zu verkaufen, der weiſſagen könne. „Das Wunderthier muß ich ſehen!" rief Ulfo, der ſich eben in einem ſeltſam verzierten Prunkzimmer, von Hofleuten umgeben, befand.

Er war einer alten, häßlichen Zauberin gewärtig; Papagena's blühender Jugendreiz überraſchte ihn daher auf die angenehmſte Weiſe. Auch die feierlichen Geſichter der Hofſchranzen, ſogar des anweſenden Oberprieſters, verzogen ſich insgeſammt zu einem ſüßlichen Lächeln.

„Willkommen, ſchönes Kind!" ſagte der Fürſt mit ungewöhnlicher Huld. „Tritt näher und zeige mir den weiſſagenden Vogel!"

„Dieſer Vogel bin ich ſelbſt!" antwortete Papagena mit ernſtem Geſichte. „Und ich weiſſage Euch, Fürſt Ulfo: daß Ihr Kron' und Zepter verlieren werdet, wenn Ihr dem Ritter Landolin, der den grimmigen Bären, der Euch im Walde zerreißen wollte, muthig

erlegte, die dafür zugesagten Belohnungen länger verweigert."

„Du redest irre!" rief Ulfo, erglühend vor Scham, weil er seinen Hofleuten gerade das Gegentheil erzählt und sich gerühmt hatte: er sey es gewesen, der mit eigener hoher Hand, zur Rettung des Ritters, das Waldungeheuer getödtet habe. Er besann auch jetzt noch auf dieser Lüge, und sagte sie der jungen Frau, als wollte er sie eines Bessern belehren, frech ins Gesicht.

„Das muß Euch geträumt haben!" erwiederte sie. „Der weise Saraſtro kennt den Vorgang auf's Haar, und sandte mich zu Euch mit der Ermahnung: Ihr solltet Euch, um schlimmen Folgen auszuweichen, mit dem Retter Eures Lebens vergleichen."

„Ei! was hat mir der alte Hexenmeister vorzuschreiben?" murrte der Fürst. „Ich mag von der ganzen Sache nichts weiter hören. Das sag' in meinem Nahmen dem

Graubart! — Aber mit dir, schönes Liebchen, will ich mich über dich selbst vergleichen. Jeder Preis, den du foderst, sey dir gewährt!"

Das sagend, trat er mit plumpen Schritten näher, und öffnete seine Arme, um das hübsche Weibchen, das er schon gewonnen zu haben glaubte, zu umfassen. Die Schranzen freuten sich der guten Laune des gnädigsten Herrn, und legten mit allerhand zierlichen Worten und Geberden ihren unterthänigsten Beifall an den Tag. Aber Papagena, über jenen Antrag empört, stieß den zudringlichen Buhler zurück, setzte die Zauberpfeife an den Mund, und ließ alle sieben Röhrchen erklingen. Zusammen schreckend sah sie der Fürst mit stieren Augen an; sein Angesicht verwandelte sich und schrumpfte ein; die Nase ward ein kegelförmiger Schnabel; der Hals stieg lang und immer länger aus den Schultern hervor; die Arme bildeten sich zu kurzen dicken Flügeln; die Beine wuchsen hoch und

dünn aus den Stiefeln heraus, und so stand nach wenigen Augenblicken ein vollendeter Strauß da.

Die Höflinge starrten diese Verwandlung mit ellenlangen Gesichtern an. Der Strauß sah sich um, ob man denn nichts für ihn unternehmen wolle. Da wurden die Bildsäulen lebendig, und geberdeten sich gegen die Stifterin des Unheils sehr zornig. Einige machten sogar bedenkliche Anstalten, sie thätlich zu strafen. „Wollt ihr auch verwandelt seyn?" sagte Papagena. „Das ist in der Ordnung! Hofleute thun gern ihren Gebietern alles nach." — Sie pfiff, und in einem Nu gestalteten sich die anwesenden Hof- und Staatsbeamten zu Pfauen, Papageien, Habichten, Eulen, Trappen und andern Vögeln, wie es dem Geiste und der Würde jedes Einzelnen gemäß war. Sie brauchten sogleich ihre neuen Stimmen zu einem entsetzlichen Geschrei, womit sie sich vereint in Bewegung

ſetzten, ihrer lachenden Schöpferin die Augen auszuhacken. Sie floh, von Allen verfolgt, und pfiff immerfort. Wer ſie im Schloſſe aufhalten wollte, ward ein Vogel. Zuletzt wurden auch noch die Fußtrabanten, die ihr am Thore mit den Spitzen der Hellebarden entgegen traten, in hochbeinige Störche verwandelt.

11.

Als Papagena in den Wald zurück kam, und ihren Geſandtſchaftsbericht erſtatten wollte, ſagte Saraſtro: „Ich weiß ſchon Alles! Ueberdieß haben mir meine unſichtbaren Kundſchafter gemeldet: daß Hyacinthe deſſelben Tages, da ſie Landolin in ihrem Garten beſuchte, verhaftet wurde. Ihr Gefängniß iſt ein feſter, ſtark bewachter Thurm auf einem hohen einſamen Felſen. Sie daraus zu befreien, iſt auf natürlichen Wegen unmöglich. Ich werde mir daher von meinem alten

Freun-

Freunde, dem Zauberer Prosperos, seinen Luftwagen mit dem Greifengespann erbitten. Damit fährt Landolin an einem Fenster des Thurmkerkers vor, Hyacinthe steigt ein, und die geflügelten Löwen bringen das junge Paar wohlbehalten in des Ritters Heimath. Es ist besser, ein Landgut rechtlich zu besitzen, als ein halbes Reich aus den Händen eines Räubers anzunehmen. Es war auch, als ich das Schreckbild des Bären auftreten ließ, nur darauf abgesehen, daß Ulfo die von ihm wenig geachtete Tochter für seine Rettung feil bieten sollte. Er kann keine Erdscholle seines unrechtlichen Besitzthums verschenken; er muß das ganze Land dem von seinem Vater entthronten Fürsten zurück geben. Ob er ein Strauß bleiben will oder nicht, das hängt von ihm selbst ab. Trotzt er fort, so leb' und sterb' er als Vogel! Bittet er um Erlösung, so sey sie ihm gewährt! Dir, Landolin, geb' ich dazu Macht und Gewalt. Ich wer-

de, bevor wir uns trennen, deiner Zither die Kraft ertheilen, Ulfo's und seiner Diener Bezauberung aufzuheben."

Für einen Sterblichen war es in der That eine bedenkliche Zumuthung, sich dem luftigen Fuhrwerke anzuvertrauen, dessen sich vormals die Götter bedienten, und mit welchem auch heute (am 3ten August 1820) Apollo auf dem Dache des neuen Schauspielhauses in Berlin anlangte. — Der Ritter hielt es aber mit Recht für schimpflich, einen Schatten von Aengstlichkeit blicken zu lassen. Er müßte wohl auch Hyacinthen sehr frostig geliebt haben, wenn er nicht gern und freudig seinen Hals gewagt hätte, um sich mit ihr zu vereinen.

Saraſtro nahm ein Baumblatt, zeichnete mit einem Griffel ein paar flüchtige Züge darauf, gab es dem Vogel Regenbogen, der immer als Eilbote bei der Hand war, in den Schnabel, und fertigte ihn damit an den

Zauberer Prosperos ab. Nach Verlauf weniger Stunden zog der Greifenwagen hoch am Horizonte, wie eine vom Sturm gejagte Wolke, daher, und ließ sich bei der Waldlaube nieder. Landolin wollte die Wunderthiere mit Muße betrachten; aber ungeduldig schlugen sie mit den Flügeln, und Saraſtro sagte: „Besteig ungesäumt den Wagen; dieß Gespann ist nicht gewohnt, lange zu warten. Regenbogen zieht mit dir, und wird dein Vorhaben zu einem glücklichen Ausgange leiten."

Die fliegenden Leuen hatten den Felsenthurm bald erreicht. Die Prinzessin stand schon, von Regenbogen darauf vorbereitet, an einem offenen Fenster, aus welchem sie bequem den Wagen beschreiten konnte. Freudig zögerte sie keinen Augenblick, sich aus dem Kerker in die Arme des Geliebten zu retten. Die Greife sahen mit ihren Adlerköpfen klug

herum, bis die Vereinigung geschehen war, und stürmten dann wieder dem Walde zu.

Sarastro umarmte seine Nichte, sprach über den Liebesbund seinen Segen, ertheilte mit einigen dunklen Worten dem Saitenspiele des Ritters die versprochene Wunderkraft, und befahl dann den Greisen, das junge Paar wohlbehalten nach Hause zu bringen. Auch trug er diesen weltberühmten, trefflichen Schatzgräbern noch auf, nach vollendeter Reise so viel Gold, als Ulfo's ganzes Fürstenthum werth sey, aus der Erde zu graben, und solches, als Brautschatz, dem Ritter zu übergeben. Hierauf schied die kleine Gesellschaft, mit herzlichem Lebewohl, von einander. Sarastro milderte den Schmerz der Trennung einiger Maßen durch das Versprechen, die jungen Ehegatten bald zu besuchen, und einige Monate bei ihnen zu bleiben.

12.

Die Greife griffen so weidlich aus, daß die Reisenden nach wenigen Stunden schon funfzig Meilen hinter sich hatten. Sie traten jetzt in einer Herberge ab, um ein Mittagsmahl einzunehmen. Während der Zubereitung spielte Landolin seiner Braut ein Liedchen auf der Zither vor. Bald aber unterbrach ihn Regenbogen mit der Meldung: es sey eben eine Gesellschaft vornehmer Vögel, vom Fürsten Strauß abgeordnet, angekommen, und bitte dringend um Gehör. Der Ritter ließ die Gesandtschaft eintreten. Sie bestand aus fünf oder sechs ansehnlichen Personen. Unter diesen befand sich ein Pfau, der sogleich das Rad seines Schweifes feierlich aufschlug, und dadurch zu erkennen gab, daß er vor seiner Verwandlung ein überaus zierlicher Höfling gewesen war. Auch zwei Sidrche, die man zur Bedeckung mitgenom-

men hatte, weil sie vormals als Soldaten gedient hatten, bezeichneten ganz deutlich ihren vorigen Stand, indem sie sich, wie Schildwachen, steif an die Thür stellten. Der Sprecher der Gesellschaft, ein Papagei, sah sich nach einer Rednerbühne um, fand einen im Zimmer stehenden Kasten dazu schicklich, hüpfte hinauf, und sprach:

Gestrenger Ritter, sehet hold
Auf unsern Trupp hernieder:
Noch gestern deckt' uns Seid' und Gold,
Heut' schreckiges Gefieder.
Wir sollen fliegen, lieber Gott!
Und vormals sprach von uns der Spott:
Wir kröchen, wie die Schlangen.

Und könnten bis zum höchsten Stern
Wir unsern Flug auch treiben,
Uns freut es mehr, bei unserm Herrn
Zur Aufwartung zu bleiben.
Mit ihm geht's nicht so hoch hinaus;
Er kann, als schwerbeleibter Strauß,
Nur traben und nur flattern.

Und ach! das Volk macht viel Gedanken
Auf Märkten hört man sagen:
„Gefährlich ist ein Landesherr
Mit einem Straußenmagen.
Wer Eisen ganz bequem verdaut,
Der frißt gemach mit Haar und Haut
Auf seine Unterthanen."

Und weiter heißt's: „Ein dummer Gauch
Ist doch der Strauß zu nennen.
Er steckt den Kopf in einen Strauch,
Wenn Jäger nach ihm rennen.
Er denkt, wenn er sie nur nicht sieht,
Daß dann die Schaar vorüber zieht,
Und ihn auch nicht gewahret."

Aus all' dem Schnack wird frank und frei
Der böse Schluß gewagen:
Mit einem Strauß, als Herrscher, sei
Das ganze Land betrogen.
Drum bitten wir, Herr Landolin,
Entraubert gütig uns und ihn,
Wie's Euch vergönnt der Alte.

Fürst Ulfe hätt' Euch selbst ersucht,
Die Gunst für ihn zu hegen,
Doch kann er seines Leibes Wucht

Nicht durch die Luft bewegen.
Stellt Euch bei ihm als Retter ein!
Er will sein schönes Töchterlein
Zum Ehrenlohn Euch lassen.

Indem der Papagei diesen Vortrag heraus schnarrte, konnte sich Hyacinthe, vom Unglück ihres Vaters und Vaterlandes gerührt, der Thränen nicht enthalten, und mit leiser, süßer Stimme bat sie den Geliebten, die Bitte der Bezauberten zu erfüllen. Er nickte freundlich, wandte sich dann zu den Vögeln, und sprach:

Gesandte, richtet dem Fürsten Strauß,
Was ich euch sage, getreulich aus,
Zu seinem Nutzen und Frommen!
Er gebe das Reich dem Herrn zurück,
Dem's weiland sein Vater genommen,
So wird er im selbigen Augenblick
Sein Menschenbild wieder bekommen.

Die Vögel seufzten sammt und sonders gar kläglich, und der Redner fragte: ob es denn nicht möglich sey, daß Seine Hoheit

die erbetene Wiedereinsetzung in den vorigen Stand unter mildern Bedingungen erhalten könne.)

„Nein!" sagte Landolin. „Denn so will es Sarastro, der Gerechte."

„O, wir Armen!" ächzte der Papagei. „Was soll nun aus uns werden?"

„Menschen, wie zuvor!" rief Landolin, und ließ die Zaubersaiten dazu erklingen. Sogleich geschah die gebotene Verwandlung, und die neuen Menschen bedankten sich mit tiefen Bücklingen und feinen Worten. „Wir bedauern nur, schöne Prinzessin," setzten sie einstimmig hinzu, „daß wir Euren Herrn Vater, der künftig keinen Hofstaat mehr unterhalten kann, werden verlassen müssen, um uns an der zurückkehrenden Sonne zu wärmen."

„Das läßt sich von euch nicht anders erwarten;" sprach Hyacinthe. „Erzeiget nur meinem unglücklichen Vater, durch treue Aus-

richtung des an ihn erhaltenen Auftrages, den letzten Dienst, und saget ihm noch: er solle, wenn er wieder Mensch geworden, zu mir kommen und der liebevollsten Aufnahme und sorgfältigsten Pflege versichert seyn."

Die Hofherren versprachen, beide Aufträge pflichtmäßig zu bestellen, und traten ab.

Des folgenden Tages gelangten die Liebenden, ohne den geringsten Unfall, zur Heimath des Ritters. Regenbogen, dessen Geschäft nun vollendet war, nahm Abschied. Auch die Greife stürmten davon; doch eingedenk dessen, was ihnen Sarastro befohlen, kamen sie bald wieder, und luden im Burghof einen glänzenden Goldhügel ab. Landolin und sein Weibchen bedurften dieses Schatzes nicht, um glücklich zu seyn. Liebe und Einigkeit waren ihre Hausgötter, denen sie ein wonneseliges Leben verdankten.

Nach einigen Wochen hatte Hyacinthe die Freude, ihren Vater ankommen zu sehen.

Aber finſter und mürriſch floh er alle Menſchen, wählte ſich des Schloſſes dunkelſtes Gemach zur Wohnung, und groſste darin über den Verluſt ſeiner Krone. Ein gänzlicher Einſiedler, der ſeine feſt verſchloſſene Zelle nie verließ, ward er vollends, als ſechs Monate ſpäter Saraſtro mit ſeinen heitern Gefährten eintraf. Der alte frohſinnige Weltweiſe hatte ſelbſt keine Neigung, den düſtern Grämling zu ſehen. So lebten ſie faſt ein Jahr unter Einem Dache, ohne ein Wort mit einander zu wechſeln.

Jetzt erfuhr Saraſtro, daß ſeine Fehde mit der Königin der Nacht zu einem Singſpiele verarbeitet worden ſey, und in Wien zum erſten Mahl aufgeführt werden ſolle. Voll Neugierde, ſich ſelbſt auf der Bühne zu ſehen, unternahm er deßhalb eine Reiſe von beinahe zweihundert Meilen, und wohnte, ohne ſich zu erkennen zu geben, der Vorſtellung bei. Er fand die ihm aus dem Grunde be-

kannte Geschichte so falsch und wunderlich vorgetragen, daß er sich bisweilen bei den ernsthaftesten Stellen des lauten Lachens nicht enthalten konnte. Oft aber gerieth er auch bei lustigen Auftritten, die den Zuschauern ungemeines Vergnügen machten, in den heftigsten Aerger, und es fehlte nicht viel, daß er gepocht hätte. Nur Mozart's Zaubertöne beruhigten und entzückten ihn wieder, und er blieb eine geraume Zeit in Wien, um sich dieses herrlichen Genusses mehrmals zu erfreuen.

Landolin und Hyacinthe lebten fort und fort in einem irdischen Himmel. Wohlthätig schenkten sie einen Theil des Schatzes, den ihnen die Greife gebracht hatten, den Armen; einen andern Theil aber wandten sie dazu an, das beschützte Bild, das sie, als den ersten Stifter ihres Bundes, sehr werth hielten, in einen köstlichen Rahmen von gediegenem Golde fassen zu lassen.

V.

Der grüne Hut.

1.

Im See Lomond in Schottland, der sich über fünf Meilen erstreckt und einem Meere gleicht, spiegelten sich vor Zeiten zwei Felsenschlösser, die nur eine Stunde Weges von einander getrennt und von edlen Nachkommen alter Heldengeschlechter bewohnt waren. In einer dieser Burgen blühte Maria Macdonald, sechzehn Sommer alt, und damals das schönste Fräulein in Schottland. Die andere Burg war das Vaterhaus ihrer zwei Jahre ältern Freundin Betty Monro.

Die Mädchen besuchten einander oft, und lustwandelten zuweilen auf den grünen Matten am Ufer des Sees.

Eines Tages, als Maria zu ihrer Freundin ging, bemerkte sie, daß der Wasserspiegel, den eben kein Lüftchen besirich, an einer einzigen Stelle, einen Steinwurf weit vom Gestade, in Bewegung gerieth. Sie glaubte: ein Fisch erhebe sich aus der Tiefe, um an der Sonne zu spielen. Es war aber ein grüner Hut, der aus den Wellen emporstieg, und sogleich wieder untertauchte, als Maria stehen blieb, um die seltsame Erscheinung zu betrachten. Fortgehend sah sie zurück; der grüne Hut war abermals da; doch augenblicklich verschwand er auch wieder.

Diesen Vorfall erzählte Maria ihrer Freundin. „Ei!" sagte die lustige Betty, „das hat Dir und Deinem hübschen Gesichtchen gegolten. Nicht genug, daß Du allen Erdensöhnen gefällst; nun fangen wohl gar

auch Wassergeister an, die Augen auf Dich zu werfen."

Frau Sara, vormals Betty's Amme und jetzt hochbetraute Schaffnerin im Schlosse, machte bei dieser Neckerei ein sehr ernstes Gesicht, und sagte: „Kind, scherze nicht über solche Dinge! Der See Lomond hegt und pflegt nicht bloß Fische; es leben und weben noch andere Wesen darin, von welchen man in der Vorzeit mancherlei Geschichten erzählte. Damals soll ein Wassergeist, in jugendlicher Mannsgestalt, bisweilen aus dem See hervorgekommen seyn, und sich mit freundlichen Worten zu seinen jungen Dirnen gesellt haben. Sind sie aber, wie natürlich, mit Schrecken vor ihm geflohen, so hat er sie nicht verfolgt, sondern sich mit Aechzen und Stöhnen wieder in den See gestürzt. Weniger bescheiden war ein anderer Wassergeist, der sich einmal vor uralten Zeiten — ich weiß nicht wo — bei einem Reihentanze, den

man unter freiem Himmel gehalten, einfleckte. Es trat nämlich, indem die Gesellschaft recht guter Dinge war, ein schöner, wohlgekleideter junger Fant in den Kreis, grüßte mit anmuthigen Geberden rechts und links, und bot allen Anwesenden die Hand; aber sie war kalt wie ein Eiszapfen. Nach einer Weile nahm sich der ungebetene Gast die Freiheit, eine der Jungfrauen, die lieblich von Angesicht, aber leichtsinnigen Gemüths war, zum Tanz aufzufodern. Sie schwenkte sich lustig mit ihm herum; aber nach kurzem Rundtanze flog er brausend, wie ein Wirbelwind, mit ihr aus dem Kreise, stürmte nach dem nahen Strome hin, sprang vor den Augen einiger Schiffer mit seiner Tänzerin in die Fluth, und nie wurden beide wieder gesehen."

Marien wandelte bei dieser Erzählung ein Grauen an. Sie fürchtete sich, da es bald Abend ward, allein nach Hause zu gehen. Betty erbot sich, sie zu begleiten. Aber kaum

war

war das Verſprechen gethan, ſo bangte dem ſonſt beherzten Mädchen ebenfalls vor dem einſamen Heimwege. Mutter Sara ward aufgefodert, den Rückzug zu decken. „Gut, ich wackle mit!“ ſagte die Alte. „Wir ſchwachen Weiblein können aber einander wenig beſchützen. Der lange Daniel, der heute ſonſt nichts zu thun hat, mag ſich mit in Bewegung ſetzen, und unſre Schutzwache ſeyn.“ Der bequeme Diener murmelte verdrießlich in den Bart, als er von der hochgebietenden Schaffnerin Befehl zum Aufbruch erhielt. Er nahm auch nicht eher, bis ihm ſein Leibtrank, ein Glas Whisky, gereicht ward, Hut und Stab, und folgte den Frauen.

Als ſie an die Stelle kamen, wo ſich der grüne Hut hatte ſehen laſſen, zog Maria die Arme ihrer Begleiterinnen feſter an ſich, und winkte mit den Augen nach dem See. Aber jetzt zerſtörte den blauen Spiegel keine Bewegung. Maria kam ganz unangefochten nach

Hauſe. Auch ihr Gefolge ſah auf dem Rückwege keine Spur des grünen Hutes.

Dennoch war Maria ſo ſchüchtern geworden, daß ſie es in den nächſten Wochen nicht wagte, längs der Seekante hinzugehen, und ihre Freundin zu beſuchen. Betty aber kam und ging ungeſtört. Dadurch ward das muthwillige Mädchen kühn genug, den Seegeiſt heraus zu fodern.

Grüner Hut, grüner Hut,
Guck' ein bißchen aus der Fluth!
Dich zu ſehen, hab' ich Muth.

So ſang ſie mehrmals; aber der grüne Hut zeigte ſich nimmer.

2.

Maria glaubte nun, die von ihr geſehene Erſcheinung auf dem See ſey nur ein Trugbild ihrer Augen geweſen. So gewann ſie wieder Muth, das Ufer ohne Begleitung zu betreten. Außer dem Nix war niemand zu

fürchten; denn zu jener Zeit erlaubte sich, wie jetzt wohl, kein Mann, allein gehenden Frauen mit kecker Anrede beschwerlich zu fallen oder sich sonst unziemlich gegen sie zu betragen.

Ungestört hatte Maria schon den halben Weg zu ihrer Freundin hinter sich, als sie Harfentöne vernahm, die aus dem Wasser hervor klangen. Das unsichtbare Saitenspiel tönte so sanft, so lieblich, daß sie nicht darüber erschrak, sondern es im Gegentheil mit Vergnügen hörte, und ruhigen Schrittes ihren Weg fortsetzte. Die süßen Klänge schwammen ihr immer zur Seite, und begleiteten sie bis zur Wohnung ihrer Freundin.

Dort erzählte sie von dem Ständchen, das man ihr im See gebracht hatte. „Das ist wieder ein Stückchen des grünen Hutes!" rief die Schaffnerin. „Doch Musik ist ein gutes Zeichen bei Menschen und Geistern.

Ich habe nie gehört, daß sich ein böser Geist damit kund gegeben hätte."

Neugierig, die wunderbaren Töne mit eigenen Ohren zu hören, gaben Betty und Sara der jungen Freundin das Geleit. Sie hatten sich jedoch umsonst bemüht: der See blieb stumm. Doch, als sie selbander zurück gingen, ließ sich unter dem Wasser ein helles Lachen vernehmen. „Horch, Mütterlein, der Kobold spottet über uns!" flüsterte Betty. „Ei, nicht doch!" antwortete Sara. „Dich täuschen die plätschernden Wellen." — Die kluge Frau hörte das Gelächter recht gut; allein sie hatte den Grundsatz, daß man sich bei solchen Neckereien blind und taub stellen müsse, um nicht einen so gefährlichen Spottvogel zu schlimmern Unbilden zu reizen.

Maria ward noch einige Mal, wenn sie ihre Gespielin besuchte, mit Harfenlaut begrüßt. Still und ruhig ging sie vorüber, senkte den Blick bescheiden auf ihren Pfad,

und sah besonders nie dahin, wo die Töne aus dem See herauf klangen.

Einsmals gab es eine neue Ueberraschung. Es sang, von der Harfe begleitet, eine anmuthige Stimme:

Die Wolken ziehen ihre Bahn,
Und schauen mich so freundlich an;
Mich grüßt der Sonne goldnes Licht
Aus unermeßner Ferne;
Hold sieht der Mond mir ins Gesicht,
Und all' das Heer der Sterne.
Ich blicke dankbar in die Höh,
Doch Himmelsgunst heilt nicht mein Weh:
Denn sie, die schönste Maid im Lande,
Blickt, wandelnd an des Ufers Rande,
Nicht auf den Trauernden im See.

Der Schluß des Liedes machte die Horcherin bestürzt. Von Natur bescheiden und von Eitelkeit unverdorben, war sie zwar weit davon entfernt, sich für das schönste Mädchen in Schottland zu halten: dennoch war es offenbar, daß der Sänger sie meinte, und das

beflügelte ihre Schritte, um Betty's schützende Wohnung schnell zu erreichen. Sie schämte sich, die hell und deutlich gesungenen Worte, die sie vollkommen verstanden und ins Gedächtniß gefaßt hatte, dort zu wiederholen. Darum verschwieg sie lieber die ganze Sache, bat jedoch um Begleitung auf dem Rückwege, damit ihr, wie sie vorgab, die Zeit nicht lang werde. Betty ging mit, und scherzte so viel über den Grünhut, daß Marien nicht wohl dabei war. Er fand aber jetzt für gut, still und verborgen unter dem Wasser zu bleiben.

Dessen ungeachtet enthielt sich Maria wieder einige Wochen des Ganges zu ihrer Freundin: denn kein anderer Weg, als der am Seegestade, führte dahin, wenn sie nicht über Felsen klimmen wollte. Sie stellte sich unwohl, um nicht den wahren Grund der Stockung ihrer Besuche gestehen zu müssen. Betty ging dagegen täglich zu ihr, und so oft sie an die Stelle kam, wo der grüne Hut

aus dem Waſſer empor geſtiegen war, unterließ ſie nicht, ihn mit einem Spottliedchen zu necken.

Heh da, heh!
Junker Grünhut in dem See!
Haſt du Grillen? haſt du Mucken?
Willſt du gar nicht wieder gucken?
Sieh doch, Mall*) iſt da!
Ha, ha, ha!

Aber auch dieſe Herausfoderung blieb ohne Erfolg. Der Waſſergeiſt ſchien ganz verſchwunden zu ſeyn. Wenigſtens bemühte ſich Betty, Marien deſſen zu überreden, um ſich ihrer Gegenbeſuche wieder zu erfreuen.

3.

Maria hielt es endlich ſelbſt für eine Schwachheit, ſich wie ein Kind zu fürchten,

*) Die in England und Schottland gewöhnliche Verkürzung des Namens Maria.

da ihr doch bisher noch nichts zu Leide geschehen war. Kaum aber wagte sie sich wieder auf die bedenkliche Straße, so wartete schon ihrer dort ein neues Abenteuer, das wundersamer als die vorigen war. Ein engelschöner Jüngling, angethan mit einem Gewande von himmelblauer Seide, kam ihr entgegen, verbeugte sich ehrerbietig, bot ihr eine fremde Blume von unvergleichlicher Farbenpracht, und sprach:

Laß Dir, als der Achtung Zeichen,
Diese Wunderblume reichen,
Der an Seltenheit und Zier
Alle Gartenkinder weichen,
Wie sich, holdes Fräulein, Dir
Keine Jungfrau kann vergleichen.
Weißt Du, wo die Blum' erblühte?
Dieser See, deß Uferrand
Deinen Zephyrtritt im Sand,
Wann die Sonne nicht mehr glühte,
Oefter sah, doch kaum empfand,
Ist ihr heitres Vaterland.

Aus des Waſſergotts Gebiete
Iſt die Schönheit nicht verbannt.
Dieſes See's geheimen Grund
Deckt ein Teppich goldner Auen,
Und er läßt mehr Wunder ſchauen
Als das ganze Erdenrund.
In Korallenwäldern thürmen
Sich kriſtallene Paläſte,
Um geliebte fremde Gäſte
Vor der Fluthen Drang zu ſchirmen.
Komm, ſieh ſelbſt das Wunderreich,
Deſſen Geiſterfürſt ich bin.
Herrſche dort mit mir zugleich
Als geliebte Königin!

Behende zog er jetzt eine Krone von Perlen, die größer als Wallnüſſe waren, unter dem Mantel hervor, und wollte ſie Marien aufſetzen. Allein das bange Mädchen (das zwar die dargebotene Blume in der erſten Ueberraſchung angenommen, aber nachher, mit flüchtigen Doppelſchritten, dem ſich zu erkennen gegebenen Geiſterfürſten zu entkommen verſucht hatte) entfloh der Krönung mit

vollen Sprüngen, und stürzte sprach- und athemlos ihrer Freundin in die Arme.

„Gott! was ist Dir begegnet?" rief Betty.

„Gewiß hat der Grünhut das Lämmchen wieder erschreckt!" fiel Sara ein. „Ich wünschte, man könnte die Felsen am See weiter zurück schieben, damit wir uns nicht, wenn wir einander besuchen, so nahe vorbei drücken müßten. Denn dort ist's nun einmal nicht mehr geheuer."

Indessen hatte sich Maria wieder gefaßt, daß sie den Vorfall erzählen konnte. Sie ließ vorher nachsehen, ob jemand an der Thür horche, weil sie es für möglich hielt, daß ihr der Seefürst gefolgt sey. Er hatte sich aber sogleich, als sie die Flucht ergriff, mit betrübtem Herzen in sein Reich zurück begeben.

„Nun wird's Ernst!" sprach die Schaffnerin. „Nun müssen wir Nachbarn des See's

uns vereinigen, einen Geisterbanner zu suchen, der uns reinen Weg schafft."

Indem sie so sprach, erhob sich vor der Thür ein Gelächter, wie von feinen Kinderstimmen, und es gab doch keine Kinder im Hause. Betty sah hinaus; es war niemand da. „Das dacht' ich wohl!" sagte die Schaffnerin. „Die nasse Majestät hat vermuthlich ein paar Nixchen abgeschickt, uns zu behorchen. Nun, mögen die Dinger doch gehört haben, was ich sagte; ich frage nichts darnach. Wir müssen um so mehr der Pauke bald ein Loch machen."

Maria, durch die rasche Flucht entkräftet, und doch nach Hause sich sehnend, bat um ein frommes Pferd und freundliche Begleitung. Betty war die erste, die sich zur Gefährtin erbot. Etwas langsamer erklärte sich auch Sara dazu bereit, um nicht furchtsam zu scheinen. Aber es war mit ihrem Muthe nicht richtig. Darum foderte sie den langen Da-

niel auf, sich ebenfalls zum Geleite zu rüsten. Es wurden also vier Rosse gesattelt. Diese großen Anstalten waren jedoch unnöthig: der See regte sich nicht, als Maria mit ihrem Gefolge vorüber zog.

Die rücklehrende Schutzwache blieb aber auch dießmal, wie einige Zeit zuvor, nicht ungeneckt. Ein Chor sang unter dem Wasser:

Die Alte, die Alte
Auf ihrem grauen Roß,
Sie halte, sie halte
Den Mund doch unterm Schloß!
Uns Geister will sie bannen?
Darüber lachen wir.
Sie fährt dereinst von dannen,
Wir aber bleiben hier.

4.

Maria mied seit diesem Tage den See; doch Betty und Sara, die nicht zu befürchten hatten, daß ihnen der Wasserfürst mit einer Liebeserklärung in den Weg treten werde,

wandelten oft den unheimlichen Pfad, und wurden fortan auch niemals erschreckt oder beleidiget. Dennoch konnte Sara das ihr gesungene Spottlied nicht vergessen, und bemühte sich eifrig, den Bann der Wassergeister zu Stande zu bringen.

Unfern des See's wohnte ein Wundarzt und Quacksalber, Nahmens Sebastian Mull, der viel geheime Weisheit zu besitzen vorgab, und sich oft rühmte, ein zweiter Theophrastus Paracelsus zu seyn. Unter den Künsten, die er zu verstehen glaubte, war auch die Zauberkunst. Es schien ihm ein Leichtes, mit einigen Beschwörungsformeln, die er aus Doctor Fausts Höllenzwang oder einem andern Werklein dieses Schlages gelernt hatte, die hartnäckigsten Geister zu vertreiben, und er wünschte sich längst eine gute Gelegenheit, durch einen solchen Sieg noch berühmter zu werden, als er es, nach seiner Meinung, schon war. Sara's Auffode-

rung, die Geister des Lomond-See's aus ihrer alten Heimath zu jagen, und ins fernste Meer zu verweisen, war ihm daher sehr willkommen. Er versprach, in den nächsten dazu schicklichen Tagen den Bann zu unternehmen und auszuführen.

Außer dem Ruhme, den er dabei zu ernten hoffte, war sein Augenmerk auch noch auf einen andern Vortheil gerichtet. Ihn gelüstete nach den Markt- und Sparpfennigen, welche Frau Sara in zwanzig und mehrern Jahren, als regierende Schaffnerin eines angesehenen Hauses, aufgehäuft haben mußte, und er, ein alter Hagestolz, hegte schon seit geraumer Zeit in seinem Herzen den Wunsch, dieses Kapital zu heirathen. Die alte herrschsüchtige Wittib mit in den Kauf zu nehmen, war ihm freilich ungelegen. Der funfzigjährige Graukopf, der überdieß eine unangenehme Person war, konnte jedoch, als Freier, keine höheren Ansprüche machen. Er trug

ſich daher mit verblümten Worten der Alten an. Sie lächelte beifällig, und ſagte: „Schafft uns nur erſt die Geiſter vom Halſe! Dann bin ich vielleicht willfährig, Euch nach Wunſche zu belohnen.“

Er beobachtete nun fleißig den Stand der Geſtirne, bis ſie ſich in einem ſolchen Verhältniß gegen einander befanden, daß eine vortheilhafte Einwirkung auf den vorhabenden Geiſterbann von ihnen zu erwarten war. Hierauf legte Sebaſtian, um ſeiner ſtangendürren Geſtalt ein ehrwürdiges, Achtung gebietendes Anſehen zu geben, und die Waſſergeiſter, wie Knecht Ruprecht die Kinder, zu erſchrecken, die vollſtändige Tracht eines ächten Zauberers an. Sie beſtand in einem langen, bis an die Ferſe reichenden ſchwarzen Gewande, einem hohen pyramidenförmigen Hute, und einem falſchen ſchneeweißen Barte, der bis über den Gürtel hinab floß. So ausgerüſtet ging er um Mitternacht an den See,

und nahm zwei Barbierbecken mit, weil er in Zauberbüchern gelesen hatte, daß sich die Geisterbanner nicht nur gewisser Beschwörungsformeln bedienten, sondern auch zugleich durch Zusammenschlagen metallener Becken überlästige Dämonen zu vertreiben pflegten. Er machte denn ebenfalls am Seeufer eine lärmende Janitscharen Musik mit seinen messingenen Seifengefäßen, und sprach dazu schauderhafte Worte, wobei ihm die eigenen Haare zu Berge stiegen. Aber die Wassergeister regten sich nicht.

In der folgenden Nacht ließ er einen noch stärkern Bannspruch über den See hin erschallen. Es erfolgte jedoch wieder keine Erklärung: ob man Gehorsam leisten wolle.

Nun erkor er aus seinem Zauberbuche den gräßlichsten Bannfluch, von welchem eine Randglosse versicherte: daß ihm die ganze Hölle nicht widerstehen könne. Diesen donnerte

nerte er in der dritten Nacht durch ein Sprachrohr den Wassergeistern zu.

Jetzt erhob sich im See ein groſses Getümmel, und aus den stürmischen Wogen rief eine Stimme:

O Jammer, o Weh!
Wir müssen den See,
Die liebliche Heimath, verlassen.
Der Zauberer weiß,
Auf Sara's Geheiß,
Uns unwiderstehlich zu fassen.
Auf! züchtiget ihn,
Bevor wir entfliehn,
Und sollt' er die Nacht noch erblassen!

Plötzlich wimmelte eine Schaar kleiner Wassergeister und geflügelter Fischgestalten aus dem See hervor, umzingelte den fliehenden Zauberer von allen Seiten, sprang an ihm empor, riß ihm den falschen Bart ab und die Pyramide vom Kopfe, schlug ihn und kniff ihn, und überströmte ihn mit Wasser. Als ihn die Unholde sattsam gezüchtiget hat-

ten, ließen sie ihn laufen, und er kam triefend nach Hause.

Das Jammergeheul über den ausgesprochenen Bann war jedoch ein bloßes Gaukelspiel, womit die Seegeister den einfältigen Sebastian zum Besten hatten. Er war in der Zauberkunst ein solcher Stümper, daß er ihnen gar nichts anhaben konnte. Um aber den nächtlichen Schreier und Ruhestörer zum Schweigen zu bringen, stellten sie sich, als müßten sie seiner Macht weichen. Ueberdieß glaubten sie den feindseligen Angreifer am empfindlichsten zu strafen, wenn sie es durch scheinbare Besiegung dahin brächten, daß ihm die Hand der gebieterischen Sara zum Lohn würde. Diese Rache gelang auch vollkommen. Sebastian machte bald Hochzeit mit der ehrsamen Wittib; aber die goldenen Tage der Freiheit, da er ganze Nächte lang im Wirthshause bei einem guten Glase Whisky spielen oder aufschneiden konnte, waren vor-

über. Seine geſtrenge Frau gab ihm höchſt ſelten Urlaub, ein Gläschen auswärts zu trinken; und blieb er einmal über die ihm zugeſtandene Zeit aus, ſo holte ſie ihn mit Schelten und Toben.

5.

Ein edleres Liebesbündniß erblühte um dieſelbe Zeit zwiſchen Marien und Edward Murray, einem der ſchönſten und wackerſten jungen Ritter in Schottland, deſſen Stammſchloß ebenfalls ein Nachbar des Lomond-See's war. Die Väter der Liebenden, die, als treue Waffenbrüder, manchen rühmlichen Kampf gekämpft hatten, ſahen ſchon ein Jahrzehend zuvor mit inniger Freude, daß die Herzen der Kinder ſich einander zuneigten. Ihre Liebe wuchs mit den Jahren, und ſie verlobten ſich feierlich, als Edward von der hohen Schule zu Edinburg, wo er

den Wissenschaften und ritterlichen Künsten obgelegen hatte, zurück kam.

Am Vorabend des Verlobungsfestes hatte Edward seine Braut besucht, und ritt in der Nacht heim. Indem er vor seinem Schlosse vom Pferde stieg, trat hinter einer Thorsäule ein fremder Mann, mit einem funkelnden Schwerte in der Hand, plötzlich hervor, und sagte trotzig: „Edward Murray, ich habe mit Euch ein Wort zu sprechen."

„Wer seyd Ihr?" fragte Edward. „Und was wollt Ihr von mir in dieser nächtlichen Stunde?"

„Meinen Nahmen," sagte der Fremdling, „sollt Ihr künftig erfahren. Jetzt laßt Euch an der Versicherung genügen: daß sich der edelste Ritter nicht schämen darf, mir Rede zu stehen."

„Nun, so erklärt Euch, was habt Ihr mit mir auszumachen?"

„Ich fodere von Euch, daß Ihr Marien

Macdonald entſagt!" ſprach der Fremdling, mit drohend erhobenem Schwerte.

„Ich Marien entſagen?" — rief Edward. „Und wäret Ihr ein Gott, ich ſpräche: Nein!"

„So ſtirb!" ſchrie jener heftig, und rannte mit vorgeſtrecktem Schwerte gegen ihn an. Blitzſchnell aber riß Edward das ſeinige aus der Scheide, und begegnete damit dem feindlichen, das ſogleich, indem es von jenem berührt ward, klirrend in Stücke ſprang. Der entwaffnete Fremdling floh mit ſo geflügelter Eile hinein in die dunkle Nacht, daß ihn Edward alsbald aus den Augen verlor. Das auf der Erde liegende Bruchſtück der zerſchmetterten Waffe war von Kriſtall. Edward nahm es zu ſich, um es zum Andenken des lächerlichen Kampfes aufzubewahren.

Der wunderbare Einſpruch des Ungenannten, der ſich leicht errathen läßt, hemmte natürlicher Weiſe nicht die feierliche Verlobung am folgenden Tage.

Wäre man über den Ritter mit dem gläſernen Schwerte noch einiger Maßen in Zweifel geweſen, ſo hätte er ſich an einem der nächſten Abende doch ſelbſt verrathen. Traulich koſend gingen die Verlobten am See vorüber: da machte der eiferſüchtige Geiſt ein gewaltiges Getöſe unter dem Waſſer, und drohte mehrmals mit geballter Hand aus den Wellen hervor. Die Liebenden wandelten fort, ohne ſich darum zu bekümmern.

6.

Einige Tage darauf ging Edward mit einer Armbruſt ans Seegeſtade, um Meven oder andere Waſſervögel zu ſchießen. Ein Kopf, mit dem wohlbekannten grünen Hute bedeckt, hob ſich bisweilen aus den Wellen; doch Edward ließ ſich dadurch nicht abſchrekken, ſeine Jagd zu beginnen. Indem er aber den erſten Pfeil abdrücken wollte, rief's unter dem Waſſer: „Halt ein!" und mit halbem

Leibe fuhr der Grünhut empor. „Weiche von hier!“ ſprach er zornig. „Was erfrechſt Du Dich, mein Gebiet zu verletzen? Die Waſſervögel ſind meine Unterthanen; ich nehme ſie gegen Dich in Schutz. Geh, und laß Dich nicht wieder mit Waffen hier finden!“

So ſcheltend ſchwang er mit drohender Geberde ein neues gläſernes Schwert, worüber ſich Edward des Lachens nicht enthalten konnte. Das beleidigte den Seefürſten dermaßen, daß er Schimpfreden ausſtieß, die das Ehrgefühl des jungen Ritters verletzten. Im darüber aufwallenden Zorne bedachte er nicht, daß der Beleidiger ein Geiſt war, deſſen unartige Reden er wohl überhören konnte, ohne dadurch in den Verdacht der Feigheit zu fallen. Er richtete den Bogen nach ihm, und der abgeſandte Pfeil traf ſein Ziel. Mit einem gällenden Schrei fuhr der Verwundete in die Tiefe hinab, und die Stelle, wo er verſchwunden war, röthete Blut auf

der Oberfläche des Wassers. Edward, seinen Jähzorn bereuend, ging mit Verdruß über sich selbst von dannen, und hörte noch, als er schon fern war, viel Geräusch und Wehklagen im See.

Kurz darauf kam Sebastian mit eilfertigen Schritten des Weges, um einen Kranken zu besuchen. Plötzlich sprang vor seinen Augen ein schnaubendes Wallroß, das einen Reiter trug, aus dem See ans Ufer. Mit Entsetzen prallte der Wundarzt zurück, wandte sich, und nahm Reißaus. Aber der Reiter jagte ihm nach, verrannte ihm den Weg, und sagte: „Du bist ein elender Geisterbanner, doch vielleicht ein besserer Wundarzt. Sitz' auf, und fürchte dich nicht! Du sollst die Ehre haben, meinem Fürsten, der eben durch einen Bogenschuß verwundet ward, den ersten Verband anzulegen."

„Ich bitt' um Verschonung;" sagte der Wundarzt, und wünschte sich Flügel des Win-

des, um sich über die Felsen zu schwingen. „Ich kenne die Leibesbeschaffenheit solcher Herrschaften nicht; ich würde das hohe Leben in Gefahr setzen — "

„Keine Ausflüchte!" rief der Reiter, und ergriff das dürre Männlein am Kragen, warf es hinter sich wie einen Sack, und das Roß setzte mit einem so ungeheuern Bogensprunge in den See, daß die schäumenden Wogen felsenhoch aufspritzten.

Einige von fern stehende Augenzeugen dieser Entführung verkündeten sie in der Nachbarschaft umher, und man hielt den theuern Mann für verloren. Aber, wie ein aus dem Todtenreiche wiederkehrendes Gespenst, erschien er noch am Abend desselben Tages in Macdonalds Schlosse. Die Herrschaft und die Diener, die zu jener Zeit der Stolz noch nicht so weit, als jetzt, von einander trennte, versammelten sich um ihn in der geselligen Halle, wo wechselseitige zwanglose Gespräche die

längsten Winterabende traulich verkürzten. Er erzählte zuvörderst die dem Leser schon bekannten Umstände seines gezwungenen Ritts in den See, und fuhr dann mit guter Laune fort: „Als das furchtbare Roß den entsetzlichen Sprung that, empfahl ich Gott meine arme Seele; denn ich glaubte, das Wasser, das ich zeitlebens gehaßt habe, werde mich jetzt, da ich in seiner Gewalt war, augenblicklich tödten. Es that mir aber kein Leid; ich ward nicht einmal naß: nur die reißende Geschwindigkeit, mit welcher ich, wie ein aus den Wolken fallender Stein, wohl tausend Fuß tief hinab schoß, versetzte mir dergestalt den Athem, daß ich zu dem Hofmarschall, der mich vor dem kristallenen Pallaste des Fürsten empfing, nicht sagen konnte: Unterthäniger Diener. Er gab mir mit einem großen Stabe, den er in der Hand trug, ein Zeichen, ihm zu folgen. Wir gingen durch eine Reihe Gemächer, in welchen sich zierliche Männlein

befanden, die ich für pflichtschuldigst betrübte Hofleute hielt, weil sie sich über alle Maßen kläglich geberdeten, die Hände rangen, seufzten und weinten. An der Thür des letzten Zimmers lagen zwei ungeheure Seehunde, mit weit aufgerissenen Rachen, und sahen mich grimmig an, als wollten sie mich verschlingen. Ich trug erhebliches Bedenken, zwischen den schrecklichen Thürhütern hindurch zu gehen. Vorwärts, Herr Doctor! sagte der Marschall. Dir geschieht kein Leid; Du wirst im Gegentheil herrlich belohnt, wenn Du des Fürsten Wunde heilst. Wendest Du aber Deine Kunst nicht treulich an, oder übtest Du wohl gar die Bosheit, mit giftigen Salben das Uebel noch schlimmer zu machen, so werfen wir Dich diesen Ungeheuern vor, und augenblicklich werden Dich die Schwerter ihres Rachens zernichten. — Ich mußte denn vorwärts, und fand den Fürsten, von Blutverlust erschöpft, auf einer Ruhebette. Ohne Laut, ohne Be-

[illegible], bey er mich die Wunde in seiner [illegible] untersuchen. Herr Murray hat ihn [illegible]lig getroffen. Ist ein solcher Wassermensch [illegible] unsterblich, so stirbt dieser gewiß. Ich that indessen, was meines Amtes war, und verband die Wunde nach meinem besten Wissen und Gewissen. Der steife Hofmarschall geleitete mich wieder vor den Pallast hinaus. Da [illegible] derselbe Reiter, der mich entführt [illegible] mich [illegible] aufs feste Land zu bringen. [illegible] sprang geschwind auf das Seepferd; es flog, wie ein Pfeil, hinauf nach dem Ufer. Dort sprang ich ab, und lief fort ohne Abschied zu nehmen. Halt! rief der Reiter mir nach: Morgen, bei Sonnenaufgang, bin ich wieder hier, um Dich zum Krankenbesuch abzuholen. Laß Dich nicht vergebens erwarten! — Nein, nein, rief ich zurück, ich komme gewiß. — Aber darauf mag er lange passen. Ich lasse mich so bald nicht wieder am Ufer sehen, und sollte ich alle

meine Kunden in dieser Gegend verlieren. Ich habe jedoch die gute Hoffnung, daß der tödtlich verwundete Halbgeist stirbt und der Weg dadurch rein wird: denn der Tod eines solchen Häuptlings hat, wie man sagt, die Folge, daß gleich nachher das ganze Volk auswandert und sich einen neuen Aufenthalt sucht." —

So schien es auch in der That. Jede Spur der Seebewohner war seit diesem Tage verschwunden. Edward ging mehrmals das Ufer entlang, erlaubte sich sogar, das fürstliche Verbot zu übertreten und Wasservögel zu schießen; doch niemals ließ sich ein Geist sehen oder hören.

7.

Indessen rückte die Zeit heran, da Edwards und Mariens Vermählung gefeiert werden sollte. Zu diesem Feste wollte man unter andern Gästen einen Freund einladen, der

eine der kleinen Inseln des Lymands bewohnte. Drei Tage vor der Hochzeit dingte deßhalb der Bräutigam ein Fahrzeug, um hinüber zu schiffen. Das Wetter war heiter, und ein günstiger Wind schwellte sanft das Segel. Doch auf der Mitte des Weges erhob sich plötzlich ein heulender Sturm; der See, wüthend und wallend, trieb mit dem leichten Nachen ein furchtbares Spiel; und indem das von einer Seite zur andern geworfene Schiff an anzuschlagen drohte, fuhr eine Riesenhand aus dem Wogengewühl empor, ergriff den jungen Ritter, und riß ihn vor den Augen des Schiffers, der vergebens Rettung versuchte, aus dem Kahn in den Abgrund. Gleich darauf legte sich der Sturm; der treue Schiffer durchkreuzte noch einige Stunden den See, um den verschwundenen Jüngling zu finden; doch alle Mühe war umsonst. Er steuerte nun nach dem Lande zurück, und erzählte die traurige Begebenheit Edwards Dienern, die

sofort mit brennenden Fackeln, weil es schon Abend geworden war, nach dem See eilten, um ihren geliebten Herrn zu finden. Aber auch sie bemühten sich fruchtlos die ganze Nacht, und sahen sich nun genöthiget, den unglücklichen Vorfall in Macdonalds Schlosse zu melden.

Das Morgenroth eines Sommertages glänzte hinter den Bergen hervor. Der Baron und seine Diener schliefen noch; nur Maria hatte, von bösen Träumen geängstet, ihr Lager schon verlassen, und war in ihr Gärtlein gegangen. Hier fanden sie Edwards Diener, und machten ihr, ohne vorsichtige Einleitung, die Schreckenskunde bekannt. Sie schlug Marien, die sonst bei jedem widrigen Geschicke sehr gefaßt war, wie ein Wetterstrahl nieder. Aber sogleich hauchte die allmächtige Liebe ihr Geist und Leben wieder ein. Stärker und feuriger, als jemals, empfand jetzt Maria, wie herzinnig sie ihren

Malcolmgam liebte. Ihn noch, wo möglich, zu retten, war ihr schneller Entschluß. „Geht, ihr guten Leute,“ sagte sie zu den Dienern, „geht still von hinnen, und verschweigt Allen, die Euch begegnen, das Unglück, das Eurem Herrn widerfuhr. Kann er noch gerettet werden, so vermag's niemand als ich, und ich will für ihn das Aeußerste wagen.“

Gehorsam, doch ohne Hoffnung, entfernten sich die Diener. Maria ging auf den Zehen, um die Schläfenden nicht zu wecken, in ihr Gemach, vertauschte schnell ihr leichtes Morgengewand gegen ein anderes Kleid, mit welchem sie sich auf der Straße sehen lassen konnte, und eilte fort nach dem See. Sie hoffte, Edward sey nicht todt, sondern nur Gefangener des Wassergeistes, den sie durch dringende Bitten zu bewegen dachte, ihrem Geliebten die Freiheit zu schenken.

Als sie das Schloß kaum hundert Schritte hinter sich hatte, kam ihr, wie auf den Fittichen

chen des Windes schwebend, ein junges weibliches Wesen von überirdischer Schönheit entgegen, grüßte liebreich und sagte:

Maria, find' ich Dich schon hier?
Mein rascher Wanderschritt galt Dir.
Ich weiß des Seegeists Uebelthat,
Und bringe guten Trost und Rath.

Am besten, daß ich gleich gesteh:
Auch meine Heimath ist der See.
Der mächt'ge Seefürst liebte mich,
Bevor sein Herz zu Dir entwich.

Was er in seinem Reich auch gilt,
Dir ist er doch ein Schauerbild.
Du bist dem jungen Edward hold,
Und drob hat Jener längst gegrollt.

Des Nebenbuhlers los zu seyn,
Und seiner Rachlust ihn zu weihn,
Zog er das arme junge Blut
Hinunter in die kalte Fluth.

In Todten ähnlicher Gestalt
Liegt dort der Leichnam starr und kalt;
Doch greift ihn der Verwesung Zahn
Noch nicht, wie andre Todten, an.

fräulein, das sich vermuthlich durch das angerathene Unternehmen an dem treulosen Liebhaber rächen wollte, begleitete sie bis an den äußersten Saum des Lomonds, tauchte schnell hier unter, und verschwand.

Einsam ging nun Maria mit zagenden Schritten am Ufer hin, und sang, um ruhig zu scheinen und ihre Gegenwart dem Seefürsten anzumelden, ein fröhliches Lied. Es währte nicht lange, als er in derselben anmuthigen Gestalt, wie er sich ihr schon einmal außerhalb des Wassers gezeigt hatte, vor ihr stand, und sie einlud, die Herrlichkeiten seines Reiches zu schauen.

„Ich hätte wohl Lust," antwortete sie, „aber die Wellen tragen mich nicht, wie Euch; ich würde meine Neugier mit dem Leben büßen."

„Besorgt das nicht, schönes Fräulein!" sagte der Geist. „Seht, hier steigt eine krystallene Brücke von den Pforten meines Pal-

lasses bis ans Ufer herauf. Sie trägt Euch so sicher, als Felsenstufen, und kein Wassertropfen benetzt Euch."

„Ich will's glauben;" erwiederte sie: „doch hält mich noch ein anderes Bedenken zurück. Ihr werdet mich, wenn ich unten bin, nicht wieder herauf lassen. Gelobet mir, daß Ihr mich keinen Augenblick länger, als ich zu bleiben Lust habe, aufhalten wollt."

Er gab ihr, nach verschiedenen Einwendungen, die nicht angenommen wurden, seine kalte Hand darauf, und sie ließ sich nun von ihm in sein Reich hinab führen.

Die erste Ehrenbezeigung, die er ihr nach der glücklichen Ankunft in seiner Glasburg erwies, war ganz im Geiste der Kaiser und Könige des festen Landes, die, hohen Gästen zu Ehren, einen feierlichen Aufzug ihrer Truppen veranstalten. Auf ein von ihm gegebenes Zeichen ertönten Muschelhörner, von untergeordneten Seegeistern geblasen, und ein Heer

nen Wallfischen, Seewölfen und andern Meerungeheuern schwamm in geschlossenen Reihen vorüber.

Nach dieser Prunkschau brachte der Geisterfürst, zu Mariens innigstem Vergnügen, einen Spaziergang durch die Zimmer und Säle seiner Hofburg in Vorschlag. Im letzten Gemache stand, wie das Seefräulein voraus sagte, das gläserne Seelengefängniß auf einem goldenen Tische, mit einem Hügel von Blumen bedeckt. Maria konnte sich, bei diesem Anblicke kaum der Thränen enthalten; aber sie bezwang ihren Schmerz, und stellte sich mit dem vollkommensten Scheine der Wahrheit ermüdet und durstig. Der Seefürst bat tausendmal um Verzeihung, daß er ihr noch keine Erfrischungen angeboten, und eilte fort, um den Küchenmeister und dem Mundschenken die nöthigen Befehle zu ertheilen.

Kaum war er aus dem Zimmer, da huschte Maria vom Sessel, auf dem sie Platz genom-

men, an den goldenen Tisch, schlug mit dem Hammer kräftig in die Blumen, das darunter verborgene und zertrümmerte Glas klirrte, und ein Schmetterling flog aus den Blumen zum Fenster hinaus. Sie aber stürzte durch die Reihe der vorhin durchwandelten Gemächer zurück, und war schon in einem der letzten, als sie weit hinter sich die Stimme des Seefürsten hörte. Er rief ihren Nahmen, und bat mit den rührendsten Worten, ihn nicht zu verlassen. Desto schneller floh sie der Pforte zu, und mit dem ehrlichen Seefräulein, das sie dort fand, immer weiter fort nach der Brücke. Flüche und Wasserströme rauschten jetzt hinter ihnen her, und kaum hatten sie die Mitte der Brücke erreicht, als diese, wie von einem Erdbeben erschüttert, unter ihnen einstürzte. Aber das Seefräulein faßte Marien in die Arme, und schwebte mit ihr nach dem Ufer empor.

Freudig empfing hier Edward, dessen Seele sich schon mit dem Körper wieder ver-

einiget hatte, seine heldenmüthige Retterin, und drückte sie an sein dankbares Herz.

Kaum hatten sich die Liebenden umarmt, da durchschauerte sie ein Jammergeschrei des Seefräuleins, das der Geisterfürst, aus den Fluthen empor fahrend, vor ihren Augen wüthend ergriff, mit einem Dolche durchstieß, und hinunter riß in den Abgrund.

Nach dieser grausamen That unterfing er sich hinfort nicht mehr, um die Gunst schöner Erdentöchter zu buhlen, und hielt sich, von keinem menschlichen Auge weiter gesehen, in den Tiefen seines Reiches, wie ein büßender Einsiedler, verborgen.

Gedruckt bei Johann Friedrich Starcke.

Inhalt.

I. Der glückliche Traum. . Seite 1
II. Die Untersuchungskommission. .. 59
III. Doctor Medardus. . .. 130
IV. Das beschützte Bild 205
V. Der grüne Hut. 269

Vacuna.

Erzählungen für Freistunden,

vorzüglich

der Jugend.

Von

A. F. E. Langbein.

Berlin, 1826.

Verlag der Buchhandlung von C. Fr. Amelang.

(Brüderstrasse No. 11.)

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Vorwort.

Vacuna, die Göttin der Erholung und Muße, bietet hier allen freundlichen Lesern, besonders der Jugend, zwanzig Erzählungen an, die nicht als Kunstwerke gelten wollen, sondern bloß mit der bescheidenen Absicht auftreten, einfach und nützlich zu unterhalten. Jede derselben bezielt gute Lehren, und der Vortrag ist deutlich und klar, wie

ihn die Jugend liebt und bedarf. Mit diesen Eigenschaften möge sich Vacuna einer günstigen Aufnahme erfreuen!

Berlin, im August 1825.

Inhalt.

		Seite
I.	Das ſtumpfe Meſſer.	1
II.	Der Näſcher.	24
III.	Die Gefangenen.	34
IV.	Beſtrafter Frevel.	105
V.	Das Glas Punſch.	111
VI.	Die bange Lehrſtunde.	116
VII.	Die offene Hand.	122
VIII.	Die Erſcheinung.	126
IX	Aus dem Regen in die Traufe. .	133
X.	Lebensrettung ohne Dank. . .	195
XI.	Von einem Ritter und ſeiner Frau.	207
XII.	Das braucht er nicht.	212
XIII.	Der Thierquäler.	234
XIV.	Der kleine Held und ſein Glück.	270

Seite

XV. Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht. 278

XVI. Christophs Feldzug. 288

XVII. Die Sonnenfinsterniß. . . . 301

XVIII. Unrecht Gut gedeihet nicht. . . 311

XIX. Der Großsprecher. 322

XX. Die große Dampfmaschine. . . 326

I.

Das ſtumpfe Meſſer.

Ein Mährchen.

»Guten Morgen, liebe Jungen!« ſagte Mutter Sibylle, als ihre erwachſenen Söhne Paul und Jakob gegen zehn Uhr ſchlarfend und gähnend in die Wohnſtube traten. »Das Frühſtück wartet ſchon lang' auf euch, ihr Faulenzer! Kommt, ſetzt euch an den Tiſch, eſſet und trinket, und erzählt mir, was euch geträumt hat.«

»Mir träumte,« antwortete Paul, »Ihr ſchenktet uns einen Beutel voll Geld, und wir machten uns einen luſtigen Tag.«

»Ach, mein guter Sohn,« verſetzte Sibylle, »mit vollen Geldbeuteln kann eine un-

begüterte Witwe, wie ich, nicht um ſich werfen. Aber ſo viel ihr zu einem luſtigen Tage braucht, das ſollt ihr haben.«

Sie ging nach dem Schranke, nahm vier Gulden heraus, gab jedem zwei, und empfing keinen Dank dafür, weil die lockern Burſche mehr erwartet hatten.

»Mir träumte was recht Dummes!« ſagte Jakob, indem er das Geld in die Taſche ſteckte. »Ich ging im Walde, plötzlich that ſich die Erde unter meinen Füßen auf, ich fiel in die Kluft, und erwachte vor Schrecken.«

»Du armes Kind!« ſeufzte Sibylle. »Doch kann dein Traum viel Gutes bedeuten. Der Bergmann fährt in den tiefen Schacht, und bringt Gold hervor. Du wirſt mit der Zeit ein reicher, ſteinreicher Mann werden. Mache dir alſo keine Sorgen über den Traum!«

»Da wär' ich wohl ein Narr!« erwiederte Jakob. »Ich weiß nicht, was Sorgen ſind. Das iſt Euer Fach, Mutter!«

»Wo ſteckt denn Thereſe?« fragte Paul, und blickte nach dem Winkel, wo ſeine Stiefſchweſter, ein Mädchen von zwölf Jahren, gewöhnlich ſaß, wenn ſie in der Stube gelitten ward.

Die Mutter ſchlug ein Gelächter auf und ſagte: »Der dummen Gans hab' ich einen luſtigen Streich geſpielt. Ich jagte ſie ſchon vor fünf Stunden aus dem Neſte, und ſchickte ſie in den Wald, um Geſträuch zur Feuerung' abzuſchneiden. Sie ſoll und muß ſo viel bringen, als ſie tragen kann, ſonſt wird ſie, anſtatt des Mittagseſſens, mit einer Prügelſuppe bedient. Daß ſie aber dieſem warmen Süppchen gar nicht entgehen kann, das iſt der Spaß bei der Sache. Ich gab ihr zu ihrer Arbeit ein altes, ſtumpfes Meſſer, auf dem man, ohne ſich zu beſchädigen, nach Rom reiten könnte. Da müßt' es denn ſonderbar zugehen, wenn ſie ſo viel Strauchwerk brächte, daß man nicht mit einigem Anſchein von Recht und Billigkeit ver-

möchte, ihr eine Tracht Schläge zukommen zu lassen und das Mittagsessen zu versagen.«

Die Buben lachten über die gute Anwendung des stumpfen Kneifs, und lobten der Mutter glücklichen Einfall.

»Es freut mich, daß euch meine Anstalt gefällt;« sagte sie. »Wir müssen uns gegen die Nichtswürdige vereinen, sie zu verderben. Ihr Vater brachte mir den fremden Vogel ins Haus. Ich heirathete den alten Krüppel, daß er für uns arbeiten, uns Geld verdienen sollte; kaum aber hatt' ich ihn ein halbes Jahr, da begab sich der faule Schuft zur ewigen Ruhe, und ließ mir den Balg auf dem Halse. War das nicht ordentlich boßhaft?«

»Allerdings!« riefen die Brüder, und gingen mit ihren Angelruthen an den Fluß, um sich bis zum Essen die Zeit zu vertreiben.

In der Mittagsſtunde trat Thereſe mit Furcht und Zittern ins Haus. Sie trug unter den Armen zwei große Bündel Holz, deren Gewinn ihr blutſauer geworden war. Aber Sibylle fuhr ihr entgegen: »Mehr bringſt du nicht? Das iſt ja nur eine Hand voll!«

Thereſe verſicherte mit Thränen, daß ſie mit dem ſtumpfen Werkzeuge nicht mehr habe ausrichten können, und zeigte ihre wund gearbeiteten Hände. Dennoch ward ſie ein Faulthier geſcholten, unbarmherzig geſchlagen, und ihr angekündiget, daß ſie dieſen Mittag zur Strafe faſten ſolle.

Die Brüder kamen nach Hauſe, ſetzten ſich mit der Mutter zu Tiſch, und verſpotteten die arme Thereſe, die hungernd in ihrem Winkel ſaß. Am Ende der Mahlzeit ſuchte Sibylle eine verſchimmelte Rinde aus dem Brotſchranke hervor, und warf ſie ihr, wie einem Hunde, zu. So geſtärkt, mußte ſie nachher ſchwere Hausarbeiten verrichten, und ward immer da-

bei geſchimpft und geſchlagen. Ihre Brüder aber begaben ſich ins Wirthshaus, und verſpielten und vertranken die empfangenen Gulden.

Dieſem Tage glich die ganze Woche. Thereſe ward jeden Morgen um fünf Uhr mit dem unnützen Meſſer in den Wald geſchickt und bei der Rückkunft gemißhandelt.

Der bisherige Gebrauch ſtumpfte das alte Eiſen ſo gänzlich ab, daß ſie am ſechsten oder ſiebenten Morgen nicht den ſchwächſten Zweig damit von den Sträuchern trennen konnte. »Vater im Himmel! was ſoll ich anfangen?« rief ſie weinend. »Heute ſchlägt mich die Mutter todt. Nun, wie Gott will! Dann haben meine Leiden ein Ende.«

Indem ſie ſo wimmerte, bewegte ſich einige Schritte von ihr die Erde, that ſich auf, und ein junges, ſchönes Weib hob ſich mit halbem Leibe hervor. Sie hielt in der Hand eine funkelnde

Gartenhippe und sprach: »Nimm dieß Werkzeug, armes Kind! Es wird dir dein mühsames Waldgeschäft erleichtern. Bist du für heute fertig, so stampfe hier mit dem Fuße drei Mal auf; ich nehme dann die Hippe zurück, und leihe sie dir jeden Morgen wieder, wenn du auf gleiche Weise dich meldest.« Damit zog sie sich zurück, und über ihr schloß sich die Erde.

Therese war über diese Erscheinung so bestürzt, daß sie kein Wort zu sprechen vermochte. Doch hob sie die Hippe, welche die Wunderfrau vor ihr niedergelegt hatte, vom Boden auf, und versuchte sie am nächsten Strauche. Es war eine Lust, wie trefflich die Holzernte von Statten ging. Der blitzende Halbmond nahte sich kaum den Zweigen, so fielen sie zerschnitten herab. Therese hatte jetzt in fünf Minuten mehr Holz, als sie auf dem Rücken und unter den Armen fortbringen konnte. Dennoch verweilte sie noch bis gegen Mittag im Walde, um nicht daheim durch un-

gewöhnlich frühe Rückkehr ihr Geheimniß halb zu verrathen, und es sich dann vollends abfoltern zu lassen. Sie stampfte auf dem Platze, wo sie das wohlthätige Werkzeug empfangen, drei Mal auf, ein weißer Arm streckte sich aus einer kleinen Erdkluft hervor, und nahm die mit einigen Dankworten überreichte Hippe in Empfang.

Mutter Sibylle starrte die großen Holzbündel, die das Mädchen ins Haus brachte, mit Verwunderung an, ohne sich zu einem Lobwörtchen entschließen zu können. Es war ihr vielmehr gar nicht recht, daß sie keine Gelegenheit fand, Schläge auszutheilen und das verhaßte Stieflind hungern zu lassen.

Am nächsten Morgen jagte sie Theresen wieder in den Wald, und befahl ihr mit strengen Worten, heute noch fleißiger als gestern zu seyn.

Die unterirdische Freundin reichte dem guten

Mädchen, als es am Boden anklopfte, die Hippe wieder zu, und es hätte sich wohl der halbe Wald damit abmähen lassen, wenn es Theresen möglich gewesen wäre, größere Lasten zu tragen. Sie konnte daher, nach wieder abgelieferter Hippe, der lauernden Mutter nicht mehr als des vorigen Tages überbringen. Das ward für Ungehorsam erklärt, und Mißhandlungen folgten darauf. Die Leidende duldete sie, wie immer, mit schweigender Ergebung.

Nach Tische sagte die Alte zu ihren Söhnen: »Mit Theresen geht etwas vor, das ich nicht begreife. Sie brachte gestern so viel Holz aus dem Walde, daß ich im Stillen darüber erstaunte. Mich verdroß, daß ihr die Arbeit so leicht geworden war; denn sie soll sich durchaus martern und quälen. Ich nahm daher gestern Abend ihr Waldmesser, und sägte damit so lange auf Kieselsteinen herum, bis die sogenannte Schneide beinahe noch stumpfer als der Rücken geworden war. Nun, dachte ich, wird sie's

wohl bleiben laſſen, mit einer anſehnlichen Holzbeute wieder einzuziehen. Ich glaubte, ſie würde mit der größten Anſtrengung kaum eine Hand voll abſäbeln können. Aber was geſchah? Sie kam und trug, wie ein Eſel, eine ungeheure Laſt, die wohl dem ſtärkſten Manne kein Spielwerk geweſen wäre. Das kann nicht mit rechten Dingen zugehen. Sie muß ſchlechterdings einen Helfer im Walde gefunden haben; denn die grünen Zweige ſind nicht etwa gewaltſam losgewürgt, ſondern glatt und ſauber, wie mit einem Federmeſſer, geſchnitten. Nun, Jungen, was denkt ihr? was ſagt ihr dazu?«

»Wer wird ſich darüber den Kopf zerbrechen!« antwortete Paul. »Wir ſchleichen ihr einmal nach, und belauſchen ſie.«

»Das wäre das Beſte!« ſagte die Mutter. »Ihr beauemen Geſellen verlaßt aber die Federn nicht gern in der Frühe.«

»Ja, vor neun Uhr wird nichts daraus!« erwiederte Jakob.

»Und dann muß man auch erſt gemächlich frühſtücken;« ſagte Paul.

Es ward alſo beſchloſſen, Thereſen des folgenden Tages nicht eher als um zehn Uhr nach dem Walde zu ſchicken.

Die Kundſchafter ſchlichen ihr nach, und ſahen mit Verwunderung, wie der ſchwanenweiße Arm aus der Erde kam, ihr die Gartenhippe zureichte, ſie damit die ihr aufgegebene Arbeit ſpielend verrichtete, das Strauchwerk in Bündel packte, und ſich dann ruhig unter einen ſchattigen Baum ſetzte.

Nach einer Weile traten ſie nahe bei ihr hinter Gebüſch hervor, als kämen ſie, dem Vogelfange nachgehend, zufällig an dieſen Platz.

»Ei, Schweſterlein!« ſagte Jakob mit verſtellter Freundlichkeit, »finden wir uns hier? Wir ſehen mit Verwunderung, daß du ſchon ſo fleißig geweſen biſt. Und wie zierlich ſind alle

Zweige geſchnitten! Du, Schelmin, haſt wohl gar eins von unſern Bartmeſſern dazu gebraucht?«

»Ach, Gott! wie könnt ihr das glauben?« ſagte Thereſe.

»Läugne nur nicht!« ſprach Paul. »Dein ſtumpfes Meſſer kann ſolche Dinge nicht thun.«

»Es wäre dir auch nicht zu verdenken, wenn du dich nach einem beſſern Werkzeuge umgeſehen hätteſt;« ſetzte Jakob hinzu. »Die Mutter iſt ſehr unbillig, daß ſie dich zwingt, dich mit einem ſo unbrauchbaren Dinge zu placken.«

Thereſe hatte die Hippe mit ihrer Schürze bedeckt; aber ſie ſah voraus, daß man ſie gewaltſam nöthigen würde, den Urſprung des ſcharfen Werkzeuges, deſſen ſie ſich unläugbar bedient hatte, zu bekennen. Die ungewöhnliche Freundlichkeit ihrer Brüder gab ihr dazu Muth; ſie geſtand den ganzen Vergang ehrlich und wahr, zeigte den Buben die Hippe, machte ihnen die Art und Weiſe des Empfangs und der Rück-

gabe bekannt, bat aber dringend, der Mutter die ganze Sache zu verschweigen.

Das versprachen die Brüder; sie hatten jedoch nicht Lust, ihr Wort zu halten, und beschlossen überdieß, noch eine andere Unthat zuvor auszuüben.

Sie foderten das Mädchen auf, mit ihnen nach Hause zu gehen. Therese antwortete: sie trage Bedenken, sich schon jetzt auf den Weg zu machen, weil es die Mutter befremden würde, daß sie dießmal innerhalb einer Stunde mehr Holz gewonnen, als sie sonst nach einer viel längern Abwesenheit geliefert habe. »Sprich, wir hätten dir geholfen!« sagten die Brüder, und Therese mußte sich nun zum Heimgange mit ihnen entschließen.

In der Nähe des Ortes, wo die Hippe abgegeben werden mußte, riß sie Jakob plötzlich der Schwester aus der Hand. Therese schrie und bat, sie nicht unglücklich zu machen; aber die Verruchten lachten sie aus, entsprangen

mit ihrer Beute, und das schwer belastete Mädchen war nicht im Stande, die flüchtigen Renner einzuholen.

Sie wußten die Stelle genau, wohin die Hivve gehörte. Da blieben sie stehen, und gaben das ihnen von der Schwester entdeckte Zeichen. Der Arm erschien; Jakob, der ihn in gebückter, zielender Stellung erwartete, versetzte ihm sogleich einen wüthenden Hieb; der Arm zog sich verwundet zurück, und die Bösewichter jubelten laut. Aber mit Donnerkrachen sprang die Erde weit auf, und verschlang sie.

Therese, die mit Entsetzen das furchtbare Ereigniß sah, warf schnell alles Holz von sich, lief herbei, stürzte auf der Stelle, wo die Brüder versanken, auf die Knie, und rief flehend bald gen Himmel, bald in die Erde hinein, ihr die Verunglückten wieder zu geben. Ihre Gebete wurden nicht erhört. Da sagte sie mit

erschöpfter, leiser Stimme: »Meine letzte Stunde hat geschlagen! Die Mutter tödtet mich, ob ich gleich schuldlos bin. Ach, das stumpfe Messer, das sie mir selbst aufzwang, hat alles Unglück gestiftet!«

Sie steckte es in die Erde, um der Mutter den Ort bezeichnen zu können, wo ihre Söhne verschwunden waren.

Gott ihre Seele befehlend, eilte sie heim, und sagte schluchzend: »Mutter, ein großes Unglück! Die Erde hat Eure Söhne verschlungen. Draußen im Walde, nicht weit von der großen Buche, wo mein altes Messer in der Erde steckt, verschwanden sie vor meinen Augen.«

»Bist du wahnsinnig geworden?« versetzte Sibylle ganz ruhig. »Du redest ja tolles Zeug!«

»O, daß ich im Wahnsinn spräche!« antwortete Therese, und berichtete nun den ganzen Hergang von dem Augenblick an, da ihr

das unterirdiſche Weſen zuerſt erſchien, bis zur letzten ſchaudervollen Begebenheit.

»Ach, meine Söhne! meine Söhne!« ſchrie Sibylle, und raufte ſich vor Verzweifelung die Haare aus. »Du, Ungeheuer, biſt Schuld an ihrem Verderben!« — Und mit raſender Wuth ergriff ſie ein Meſſer, um es dem unſchuldigen Kinde, das knieend und mit gefalteten Händen den Todesſtreich erwartete, in die Bruſt zu ſtoßen.

Urplötzlich ſprang die Stubenthür auf, Thereſens Wohlthäterin flog herein, faßte ſie in die Arme, und verſchwand mit ihr.

Sibylle ſtand, mit erhobener Hand, ſtumm und ſtarr vor Schrecken.

Als ſie ſich wieder bewegen konnte, lief ſie in den Wald, fand das Merkzeichen, mit dem ſie Thereſen ſo heillos gequält hatte, warf ſich jammernd auf der Stelle nieder,

wühlte die Erde mit den Händen auf, und rief tausend- und aber tausendmal die Namen ihrer Söhne. Aber die Erde war stumm. Nur des Guckgucks eintöniger Ruf schallte, wie Spott, durch den Wald.

Sie begab sich nun eiligst zur Obrigkeit des Orts, und bat, mit Meldung des unglücklichen Vorfalls, um Erlaubniß, daß sie die Stelle, wo ihre Söhne versunken waren, auf ihre Kosten dürfe aufgraben lassen. Es ward ihr, nach angestellter Besichtigung, ein Umkreis von hundert Schritten bewilliget. Sie stellte sogleich zwanzig Arbeiter an, und berief sogar Bergleute von entfernten Orten; aber keines Menschen Spur ward in den dunkelsten Tiefen gefunden. Die Obrigkeit überließ ihren dringenden Bitten einen neuen, noch größeren Raum; doch war dessen Aushöhlung eben so fruchtlos. Der eintretende Winter setzte der vergeblichen Arbeit ein Ziel, und Sibylle hatte

den größten Theil ihres geringen Vermögens dabei aufgeopfert.

Ganz an den Bettelſtab gekommen, ſaß ſie fünf Jahre ſpäter in ihrer Hütte, und bemühte ſich eben, ein ſteinhartes Stück Brot mit dem verhängnißvollen ſtumpfen Meſſer zu zertheilen, als ſie plötzlich ein erderſchütterndes Geraſſel vernahm, und ein goldener Wagen, mit acht hohen Rappen beſpannt, vor ihrer Thüre ſtill hielt. Ein junger, weiblicher Engel ward von vier prächtig gekleideten Dienern heraus gehoben, und ging ſtracks, wie hier zu Hauſe, in Sibyllens armſeliges Stübchen.

Die arme, von Mangel und Gram gebeugte Frau zitterte bei der ſtrahlenden Erſcheinung; aber mit ſanfter, freundlicher Stimme ſagte die Fremde: »Guten Tag, liebe Mutter! Kennt Ihr mich noch? Ich bin Eure Tochter Thereſe.«

Die Alte erſchrak und ſchwankte, als wollte das Gefühl ihrer Unthaten ſie zu Boden drükken; aber Thereſe faßte ſie liebreich bei der Hand und bat, die trübe Vergangenheit ganz zu vergeſſen. »Ich bin glücklich,« ſetzte ſie hinzu, »und Ihr, liebe Mutter, ſollt's auch werden. Meine Wohlthäterin iſt eine mächtige Fee. Sie vermählte mich vor drei Monaten mit dem jungen Könige eines großen Reiches, und ich machte jetzt eine Reiſe von tauſend Meilen bloß in der Abſicht, Euch hier abzuholen und in die Reſidenz meines Gemahls zu führen, wo Euch Ueberfluß und aller Wünſche Befriedigung erwarten.«

Sie winkte jetzt durch's Fenſter. Eine Kammerfrau trat in die Stube, und hinter ihr ein Diener, der einen Kaſten voll Kleider trug. Als er dieſen auf den Tiſch geſetzt hatte, zog er ſich zurück, und die Kammerfrau kleidete Sibyllen, auf der jungen Königin Befehl, in

prächtige Gewänder. Nach wenigen Minuten sah die Bettlerin einer Fürstin gleich.

Während des Ankleidens erblickte Therese das stumpfe Messer. Sie ergriff es gerührt, drückte es an ihren Busen, und übergab es der Kammerfrau zu sorgfältiger Verwahrung. Es war edel und rühmlich, daß sich die junge Königin nicht schämte, ihre Diener zu Zeugen ihrer dürftigen Herkunft zu machen.

Die Reise ging nun fort, und die richtigen tausend Meilen, die unsere löblichen Schnellposten kaum in sechs Wochen bezwingen würden, legte man in vier und zwanzig Stunden zurück. Die Fee hatte vorgespannt. Ihre Rappen waren dienstbare Geister, die bloß zu dieser Reise die Roßgestalt angenommen hatten, und ihre vierfüßige Rolle vortrefflich spielten.

An der Pforte des königlichen Schlosses empfingen zwei junge Männer in Hoftracht den

ankommenden Wagen, und begleiteten, sammt der Königin, Mutter Sibyllen in ihre Zimmer, die ihr in einem Seitenflügel der Königsburg angewiesen waren.

Als sie sich dort auf einen goldenen Armstuhl niedergelassen hatte, stellte die Königin ihr die beiden Höflinge mit der Frage vor: »Mütterchen, kennt Ihr Diese nicht?«

»Ach!« seufzte die Alte, »wären die Herren nicht so stattlich gekleidet, so glichen sie meinen verunglückten Söhnen, welche die Erde verschlang.«

»Ja, sie verschlang uns!« riefen Paul und Jakob, und umarmten die freudig erschrockene Mutter. »Rettung und Leben verdanken wir unserer edelmüthigen Schwester. Sie war unsere Fürbitterin bei der zürnenden Fee, die uns, als wir durch den Sturz in den Abgrund ihre Gefangene geworden, tödten lassen wollte. Sie schenkte uns das Leben; aber freie Rückkehr zu Euch ward uns versagt. Wir muß-

ten bis zur Vermählung unſerer geliebten Schweſter im Palaſte der Fee bleiben, wurden von weiſen Lehrern unterrichtet und zu beſſern Menſchen gebildet.“

Die Mutter zerfloß faſt in Freudenthränen, und erhob ihre vormals ſo grauſam verfolgte Tochter bis in den Himmel.

Der König überhäufte Sibyllen und ihre Söhne mit Wohlthaten, ob er es gleich allen dreien nicht verzeihen konnte, daß ſie vormals ſeine Gemahlin ſo ſchrecklich gemißhandelt hatten. Er beehrte ſie deßhalb weder mit einem Beſuche, noch ließ er ſie vor ſich kommen. Die Brüder, denen dieſes Verhältniß unerträglich war, ſuchten nach einiger Zeit ihr Glück in fremden Ländern. Aber die Mutter, die ſich aus ihres Eidams Ungnade weniger machte, blieb bei ihrer guten Tochter, und ſtarb, nach einer Reihe glücklicher Jahre, in ihren Armen

Des Rohen Ohnmacht ſtürmt nicht ſelten
Gewaltſam auf den Schwachen los;
Dieß aber einſt mit Wohlthat zu vergelten,
Iſt göttlich groß.

11.

Der Näſcher.

Der Hofrath Wallo, ein reicher Mann und Bewohner einer großen Stadt, war Vater eines achtjährigen Sohnes, der einer zügelloſen Lüſternheit nach Näſchereien ergeben war. Er trug nicht nur ſein geſammtes Taſchengeld zum Zuckerbäcker, ſondern bemächtigte ſich auch im Hauſe aller Leckereien, denen er heimlich beikommen konnte. Wollte man, zum Beiſpiel, die zierlich gedeckte Gaſttafel mit einer kurz zuvor ins Haus gebrachten und nicht unter Schloß und Riegel verwahrten Torte ſchmücken, ſo hatte Julius bereits das bunte Fruchtfeld ihrer Oberfläche ſo rein geplündert, daß man das entſtellte

Prachtſtück nicht aufſetzen konnte. Weder Abmahnung noch Strafen waren vermögend, ihm dieſe Unart abzugewöhnen.

Der Vater betrübte ſich darüber; aber die Mutter ſuchte ihn damit zu tröſten, daß Julius ſeiner kindiſchen Naſchhaftigkeit bald entwachſen werde. »Nein, er entwächſt ihr nicht;« ſagte Jener: »die Unart wächſt im Gegentheil mit ihm. Benaſcht er einſt keine Torten mehr, ſo wird er, als Staatsbeamter, Landeskaſſen beſtehlen. Die Fehler der Jugend vergröſſern ſich mit der Zeit zu Verbrechen.« —

Eines Morgens war der Hofrath ausgegangen, kam in der Mittagsſtunde zurück, und ein fremder Knabe trug ein hohes Käſtchen von Mahagonyholz hinter ihm her. Wallo nahm es ihm auf der Hausflur ab, und ging damit ins Wohnzimmer.

»Sieh,« ſprach er zu ſeiner Gattin, »da hab' ich einen doppelten Einkauf gemacht. Das Käſtchen fand ich in der Werkſtatt eines geſchick-

ten Tischlers, und es gefiel mir so sehr, daß ich es kaufte. Um es jedoch nicht leer zu bringen, ließ ich mir's bei einem Zuckerbäcker mit Marzipan füllen, den wir bei der nächsten Gasterei zum Nachtisch anwenden wollen.«

Er öffnete jetzt das mit einem Schlosse versehene Kästchen, und zeigte den Marzipan. Die Hofräthin fragte nach der Zahl der kleinen, mannigfaltig gebildeten Stücke.

»Solche Kleinigkeiten zähle ich nicht;« war seine Antwort. »Ich ließ mir den Kram zuwiegen, und wir wollen auch jetzt die Heerde nicht zählen, damit wir uns nicht ärgern, wenn uns etwa ein gewisser Wolf ein paar Schäfchen entführen sollte.«

Er sah bei diesen Worten scharf auf den horchenden Julius, der sich getroffen fühlte, und erröthend sagte: »Du meinst mich, Vater! Ich will aber kein Wolf mehr seyn.«

»Halte Wort!« sprach der Vater, und

drohte ihm mit dem Finger. »Vergehst du dich dießmal, so wird dir's übel bekommen.«

Er trug dann das Käſtchen, das unverſchloſſen blieb, in ein anderes Zimmer, worin man dergleichen Sachen, die nicht ſogleich gebraucht wurden, aufzubewahren pflegte. Nachher ſetzte man ſich zu Tiſche.

Dem kleinen Näſcher behagte das Eſſen nicht ſonderlich, weil er bei jedem Biſſen daran dachte, daß Marzipan ſüßer ſchmecke. Es ärgerte ihn, daß er vorhin ausdrücklich verſprochen hatte, kein Raubwolf mehr zu ſeyn. Er hätte ſonſt gern die Zahl ſeiner Sünden noch vermehrt. Die nahe Beute war gar zu lockend, und er konnte ſich ihrer, da Zimmer und Käſtchen unverſchloſſen waren, mit leichter Mühe bemächtigen.

Nach der Mahlzeit begleitete ihn der Gedanke an den wunderſüßen Marzipan zu ſeinem Lehrer, bei dem er bis ſechs Uhr aushalten mußte.

Als er zurück kam, schlich er an das Zimmer, das den Schatz enthielt. Er guckte durch's Schlüsselloch; das Kästlein stand noch an seinem Platze. Er versuchte leise, ob das Zimmer verschlossen sey; es ließ sich öffnen. Nun stand er, wie Herkules, am Scheidewege. Sollt' er den Lockungen der Lüsternheit folgen oder sich den Zügel der Enthaltsamkeit anlegen? Er sann und sann, tripvelte bald von der Thüre hinweg, bald wieder dahin, sah und horchte links und rechts; und als weder Auge noch Ohr eine störende Bewegung vernahmen, husch! war er im Zimmer.

Wie der Habicht nach der Taube, schoß er auf das Kästchen zu, und riß es auf. Bestürzt fand er es leer; aber plötzlich, wie ein Pistolenschuß, fuhr ein Kerlchen, eine Spanne lang, aus dem Boden herauf, setzte eine Trompete an den Mund, und schmetterte so grimmig, als sollten die Todten auferstehen. Julius sprang fliehend nach der Thür; man hatte sie von

außen leiſe verſchloſſen. Er wollte durch's Nebenzimmer flüchten; dort trat ihm ſein Vater, von zwei fremden Männern begleitet, entgegen. »Warte, mein Sohn!« ſprach er, »wir haben ein Wörtchen mit einander zu reden. Vorher aber will ich den Herold deiner Schande zum Schweigen bringen.«

Er ging zum Käſtchen, berührte eine verborgene Feder, und das lärmende Männlein verſchwand.

»Es ahnte mir,« fuhr er dann fort, »daß du deine Zuſage nicht erfüllen würdeſt. Du wollteſt dir, nach alter Gewohnheit, ein Stückchen Marzipan zueignen, geriethſt aber ins Quartier eines Trompeters, der deinen böſen Willen ſo laut verkündigte, daß kein Läugnen Statt findet. Das Trompetenwerk koſtet viel Geld; aber auch dir ſoll dein Wortbruch theuer zu ſtehen kommen. Sieh, der berühmte Herausgeber der Weſpe, der Herr Doctor Zwickhold, deſſen vielgeleſene Wochenſchrift eine

fortlaufende Chronik aller hier vorfallenden Schandgeschichten ist, hat sich auf mein Ersuchen hierher bemüht, um den lustigen Vorgang niederzuschreiben, und ihn, mit öffentlicher Nennung deines vollen Namens, in der Wespe bekannt zu machen. Um dich aber auch den Lesern von Person darzustellen, ist gegenwärtiger Herr Professor Griffel, unser Hogarth, gefällig entschlossen, dich und den kleinen Trompeter auf der Stelle nach dem Leben zu zeichnen, und das spaßhafte Blättchen, sauber in Kupfer gestochen, durch Stadt und Land mit der Wespe fliegen zu lassen.«

Julius schlug schweigend die Augen nieder. Doctor Zwickbold setzte sich an einen Tisch und schrieb. Professor Griffel wählte seinen Platz auf der andern Seite des Zimmers. Wallo stellte den kleinen Helden, der verewiget werden sollte, in die Mitte, und ließ den Trompeter wieder erscheinen und blasen. Jene

Männer arbeiteten raſch, und wurden faſt zu gleicher Zeit fertig.

»Haben Sie die Güte, uns Ihren Schwank vorzuleſen;« ſagte Wallo zum Doctor.

Es geſchah; die Zuhörer lachten laut über den poſſierlichen Aufſatz; nur Julius brach in Thränen aus.

Der Profeſſor legte dann ſeine komiſche Zeichnung zur Anſicht vor, und das Gelächter erneute ſich.

Sie ward jetzt auch dem weinenden Knaben gezeigt. Mit Schrecken ſah er ſich, wie er leibte und lebte, abgebildet. Erſchüttert warf er ſich vor dem Vater nieder, bat ſchluchzend, ihn nicht vor aller Welt zu beſchimpfen, und verſprach mit den herzlichſten Worten, ſich die Unart des Naſchens ganz abzugewöhnen, und jede heimliche Entwendung einer ihm nicht gehörigen Sache ſein Leben lang zu verabſcheuen.

»Deine Worte ſind gut;« ſagte der Vater:

aber ich traue dir nicht. Du hast mir schon oft Besserung angelobt, und dich doch immer wieder von deinem unersättlichen Naschhunger zu neuen Vergehungen hinreißen lassen. Ein altes Sittengesetz sagt: Was nicht Dein ist, laß liegen! oder: Was Du nicht hingelegt hast, das nimm auch nicht weg! Diesem Gesetze handelst du täglich entgegen. Darum übergeb' ich dich der strafenden Wespe, und du wirst öffentlich von ihr gestochen, wenn du dich auch darüber zu Tode grämen solltest. Wer als Kind Leckereien entwendet, bleibt auch in spätern Jahren zu Veruntreuungen geneigt. Aber ein Mensch, dem fremdes Eigenthum nicht heilig ist, verdient nicht zu leben.«

Julius drückte sein Gesicht auf den Fußboden, und weinte laut. Die beiden Herren, denen es bekannt war, daß Wallo nur einen tüchtigen Schreckschuß thun wollte, schlugen sich jetzt ins Mittel, und baten ihn, seinem reumüthigen Sohne zu verzeihen. Er sträubte

sich lange. Endlich sprach er: »Nun wohlan! In Rücksicht Ihrer Fürbitten, meine Herren, will ich noch dießmal Gnade für Recht ergehen lassen. Steh auf, Julius, und sündige hinfort nicht mehr! Bei dem nächsten Fehltritte der heutigen Art bist du ohne Rettung dem Stachel der Wespe verfallen. Ich hebe diese beiden Blätter indessen auf. Sobald du dich auf's neue vergehst, werden sie sogleich zur öffentlichen Kunde gebracht. Sie versprechen mir doch dann, meine Herren, Ihren schleunigen Beistand?«

Diese Frage ward bejaht; aber Wallo hatte die Freude, der Wespe nie zu bedürfen. Julius besserte sich ernstlich, lebt jetzt als Staatsbeamter in Ehren, und genießt den allgemeinen Ruhm eines sehr rechtlichen Mannes.

III.

Die Gefangenen.

Eine Begebenheit aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

1.

Das Abendlied.

In einem Dorfe des damaligen Kurfürstenthums Sachsen war eines Abends das Wirthshaus voll ländlicher Gäste. Einige spielten um Kupferpfennige; andere, unter welchen sich der staatskluge Schulmeister befand, vertheilten goldene Zepter und Kronen. Der Wirth, mit dem zahlreichen Zuspruch sehr zufrieden, ging von Tisch zu Tisch, um seinen Gästen

gleichsam den Hof zu machen, und sie durch sein freundliches Gesicht zu fleißiger Wiederholung ihres Besuches einzuladen. Hier sah er in die Karte und jubelte über ein gewonnenes Spiel; dort trat er zu den politischen Kannengießern, neigte sein Ohr zu ihrem Geschwätz, und lobte ihre Weisheit. Dann setzte er sich, von dieser Wanderung ermüdet, in seinen breiten Armstuhl und nickte.

So war die achte Stunde heran gekommen. Da erklang draußen vor dem Fenster der Ton einer Leier, und eine jugendliche Stimme sang folgendes Lied:

Seyd mir gegrüßt, ihr Sterne,
Ihr meines Sehnens Ziel!
Ihr lehrt aus weiter Ferne
Des Guten mich so viel!

Am hohen Himmelsbogen
Ist ewig euer Stand,
Doch sehet ihr gewogen
Herab auf Stadt und Land

Den Pilger, der im Dunkeln
Sich einem Irrweg naht,
Den leitet euer Funkeln
Auf seinen rechten Pfad.

O, zeigte man doch Allen,
Die hier, bethört von Wahn,
Des Irrthums Straße wallen,
So sanft der Wahrheit Bahn!

Wann hinter Wolkenwänden
Sich euer Glanz verlor,
Dringt ihr, uns Licht zu senden,
Bald wieder mild hervor.

Des Schicksals Wolken scheiden
Vom Glück auch Manchen hier.
Er wünscht, aus trüben Leiden
Hervor zu gehn, wie ihr.

Hell werde doch dem Armen
Sein dunkler Erdenlauf;
Sonſt heb' ihn aus Erbarmen
Der Herr zu euch hinauf!

2.

Der Schenkwirth.

»Wer giebt uns das Lirum-Larum zu hören?« ſagte der aufwachende Wirth. »Gewiß Vagabunden, die eine Herberge ſuchen. Ich werde dem Geſindel ſcharf auf den Zahn fühlen.«

Jetzt ward beſcheiden an die Thür geklopft. Der Wirth blähte ſich auf ſeinem ledernen Throne, und rief mit barſcher Stimme: »Herein!«

Ein anſehnlicher, doch ärmlich gekleideter Mann, eine wohlgebildete Frau und ein freundlicher Knabe traten grüßend in die Stube. Jener trug eine Zauberlaterne, dieſer eine Dreyorgel.

»Was iſt Euer Begehr?« fragte der Wirth.

»Wir bitten um ein Nachtlager;« antwortete der Mann mit einem feinen und höflichen Tone.

Aber unfreundlich und gebieterisch sagte der Wirth: »Zeigt Euren Paß!«

»Leider haben wir keinen!« erwiederte der Fremdling. »Wir wurden vorgestern im Walde von drei Männern angefallen, und erschraken nicht wenig. Aber einer der Strauchdiebe sagte: Wir sehen, daß nicht viel bei Euch zu holen ist; darum wollen wir uns mit Eurem Rocke begnügen. — Froh, so wohlfeil davon zu kommen, zog ich ihn geschwind aus; sie rissen ihn mir aus der Hand, und eilten von dannen. Kaum waren sie im Walde verschwunden, so fiel mir ein, daß sich mein Paß in der Tasche des geraubten Rockes befand. Ich lief den Räubern nach; aber sie waren schon über alle Berge. Zum Glück hatten sie mir die Weste, und darin einige Thaler gelassen, wo-

von ich mir ſogleich in der nächſten Stadt wieder einen Rock kaufte.«

»Ein ſauberes Mährlein!« ſagte der Wirth, und ſchob lachend ſeine Nachtmütze von einem Ohre zum andern. »Mir will's nicht in den Kopf, und der Herr Amtmann, zu dem die Reiſe morgen früh geht, wird ſich wohl auch keinen blauen Dunſt vormachen laſſen.«

»Ich hoffe, einen billigen Richter zu finden;« entgegnete der Fremdling mit Sanftmuth.

3.

Demüthigung.

»Röſe!« rief der Wirth ſeiner Tochter zu: »Iſt der Stall, den wir gewöhnlich zum Gewahrſam ſolcher Landläufer brauchen, in gehöriger Ordnung?«

»Lieber Vater!« ſagte das Mädchen: »denkt doch heute nicht an den häßlichen Stall!

Der iſt keine Wohnung für Menſchen, am wenigſten für dieſe, die gar nicht verdächtig ausſehen, und denen wohl zu glauben iſt, daß ſie das erzählte Unglück gehabt haben. Ihr könnt ihnen ja für dieſe Nacht das Kämmerchen oben einräumen. Sie werden, wie andere Reiſende, dafür bezahlen; und wären ſie's nicht im Stande, ſo gebt's ihnen um Gottes willen!«

»Ich bezahle gern;« fiel der Fremdling ein. »Sollte der Herr Wirth aber beſorgen, daß wir entwiſchen möchten, ſo kann eine Wache vor die Thür geſtellt werden.«

»Nu, meinetwegen!« rief der Wirth. »Ich will Gnade für Recht ergehen laſſen. Oeffnet uns nun aber auch euren Raritätenkaſten, und du, Junge, ſing' und leire dazu!«

»Verzeiht, wir ſind müde, und ſehnen uns nach Ruhe;« erwiederte der Fremde. »Erlaubt, daß wir uns in das Kämmerchen begeben.«

»Nein, in den Stall!« donnerte der Wirth. »Wenn so ein Mensch, der sich ohne Paß umher treibt, eine ehrbare Gesellschaft nicht belustigen will, so gebührt ihm kein besseres Quartier.«

»Wir müssen uns alles gefallen lassen;« versetzte Jener mit Gleichmuth. »Ich werde mich aber bei dem Herrn Amtmann über diese Mißhandlung beklagen, und verspreche mir Genugthuung.«

Diese Drohung erschreckte den Ungeschliffenen, weil ihm der Amtmann schon mehrmals sein unartiges Betragen gegen Reisende nachdrücklich verwiesen hatte. Er befahl seiner Tochter, die Fremden hinauf in die Kammer zu führen, und sie, auf Verlangen, mit Speise und Trank zu versorgen.

4.

Der Amtmann.

Eine Meile von dem Dorfe, wo das

Erzählte geschah, wohnte der Amtmann Siegfried auf einem alterthümlichen Schlosse, das von einer felsigen Höhe herab das nahe Städtchen überblickte. Des Schlosses Umgebungen waren anmuthig. Links erhob sich ein hoher, mit Bäumen und Getreide bewachsener Berg; vorn rieselte ein Bach die Ringmauer des Schlosses entlang und am Fuße des Berges vorbei; jenseit des Baches, im Angesicht des Schlosses, blühte ein großer, wie ein Amphitheater sich erhebender Lustgarten; und zur rechten Seite der alten Burg lagen Häuser und Hütten der Vorstadt, von Wiesen und Gärten umgeben.

Der Amtmann ging, sein Morgenpfeifchen rauchend, im Zimmer auf und ab, und sah, als er einmal durch's Fenster blickte, die Gefangenen, von bewaffneten Bauern umringt, ankommen. »Da bringt man Arrestanten!« sprach er kaltblütig, weil dergleichen Gäste keine Seltenheit waren.

Seine beiden Kinder, Ferdinand und Luiſe, ſprangen ans Fenſter, und riefen einſtimmig: »Die armen Leute! Sie ſehen gar nicht wie Verbrecher aus; ſie haben gewiß nichts Böſes gethan!«

»Das wird ſich ausweiſen;« ſagte der Vater. »Es iſt recht und billig, jeden Menſchen ſo lange für gut und wacker zu halten, als das Gegentheil nicht erwieſen iſt. Aber ein Richter muß oft, ſeinem Herzen entgegen, manchem unſchuldigen Manne Vergehungen beimeſſen, von welchen ihm nur ein Schatten der Möglichkeit vorſchwebt. Darum war es das widrigſte Geſchäft meines Lebens, daß ich in frühern Jahren einige Mal die nun, der Vernunft ſey Dank! abgeſchaffte Folter veranſtalten und dabei gegenwärtig ſeyn mußte.«

5.

Gutherzigkeit.

Jetzt ließ der Gerichtsſchöppe, der die

Gefangenen begleitet hatte, um Gehör bitten, und ward vorgelaſſen. Er übergab einen von dem Gaſtwirthe, der zugleich Dorfrichter war, erſtatteten ſchriftlichen Bericht.

Der Amtmann begann zu leſen, ſchüttelte jedoch bald den Kopf und ſagte: »Es iſt ein wahrer Jammer, wenn jemand, der Buchſtaben zu ſchreiben glaubt, nichts als Krähenfüße zu Papier bringt. Deutlichkeit iſt jeder Handſchrift erſtes Geſetz. Euer Schulz aber ſchreibt lauter Räthſel. Da ſchickt er mir ein Wiſchiwaſchi von Straßenräubern, Guckkaſten und Leiern, woraus man nicht klug werden kann. Haben denn die Gefangenen einen Straßenraub begangen?«

»Nein, hochedler Herr Amtmann!« antwortete der Schöppe. »Ihr Paß iſt ihnen von Straßenräubern abgenommen worden. So ſagen ſie wenigſtens. Und wegen Mangel des Paſſes werden ſie pflichtſchuldigſter Maßen

dem hochlöblichen Amte zur Unterſuchung überliefert.«

»Ich freue mich, daß die Sache nicht ſo ſchlimm iſt, als ſie ſchien,« ſagte der Amtmann.

»Mit Dero Wohlnehmen, halte ich ſelbſt die Leute für kein loſes Geſindel;« fuhr der Schöppe fort. »Sie ſcheinen ein gutes Gewiſſen zu haben, und verrathen keine Angſt. Im Gegentheil, als unſer Dorfrichter, nach ſeiner Art, mit etwas harten Redensarten um ſich warf und mit der Strenge des löblichen Amtes drohte, ſagte der Gefangene ganz gelaſſen: er hoffe an dem Herrn Amtmann einen billigen Richter zu finden.«

»Das ſoll er!« ſprach Siegfried. »Uebergebt indeſſen die Gefangenen dem Amtsdiener, und ſagt ihm in meinem Namen: er ſolle ſie vor der Hand in die neue, für anſtändige Perſonen eingerichtete Gefängnißſtube bringen.«

Der Schöppe trat ab; die Kinder ſtürzten

auf den Vater zu, küßten seine Hand, und dankten ihm für die milde Anordnung.

Auch seine Gattin, die besonders gegen die gefangene Frau und den Knaben viel Mitleiden empfand, lobte sein menschenfreundliches Verfahren, und erbat sich, um auch ein gutes Werk an den Bedrängten zu thun, die Erlaubniß, ihnen Mittagsessen zu schicken. Er genehmigte das gern, kleidete sich an, und begab sich in die Amtsstube. Die Kinder gingen zu ihrem Hauslehrer. Der Knabe war zwölf Jahre alt; das Mädchen zwei Jahre jünger.

6.

Die Aussage.

Herr Siegfried pflegte nicht mit den Seinigen von Amtsgeschäften zu sprechen; da sie aber insgesammt an den Gefangenen viel Antheil nahmen, so war er bei der Mittags-

mahlzeit so gefällig, ihnen mitzutheilen, was jene bei dem Verhöre ausgesagt hatten.

»Der Mann nennt sich Joachim Werner, und ist aus dem Herzogthum ** gebürtig. Er besaß dort in einem Städtchen ein Haus, und nährte sich, wie sein verstorbener Vater, als Roßhändler und Thierarzt. Diese Erwerbzweige trugen ihm in der letzten Zeit wenig Früchte, weil sich ein Anderer, der gleiche Geschäfte betrieb, in derselben Stadt niedergelassen hatte. Werner beschloß deßhalb, seinen Wohnort zu verändern und sich nach Sachsen zu wenden. Er verkaufte sein Haus, und zog mit Frau und Sohn von dannen. Unter Weges wollte er nicht ganz müßig seyn; darum nahm er eine Zauberlaterne auf den Rücken, und gab seinem Sohne eine Drehorgel in die Hand. Beide Stücke hatten sich in der Verlassenschaft seines Vaters gefunden. Er zauberte nun in den meisten Gasthäusern, wo er einkehrte, Bilder an die

Wand, der Knabe ſpielte und ſang, und ſie gewannen damit Koſt und Nachtlager. So legte er, ohne den geringſten Unfall, ſiebzig bis achtzig Meilen zurück. Vorgeſtern aber ward er in einem Walde von drei bewaffneten Räubern angefallen. Sie nahmen ihm nichts als ſeinen Rock; doch war dieſer Verluſt deßwegen bedeutend, weil er zugleich den in der Rocktaſche aufbewahrten, ihm in ſeiner vorigen Wohnſtadt ausgefertigten Reiſepaß einbüßte. Dieſer Mangel veranlaßte ſeine Verhaftung.«

»Der arme Mann iſt zu bedauern;« ſagte die Amtmännin. »Seine Ausſage iſt ſo einfach und natürlich, daß ſie kein unwahrſcheinliches Wort enthält.«

»Dieſer Meinung bin ich ſelbſt;« erwiederte Siegfried. »Hätt' ich freie Hand, ich bedächte mich keinen Augenblick, der wandernden Familie einen neuen Paß auszufertigen, und ſie damit zu entlaſſen. Aber Geſetz und Verfaſſung gebieten mir, bei dem Magiſtrate

der

der Stadt, wo Werner vormals wohnte, Erkundigung einzuziehen, ob sich alles so verhält, wie er es aussagte.«

7.

Die guten Kinder.

»Ach, Himmel!« fiel Ferdinand ein: »der Weg ist weit; die Posten gehen langsam; da kann wohl die Antwort einen Monat ausbleiben.«

»Wenigstens!« antwortete der Vater. »Und ist vielleicht der dortige Magistrat gewohnt, in seinen Geschäften etwas saumselig zu seyn, so mögen wir sechs Wochen oder gar zwei Monate harren.«

»Und so lange sollen die guten Menschen gefangen sitzen?« fragte Luise mit Wehmuth.

»Das kann ich nicht ändern, mein Kind!« antwortete der Vater. »Man weiß ja noch nicht, ob sich ihre Aussage bestätigen wird.«

»O gewiß, gewiß!« riefen die Geschwister.

»Ich habe schon gesagt, daß mir die Gefangenen ganz unverdächtig scheinen;« fuhr der Vater fort. »Auch ihr anständiges Betragen und ihre gebildete Sprache haben mich ganz für sie eingenommen. Darum will ich der Frau und dem Knaben erlauben, vom Morgen bis zum Abend der Freiheit zu genießen, und nach Gefallen spazieren zu gehen.«

»Ja, liebes Väterchen, ja!« frohlockte Luise, und Ferdinand sprang vom Tische nach der Thür.

»Wohin? wohin?« rief der Vater.

»Ich will's dem Amtsdiener sagen, daß er Mutter und Sohn in Freiheit setzen soll.«

»Laß das, mein Sohn! Er möchte dir vielleicht nicht glauben, und das würde dich beschämen. Ich selbst will es ihm nach Tische befehlen.«

Die Kinder waren damit zufrieden, er-

mahnten aber den Vater recht ernſtlich, die Sache nicht zu vergeſſen.

Die Amtmännin nahm einige Minuten lang keinen Antheil an dem Geſpräche, war aber indeſſen nicht unthätig. Sie theilte von dem Braten, der auf dem Tiſche ſtand, für die Gefangenen ſo anſehnlich ab, daß ihr Gatte durch Lächeln und ſanftes Kopfſchütteln zu verſtehen gab: die Spende ſey gar zu reichlich. Die Wohlthäterin nahm aber von der kleinen, hoch gehäuften Schüſſel nichts zurück: denn ob ſie gleich eine ſehr wirthliche Hausfrau und erklärte Feindin aller Verſchwendung war, ſo zeigte ſie doch ſtets, wenn ſie Armen und Bedrängten beiſtehen konnte, eine edelmüthige Freigebigkeit.

8.

Die Bürgschaft.

Der Amtmann hielt nach Tiſche ſein Wort. Er ordnete die beſchloſſene Freilaſſung der Mutter und des Sohnes an.

Eine halbe Stunde nachher ließ Werner um Gehör bitten. Es ward ihm zugeſtanden.

Er dankte mit den herzlichſten Worten für die Wohlthat, die ſeiner Familie widerfahren war, zog dann einen ſchweren Beutel aus der Taſche, und ſagte: »Hier übergebe ich Ihnen, als Bürgſchaft für Frau und Sohn, zweihundert Louisd'or, die mir von dem Verkauf meiner Beſitzungen übrig blieben. Sie waren in meiner magiſchen Laterne ſo geheim verwahrt, daß ſie nicht gefunden werden konnten, wenn man nicht den ganzen Kaſten zerſchlagen hätte. Aber in Ihren Händen, Herr Amtmann, iſt mein kleiner Schatz noch beſſer aufgehoben.

Nehmen Sie ihn gefällig in Verwahrung, bis ich gerechtfertiget von hier scheide.«

Der Amtmann genehmigte diesen Antrag, weil es ohnedieß gesetzlich war, einem Gefangenen nicht den freien Gebrauch einer so bedeutenden Summe zu überlassen. Er erklärte nachher dem Fremden, daß es auch ihm, zur Erhaltung seiner Gesundheit, gestattet seyn solle, sich täglich einige Stunden in der freien Luft zu bewegen. Werner lehnte dieses Anerbieten dankbar ab. »Wollen Sie mir aber,« setzte er hinzu, »ein belehrendes und unterhaltendes Buch aus Ihrer Bibliothek zukommen lassen, so werden Sie mich Ihnen ungemein damit verbinden.«

»Von einer Bibliothek ist bei mir nicht die Rede;« sagte der Amtmann. »Ich besitze bloß die nöthigen Bücher meines Fachs, überdieß noch Gellerts und Rabeners Schriften und einige Sammlungen guter Kanzelreden.«

Eine solche Sammlung erbat sich Wer-

ner. Der Amtmann verſprach, ſie ihm zu ſenden, und entließ ihn freundlich.

9.

Bekanntſchaft.

Gegen Abend umwandelten Ferdinand und Luiſe das Schloß, um dem jungen Werner, den ſie gleich beim erſten Anblick lieb gewonnen hatten, irgendwo zu begegnen. Sie wollten ihn anreden und prüfen, ob ſein Betragen eben ſo fein und angenehm als ſeine Geſtalt ſey. Bald darauf ſahen ſie ihn, ſehr reinlich gekleidet, mit ſeiner Mutter aus der Wohnung des Amtsdieners heraus treten. Die Fremden bemerkten, daß ſie von den Geſchwiſtern beobachtet wurden; da ſie aber nicht wußten, daß es die Kinder des Amtmanns waren, ſo gingen ſie mit gewöhnlicher Begrüßung vorüber, und jene ſcheuten ſich, in Gegenwart der Mutter, deren gebildetes Anſehen ihrer gerin-

gen Kleidung widersprach, eine Unterhaltung mit dem Knaben zu beginnen.

Des folgenden Tages gelang es ihnen besser. Der kleine Fremdling erschien allein. Ferdinand lief auf ihn zu, und sagte: »Guten Abend! Was machst Du? wie gefällt Dir diese Gegend?«

Werner sah ihn mit grosen Augen an, und antwortete nicht.

»Hörst du vielleicht nicht wohl?« fragte Jener mit verstärkter Stimme.

»O ja!« sagte Werner. »Ich stuze nur vor einem Worte, das mich befremdet. In meiner Heimath ist es nicht gewöhnlich, daß sich Personen, die sich zum ersten Male sehen, sogleich mit Du anreden.«

»So, so!« erwiederte Ferdinand. »Nehmen Sie das nicht übel! Hier zu Lande ist es unter Knaben gleiches Alters gebräuchlich, und es war also nicht böse gemeint.«

»Das glaub' ich,« antwortete Werner.

»Für uns aber schickt sich diese Vertraulichkeit nicht, weil ich sie nicht erwiedern darf. Sie sind, wie ich vermuthe, des Herrn Amtmanns Sohn, und mein Vater ist sein Gefangener.«

Das war die Einleitung eines freundlichen Gespräches, das nun ohne weitern Anstoß geführt wurde, und die beiden Geschwister ungemein vergnügte. Heinrich — wie wir den jungen Werner in der Folge bei seinem Vornamen nennen wollen — beschrieb die herrlichen Gegenden seines Vaterlandes, und erzählte von den dort befindlichen Burgtrümmern manche merkwürdige Sage. Eine war aber so schauerlich, daß ihn Luise unterbrach, und den Ausgang der Geschichte nicht hören wollte, weil ihr sonst, wie sie sagte, die furchtbarsten Gespenster im Traume erscheinen würden.

Sie trennten sich für dieß Mal, und nahmen die Abrede, sich des folgenden Abends wieder zu treffen.

10.

Der Poetengang

Heinrich brachte seine Drehorgel mit. »Das ist ein kluger Einfall!« sagte Luise.

»Aber wohin gehen wir?« fragte Heinrich. »Hier auf öffentlicher Straße möchten wir wohl, wenn ich aufspiele, viel Zuhörer bekommen.«

Ferdinand schlug ein schattiges Thal, in der Nähe des Schlosses, vor. Es ward seit undenklichen Zeiten der Poetengang genannt, ungeachtet es im Städtchen und weit und breit keinen Poeten gab, der hier auf die Wilderjagd hätte [illegible] können. Dorthin begaben sich die drei Freunde; denn das waren sie, der ungleichen Verhältnisse ungeachtet, schon gestern geworden.

Heinrich ließ seine Orgel ihre besten Melodien vortragen, und sang einige Lieder in der

Mundart seines Geburtslandes. Diese fremden Töne machten den Geschwistern großes Vergnügen. Der angenehme und sehr anständig gekleidete Knabe war ihnen so lieb geworden, daß sie für den folgenden Tag eine dritte Zusammenkunft mit ihm verabredeten. Bei gutem Wetter wollten sie sich wieder im Poetengange finden; im Fall es aber regnete, sollte Heinrich die Schloßtreppe hinauf gehen, und an die nächste Thür klopfen, wo sie ihn erwarten würden. Hier wohnte Ferdinand, und hatte da die Werkstatt seiner künstlichen Pappearbeiten, die ihn in Nebenstunden beschäftigten, und bei welchen Luise eine fleißige und geschickte Gehülfin war.

11.

Naseweisheit.

Am folgenden Abend harrten die Geschwister hier des Freundes, weil sich ein heftiger Gewitterregen ergoß.

Heinrich kam zur bestimmten Zeit. Die Geräthschaften der Papparbeit erfreuten ihn. Er war selbst ein Liebhaber solcher Künsteleien, und gegen Ferdinand, der es eben noch nicht weit darin gebracht hatte, ein bedeutender Meister. Das bewies er sogleich durch glückliche Verbesserung einiger mißlungenen Werkchen, und durch Zeichnungen zu andern, die zunächst unter seiner Leitung in Arbeit genommen werden sollten. Diese wurden zu Geschenken für Ferdinands Mutter bestimmt, weil sie unabläßig fortfuhr, die Gefangenen täglich mit guter Kost zu versorgen.

Während dieser Beschäftigungen ward an die Thür geklopft. Ferdinand öffnete sie einen Finger breit, um den Besuch, den er hatte, nicht bemerken zu lassen. Draußen stand die kleine Hedwig, die Tochter des Amtsverwalters Zachau, der das Erdgeschoß des Schlosses bewohnte. Sie bemühte sich mit mancherlei Wendungen, in die Stube hinein zu sehen,

und fragte. »Ist Luischen hier?« Ferdinand verneinte; doch Hedwig sagte mit einem spitzigen Tone: »Luischen wird ja recht vornehm, daß sie sich vor mir verläugnen läßt. Aber freilich, wenn man hohen Besuch hat, müssen sich kleine Leute gefallen lassen, vor der Thür abgewiesen zu werden.« Damit schlug sie ein helles Gelächter auf, und lief die Treppe wieder hinab.

Luise hörte das alles in der Stube, machte sich aber wenig daraus, weil Hedwig ein unartiges, schlecht erzogenes Mädchen war, dessen einfältiges Geplauder ihr oft zur Last fiel.

12.

Der steife Mann.

Am folgenden Tage trafen die Geschwister und Heinrich wieder im Poetenthale zusammen. Sie wählten sich einen bequemen Sitz im Grünen, weil Heinrich ein Mährchen erzählen wollte.

Er hatte jedoch kaum angefangen, als Herr Zachau, der doch nichts weniger als ein Poet war, den Poetengang herauf kam, und sein Töchterlein an der Hand führte. Die Geschwister ärgerten sich, daß sie, in Gesellschaft des kleinen Gefangenen, von dem steifen Rechenmeister betroffen wurden. Sie wußten voraus, daß der stolze Mann, der die kleinstädtische Rangordnung immer mit der äußersten Strenge beobachtet wissen wollte, diesen Umgang nicht nur im Stillen mißbilligen, sondern auch ihren Vater dagegen aufhetzen würde. Luise wollte sich deßhalb, als sie den alten, unfreundlichen Herrn von fern erblickte, schnell aus dem Staube machen; aber Ferdinand, dem eine so feige Flucht unlöblich schien, ließ sie nicht von dannen.

Mit spanischen Schritten kam denn Herr Zachau näher. Hedwig stieß ihn immer mit dem Arme und flüsterte: »Sehen Sie, Papa, da sind sie beisammen!« Ferdinand erhob

sich und dankte, als der finstere Mann, indem er vorbei ging, an den Hut griff. Aber Hedwig wandte, nach einigen verächtlichen Blicken, die Augen ganz ab. So zogen sie still vorüber; doch in einiger Ferne konnte sich der Alte nicht enthalten, mit ganz vernehmlicher Stimme zu sagen: »Ein seltsames Kleeblatt!«

Heinrich hörte diesen Ausruf und fragte: wer der grämliche Mensch sey, der sich in einem Poetengange so übel ausnehme.

»Dahin gehört er auch nicht;« erwiederte Ferdinand. »Sein ganzes Verdienst besteht darin, daß er nothdürftig schreiben und rechnen kann. Mir war der kalte, trockene Gesell längst zuwider, und ich würde auch jetzt seinen Tadel verachten, wenn ich nicht voraus sähe, daß er die Sache unserm Vater entdecken und sie ihm von der verdrießlichsten Seite vortragen wird.«

Darum ward beschlossen, in den nächsten zwei Tagen nicht öffentlich zusammen zu kom-

men, sondern in Ferdinands Stübchen an pappenen Kunstwerken zu arbeiten.

13.

Der Absagebrief.

In der Frühe des folgenden Tages erhielt Luise von Hedwig ein Briefchen voll scharfer Verweise, daß sie sich nicht schäme, mit dem Sohne eines gefangenen Landstreichers öffentlich umzugehen, und sich dadurch der Achtung aller Leute von Stande unwürdig zu machen. Ich selbst, fuhr sie fort, fühle meine Zuneigung, die ich bisher gegen Sie hegte, ganz erkaltet, und finde mich daher bewogen, Ihnen meine Freundschaft hiermit förmlich aufzukündigen.

Diesen schwerfälligen Absagebrief hatte der Amtsverwalter verfaßt und Hedwig ins Reine geschrieben. Das errieth Ferdinand sogleich, als ihm Luise das Blatt zeigte. Er lachte

über den so abgeschmackt sich spreizenden Stolz, und sagte: »Nun, wie es in den Wald hinein schallte, soll es wieder heraus schallen!« Er setzte dann in der trockensten Gerichtssprache, die ihm durch Aktenlesen geläufig worden war, eine Antwort in Luisens Namen auf, worin sie erklärte: daß sie die ihr zugefertigte Aufkündigung mit Vergnügen annehme und erwiedere, indem ihr an der wetterwendischen Freundschaft eines albernen Gänschens gar nichts gelegen sey.

Diesen Briefwechsel verschwiegen die Geschwister ihrem Freunde Heinrich, um ihn der Kränkung, die er dabei empfunden hätte, zu überheben.

Vor des Amtsverwalters Verrath waren sie vor der Hand sicher, weil ihr Vater bei Anbruch des Tages eine Reise angetreten und sich darauf eingerichtet hatte, erst den zweiten oder dritten Abend zurück zu kommen.

Die Geschäfte in dem kleinen Stübchen wurden also ungestört und mit Eifer betrieben.

14.

Der Ankläger.

Mit Anbruch der zweiten Nacht traf der Amtmann wieder ein. Am Morgen des folgenden Tages führte ihn unglücklicher Weise ein Geschäft mit dem Amtsverwalter zusammen, und bei dieser Gelegenheit konnte sich der hämische Mann nicht enthalten, mit Heuchelworten zu beklagen, daß sich die lieben Kinder des Herrn Amtmanns mit einem verlaufenen und in gefänglicher Haft befindlichen Burschen gar zu gemein machten, und dadurch der Ehre des Hauses unvermeidlichen Abbruch thäten. Der Amtmann antwortete gelassen: »Ich werde diese Unschicklichkeit meinen Kindern untersagen. Uebrigens scheint mir der Knabe so fein erzogen und so guten Gemüths zu seyn,

daß ich ihn, wenn er ein freier Mensch wäre, ohne Bedenken als täglichen Gesellschafter meiner Kinder dulden würde.«

Der Ankläger ärgerte sich, daß es ihm nicht gelungen war, den ruhigen Vater in Wuth zu setzen. Er hatte nur so viel erreicht, daß der Amtmann seinen Kindern verbot, mit dem kleinen Werner weitern Umgang zu pflegen, weil er in Erfahrung gebracht habe, daß mancher Schwachkopf daran ein Aergerniß nehme.

Ferdinand und Luise waren, wie jedes gute Kind, gewohnt, alle Gebote ihres Vaters genau zu befolgen. Sie vermieden daher von nun an, dem armen Heinrich zu begegnen, und dankten ihm nur mit stummer Freundlichkeit, wenn er unter den Schloßfenstern vorüber ging und herauf grüßte.

13.

Freiheit.

Acht Tage nachher erſchien für die Gefangenen ein ſehr glücklicher, doppelt glücklicher Tag. Es wurden in den Morgenſtunden drei Räuber eingebracht, die eine nach ihnen ausgeſandte Streifwache in der Nacht aufgegriffen hatte. Es waren dieſelben, die den ehrlichen Werner drei Wochen zuvor ſeines Rockes beraubten. Einer der Raubgeſellen trug ihn noch auf dem Leibe, und bei Unterſuchung ihrer Habſeligkeiten fand man auch Werners Paß. Er und die Seinigen wurden dem Geſindel unter die Augen geſtellt, und es geſtand, dieſe Leute an der von ihnen bezeichneten Waldſtelle angefallen und den Mann entkleidet zu haben.

Kaum war die Wahrheit ſeiner Ausſage von dieſer Seite bewieſen, ſo brachte die Poſt ein Schreiben des Magiſtrats, in deſſen Stadtgebiete Werner vormals anſäſſig geweſen

war. Er hatte wirklich dort die Geschäfte eines Thierarztes und Roßhändlers betrieben, und bei seiner Abreise einen Paß nach Sachsen erhalten, der, in Abschrift beigelegt, mit dem bei den Räubern gefundenen Wort für Wort überein stimmte. So war denn der Gefangene vollkommen gerechtfertiget, und kein weiteres Hinderniß vorhanden, ihn wieder in Freiheit zu setzen.

Das geschah auch sogleich. Der Amtmann gab ihm die zur Verwahrung erhaltenen zweihundert Louisd'or zurück, erließ ihm alle Gerichtskosten, händigte ihm den Paß, dessen Mangel ihn drei Wochen lang in den Kerker versetzt hatte, wieder ein, und schrieb ihm einen neuen nach Böhmen, wohin er sich wenden wollte, wenn er in Sachsen kein schickliches Unterkommen fände.

Heinrich erhielt Erlaubniß, von des Amtmanns Kindern Abschied zu nehmen. Er schenkte jedem sein wohlgetroffenes Bildniß,

von ihm selbst auf Pergamentblättchen gezeichnet. Ferdinands Gegengeschenk war ein Taschenbuch, worin er einige selbstgedichtete Verse schrieb. Luise umwand Heinrichs Hut mit einem Bande, auf welches sie ihren Namen gestickt hatte. Mit Thränen gelobten sich die Scheidenden ewige Freundschaft.

Bei der letzten Umarmung vertraute Heinrich seinem Freunde: daß sich sein Vater noch drei oder vier Tage im Gasthofe des Städtchens aufhalten werde, um sich mit verschiedenen Bedürfnissen zur Reise zu versorgen. Er bat, nicht davon zu sprechen, ihn aber so oft als möglich zu besuchen.

16.

Ein Kundschafter.

Zwei Tage nachher befand sich Luise mit ihrem Vater allein im Wohnzimmer, als ein Fremder gemeldet und vorgelassen wurde. Er

hatte das Ansehen eines Officiers, trug aber keine Uniform.

»Ich stehe,« hob er an, »in Diensten des Herzogs von ***, und habe Auftrag, einen Mann aufzusuchen, der sich, wegen eines bedeutenden Vergehens, aus den herzoglichen Staaten entfernt hat. Er soll nach Sachsen geflüchtet seyn, und man will ihn vor ungefähr vier Wochen in hiesiger Gegend gesehen haben Seinen Namen muß ich verschweigen, aber seine Gestalt kann ich genau bezeichnen.« Hierauf beschrieb er einen Mann, der Wernern auf's Haar glich, und fügte noch hinzu: wahrscheinlich habe diesen Flüchtling eine schlanke Frau und ein vierzehnjähriger Knabe begleitet.

»Heißt dieser Mann Werner?« fragte der Amtmann.

»Nein!« antwortete der Fremde. »Er könnte jedoch, um sich seine Flucht zu erleichtern, diesen Namen angenommen haben.«

»Das ist sonderbar!« versetzte der Amt-

mann. »Ein gewiſſer Werner, der dem von Ihnen bezeichneten Verbrecher vollkommen ähnlich ſah, befand ſich, mit Frau und Sohn, drei Wochen hier in Gefangenſchaft, weil man ihn in einem meiner Amtsdörfer, wegen Mangel eines Reiſepaſſes, in Verhaft genommen hatte. Dennoch kann er nicht der Mann ſeyn, den Sie ſuchen. Er kam nicht aus den Staaten Ihres Herzogs, ſondern aus **, wo er viele Jahre anſäſſig geweſen war. Sein Paß, den er durch Straßenraub eingebüßt hatte, ward vor drei Tagen bei den verhafteten Räubern gefunden. Auch beſtätigte der von mir befragte Stadtrath ſeines vormaligen Wohnorts alle ſeine Angaben. Das bewirkte ſeine Freiheit, und ich habe ihn vorgeſtern entlaſſen.«

»O, daß ich nicht um zwei Tage früher kam!« rief der Fremde. »Hundert Louisd'or gäb' ich darum, wenn ich den Menſchen ſehen und mich überzeugen könnte, ob er's iſt oder nicht, deſſen Spur ich ſuche.«

»Das möchte nun wohl ein Räthsel bleiben;« sagte der Amtmann.

»Ich muß es lösen, ich muß ihm nachsetzen;« sprach der Fremde. »Auf welcher Straße find' ich ihn wohl?«

»Hier ist guter Rath theuer; antwortete Siegfried. »Er hat einen Paß zu einer Reise durch Sachsen, und einen andern nach Böhmen. Wer kann wissen, wohin er sich gewandt hat? Auch würden Sie wahrscheinlich nur ein Irrlicht verfolgen; denn Werner ist gewiß nicht der Mann, den Sie meinen.«

»Desto besser für ihn!« erwiederte Jener. »Aber nachsetzen muß ich ihm durchaus. Dazu verpflichtet mich der Befehl meines Herrn. Führt mich das Glück auf den rechten Weg, so will ich den Flüchtling bald einholen.«

17.

Warnung

Luiſe ſaß bei dieſem Geſpräche wie auf glühenden Kohlen. Als aber der Fremdling ſeinen Entſchluß, Wernern nachzuſetzen, erklärte, da ſchlich ſie leiſe fort, lief nach dem Zimmer des Hauslehrers, rief ihren Bruder heraus, erzählte ihm, was ſie gehört hatte, und bat ihn auf die dringendſte Weiſe, in den Gaſthof zu eilen, und Wernern zu warnen.

Ferdinand ſtürzte fort. Kein Hinderniß hielt ihn auf; die Lehrſtunde war eben geſchloſſen.

Werner ſchien über Luiſens Bothſchaft zu erſchrecken, faßte ſich aber ſchnell und ſagte: »Ich danke herzlich für die mir gegebene Nachricht, ob ich gleich dem Herzoge von *** und ſeinem Diener unbekannt bin und folglich nichts von ihnen zu befürchten

habe. Dennoch könnte mich der ausgesandte Kundschafter allerdings in eine neue Untersuchung verwickeln. Es ist daher rathsam, ihm aus dem Wege zu gehen. Aber wohin sogleich? Es wird bald Nacht; ich kenne weder Weg noch Steg. Bleib' ich aber im Gasthofe, so kann er mich sehr leicht finden, wenn er vielleicht selbst hier übernachtet."

»Hören Sie," sagte Ferdinand, »ich habe einen glücklichen Einfall. Ich kenne in der Vorstadt einen ehrlichen Schneidermeister, der ein eigenes kleines Haus besitzt und allein bewohnt. Er soll Ihnen ein Stübchen einräumen, wo Sie, so lange Sie wollen, in Verborgenheit leben können. Ich laufe hin, um das Quartier zu bestellen. Sagen Sie indessen dem Gastwirthe, Sie wollten, wegen der drückenden Tageshitze, bei Nacht wandern, und packen Sie schnell Ihre Habseligkeiten zusammen. Indessen mache ich die Sache dort richtig, hole Sie ab, und Sie beziehen in

der Dämmerung, von keinem Späher beobachtet, Ihre ſtille Wohnung, wo Sie ſich unter dem Dache der Redlichkeit und Treue befinden.«

Ferdinands Plan gelang. Der Schneidermeiſter, ein vormaliger Diener des Amtmanns und ihm und den Seinigen noch treu ergeben, nahm Wernern in ſeinem Hüttchen auf, und die Fremdlinge lebten acht Tage ſo heimlich darin, daß ſelbſt die nächſten Nachbarn keine Kunde davon bekamen. Nachher ſetzten die Reiſenden ihren Stab weiter, und man hörte nichts mehr von ihnen. Aber Ferdinand und Luiſe ſprachen noch oft von dem kleinen Heinrich, betrachteten mit Vergnügen ſein Bildniß, und wünſchten ſehr, ihn bald wieder zu ſehen. Doch war freilich dazu keine Wahrſcheinlichkeit vorhanden.

18.

Die Verwandelung.

Acht Jahre darauf hatte der Amtmann Siegfried, wegen anhaltender Kränklichkeit, seine Stelle niedergelegt, die Amtswohnung im Schlosse verlassen, und in der Stadt ein Haus am Markte bezogen. Ferdinand war auf der Universität, und Luise lebte noch unverheirathet bei den Aeltern, ob sie gleich, wegen ihrer ausgezeichneten Schönheit und Anmuth, schon im Laufe der letzten zwei Jahre verschiedene Freier gehabt, aber höflich abgelehnt hatte, weil sie keinen derselben zu lieben vermochte.

Eines Tages, als sie, mit einer künstlichen Stickerei beschäftiget, am Fenster saß, fuhr ein Reisewagen, mit sechs Postpferden bespannt, am Gasthofe vor. Die aussteigenden Personen konnte sie nicht sehen, weil sie der große Wagen bedeckte. Bald aber ward er

nach dem Schoppen gebracht; der herrschaftliche Jäger erschien an der Thür, und neben ihm stand der Gastwirth, der mit erhobener Hand nach des Amtmanns Wohnung herüber zeigte. Luise sprach darüber mit ihren Aeltern, die es nicht glauben wollten, daß von ihrem Hause die Rede sey. Aber bald kam der Jäger über den Markt herüber, trat in's Haus, und meldete den eben eingetroffenen Grafen von Rodenbach, dessen Namen der Amtmann nie gehört hatte, zum Besuch.

Das Gesellschaftszimmer ward aufgeschlossen, Mutter und Tochter wandten kein Auge von der Pforte des Gasthofs. Nach einer Viertelstunde trat ein ältlicher Mann, in Begleitung eines Jünglings, heraus. Die Frauenzimmer zogen sich vom Fenster zurück. Der Amtmann ging den Ankommenden bis an die Treppe entgegen.

Als sie herauf kamen und einander begrüßten, schienen die Fremden dem Amtmann

einiger Maßen bekannt; er konnte sich aber durchaus nicht erinnern, wenn und wo er sie gesehen hatte. Er führte sie ins Besuchzimmer; sie nahmen Platz.

Der Graf sah den Amtmann einige Sekunden lang mit stiller Freundlichkeit an. Dann begann er mit der Frage: »Sollten wir Ihnen wohl ganz fremd geworden seyn? Kennen Sie mich und meinen Sohn nicht mehr?«

»Ich gestehe,« antwortete Siegfried, »daß Ihre Gestalt, sogar Ihre Stimme, dunkle Erinnerungen bei mir wecken; aber der Mann, an den ich dabei denke, war bürgerlichen Standes und befand sich in einer unangenehmen Lage.«

»Hieß dieser Mann nicht Joachim Werner?« fragte der Graf. »Und hatte er nicht einen kleinen Sohn, dessen Vorname Heinrich war?«

»Allerdings!« erwiederte der Amtmann. »Aber wär's möglich?«

»Ja, ja,« rief der Graf. »Der Werner und der Heinrich ſind wir. — Hören Sie meine Geſchichte!«

19.

Des Grafen Geſchichte.

»Mein Name iſt Rodenbach. Ich ſtamme aus einem gräflichen Geſchlechte, das ſeit uralten Zeiten im Herzogthum *** mit Gütern angeſeſſen war. Der vor ſechs Monaten verſtorbene Herzog war meinem Vater gewogen, und trug ihm die anſehnlichſten Hofſtellen an, um ihn an die Reſidenz zu feſſeln. Doch mein Vater liebte das Landleben, ſchlug die angebotenen Hofämter aus, und hielt ſich nur, um den Herzog nicht ganz unwillig zu machen, einige Wintermonate in der Hauptſtadt auf.«

»Als ich achtzehn Jahre alt war, bezog

ich die Universität Göttingen. Drei Jahre nachher starb mein Vater. Ich, sein einziger Erbe, kam in den Besitz bedeutender Güter, und der Herzog bewies mir dasselbe Wohlwollen, das mein Vater genossen hatte.«

»Funfzehn Jahre lang stand ich mit ihm in dem besten Vernehmen. Ich war in den Staatsdienst getreten, ward nach und nach Regierungs-Präsident, und hatte nur noch einen Schritt zum Minister. Da gerieth ich mit einem Günstlinge des Herzogs über eine Kleinigkeit in Unfrieden. Er war Kammerherr; übrigens ein abgeschmackter, unwissender Mensch, den ich einsmals in früherer Zeit über eine falsche Behauptung, die in meine Geschäfte eingriff, belehren, und ihm den Vortheil, den er daraus ziehen wollte, versagen mußte. Darüber warf er einen Haß auf mich, und sprach hinter meinem Rücken verächtlich von mir. Das erfuhr ich, zog ihn aber nicht zur Rechenschaft, weil ich die Ver-

ſonen, die es mir hinterbracht hatten, nicht als Zeugen gegen ihn aufſtellen wollte.«

»Nach einiger Zeit traf ich an der Tafel des Herzogs mit ihm zuſammen. Er ſchien ſich auf beißende Spöttereien vorbereitet zu haben, und der Herzog, den er wider mich eingenommen hatte, ſtand offenbar mit ihm im Bunde, indem er alle Sticheleien, die Jener gegen mich vorbrachte, beifällig belachte Darüber entrüſtet, beſchloß ich, dem frechen Witzbold bei der nächſten neuen Anzüglichkeit derb die Wahrheit zu ſagen. Der Anlaß dazu blieb nicht lange aus. Ich verwies dem Kammerherrn mit kräftigen Worten ſeine Ungezogenheit, mich zur Zielſcheibe ſeiner albernen Witzeleien zu wählen. Er erſchrak und verſtummte. Ich aber ſtand von der Tafel auf, verbeugte mich gegen den Herzog, und bat um Erlaubniß, die Tafel zu verlaſſen. Nach Belieben! ſagte der Herzog mit ſchnöder Kälte.

und ich ging ohne weitern Wortwechsel in meine Wohnung.«

20.

Der Zweikampf.

»Zwei oder drei Stunden nachher erhielt ich von dem Kammerherrn eine Ausfoderung auf Pistolen. Ich hatte sie erwartet, und nahm sie, mit den von ihm vorgeschlagenen Zeit- und Ortbestimmungen, an. Der geringe Umfang des herzoglichen Gebiets überhob mich einer weiten Reise nach der Gränze; ich hatte folglich hinreichende Muße, meine Frau, die sich auf einem unserer Landgüter unweit des Kampfplatzes befand, einiger Maßen vorzubereiten. Ich sah voraus, daß ich in dem Falle, wenn das Todesloos meinen Gegner treffen sollte, das Land räumen mußte, weil von dem Herzoge keine Begnadigung zu hoffen, im Gegentheil die strengste Ahndung des mir angebotenen Zweikampfes, den ich nach

den Geſetzen der Ehre nicht ablehnen konnte, zu befürchten war. Darum ſchrieb ich meiner Frau: ich würde vielleicht innerhalb drei Tagen, in herrſchaftlichen Angelegenheiten, eine Reiſe in's Ausland antreten, und es ſey mein Wunſch, daß ſie mich mit meinem Sohne begleite; ſie möge ſich daher vorläufig darauf einrichten, und meiner Ankunft, um ſie abzuholen, gewärtig ſeyn.«

»Ich begab mich nun, mit meinem Secundanten, am Tage vor dem Zweikampfe an die Gränze. Der Kammerherr erſchien auf der Wahlſtatt. Wir ſchloſſen, da er mich durch Beleidigungen gereizt hatte und alſo Urheber des Streites war, den Vertrag: daß keiner von uns einzeln ſchießen ſollte, ſondern daß wir beide zugleich, in einer Entfernung von funfzehen Schritten, die Piſtolen abfeuern wollten. Von ſeiner Seite war es Stolz, daß er ſich dieſes Uebereinkommen gefallen ließ: denn er hielt ſich für einen un-

fehlbaren Schützen, mich aber für einen Stümper in der Kunst, Menschen zu tödten.«

»Die Entfernung unserer Standplätze ward abgemessen. Wir betraten sie, das verhängnißvolle Zeichen ward gegeben, und meine Kugel stürzte den Gegner zu Boden, indem mir die seinige nur den linken Arm streifte. Ich hatte ihn wider meinen Willen schwer verletzt. Der Arzt erklärte mir: der Verwundete würde kaum den Tag überleben. Man drang in mich, auf meine Sicherheit zu denken. Ich flog nach dem Gute, wo meine Frau wohnte, entdeckte ihr, was geschehen war, und überzeugte sie von der Nothwendigkeit, ohne das geringste Verweilen das Land für jetzt zu verlassen, und erst jenseit der Gränze mit dem Herzog über meine Rückkehr zu verhandeln. Meine gute Frau war Anfangs sehr betrübt, faßte sich aber bald, setzte sich mit mir und meinem Sohne in den Wagen, und wir eilten über die Gränze.«

21.

Weitere Flucht.

»In der nächſten Stadt verweilte ich, um Nachrichten von dem Zuſtande des Kammerherrn zu erwarten. Ich hatte dieſen Ort einem vertrauten Freunde dazu beſtimmt. Er ſandte mir eine Staffette mit der Meldung: der Kammerherr habe ſich gegen des Arztes Willen in die herzogliche Reſidenz zurück bringen laſſen, und ſey bald nach ſeiner Ankunft verſchieden.« —

»Einige Stunden ſpäter meldete mir der Aufſeher meines Gutes durch einen Eilboten: ein Trupp herzoglicher Huſaren habe mein Schloß umzingelt, und jeden Winkel durchſucht, um mich zu finden und gefangen zu nehmen.«

»Aus dieſen Anſtalten mußte ich ſchließen, daß der Herzog ſeine fürſtlichen Nachbarn von allen Seiten auffodern würde, mich auf ihren

Gebieten verhaften zu lassen. Es war also rathsam, mich schnell noch weiter zu entfernen und, wo möglich, ganz unkenntlich zu machen.«

»Wir flüchteten aus einem Ländchen in's andere. Nach einigen Tagereisen verkaufte ich meinen Wagen und alles, was meinen Stand verrathen konnte. Wir bedienten uns von jetzt an, ganz bürgerlich gekleidet, der gewöhnlichen Post. Ich legte mir einen andern Namen bei, und fertigte mir selbst einen Paß aus, den ich mit der Unterschrift einer nirgend vorhandenen obrigkeitlichen Person und mit meinem großen Familienwappen versah. Dadurch gewann er ein gar stattliches und überall gültiges Ansehen. Dennoch war uns immer und an allen Orten vor Entdeckung bange.«

»Die Fahrt auf unbequemen Postwagen ermüdete uns nach und nach so sehr, daß wir beschlossen, uns einige Ruhetage zu gönnen

Wir wählten dazu ein ganz einsames, mit Wald umgebenes Städtchen, das weit ab von der Landstraße lag, und gegen achtzig Meilen von unserer Heimath entfernt war.«

22.

Der seltsame Handel.

»Hier fand ich im Gasthofe einen Mann, der eine kleine Gesellschaft von Spießbürgern mit einer Zauberlaterne unterhielt. Seine Frau ging ihm dabei zur Hand, und sein kleiner Sohn spielte die Drehorgel. Diese Leute erregten meine Aufmerksamkeit. Der Mann glich mir an Gestalt und Jahren, und auch seine Frau und sein Sohn waren den meinigen ähnlich. Aus diesen Umständen entsprang mir in der Nacht ein Gedanke, den ich am Morgen ausführte.«

»Ich ließ mich mit dem Manne in ein freundliches Gespräch ein, und fragte ihn nach seiner Heimath. Er war aus dem Herzogthum

** gebürtig, und hatte dort in einem Städtchen als Viehhändler und Thierarzt gelebt. Treuherzig zeigte er mir, um die Wahrheit seiner Worte zu bekräftigen, seinen Paß nach Sachsen. Er war darin Joachim Werner genannt.«

»Lächelnd, als wäre die Sache nur Scherz, fragte ich ihn: ob er mir die Zauberlaterne, die Drehorgel und den Reisepaß verkaufen wolle. Er sah mich mit großen Augen an und sagte: Ei nun, wenn Sie im Stande wären, mich ansehnlich dafür zu bezahlen, warum nicht? Ich bin arm, bedarf Geld, und Ihr ehrliches Gesicht läßt mich hoffen, daß Sie den Paß nicht zu meinem Nachtheile mißbrauchen werden. Das versprach ich ihm. Aber ich mochte wohl mein Verlangen nach dem Besitze des Passes zu lebhaft gezeigt haben; denn als ich nach dem Preise der von mir verlangten drei Dinge fragte, foderte Werner nicht weniger als hundert Stück

Louisd'or. Ich bot die Hälfte; er ließ sich, nach einiger Weigerung, damit abfinden. Wir verließen zusammen den Gasthof, und im Walde, wo uns die lauernden Augen des Wirths nicht beobachten konnten, übergab er mir die behandelten Sachen und empfing die Zahlung. »Ich war nun Joachim Werner, und schlug, dem Paß zu Folge, den Weg nach Sachsen ein.«

»Es war eben vortreffliches Wetter. Das bewegte uns, kleine Tagereisen zu Fuß zu machen, weil wir dadurch die Aufmerksamkeit der Menschen noch mehr von uns ablenkten, und gewöhnlichen armen Wandersleuten glichen, deren Lauf nach Brod geht. Auf diese Weise hatten wir zehn bis zwölf Meilen glücklich zurück gelegt, als wir in einem Walde des theuer erkauften Passes beraubt und nachher verhaftet wurden.«

23.

Schüchternes Wiederſehen

»Es thut mir leid, Herr Graf, daß es im Bezirke meines Amtes geſchah;« ſagte Siegfried. »Ich mache mir Vorwürfe, daß ich Sie nicht gelinder behandelte. Aber unbekannt mit Ihrem Stande — —«

»Konnten Sie nicht anders verfahren;« fiel der Graf ein. »Sie mußten mich nehmen, wie ich mich gab, und als Roßhändler und Thierarzt hatte ich Urſache, vollkommen zufrieden zu ſeyn.«

»Gegen den kleinen Heinrich waren Sie beſonders gütig;« ſetzte der junge Graf hinzu. »Ich werde das nie vergeſſen.«

»Aber den höchſten Dank ſind wir Ihren guten Kindern ſchuldig;« fuhr der Vater fort. Sie waren unſere Schutzengel! — Wo iſt Ferdinand? wo iſt Luiſe? Auch Ihre verehrte Gattin wünſchen wir zu begrüßen.«

»Mein Sohn ſtudirt in Leipzig;« antwortete Siegfried: »aber meine Frau und Tochter werden ſich freuen, Sie in glücklichern Verhältniſſen wieder zu ſehen. Erlauben Sie mir, ſie darauf vorzubereiten.«

Er eilte ins Wohnzimmer und erzählte ſeiner Gattin und Luiſen kurz und raſch, daß ſich der Roßhändler Werner, den ſie vor acht Jahren als Gefangenen im Schloſſe geſehen, in einen Grafen von Rodenbach, der damals wegen eines Duells auf der Flucht geweſen, verwandelt habe, und ſie zu ſprechen verlange.

Die Mutter verwunderte ſich ganz gelaſſen; aber Luiſe rief jubelnd aus: »So war ich doch wahrlich eine Prophetin! Wie oft ſprach ich zu Ferdinand: die Leute ſind gewiß vornehmer, als ſie ſich ausgeben!« — Nach dieſem Frohlocken äußerte ſie dennoch einige Verlegenheit, ihrem vormaligen jungen Spielgeſellen unter die Augen zu treten.

Diesen bangen Minuten ließ sich aber nicht ausweichen. Mutter und Tochter waren so anständig gekleidet, daß sie sich, ohne die geringste Veränderung, den Fremden zeigen konnten. Sie gingen daher sogleich mit Vater Siegfried in das Besuchzimmer.

Bei ihrem Eintritte sprangen die Grafen überrascht von den Stühlen auf; denn eine so hohe, schlanke Gestalt und strahlende Schönheit, als Luise seit acht Jahren gewonnen hatte, erwarteten sie nicht. Geblendet und erröthend grüßte sie Graf Heinrich nur mit einer stummen Verbeugung; sein Vater hingegen faßte sie traulich bei der Hand und sagte: »Ei, was für eine königliche Gestalt ist das kleine Luischen geworden! Nun, dießmal that die Natur ihre Schuldigkeit, indem sie eine edle Seele mit einem edlen Körper vereinte. Ja, wahrlich eine höchst edle Seele bewiesen Sie mir, theuerste Luise, als Sie mich durch Ihren wackern Bruder vor dem

Verfolger warnen ließen, den mir der Herzog von *** nachschickte.«

Siegfried, dem seine Kinder die Sache verschwiegen hatten, sah bald den Grafen bald Luisen mit Verwunderung an. »Sie scheinen in unser Geheimniß gar nicht eingeweiht zu seyn, lieber Herr Amtmann!« sagte der Graf. »Versprechen Sie mir, daß Sie meinen Schutzengel nicht schelten wollen, dann will ich es Ihnen enthüllen.«

Der Amtmann gab sein Wort, und der Graf erzählte ihm nun, was schon dem Leser bekannt ist.

»Ich versprach, nicht zu schelten;« sagte Siegfried: »sonst hätt' ich wohl Lust, diese Verheimlichung gegen mich zu tadeln. Sie verdient aber Verzeihung, weil sie allerdings, wegen des nacheilenden Feindes, von entschiedenem Nutzen war. Denn wäre mir bekannt gewesen, daß sich Joachim Werner noch in der Stadt befände, so hätt' ich es allerdings

für Pflicht gehalten, den dringenden Fremdling, der seine Gestalt so genau beschrieb, zu ihm zu senden.«

»Dem Himmel sey Dank, daß es nicht geschah!« erwiederte der Graf. »Lebend hätt' ich mich dem Häscher nicht überliefert. Er war mir einige Mal hart auf der Spur; aber durch Luisens und Ferdinands Freundschaft entging ich ihm glücklich.«

24.

Schluß der Geschichte des Grafen

Als jener Nebenpunkt sattsam besprochen war, fuhr der Graf in seiner Erzählung fort:

»Wir wandten uns von hier mit behutsamen Schritten nach Böhmen. Dort verschaffte ich mir einen Paß nach Wien, und in dieser großen Stadt lebte ich unerkannt und unverfolgt bis zum Tode meines Feindes, des Herzogs, der vor acht Monaten zu seinen Vätern versammelt wurde. Mit Vertrauen

auf das frühere Wohlwollen seines Nachfolgers, entdeckte ich ihm meinen Aufenthalt, erhielt einen Sicherheitsbrief, und kehrte nach meiner Heimath zurück. Der gütige Fürst setzte mich wieder in den Besitz meiner eingezogenen Güter, und ließ mir die von der fürstlichen Verwaltung erhobenen Einkünfte zurück zahlen. Er machte mir sogar den Antrag eines ansehnlichen Staatsamtes; ich schlug es aber aus, weil ich mich nach Ruhe sehne. Ueberhaupt will es mir dort nicht mehr gefallen. Das herrliche, volkreiche Wien hat mich so verwöhnt, daß mir dergleichen ehrsame Mittelstädtchen, wie des Herzogs Residenz, nicht mehr behagen. Es giebt zu viel neugierige Beobachter, zu viel strenge Splitterrichter darin. Auch hatten sich die herzoglichen Wirthschafter allerhand Veränderungen auf meinen Gütern erlaubt, und sie mir dadurch unlieb gemacht. Ich ergriff deßhalb eine sich mir angebotene Gelegenheit, sie vortheilhaft

zu verkaufen, und will mich nun in Sachsen ansiedeln.«

Siegfried und seine Familie freuten sich über diesen Entschluß. Der junge Graf nahte sich Luisen, erinnerte sich ihrer früheren Bekanntschaft, und fragte nach ihrem Bruder. Nachher ward auch der kleinen feindlichen Hedwig gedacht, deren Vater bereits die Welt gesegnet hatte. »Sie hat geheirathet;« sagte Luise. »Ihr Gatte treibt einen Kleinhandel mit Gewürz, der nicht sehr lebhaft scheint. Ich kann aus meinem Fenster ihre Ladenthür sehen, und diese liebt, wie ich bemerke, ihre Schwelle so sehr, daß sie sich selten von einander trennen. Das seltsame Weiblein hat sich mir seit dem Tage, da wir Ihretwegen, Herr Graf, uneinig wurden, nie wieder freundlich genähert. Im Gegentheil spielte sie mir, als wir noch auf dem Schlosse beisammen wohnten, manchen bösen Streich.

Doch

Doch waren ihre Pfeile immer ſo matt und ſtumpf, daß ſie mich wenig verletzen konnten.«

Nach dieſen Unterredungen nahmen die Grafen Abſchied, um ihre Reiſe nach der Hauptſtadt fortzuſetzen. »Aber wir ſehen uns bald wieder;« ſagte der Vater. »Wir ſind Ihnen und Ihrer Familie, lieber Herr Amtmann, ſo vielen Dank ſchuldig, daß er ſich mit einem ſo flüchtigen Beſuche, wie der jetzige war, nicht abtragen läßt.«

25.

Ein Feſt.

Kaum waren vierzehn Tage vergangen, als der Graf von Rodenbach aus der Hauptſtadt ſchrieb: er ſtehe über das Rittergut Eichberg, das nur eine Meile von des Amtmanns Wohnſtadt entfernt war, im Handel. Er benannte einen gewiſſen Tag, an welchem er es in Augenſchein nehmen wolle, und

ersuchte den Amtmann, sich zu gleicher Zeit dort einzufinden, und ihm mit seiner Rechtswissenschaft und seinen örtlichen Kenntnissen an die Hand zu geben.

Siegfried begab sich dahin; der Kauf kam zu Stande, und der Graf machte nun Anstalt, sich für immer in Eichberg niederzulassen, wo er ein großes, anmuthig gelegenes Schloß zu seiner Wohnung bequem eingerichtet fand. Er kündigte schon vorläufig an, daß er bald nach seiner Ankunft ein Einweihungsfest geben, und den Amtmann mit seiner Familie dazu einladen werde.

Darauf freute sich im Stillen niemand mehr als Luise; denn Graf Heinrich, dem sie vor acht Jahren, als einem guten, freundlichen Knaben nicht abhold gewesen war, hatte sich jetzt zu einem so trefflichen Jüngling gebildet, daß sie es keineswegs bereute, ihm oder vielmehr seinem Vater einen ersprießlichen

Dienſt geleiſtet zu haben. Die Bahn der erneuten Bekanntſchaft war gebrochen; ſie wollte ſich bei der nächſten Zuſammenkunft von aller Aengſtlichkeit und Beklemmung befreien, und eben ſo zwanglos und gemüthlich mit ihm plaudern, als ſie es vor Zeiten gethan hatte. Aber ſie machte bei dem Feſte, das bald nachher in Eichberg gefeiert ward, die Erfahrung, daß ſie ſich zu viel vorgenommen und zugetraut hatte. So voll auch das Herz war, ſo widerſpenſtig ſtockte die Zunge, und ſprach nur die unentbehrlichſten Worte der Höflichkeit aus, ohne der geſelligen Abende im Poetengange und in der Werkſtatt der Pappарbeiten zu erwähnen.

Graf Heinrich ſchien gleiche Feſſeln zu fühlen. Er verſuchte zwar oft, ein heiteres Geſpräch mit ſeiner jungen Freundin zu beginnen; es geſchah jedoch immer mit einer ſo wortarmen Schüchternheit, daß die Unterredung bald wieder verſtummte.

Die übrigen Gäste waren fröhlicher. Besonders weckte der von dem Grafen veranstaltete Tanz der Landleute eine allgemeine Lustigkeit. Nur Heinrich und Luise tanzten ihren pohlnischen Rundtanz, der den Ball eröffnete, mit so ernster Würde, als hätten sie einander niemals zuvor gesehen.

26.

Freude und Leid.

Luisens Mutter war mit dem gegenseitigen Betragen der jungen Leute, das sie für Abneigung hielt, gar nicht zufrieden. Sie baute, wie viele gute Mütter erwachsener Töchter, immer Luftschlösser, in welche ihre Einbildungskraft das liebe Kind durch einen stattlichen Freier versetzte. Die Ankunft der beiden Grafen veranlaßte wieder einen solchen Bau in die Luft. Der Vater rühmte, daß ihm Luise einen höchst wichtigen Dienst erwie-

ſen, und der junge Graf war, als Knabe, der Spielgeſell des Mädchens geweſen, deſſen blühende Schönheit jetzt Aller Augen auf ſich zog. Welche angenehme Hoffnungen ließen ſich nicht aus dieſen günſtigen Umſtänden bilden! Aber die Kälte der jungen Leute verwandelte ſie in bunte Seifenblaſen, die bald nach ihrer Entſtehung wieder zerfloſſen.

Hätte jemand, der beſſer, als die gute Frau Amtmännin, die Geheimniſſe des menſchlichen Herzens zu enträthſeln verſtand, die vormaligen Jugendgeſpielen beobachtet, der hätte wahrſcheinlich aus ihrem Benehmen ganz andere Schlüſſe gezogen, und das Recht wäre auf ſeiner Seite geweſen.

Das bewieſen zwei Briefe, die am dritten Tage nach dem Feſte von Eichberg anlangten. Graf Heinrich bat um Luiſens Hand, und der Vater erklärte, daß dieſe Bewerbung mit ſeinem Vorwiſſen und ſeiner Genehmigung geſchehe.

Nun gab es in Siegfrieds Hause große Freude. Luisens Mutter ging in ihr Kämmerlein, und dankte Gott für das Glück ihrer Tochter. Der Vater fuhr nach Eichberg, und überbrachte das Jawort.

Als vier Wochen nachher der junge Graf mit einem sechsspännigen Staatswagen ankam, um sich in der Kirche des Städtchens trauen zu lassen, und dann mit seiner jungen Gemahlin und ihren Aeltern zum Hochzeitmahle nach Eichberg zu fahren, ward eben Hedwigs Kramlädchen gerichtlich geschlossen, weil ihr Ehemann, wegen einer unbedeutenden Schuld von einigen hundert Thalern, die Flucht ergriffen hatte. Die unglückliche Frau erschien an der Hausthür, und rang die Hände. Luise, von Mitleiden ergriffen, bat ihren Bräutigam, die Arme zu retten. Erfreut, daß er seiner Geliebten gefällig seyn konnte, erließ er sogleich an den Bürgermeister ein kurzes Schreiben, worin er sich nicht allein für die Schuld

verbürgte, ſondern ſie auch des folgenden Tages zu bezahlen verſprach, wenn die gerichtliche Schließung des Kramladens auf der Stelle wieder aufgehoben würde. Bei dieſer anſehnlichen Bürgſchaft fand der Bürgermeiſter kein Bedenken, den Laden unverzüglich wieder öffnen zu laſſen. Hedwig, von des Grafen Verwendung für ſie unterrichtet, ſtürzte in Siegfrieds Haus, und dankte dem Brautpaare mit einem Strome von Thränen.

Luiſe ward durch die Rechtlichkeit und Herzensgüte ihres Gemahls eine ſehr glückliche Gattin. Dieſes günſtige Geſchick verdankte ſie der Freundlichkeit, die ſie, als Kind, einer fremden, damals unglücklichen Familie erwieſen hatte. Dennoch könnte wohl ein ſtrenger Sittenlehrer an ihrem und ihres Bruders Benehmen in jener Zeit den Umſtand tadeln, daß ſie die Fremden, als ſie ſich noch in der Stadt aufhielten, gleichſam vor ihrem Vater verborgen, und ſie, ohne ſein Wiſſen, vor dem

nachgeſchickten Kundſchafter warnten. Kinder müſſen vor ihren Aeltern kein Geheimniß haben. Sie ſind noch zu unerfahren, um die oft nachtheiligen Folgen ſolcher Verheimlichungen voraus ſehen zu können.

IV.

Beſtrafter Frevel.

Vor alter Zeit begab ſich in einem franzöſiſchen Mönchskloſter folgende wunderbare Geſchichte.

Einer der jüngſten Ordensbrüder ward von einer ſchweren Krankheit befallen und ſtarb. Man trug den Leichnam in das Todtengewölbe, und legte ihn, mit dem Ordensgewande bekleidet, in den Sarg. Zwei Mönche, die gleiches Alters mit dem Verſtorbenen waren, erhielten vom Abt den Befehl, den Todten während der Nacht zu bewachen. Sie ſollten ſich ablöſen; aber keiner hatte Luſt, in dem öden, nur von einer Lampe ſpärlich

erleuchteten Gewölbe zehn bis zwölf Stunden lang mit dem Todten allein zu seyn. Darum beschlossen sie, dem Schlafe für diese Nacht ganz zu entsagen, und die Wache bis zum anbrechenden Morgen gemeinschaftlich zu halten.

Es war eine sehr kalte Winternacht. Das Buch, das sie sich bei der Lampe vorlasen, erwärmte sie nicht. Sie sehnten sich nach einer körperlichen Stärkung. »Hätten wir doch einen Becher glühenden Wein!« sagte der Eine. »Ja, der wär' uns sehr heilsam!« versetzte der Andere. »Und ich will uns dieses Labsal bereiten, wenn dir nicht graut, eine halbe Stunde hier allein zu bleiben.«

Jener entschloß sich dazu. Sein Mitbruder verließ ihn, begab sich in die Küche, und bereitete das erwünschte Getränk.

Nach einer halben Stunde kam er zurück. Ein großer gefüllter Kelch dampfte in seiner Hand. »Köstlich gelungen!« rief er beim Eintritt ins Todtengewölbe. Er war einer freu-

digen Antwort gewärtig; aber kein Laut ließ ſich vernehmen. Sein Mitbruder ſaß mit geſenktem Haupte am Tiſche, ſchien in dem darauf liegenden Buche zu leſen, und regte ſich nicht.

»Holla, Bruder Benedict!« rief der Weinkoch! »Biſt du eingeſchlafen?«

Keine Antwort, kein Aufblick erfolgte.

»Ei, das iſt ein langweiliger Spaß!« ſagte Jener verdrießlich. »Riech' nur den herrlichen Duft!« Damit hielt er ihm den Kelch unter die Naſe. Doch auch dieſes Reizmittel bewirkte keine Bewegung.

Er ſetzte den Kelch auf den Tiſch, faßte den unerwecklichen Mönch an der Schulter, und ſchüttelte ihn kräftig. Da fiel der vermeinte Schläfer ſtarr und ſteif, wie ein Todter, vom Stuhle.

Beſtürzt ergriff Jener die Lampe, beugte ſich zu ihm hinab, leuchtete ihm ins Geſicht, und ſah mit Schrecken, daß der am Boden

liegende Mönch der Todte war, der bewacht werden sollte.

Schaudernd fuhr er zurück, und sein Entsetzen stieg, als der Leichnam in diesem Augenblicke das Haupt erhob, ihn gräßlich anstarrte, sich mühsam und stöhnend vom Boden aufrichtete, und fort schwankte.

Zitternd und die Augen auf ihn geheftet, folgte der Andere. Der erstandene Todte ging nach der Zelle, die er vormals bewohnt hatte, und wollte hinein. Sie war verschlossen. Er klopfte an die nächste Zelle. Der Inhaber derselben trat nach einer Weile heraus, erblickte bei dem Scheine der Laternen, die auf dem Zellengange brannten, die eingesargte Gestalt, sprang mit einem Schrei zurück, und warf die Thür in's Schloß. Der furchtbare Wandler klopfte an mehrere Zellen; überall glaubte man einen Geist zu sehen, und floh vor ihm.

Das ganze Kloster gerieth in Bewegung.

Einige beherzte Mönche traten ihm endlich näher, redeten ihn an, und überzeugten sich, daß er kein Gespenst, sondern ihr vom Scheintode wieder aufgelebter Mitbruder war.

Indessen war der Mönch, der über der Zubereitung des Glühweines die ihm anbefohlene Wache vernachlässiget hatte, in seine Zelle geschlüpft, und erwartete dort zagend ein schweres Gericht. Er glaubte, sein Mitwächter Benedict würde, bei der Auferstehung des Todten, die Flucht ergriffen haben. Als sich aber einige Mönche in's Todtengewölbe begaben, um ihn zu suchen, fanden sie ihn entseelt im Sarge. Alle Versuche des herbei gerufenen Klosterarztes, ihn wieder zum Leben zu bringen, waren vergebens.

Der Unglückliche hatte wahrscheinlich den Scheintodten aus dem Sarge gehoben, ihn an den Tisch gesetzt, und sich dafür in den Sarg gelegt, um seinen Wachgesellen zu necken. Als er aber den Leichnam lebendig

werden ſah, ſtarb er vor Schrecken, und ward in derſelben Todtenlade, in die er ſich aus Muthwillen gebettet hatte, begraben. So ſchnell und hart rächte der Tod das frevelhafte Spiel, das mit ihm getrieben werden ſollte.

V.

Das Glas Punſch.

Ein Gegenſtück zu der vorigen Erzählung.

Auch in England begab ſich vor kurzer Zeit, bei der Bewachung eines Todten, ein ſeltſames Ereigniß.

Ein angeſehener und reicher Mann ſtarb, nach langen Leiden, am Bruſtkrampfe. Er hinterließ keine nahen Verwandten, die ihn vielleicht einer Thräne gewürdiget hätten. Seine Erben waren von der lachenden Gattung. Doch bezeigten ſie ſich dafür, daß er ſchon in ſeinen beſten Jahren die Welt verlaſſen und ihnen ſein beträchtliches Vermögen abgetreten hatte, nicht unerkenntlich: ſie wollten ihn aus Dankbarkeit prächtig begraben

lassen. Er ward am Tage vor der Bestattung in einem schwarz ausgeschlagenen Zimmer öffentlich ausgestellt.

Die Leichenwache der folgenden Nacht übertrug man einigen jungen Leuten beiderlei Geschlechts, die noch andere Freunde und Freundinnen dazu einluden, und im Gebiete des Todes, bei Punsch und Pfänderspiel, das Leben fröhlich genossen. Die eigentlichen Erben und Besorger dieser Ehrenwache schliefen indessen ruhig in ihren Häusern.

Bei der Auslösung der Pfänder suchte sich die lustige Gesellschaft in wunderlichen Aufgaben zu überbieten. Unter andern ward von einem frechen Spielgesellen ausgesprochen: Der Besitzer eines gewissen Pfandes (das noch, wie gewöhnlich, verborgen gehalten ward) solle dem Todten ein Glas Punsch in den offenen Mund gießen.

Mit Schrecken sah die schönste und sittlichste der anwesenden Jungfrauen, daß ihr

das Pfand gehörte, dem man eine so widrige, den Todten höhnende Verbindlichkeit aufbürden wollte. Sie weigerte sich, das ruchlose Gebot zu vollziehen. Die leichtsinnigen Gespielen lachten sie aus, und beschuldigten sie einer kindischen Feigheit. »Ihr verkennt mich!« sagte sie. »Die Sache selbst wäre mir ein Leichtes; doch Ehrfurcht gegen den Todten, der ein rechtschaffener und achtungswerther Mann war, hält mich zurück. Es ist mir unmöglich, ihn zu verspotten.«

»Ei, davon weiß der selige Herr kein Wort!« riefen die Andern. Zugleich füllten sie ein Glas mit siedend heißem Punsch, zwangen es der Sträubenden in die Hand, drängten sie zum Sarge, und nöthigten sie mit Gewalt, es dem Todten einzugießen.

Das war kaum geschehen, da zuckte der Leichnam mit den Augen, schlug sie auf, richtete sich empor, hustete heftig, erbrach sich, und zwei Frösche stürzten hervor. Sobald er

von dieſen ekelhaften Inwohnern, die ſeine Krankheit verurſacht hatten, befreit war, erhob er ſich aus dem Sarge, und war geſund.

Die Pfänderſpieler entflohen, und weckten die Erben, die eben recht ſüß von Goldbergen träumten. Dieſe verſchwanden ihnen aber auf ewig; denn der wieder aufgelebte Vetter, der, während ſeines Scheintodes, jedes in ſeiner Nähe verlautende Wort gehört hatte, wählte das ſchöne Kind, das mit Hochachtung von ihm ſprach, zu ſeiner Gattin. Einige andere eheluſtige Mädchen von der Wachgeſellſchaft glaubten zwar ein noch ſtärkeres Recht auf ſeine Dankbarkeit zu haben, weil ſie die Braut zur Anwendung des Rettungsmittels gezwungen hatten; aber der Neubelebte wußte zu gut, daß ſie keinen Rettungsverſuch anſtellen, ſondern ihn verſpotten wollten, und verband ſich deßhalb mit dem guten Mädchen, das ſich ſtandhaft der roben

Zumuthung widersetzte, zum Werkzeuge seiner Verhöhnung zu dienen.

So ward Edelsinn, der im Augenblicke seiner rühmlichen Weigerung keinen Vortheil davon erwarten konnte, erkannt und belohnt.

VI.

Die bange Lehrſtunde.

Rudolph, ein Knabe von zehn bis elf Jahren, zeigte bisweilen ſehr auffallend, daß er ſich im Zeitalter der Flegeljahre befinde. Schon als lallendes Kind nahm er ſich nicht ſelten die Freiheit, ſeine Aeltern zu tadeln und zu meiſtern. Sie machten ihm nichts zu Danke. Alle Spielſachen, womit man den kleinen Momus *) zu beſtechen glaubte, warf er bald nach dem Empfange verächtlich bei Seite, und ſah ſie nicht wieder an. In ſpätern Jahren trieb er dieſe Unart noch weiter

*) In der Mythologie der Gott der Tadelſucht.

Speiſen und Kleider, die man ihm gab, waren ihm nicht lecker, nicht prächtig genug. Im Geſpräche mit ſeinen Spielgeſellen ſchalt er ſeinen Vater einen Geizhals, weil dieſer nicht ſonderlich bemittelte Mann für nöthig fand, ſich nach der Decke zu ſtrecken. Er hatte noch mehr Kinder, und konnte deßhalb um ſo weniger dem jungen Nimmerſatt mit Allem aufwarten, was er verlangte. »Rudolph! Rudolph!« ſprach er oft: »Du wirſt einſt aus Erfahrung lernen, daß ein Hausvater, der ehrlich beſtehen will, einen ſchweren Stand hat, und ſeinen Kindern nicht immer gewähren kann, was ihr Leichtſinn wünſcht und begehrt.«

Was geſchah? Rudolph erwuchs zum Manne, nahm ein Weib, und bald umſchwärmten ihn acht oder zehn Kinder, die ihm den Kopf warm machten. Schon ihre dringendſten Bedürfniſſe nöthigten ihn, fleißig

und tief in den Beutel zu greifen; aber seine erwachsenen Kinder begnügten sich nicht damit, das Nöthige zu empfangen. Unbescheiden, wie weiland der Herr Papa, foderten sie Ueberfluß. Die Töchter verlangten jeden neuen Schmuck, der aus London und Paris im Putzladen ankam; die Söhne wollten ebenfalls wie Prinzen einher gehen, und begehrten noch überdieß ein bedeutendes Taschengeld, um sich in die Lustbarkeiten der großen Welt mit Anstand mischen zu können. Vater Rudolph, der nur einen mäßigen Gehalt für die Verwaltung einer Staatskasse genoß, konnte diese stürmischen Ansprüche nicht befriedigen. Er stellte das seinen Kindern vor, und empfahl ihnen Genügsamkeit; allein er predigte tauben Ohren. Immer wurden ihm wieder neue Geldsummen theils abgeschmeichelt, theils abgetrotzt, um entbehrliche Ausgaben damit zu bestreiten. Der schwache Mann konnte seinen Lieblingen nichts abschlagen. Er machte Schul-

den; und als ihn seine Gläubiger drängten, vergriff er sich an der ihm anvertrauten Kasse, und bezahlte die ungestümen Manichäer daraus. Das ging eine Weile. Endlich aber sprang es seinen Vorgesetzten in die Augen, daß er mehr ausgab als einnahm. Man untersuchte die Kasse, und fand kaum die Hälfte der Summen, die er darin bereit haben und vorzeigen sollte. Schamroth und zagend gelobte er baldigen Ersatz. Dieses Versprechen ward nicht geachtet. Man nahm ihn gefangen.

Da saß er nun zwischen vier öden Mauern und seufzte: »Ach, Gott! das hab' ich an meinem wackern Vater verdient! Wie oft beschuldigt' ich ihn der Kargheit, wenn er mir nicht mit verschwenderischen Händen gab, was ich unbesonnener Knabe begehrte. Nun seh' ich ein, welche Klugheit und Vorsicht ein Hausvater anwenden muß, um nicht, wie

ich, in einen Abgrund von Jammer und Noth zu verſinken. O, hätt' ich doch meine ſorgenfreie Jugend zurück! Ich wollte mich nie wieder erdreiſten, meines Vaters weiſe Sparſamkeit zu tadeln. Im Gegentheil ſollte ſie die Richtſchnur meines ganzen Lebens ſeyn.« —

»Rudolph! wie lange ſchläfſt du heute?« rief jetzt eine männliche Stimme. Der Gefangene fuhr empor; ſein ängſtlicher Traum zerfloß wie ein Nebel; er war noch der glückliche, kummerloſe Knabe, und ſprang jauchzend aus dem Bette. Raſch angekleidet flog er zum Vater, deſſen Ruf vor der Thüre ihn geweckt hatte. Gerührt erzählte er ſeinen bangen Traum und verſicherte: daß er dadurch von ſeiner vorigen Anmaßung, des guten Vaters Wirthlichkeit zu tadeln, ganz geheilt worden ſey, und hinfort mit Allem, was ihm gereicht werde, zufrieden ſeyn wolle. Er hielt auch redlich Wort, und gewöhnte ſich, übereilte

eilte Wünſche im Stillen zu unterdrücken Auf dieſe Weiſe ward er in der Folge ſelbſt ein kluger Haushalter, und lebte glücklich und zufrieden bis an ſein Grab.

VII.

Die offene Hand.

Geschichtlich.

Navarra, das Heinrich der Vierte, bei der Besteigung des französischen Thrones, mit Frankreich vereinigte, war früher ein selbstständiges Reich. Im zwölften Jahrhunderte ward es von einem guten Könige beherrscht, der im Jahre 1173 ohne Erben starb. Die Stände des Reiches wünschten einen Nachfolger aus seinem Geschlechte. Es war in demselben kein Prinz vorhanden; aber des Verstorbenen Schwester, die mit einem fremden Fürsten vermählt war, hatte einige Monate vorher Zwillingssöhne geboren. Man

beſchloß, eine Geſandtſchaft an dieſe Fürſtin abzuordnen, und einem ihrer Söhne die Krone von Navarra anzutragen.

Zu dieſem Geſchäfte wurden drei ehrſame und verſtändige Männer erkoren. Sie kamen an jenem Hofe an, und trugen Navarra's Wunſch dem fürſtlichen Paare vor. Beide waren nicht abgeneigt, einem der Knaben die angebotene königliche Krone zu gönnen, und überließen es den Geſandten, von den Zwillingen den zu wählen, zu welchem ſie das meiſte Vertrauen empfinden würden.

Die Mutter führte die drei Männer in das Zimmer, wo die Knaben in Einer Wiege beiſammen lagen und eben ſanft ſchliefen. »Entſcheidet, ihr Herren,« ſagte ſie leiſe, »auf welches dieſer jungen Häupter ihr Navarra's Krone ſetzen wollt.«

Die Brüder ſahen ſich ſehr ähnlich. Nur der einzige Unterſchied war an ihnen zu be-

merken, daß der eine mit geschlossenen, der andere mit offenen Händen schlief.

Die Gesandten hefteten lange den Blick auf die ruhigen Schläfer. Endlich baten sie, sich in einem andern Zimmer berathen zu dürfen.

Dort schlug der erste Gesandte vor, über die sich ganz gleichen Knaben das Loos zu werfen.

»Wir wollen die Sache nicht dem Zufall überlassen;« sagte der Zweite. »Gleichen sich die Prinzen auch an Gestalt, so bemerke ich doch an der Haltung ihrer Hände eine wichtige Verschiedenheit ihres Gemüths. Ich gebe meine Stimme dem, der sie geschlossen hat. Das zeigt, daß er einst ein kräftiger Mann werden, und jedem Feinde des Reichs den Daumen auf's Auge setzen wird.«

»Wohl möglich!« versetzte der Dritte. »Die fest geschlossene Hand kann aber auch Kargheit und Strenge bedeuten. Mir gefällt

die offene Hand. Sie ist ein Zeichen der Freigebigkeit, des Edelmuths und der zuvorkommenden Liebe.«

Dieser Ansicht trat der erste Gesandte bei. Der zweite war folglich überstimmt, und man wählte den Prinzen mit der offenen Hand. Er herrschte, als er in spätern Jahren die Zügel der Regierung ergriffen hatte, mild und gerecht, und erhielt den Beinamen: der Gute.

VIII.

Die Erſcheinung.

In einem Städtchen des Königreichs Böhmen lebte vor ungefähr zweihundert und funfzig Jahren ein ehrbarer und fleißiger Bürger, Balthaſar genannt, der ſich mit der Uhrmacherkunſt beſchäftigte. Er verfertigte, der Sage nach, beſonders Taſchenuhren, oder machte wenigſtens Verſuche damit; denn ſie ſollen, wie man behauptet, nicht eher, als im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts, in den Stand gebracht worden ſeyn, daß man ſich ihrer mit Zuverläſſigkeit bedienen konnte.

Mögen ſie denn auch zu Balthaſars Zeit noch einen regelloſen und unrichtigen

Gang gehabt haben, so gab es dennoch manchen reichen Mann, der ein Stundenei (wie man die Taschenuhren damals nannte) zu besitzen und damit zu prahlen wünschte. Balthasars Werke wurden daher nach Prag und Wien verschrieben und gut bezahlt. Jetzt sind freilich die damals noch sehr seltenen und theuern Stundeneier so gemein und wohlfeil geworden, daß sich ein betriebsamer Bettler, der einen halben Tag fleißig von Haus zu Haus ging, von den erhobenen Steuern ein solches Ding anschaffen kann.

Balthasar mußte das Räderwerk, das die Uhrkünstler heutiges Tages aus großen Werkstätten beziehen, mit unendlicher Mühe selbst aus rohen Metallen heraus arbeiten. Er griff dabei seine Augen so rastlos an, daß er im vierzigsten Jahre seines Lebens gänzlich erblindete.

So war denn die Quelle des Wohlstandes, den er sich durch Kunst und Fleiß berei-

ten wollte, auf Einmal verſiegt. Seine Gattin, die bisher ſeine Gehülfin geweſen war, ſetzte zwar, unter Leitung des armen Blinden, das Geſchäft fort, und arbeitete Tag und Nacht, um dem andringenden Mangel zu wehren; aber kaum war ihr das einige Jahre leidlich gelungen, ſo hatte ſie ebenfalls das Schickſal ihres Gatten, daß eine ewige Nacht ihre Augen bedeckte.

Das Wenige, was die armen Leute bisher erſpart und zurückgelegt hatten, verzehrte ſich bald. Die einzige Stütze der unglücklichen Gatten war Bertha, ihre fromme ſechzehnjährige Tochter, die nun ihre blinden Aeltern bei jedem Schritte leiten und alle Kräfte aufbieten mußte, ſie und einen kleinen Bruder zu ernähren. Das gelang ihrer geſchickten und fleißigen Hand eine Weile; aber die künſtlichſten Arbeiten ihrer Nadel wurden ihr in der Folge von habſüchtigen Menſchen, die ſich kein Bedenken machten, die Armuth zu drük-

ken, um einen Spottpreis abgepreßt, und sie mußte diesen elenden Lohn annehmen, weil sie keine Gelegenheit hatte, die Erzeugnisse ihres Fleißes billigern Käufern anzubieten. Das nöthigte sie, doppelt und rastlos zu arbeiten, und sie bat Gott täglich um Kraft zur Erfüllung der ihr obliegenden heiligen Pflichten.

Einsmals hatte sie in der Nacht eine wunderbare Erscheinung. Ein Engel, der einen Baumzweig in der Hand trug, stand vor ihrem Lager, und sagte mit holder Stimme: »Geh mit diesem Zweige auf den nächsten Hügel bei deinem Wohnhause, gieb Acht, ob sich der Zweig in deiner Hand bewegt, und öffne auf dem Platze, wo er sich von selbst zur Erde neigt, den Boden. Da wird dein frommer, kindlicher Sinn, den einst der Himmel lohnen wird, eine irdische Vergeltung und Erleichterung seiner rühmlichen Sorgen finden.«

Bertha würde dieses Ereigniß für einen

leeren Traum gehalten haben, wenn nicht am Morgen ein frischer Zweig, dergleichen sie nimmer gesehen, auf ihrer Decke gelegen hätte. Auch befand sich in der That unfern des letzten Häuschens in der Vorstadt, wo sie mit ihren Aeltern wohnte, ein Hügel, den sie gemeiniglich bestieg, wenn sie frische Luft schöpfen wollte. Auf der Spitze desselben sah sie einige Nächte vorher helle Flämmchen lodern, die sie für Irrlichter hielt. Sie konnten aber auch, nach dem Aberglauben der damaligen Zeit, das Daseyn eines Schatzes anzeigen. Alle diese Umstände bewirkten bei der guten Bertha den Entschluß, der Weisung des Engels zu folgen.

Sie ging denn eines Morgens, als noch alle Menschen schliefen, mit dem Wunderzweige die Anhöhe hinan. Er ruhte ohne Bewegung in ihrer Hand, bis sie des Berges Gipfel erreicht hatte. Da ward er wie lebendig, und beugte sich zur Erde hinab. Sie

bezeichnete die Stelle, öffnete sie in der folgenden Nacht, beim Scheine des Vollmondes, mit dem Grabscheite, und fand in einer geringen Tiefe einen unermeßlichen Schatz von Goldmünzen. Sie berührte kein Stück, füllte die Höhle wieder aus, und ging, dem Himmel dankend, in ihre Hütte.

Am Morgen erzählte sie den Vorfall ihren Aeltern, die sich über den gefundenen Schatz innigst freuten. »Wir dürfen ihn aber nicht eigenmächtig heben,« sagte der Vater. »Du hast sehr recht gehandelt, liebe Tochter, daß du dich gar nicht daran vergriffen hast. Wir müssen vor allen Dingen der Obrigkeit davon Anzeige thun. Diese mag dann die Hebung des Schatzes veranstalten, ihn gerichtlich aufbewahren, und darüber nach Hofe berichten. Da wird sich's zeigen, wie viel uns der gnädigste Landesherr, in Erwägung unseres Unglücks und unserer Armuth, davon überlassen wird.«

Die gerichtliche Hebung erfolgte; es wurden über achtzig tausend Thaler gefunden, die vermuthlich in dem Hussitenkriege des funfzehnten Jahrhunderts dort vergraben worden waren.

Der König von Böhmen schrieb auf den an ihn erstatteten Bericht zurück: »Was Gott durch seinen Engel den armen Blinden zuwies, will ich nicht verkürzen.« — Sie erhielten folglich die ganze Summe.

Die gute Bertha vermählte sich nachher mit einem wackern Manne, und baute auf der Stelle, wo sie den Schatz gefunden, ein stattliches Schloß. Die Pforte ließ sie mit einem Steinbilde zieren, auf welchem sie selbst dargestellt war, wie sie auf der Spitze des Hügels steht, und sich der Zweig in ihrer Hand zur Erde senkt.

IX.

Aus dem Regen in die Traufe.

1.

Guter Rath.

»Heiſa! da bring' ich was Köſtliches, wertheſte Frau Gevatterin!« rief Madame Heuberg, indem ſie, mit einem Blatte des allgemeinen Anzeigers der Deutſchen, *) haſtig ins Zimmer der Frau Bürgermeiſterin trat. »Erlauben Sie, daß ich Ihnen vorleſe, was ein gewiſſer Herr Ariſtodemus hier einrükken ließ.«

»Betrifft's den Hof?« fragte die Bürgermeiſterin, die vor langen Jahren wohlbe-

*) No. 300, vom 11ſten November 1803.

beſtallte Kammerzofe einer Prinzeſſin geweſen war.

»Nein, liebe Frau Gevatterin,« antwortete Madame Heuberg, »es betrifft unſere Küche.«

»Kein angenehmer Gegenſtand;« ſagte die Bürgermeiſterin.

»Eben deßhalb wird Sie der Aufſatz freuen;« erwiederte Jene. »Unſere Küchenherde ſollen ganz in Ruheſtand verſetzt werden. Hören Sie nur!« Sie begann hierauf Folgendes aus dem Anzeiger zu leſen:

»»Die Spartaner hatten ihre gemeinſchaftlichen Speiſeanſtalten.««

»Die Spartaner?« fiel die Bürgermeiſterin ein. »Was ſind das für Menſchen? Ich hörte bei Hofe kein Wort von ihnen. — Doch halt! da hab' ich's! Das ſind vermuthlich die Leute, welche die Sparterie-Hüte verfertigen, die im vorigen Jahre ſo ſtark in der

Reſidenz getragen wurden. Selbſt meine Prinzeſſin —«

»Trug einen!« ergänzte Madame Heuberg geſchwind und etwas verdrießlich. »Jetzt, liebſte Frau Gevatterin, haben wir's mit unſerm Herrn Ariſtodemus zu thun. Er ſchreibt weiter: »»Die Sache iſt in ökonomiſcher Hinſicht nicht unwichtig. Unſere Hausfrauen, mittleren Standes, müſſen zwei Drittheile des Tages mit Kochzubereitungen in der Küche hinbringen. Jede kocht für ihre Familie, während die Kocherei für zehn nicht mehr Mühe und nicht mehr Zeit erfordern würde. Und welche Erſparung an Holz! Wie bequem wäre es für unſere Frauen, wenn ſich, beſonders in unſern Städten, ganze Familien zu gemeinſamer Speiſung mit einfacher, aber nahrhafter Koſt vereinigten.«« —

»Der wackere Mann hat im Ganzen Recht!« ſagte die Bürgermeiſterin. »Nur darin hat er Unrecht, daß er bloß von Haus-

frauen mittleren Standes ſpricht. Ich, zum Beiſpiel, bin die erſte und vornehmſte Dame des Orts, bin hier, was die regierende Fürſtin in der Reſidenz iſt, und dennoch muß ich täglich in der Küche ſchalten und walten, um dem Leckermaule meines Herrn Gemahls etwas Gutes aufzutiſchen. Bei Hofe macht' ich mir keinen Finger ſchwarz. Die köſtlichſten Speiſen fielen mir gleichſam vom Himmel.«

»Ei, das weiß ich ja, Frau Gevatterin, daß Sie nicht gern einen Kochtopf anfaſſen;« ſagte Madame Heuberg. »Darum brachte ich die gute Bothſchaft, und überlaſſe nun Ihnen, das Ding zu überlegen und in Ausführung zu bringen.«

»Daran ſoll's nicht fehlen;« antwortete die hohe Frau. »Wir wollen nur erſt ein Weilchen abwarten, wie ſich die Sache weiter entwickelt. Da es jetzt ſo viele ſchreibende Damen giebt, die wohl insgeſammt eine gewaltige Küchenſcheu haben, ſo wird gewiß eine

oder die andere darüber laut. Lassen Sie nur Ihren lieben Mann recht aufpassen! Er sitzt als Posthalter und Briefsammler an der Quelle, und die Zeitungen gehen zuerst durch seine Hände. So kann denn in der ganzen Welt nichts geschehen, was wir nicht sogleich durch ihn erfahren sollten.« —

2.

Oeffentlicher Beifall.

Und nach sechs oder sieben Wochen kam die Frau Posthalterin abermals mit einem Blatte des Anzeigers gesprungen. »Beste Frau Gevatterin, Sie haben richtig prophezeit! Da hat eine Dame, die den seltsamen Nahmen Kerenhapuch Küchenhaß *) führt, ein öffentliches Schreiben an den Herrn

*) Der Name Kerenhapuch (mit dem Tone auf der letzten Sylbe) ist hebräisch, und heißt auf deutsch: Schminkbüchsen. Hiob's dritte Tochter war so genannt.

Aristodemus ergehen lassen *). Sie ertheilt seinem Vorschlage den schmeichelhaftesten Beifall, und dehnt ihn noch weiter aus. Auch die lieben Kinder sollen, unter Aufsicht einer Magd, eine spartanische Tischgesellschaft bilden. Sogar das Gesinde soll Kostgeld bekommen, um sich ebenfalls zu spartanischen Mahlzeiten vereinigen zu können. O, es ist ein ganz vortreffliches Schreiben! Ich will es Ihnen vorlesen.«

Das geschah, und beide Damen hatten von der handgreiflichen Ironie dieser Zuschrift keine Ahnung, sondern nahmen den verlarvten Spott für aufrichtiges Lob.

»Nun wohlan!« sagte die Bürgermeisterin. »Da wir eine schätzbare öffentliche Stimme auf unserer Seite haben, so können wir mit Ehren einen Versuch machen, den glücklichen Gedanken des Herrn Aristode-

*) In Nr. 8. des Anzeigers vom Jahre 1804.

mus auszuführen. Es verſteht ſich aber, daß wir nicht Crethi und Plethi zur ſpartaniſchen Tafel ziehen. Nur die Vornehmen, die bei mir Zutritt haben, ſollen dieſer Auszeichnung genießen. Das ſind denn zuvörderſt Sie und Ihr Mann, dann der Stadtrichter Mohr, der Rathsherr Jamund, der Lieutenant und Steuereinnehmer Hagel, der Acciseinnehmer Zettel, der Doktor Finkler, der Advokat Fuchs und der Kaufmann Bleimann, mit ihren Frauen. Ehe wir aber den Männern ein Wort davon ſagen, will ich Euch Frauen zu einem großen Kaffee einladen, und in dieſer Staatsverſammlung ſoll berathen und entſchieden werden, wie wir unſere Herren Gemahle, von welchen wir allerhand Widerſprüche befürchten müſſen, für die gute Sache gewinnen wollen.«

3.

Der weibliche Congreß.

Am nächsten Morgen sandte die Frau Bürgermeisterin ihren Hof-Fourier, den Rathsdiener Schluck, in der Stadt umher, und ließ sämmtliche Damen, die mit ihr die gemeinsame Tafel zu Stande bringen sollten, zu sich einladen. Sie erschienen, wie zur Aufwartung bei Hofe, in steifen Prunkkleidern, und mit allem Schmuck, den sie im Vermögen hatten, beladen. Bei dem Kaffee wurden, wie gewöhnlich, die Unarten der Dienstbothen gerügt, und die neuen Kleider gemustert, die sich am letzten Sonntage gezeigt hatten. Nachher aber trug die gesprächige Wirthin, bei einem Glase Wein und einer Mandeltorte, den Gegenstand vor, worüber man sich berathen wollte. Kaum hörten die Damen, daß es im Werke sey, sie aus der Küche zu erlösen, so erhoben sie ein Jubelgeschrei, stießen

mit den Gläſern zuſammen und riefen: »Herr Ariſtodemus, der Freund der Frauen, ſoll leben!«

»Sachte, ſachte!« ſprach die Bürgermeiſterin. »Wir wollen unſerer Freude noch nicht ganz den Zügel ſchießen laſſen. Es liegen ihr noch viele Steine des Anſtoßes im Wege, worüber ſie ſtolpern und ſtürzen kann. Mein Herr Gemahl hat, zum Beiſpiele, die Gewohnheit, ſich ſogleich, wenn er den letzten Biſſen in den Mund geſchoben hat, in ſeinen großen Lehnſtuhl zu werfen, ſein Mittagsſchläfchen zu halten, und dabei ſo laut durch die Naſe zu orgeln, wie mir bei Hofe nie vorgekommen iſt.«

»Was thut das?« ſagten die Andern. »Der Lehnſtuhl wird im Speiſezimmer aufgeſtellt, und der Herr Bürgermeiſter ſchlafen und orgeln darin nach Belieben.«

»So bequem kann's mein Mann nicht haben;« ſprach die Poſthalterin. »Die ver-

dammte Briefpoſt geht wöchentlich drei Mal in der Mittagsſtunde ab. Da wird er denn das Zelleiſen im Speiſezimmer packen müſſen.«

»Deſto beſſer« riefen Einige veranügt »Es iſt angenehm, fremde Briefe zu ſehen, und allenfalls, wenn ſie locker gefaltet ſind, ein wenig hinein zu gucken. Manches Räthſel, worüber man ſich lange den Kopf zerbrach, wird dadurch klar.«

»Meinem Manne geht's wie dem Herrn Poſthalter;« ſagte Madame Zettel. »Keinen ruhigen Zug kann er aus dem Bierkruge thun, ohne von Leuten, die etwas veraccifen wollen, geſtört zu werden. Darum muß er ſeine Einnahme ſchlechterdings in den Speiſeſaal verlegen, und das Accise-Schild, während des Eſſens, vor das Fenſter hinaus hängen.«

»Recht ſchön!« antworteten die Frauen. »So erfährt man, wo etwas Gutes für den Schnabel anzukommen iſt, und kann ſich

Abends zu Gaste bitten; denn da speisen wir doch nicht zusammen.«

»Mich bekümmert nichts als meines Mannes Nachtmütze;« sagte Madame Jamund. »Er kann nicht anders essen, er muß sie auf dem Kopfe haben; sonst schmeckt ihm kein Bissen.«

»Pfui! diesen Uebelstand muß sich der Herr Senator abgewöhnen!« rief die Bürgermeisterin. »Wer wird denn in ehrbarer Gesellschaft in der Nachtmütze speisen? Das thut kein Stallknecht bei Hofe.«

Die Gattin des Lieutenants und Steuereinnehmers seufzte jetzt laut. Man fragte, was sie für einen Stein auf dem Herzen habe.

»Sie wissen,« antwortete sie, »daß mein Mann vormals Wachtmeister bei den Husaren war, und mit Lieutenants-Charakter den Abschied und seinen hiesigen Posten bekam. In jenem Dienste ward er ein Mann nach der

Uhr. Mit dem Schlage der zwölften Stunde — keine Sekunde früher, keine später — muß das Essen auf dem Tische stehen; sonst flucht er, daß sich die Erde aufthun möchte, und fuchtelt mit blank gezogenem Pallasch in der Küche herum.«

»Das ist die Manier der alten Kriegsgurgeln!« sagte die Bürgermeisterin. »Nun, wir wollen die Einrichtung treffen, daß wir uns immer mit dem Glockenschlage der Mittagsstunde zur Tafel setzen, damit wir den nackten Säbel des Herrn Lieutenants nicht zu sehen oder wohl gar zu fühlen bekommen.«

»Dergleichen unbequeme Gewohnheiten hat mein Mann nicht;« sprach die Doktorin. »Er ist aber ein Spottvogel, neckt die Leute gern, und sagt ihnen lachend die Wahrheit. Das gefällt nicht Allen, und es entstehen oft Händel daraus.«

»Ei! wer wird denn so einfältig seyn, sich mit einem lustigen Tischrathe zu überwerfen?« sagte

ſagte die Bürgermeiſterin. »Der Herr Doktor ſpott' und lache nach Belieben! Ich gebe mich ſelbſt ihm Preis. Man verſetzt ſich gleichſam in die alte gute Zeit der löblichen Hofnarren, von welchen ſich Kaiſer und Könige zum Beſten haben ließen.«

Und zur Frau des Stadtrichters gewandt, fuhr ſie fort: »Das ſchwarze Steckenpferd Ihres Mannes iſt bekannt. Sein groſſer Pudel ſitzt förmlich auf einem beſondern Stuhle mit ihm zu Tiſche, und wird auf die zärtlichſte Weiſe gefüttert, indem der Herr Stadtrichter die köſtlichſten Fleiſchbiſſen zwiſchen den Lippen hält und ſie von der Schnauze des ſchwarzen Tiſchnachbars wegküſſen läßt. Das wäre denn, trotz aller gebührenden Achtung gegen den Herrn Stadtrichter, ein ekelhaftes Spiel für mich, wobei mir die Eßluſt vergehen würde. Es kann alſo in unſerer Tiſchverſammlung nicht Statt finden. Da wir jedoch den werthen Pudel eben ſo wenig, als die

vierfüßigen Hausfreunde der übrigen Herren, verbannen können und wollen, so werden sie zwar in der Speise-Anstalt zugelassen, erhalten aber in der größten Schüssel, die sich hier wird auftreiben lassen, ihre eigene spartanische Mahlzeit.«

Die Gattin des Sachwalters rückte jetzt mit dem Bekenntniß heraus: daß ihr Mann dem Tabackrauchen unmäßig ergeben sey, mit der dampfenden Pfeife sogar beim Essen sitze, und jeden Bissen, den er zum Munde führe, gleichsam erst in den Rauch hänge. Damit sey noch die Unannehmlichkeit verbunden, daß er, wegen des starken Verbrauchs, den allerwohlfeilsten Taback wähle, und daher keinen angenehmen Duft um sich verbreite.

»Puh! solcher Gestank wäre nicht auszuhalten!« rief die Bürgermeisterin. »Ich hörte bei Hofe von einem Taback sprechen, der aus Rosen- und Veilchenblättern zubereitet war, äußerst lieblich roch, und von einigen Kam-

merjunkern geraucht wurde. Von dieſer ſüßen Waare will ich auf meine Koſten ein Pfund verſchreiben, und davon ſoll der Herr Advokat bei der Tafel ein Pfeifchen rauchen. Das wird die Stelle der koſtbarſten Räucherkerzchen vertreten.«

»Nun bin ich allein noch Rechenſchaft ſchuldig;« ſagte die Frau des Kaufmanns. »Mein Mann hat keinen andern Tiſchfehler, als daß er, wegen ſeines bedeutenden Umfangs, zwei Stühle braucht, und drei Mal mehr als ein anderer Menſch zu ſich nimmt. Darauf müßte man ſich einrichten. Im Laden verſäumt er übrigens nichts. Er ſitzt den ganzen Tag in der Schreibſtube auf ſeinem breiten Großvaterſtuhle. Ich aber könnte ſchwerlich an den geſellſchaftlichen Mahlzeiten Theil nehmen, wenn mir nicht erlaubt würde, einen großen Topf voll Syrup, nebſt Kaffeebütchen von ganzen und halben Lothen, mit zur Stelle zu bringen, und den um dieſe Zeit

gewöhnlichen Kleinhandel mit diesen Waaren zu treiben.«

Dieser Verkehr ward ohne Bedenken zugestanden, und die übrigen Anstöße hoffte man gleichfalls friedlich und einig zu heben.

4.

Was beschlossen ward.

»Nun, meine geliebten Freundinnen,« sagte die Bürgermeisterin, »vernehmen Sie meine unmaßgebliche Meinung, wie es uns wohl am besten gelingen würde, unsern gestrengen Haus- und Eheherren die Schlinge über den Nacken zu werfen. Wir geben ihnen künftigen Sonntag ein Gastmahl im Elephanten, und tragen ihnen, wenn sie voll süßen Weines sind, unsern Wunsch vor, von nun an täglich spartanische Mahlzeiten in demselben Gasthofe zu halten, und das Feuer auf unsern Herden — mit Ausnahme der Morgenflämmchen zum Kaffee — immer und ewig

ausgehen zu lassen. Was gilt's, sie befinden sich bei dem Gelage so wohl, daß sie die Gelegenheit, täglich so vergnügt beisammen zu seyn, mit beiden Händen ergreifen werden.«

»Wer bezahlt aber die Lockspeise?« fragte eine der Frauen.

»Wer sonst als die Männer selbst?« antwortete die Bürgermeisterin. »Vor der Hand sollen und müssen sie glauben, daß wir ihnen von unsern hauswirthlichen Ersparnissen ein Fest geben, und auch die Mahlzeiten der nächsten Woche aus unsern Mitteln bestreiten. Aber nach acht oder vierzehn Tagen legt ihnen der Elephantenwirth, der indessen die Zeche angeschrieben hat, die Rechnung vor, und sie müssen, um keine Schande zu haben, die Beutel öffnen.«

»Ein kitzliches Wagstück!« sprach eine furchtsame Stimme.

»Wagen gewinnt!« rief Jene. »Ich bin eines guten Erfolgs gewiß. Wir wollen auch,

um die Herren nicht ſcheu zu machen; ihnen beim Sonntagsfeſte und an den darauf folgenden Flittertagen alle ihre Unarten geſtatten. Aber nach Verlauf der Probezeit muß eine nach der andern abgelegt werden.«

5.

Unglück des dicken Mannes.

Am nächſten Sonntage ward der Vogelherd wirklich geſtellt, und die gelockten Vögel zogen luſtig ein.

Als ſie verſammelt waren, ermahnte die Bürgermeiſterin, heute recht fröhlich zu ſeyn, und ganz ſo zu thun, als wäre man zu Hauſe.

Darauf fußend, belegte der Stadtrichter ſogleich für ſich und ſeinen Pudel zwei Plätze; Herr Bleimann ſchob ein Paar Stühle zuſammen, auf welchen er thronen wollte; der Sachwalter ſtopfte ſeine Pfeife, ohne zu bemerken, daß ihm ſeine Frau den bereits ange-

kommenen Kammerjunker-Taback in den Beutel gepaſcht hatte; der Senator Jamund ſtülpte eine weiße Nachtmütze über die Ohren; und der Lieutenant Hagel ſah jeden Augenblick nach der Uhr, weil die Mittagsſtunde nur noch zwei Minuten entfernt war. Aber mit dem Schlage derſelben wurde die Suppe aufgetragen, und die Bürgermeiſterin erſuchte die Gäſte, Platz an der Tafel zu nehmen.

Schneller, als die Uebrigen alle, wackelte der dicke Herr zum gaſtlichen Tiſche. Als er aber ſeine Centnerlaſt auf die beiden alten, von Würmern durchnagten Stühle fallen ließ, brachen ſie mit entſetzlichem Krachen unter ihm zuſammen. In der Angſt dieſes Schiffbruchs ergriff er das Tiſchtuch; aber zwanzig Hände gegen über faßten es mit ihm zugleich, und verhinderten glücklich, daß er es nicht, ſammt der großen Suppenſchüſſel, mit ſich zu Boden riß. Ein tobendes Gelächter brach aus, als er ohne Bewegung, wie der pausbäckige Pû-

ſterich, der eherne Götze der alten Deutſchen, zwiſchen den Trümmern ſaß. Die menſchenfreundlichſten und mitleidigſten Seelen konnten ſich des Mitlachens nicht enthalten.

Vereinte Kräfte brachten ihn wieder auf die Beine. Er wollte ſich jedoch den gegenwärtigen unſichern Seſſeln nicht mehr anvertrauen; er verlangte heim in ſeinen getreuen Großvaterſtuhl. Das erlaubte man nicht, ſondern Frau Bleimann mußte fort, um die Herbeiſchaffung des häuslichen Thrones, den die Umtriebe der Holzwürmer noch nicht angetaſtet hatten, zu beſorgen.

»Aber, zum Teufel! die Suppe wird kalt!« rief die Kriegsgurgel, und griff eigenmächtig nach dem Vorlegelöffel.

»Man laſſe nur auch mir etwas übrig!« ſagte der Dicke mit einem weinerlichen Tone. »Stehend kann ich armer Mann doch nicht eſſen.«

»Herr! Sie ſollten auf den gehabten

Schrecken gar nicht essen;« sprach der Doktor. »Genießen Sie in den nächsten vier und zwanzig Stunden nur für drei Pfennige Semmel und sechs Quart Wasser; weiter durchaus nichts. Das ist mein ärztlicher Rath.«

»Gehorsamer Diener!« versetzte der Dicke. »Ihre Hungerkur brächte mich auf den Kirchhof. Es wird mir recht wohl seyn, wenn ich ohne Gefahr hier sitzen und tüchtig einhauen kann.«

Der stammhafte Großvater kam; Herr Bleimann nahm vergnügt davon Besitz, und ließ sich seinen Teller drei Mal mit Suppe füllen.

Die Hast eines gierigen Essers ist kein ergötzlicher Anblick; doch bei weitem ekelhafter war hier des alten Hundenarren, des Stadtrichters, brüderliche Suppentheilung mit seinem zottigen Tischnachbar. Hatte der Herr einen Löffel voll genossen, so bekam der Pudel den zweiten, und so fort.

»Gieb Acht, Pudel, daß dich dein Herr nicht bevortheilt!« sagte der Doktor. »Gleiche Brüder, gleiche Kappen!«

Der Sachwalter war bescheiden genug, sich während des Gelöffels (wie ein Deutschling die ursprünglich französische Suppe dolmetschen könnte) des Schmauchens zu enthalten. Als er aber seinen flüssigen Antheil verzehrt hatte, rief er nach Licht, setzte seine Pfeife in Brand, und die Rosen und Veilchen begannen zu duften. Grimmig fuhr er seine Frau an: »Was hast du mir in den Beutel gehext?« Ehe noch die Zagende antworten konnte, bekannte die Bürgermeisterin, daß sie den Tausch veranlaßt habe, und ersuchte den finstern Sachwalter, sich des allerliebsten Hoftabacks gefälligst zu bedienen. Er aber polterte die Antwort: er gebe sich mit Hofsüßeleien nicht ab, und sein Landknaster rieche tausendmal besser. Diesen mußte die Frau schleunig herbeischaffen. Indessen ließ er

ein groſses Becken mit glühenden Kohlen bringen, schüttete den ganzen Blumentaback darauf, und verursachte dadurch einen so unmäſsigen Dampf, daſs Fenster und Thüren aufgerissen werden mußten.

6.

Vivat!

Als man nun alles in Ordnung gebracht hatte, war die Gesellschaft sehr vergnügt, und der reichlich flieſsende Wein setzte die Männer in die holdseligste Stimmung. Da lieſs die Bürgermeisterin die angelegte Mine springen, und brachte die von ihr und ihren bequemen Freundinnen so höchlich gewünschten spartanischen Mahlzeiten auf die Bahn. Die Männer machten groſse Augen, und lieſsen gegen diesen wunderlichen Vorschlag eine Schaar von Einwendungen los. Die Frauen stellten dagegen ein Heer augenscheinlicher Vortheile in's Feld, und erfochten, nach einem kurzen

Kampfe, den vollkommenſten Sieg. Ihr Bundesgenoß war der Zauber der Geſelligkeit, der bei den Männern den Wunſch erweckte, immer ſo luſtig mit einander zu ſpeiſen. Man ließ friſchen Wein auftragen, und brachte dem guten Ariſtodemus, dem wahrſcheinlich die Ohren nicht wenig geklungen haben, ein jauchzendes Vivat.

Nach dieſer Feierlichkeit ſchlich der Vater der Stadt in einen traulichen Winkel, wo man ſeinen Ruheſeſſel aufgeſtellt hatte. Er ſchmiegte ſein Haupt an die weichen Backenlehnen, und begann bald, nach dem Ausdrucke ſeiner Gemahlin, zu orgeln. Man ſprach leiſe, um das Tonſpiel des hohen Mannes nicht zu ſtören.

Als er ſein Mittagsſchläfchen nach zwei Stunden vollendet hatte, vertrieb man ſich mit Karten und Geſprächen die Zeit, bis der Nachtwächter vor dem Gaſthofe die zehnte Stunde abrief. Es iſt in Frauenfeld noch

gewöhnlich, daß dieſer Nachtvogel hinterher einen geiſtlichen Vers ſingt. Er wählte dießmal aus einem alten Liede die Worte: Ihr Höllengeiſter packet euch, ihr habt hier nichts zu ſchaffen ꝛc. »Alle Wetter! der Kerl meint uns!« rief der Doktor, und griff eilig nach ſeinem Hute. Die Uebrigen folgten ihm nach, und man ermahnte ſich beim Heimgange, morgen zu rechter Zeit bei Tiſche zu erſcheinen; denn es war Anſtalt getroffen, daß den folgenden Tag mit der wirklichen Tiſchgemeinſchaft der Anfang gemacht werden ſollte. »Nur verbitten wir uns,« ſagte der Doktor, »die häßliche ſchwarze Suppe, von welcher Frau Küchenhaß in ihrem Schreiben an Herrn Ariſtodemus behauptet, daß ſich Sparta's Helden damit begnügt hätten.«

»Sorgen ſie nicht!« antwortete die Bürgermeiſterin. »Dieſe Suppe iſt für andere Gäſte beſtimmt.«

7.

Das Gastmahl der Hunde.

Des Stadtrichters Abgötterei, die er mit seinem Pudel trieb, mißfiel allgemein, und veranlaßte die Männer zu einer geheimen Verschwörung, ihre Hunde ebenfalls mit zur Tafel zu ziehen. Das wäre denn eine häßliche bunte Reihe geworden. Um dieses Aergerniß zu verhindern, befahl die Bürgermeisterin dem Gastwirthe, eine schwarze Suppe für die vierfüßigen Gäste kochen und des nächsten Mittags in einer Riesenschüssel auftragen zu lassen.

Unsere Spartaner brachten, abgeredeter Maßen, ihre gesammten Hunde zur folgenden Mahlzeit mit, und wollten Stühle für sie belegen. Aber die Bürgermeisterin setzte sich dagegen. »Selbst die vornehmsten Hunde bei Hofe,« sagte sie, »speisen auf ebener Erde; wie könnten die armseligen Köter in Frauen-

feld Sitz und Stimme bei der Tafel verlangen?« Der Stadtrichter ward roth und wollte mit Entrüstung antworten; aber die übrigen Männer, die sich der ihm widerfahrenen Zurechtweisung freuten, ließen ihn nicht zum Worte kommen. Sie riefen einstimmig: »Die Frau Bürgermeisterin hat Recht. Der Hund, ohne Ausnahme, gehört unter den Tisch.«

»Da giebt's aber für die armen Thiere nichts zu schlucken;« brummte der Stadtrichter.

»Die armen Schlucker mögen sich nur gedulden, bis wir unsere Suppe gegessen haben;« sagte die Bürgermeisterin. »Dann werden sie ihr gutes Gesammtfutter empfangen.«

Der Stadtrichter und sein Pudel wären dennoch schleunig davon gelaufen, wenn nicht jener Weingläser auf dem Tische gesehen und noch andere Vorzeichen einer stattlichen Mahlzeit bemerkt hätte. Diesen Anlockungen konnte seine Leckerhaftigkeit nicht widerstehen. Die

üppigen Anſtalten entſprangen aber daraus, daß im Rathe der Frauen beſchloſſen war, ihre Gatten noch fünf bis ſechs Tage lang eben ſo köſtlich, als am Sonntage, zu bewirthen, um ihnen das geſellige Schmauſen unentbehrlich zu machen.

»Es ſchlägt zwölfe!« rief der Lieutenant mit Unwillen, daß die Suppe noch nicht auf dem Tiſche ſtand. Aber ſie kam auch ſchon, und er lobte den pünktlichen Speiſemeiſter. Man ſetzte ſich nun, ohne daß ein Hund die Ehre hatte, ſich mit zu ſetzen. Der Stadtrichter reichte jedoch dem ſeinigen einen Löffel voll Suppe nach dem andern unter den Tiſch.

Jetzt erſchien der Gaſtwirth und hinter ihm ein ſtämmiger Hausknecht, der eine ungeheure thönerne Schüſſel trug. In ihr dampfte ein ſchwarzes Meer, aus welchem Brot- und Fleiſchhügel, wie Inſeln, hervorragten. »Nun, da bring' ich auch den werthen Hündlein das Ihrige;« ſcherzte Jener, und ſchnalzte mit der

Zunge, wie man Hunde zu locken pflegt. Pfeilschnell schossen sie herbei, umringten den Hausknecht, und sprangen an ihm empor. Nur unter dem Schutze des abwehrenden Wirths gelang es ihm, die Schüssel auf den Boden zu setzen. Jetzt aber fielen die eingeladenen Gäste mit solchem Ungestüm darüber her, daß einige derselben, um die ganze Bescherung allein zu erobern, sogar mit den Vorderpfoten in die große Schüssel griffen, und sie augenblicklich mit solcher Gewalt umrissen, daß sie zerbrach. Das uferlose schwarze Meer ergoß sich unaufhaltsam durch den Saal. Die spartanische Tischgesellschaft mußte die Beine herauf ziehen, um sie nicht von den Fluthen bespülen oder von den Hunden, die mit offenem Rachen den schwimmenden Inseln nachstürzten, verletzen zu lassen. Gelächter und Flüche schallten durch einander. Zugleich wurden Postbriefe gebracht, Accis-Zettel verlangt und Syruptöpfchen gefüllt. Es war

ein heilloser Wirrwar, den nur der Arzt belachte und der Kaufmann benutzte. Er zog, indem ihn niemand beobachtete, die eben erst aufgetragene Schüssel still an sich, fischte die Pfaffenbißchen heraus, und verschlang sie mit Hast.

Als die schwarze Suppe völlig aufgeleckt und aufgetrocknet war, nahm der Bürgermeister eine strenge Richtermine an, und sprach das Urtheil: »Die ungezogenen Hunde haben sich unserer Tischgesellschaft unwürdig gemacht. Wir schließen sie hiermit davon aus. Von Rechts wegen.«

»Vortrefflich gesprochen, weiser Richter!« sagte der Arzt.

Einige fragten: wo die ausgestoßenen Sünder nun verpflegt werden sollten.

»Sie mögen sich zu dem Gesinde halten;« antwortete die Bürgermeisterin. »Wir Frauen haben beschlossen, unsern Leuten von morgen an Kostgeld zu geben, damit sie auch unter

einander eine Tischgesellschaft errichten können. Da mögen sie denn die Hunde mitnehmen und zusehen, wie sie mit der Teufelsbrut zurecht kommen.«

»Der Knüttel muß bei dem Hunde liegen!« sagte der Doktor. »Es ist eine Schande, wenn ein Mensch eine solche Bestie verzärtelt und zu seinem Götzen macht.«

Der Stadtrichter knirrschte mit den Zähnen, ließ jedoch seinen Verdruß nicht weiter aus, um sich nicht durch ein Gezänk die gute Mahlzeit zu verderben. Sie endete fröhlicher, als sie begonnen hatte. Nach Tische blieb man wieder, wie des vorigen Tages, bis zum Ständchen des Nachtwächters beisammen.

8.

Der kleine Julius Cäsar.

Der nächste Tag machte sich durch die erste und — letzte spartanische Mahlzeit der Kinder merkwürdig. Die liebe Jugend in

Frauenfeld ſtand weit und breit in keinem löblichen Rufe. Begab ſich's in einem Umkreiſe von zehn Meilen, daß irgend ein Knabe oder ein Mädchen einen ſchlimmen Streich machte, ſo ſagten die Aeltern: »Schäme dich, du biſt ja ſo unartig, als wärſt du in Frauenfeld erzogen!« Aber die lieben Aeltern in Frauenfeld waren ſelbſt daran Schuld. Als die Frau Bürgermeiſterin ihre Hofſtelle niedergelegt hatte und an dem Orte ihrer ehelichen Beſtimmung ankam, brachte ſie den horchenden und ſtaunenden Kleinſtädtern mancherlei Wundermähren aus der Hauptſtadt mit, und erzählte unter andern: daß man dort die Kinder muſterhaft erziehe, und ein Knäblein von zehn Jahren klüger ſey, als in kleinen Städten ein Graubart. »Aber wie fängt man das an?« fuhr ſie fort. »Man verbietet der Jugend nichts, durchaus nichts; man läßt ihr volle Freiheit, in die Welt hinein zu ſchwärmen, über alles zu ſprechen.

über alles zu urtheilen, und kein Blatt vor den Mund zu nehmen, wenn auch der Tadel, den sie für nöthig findet, die Verfassung des Staats oder Vater und Mutter treffen sollte.«

Die altfränkischen Kleinstädter schlugen die Hände über dem Kopfe zusammen und sprachen einstimmig den Wunsch aus: daß doch der Himmel die gute Stadt Frauenfeld vor solchen frechen, gottlosen Rangen bewahren möge. Aber die Lobrednerin der Residenz behauptete standhaft: nur Knaben dieser Art, deren Muth nicht gebrochen sey, würden dereinst tüchtige Männer und kräftige Stützen des Vaterlandes. Darum erzog sie denn auch in der Folge ihr Söhnlein, die einzige Frucht ihrer Ehe, ganz nach der Weise der Hauptstadt, und es ward ein Schatzkästlein aller Unarten. Die übrigen Häupter des Städtleins bekehrten sich ebenfalls nach und nach, und folgten dem Beispiele der klugen Hof-

dame. So kam Frauenfeld in einem Zeitraume von zehn bis zwölf Jahren in den bösen Leumund, daß es ein Neſt voll kleiner Teufelchen ſey.

Guſtav Schranz, der Sohn des Bürgermeiſters, ein wacker aufgeſchoßner Burſch von dreizehn Jahren, war der Beelzebub derſelben. Die zu den ſpartaniſchen Mahlzeiten verbundenen Familien hatten zwar zum Theil noch ältere Kinder; ſie waren aber abweſend. Guſtav war alſo Häuptling der Jugend, die ſich in Frauenfelds zweitem Gaſthofe, die ſchwarze Eule genannt, zu einer ſpartaniſchen Tiſchgeſellſchaft, unter Aufſicht einer Magd, verſammeln ſollte. Es kam nur darauf an, ob er ſich zu dieſer Einrichtung bequemen oder darauf beſtehen würde, mit ſeinen Spießgeſellen in Geſellſchaft der alten Spartaner zu ſpeiſen. Wie aber Julius Cäſar einsmals bei dem Anblicke eines elenden Dorfes erklärte, daß er lieber hier der

Erſte als in Rom der Zweite ſeyn wolle ſo wählte auch Guſtav, als ihn ſeine Mutter befragte, die ſchwarze Eule, um darin die Oberherrſchaft zu führen, die man ihm doch im Elephanten etwas ſtreitig gemacht haben würde. Wenigſtens hätte ihm der tapfere Kriegsmann die Spitze geboten.

Zur Aufſeherin der Kindertafel ward die Köchin dieſes Helden erkoren, weil man ihr mehr, als irgend einem andern weiblichen Weſen in Frauenfeld, die Kraft zutraute, eine wilde Heerde in Zucht und Ordnung zu halten. Sie war eine große, ſtarke, männlich gebildete Jungfrau von einigen dreißig Jahren, und hatte den letzten Feldzug gegen Frankreich als Huſar mitgemacht. Darum gab ihr Doktor Finkler den Namen Bellona, und dieſe Vergötterung ward der Stadt ſo geläufig, daß man den Küchen-Huſaren gar nicht anders nennen hörte.

9.

Der Aufruhr.

Das junge Völkchen, das Bellona beobachten und nöthigen Falles zügeln und meistern sollte, war funfzehn Köpfe stark. Anfangs speiseten die kleinen Herrschaften ziemlich ruhig und anständig. Als ihnen aber einige Gläser Bier auf den Tisch gestellt wurden, murrte Gustav: »Bekommen wir keinen bessern Trank? — Unsere Aeltern sitzen schon drei Tage bei der Weinflasche, und was ihnen schmeckt, das gebührt auch uns. Das wird Sie einsehen, Jungfer Bellona! Geh Sie denn hinunter zum Wirth, und hole Sie uns einige Flaschen des besten Weines!«

Bellona weigerte sich, mit der Erklärung, daß sie von den werthen Aeltern keinen Auftrag dazu habe. Der schlaue Gustav zuckte mit den Achseln, als ob er sich darein ergebe, setzte sein Bierglas an den Mund, that

that einen Schluck und sagte: »Das Bier ist besser, als ich dachte; es schmeckt wirklich gut.«

Da sich der Wildfang so artig bezeigte und dem Weine zu entsagen schien, ging Bellona, die den Tisch immer umwandelt hatte und müde geworden war, in ein anstoßendes Cabinet, und setzte sich nieder. Gustav winkte seinen Tischgesellen, keinen Lärm zu machen; er wollte die Wächterin einschläfern. Nach zehn Minuten hatte sich die Heldin auch wirklich vom Schlafe besiegen lassen. Der Bube drückte jetzt die offen gelassene Thür leise zu, verschloß sie, lief zum Wirth und foderte Wein.

Der Wirth nahm einigen Anstand, weil ihm kein Befehl zugekommen war, seine jungen Gäste damit zu bewirthen. »Sie kennen mich wohl nicht?« sagte Gustav. »Ich bin der Sohn des regierenden Bürgermeisters, und werde die Sache verantworten.« Da konnte der Eulenwirth, der seiner Obrigkeit

ſehr unterwürfig war, nicht länger widerſtehen und lieferte die verlangten drei Flaſchen.

Guſtav hätte mehr gefodert, wenn es ſeine Abſicht geweſen wäre, die ganze Geſellſchaft mitzechen zu laſſen. Aber nur fünf Knaben, die beinahe ſeines Alters waren, lud er dazu ein. Anfangs tranken ſie ſtill und ehrbar; als ihnen aber der Rebengeiſt zu Kopfe ſtieg, jauchzten ſie laut, ſangen Trinklieder und ſtießen mit den Gläſern zuſammen. Darüber erwachte Bellona, donnerte mit der Fauſt an die Thür und rief: »Aufgemacht!« Niemand gehorchte. Da griff ſie zu dem Hauptſchlüſſel, deſſen ſich rohe Kriegsknechte bisweilen im Lande des Feindes bedienen: ſie ſprengte die Thür mit den Füßen, und ſchoß, wie eine Furie, ins Trinkgemach. »Jungfer Bellona ſoll leben!« riefen die Zecher, und ließen anſtoßend die Gläſer tönen. Sie bedankte ſich aber mit ſo ſchnöden Worten, daß Guſtav in Zorn gerieth, und ihr

einen Porzellanteller an den Kopf warf. Husarenschnell überrumpelte ſie den Trinktiſch, riß eine noch volle Weinflaſche hinweg, und eilte damit nach der Thür. Aus ſechs Händen flogen ihr Teller nach, die an ihrem breiten Rücken zerkrachten. Das nicht achtend, ſetzte ſie ihren Weg fort, übergab die gemachte Beute dem Wirthe, wuſch ihm zugleich den Kopf, kam mit kräftigen Reiterflüchen zurück, zog das Söhnlein ihrer Herrſchaft aus dem wilden Getümmel, und rannte mit ihm davon.

Sie flog nach dem Elephanten, riß die Thür des gemeinſamen Speiſezimmers auf und ſchrie: »Hülfe! Hülfe! Kommen Sie Alle zu Hülfe! In der ſchwarzen Eule iſt eine Rebellion!«

Dieſes furchtbare Wort donnerte dem eben erſt eingeſchlummerten Bürgermeiſter in die Ohren. Er taumelte ſchlaftrunken auf, lief wie beſeſſen umher und rief: »Gott ſteh' uns bei! — Laßt die Sturmglocke läuten —

führt die Feuerſpritzen auf den Markt — ſendet reitende Boten nach den nächſten Garniſonſtädten, daß ſie uns Truppen und Kanonen ſchicken —«

»Aengſte dich nicht, mein Schatz!« ſagte die Bürgermeiſterin, die ſchon den Vorfall errieth. »Die Sache iſt ein Kinderſpiel. Du kannſt dein Mittagsſchläfchen ruhig fortſetzen.« Damit ſchob ſie ihn wieder in ſeinen Stuhl, und er drückte ſogleich, ohne weitere Frage nach der Rebellion, die Augen zu.

Bellona ward nun in einem andern Zimmer leiſe verhört, und die Bürgermeiſterin begab ſich, von dem Lieutenant begleitet, in die ſchwarze Eule, um den Aufruhr zu dämpfen.

10.

Das Donnerwetter.

Dort ſah es wild aus. Tiſche und Stühle waren umgeſtürzt, Scherben zerbrochener Ge-

ſchirre bedeckten den Fußboden, und dazwiſchen lagen die Zecher Paar und Paar, und rauften ſich die Haare.

»Bliz und Donner euch auf den Kopf!« brüllte der Lieutenant, indem er die Thür mit Gewalt aufriß. Die Buben ſprangen erſchrokken auf, konnten jedoch vor Trunkenheit kaum ſtehen; denn Guſtav hatte nicht nur die ihm entführte volle Flaſche vom Wirthe wieder erhalten, ſondern noch eine dazu. Der Lieutenant rief den einfältigen Mann herbei und fuhr ihn an: »Warum gaben Sie den Krabben Wein? Das war dumm! und Sie mögen nun den daraus entſtandenen Schaden als Strafe betrachten.«

»Beſter Herr Lieutenant!« ächzte der Wirth: »wie kann ein ſo guter und treuer Unterthan, als ich, dem werthen Sohne des regierenden Herrn Bürgermeiſters etwas verſagen? Das iſt ja platterdings unmöglich!«

Die Bürgermeiſterin, durch dieſe Unter-

thänigkeit bestochen, sagte: »Nun ja, Sie haben gewisser Maßen nicht Unrecht, lieber Mann! Aber freilich — doch was hilft's, daß wir über geschehene Dinge viel Worte verlieren? Reichen Sie morgen die Berechnung Ihres hier verwüsteten Eigenthums bei mir ein. Wählen Sie aber eine Stunde, in welcher sich mein Mann auf dem Rathhause befindet; denn vor ihm muß ich das Unheil vertuschen.«

Der demüthige Eulenwirth bückte sich tief, und küßte ihr dankbar die Hand. Der Lieutenant warf ihm aber noch einige harte Worte zu, und betheuerte mit einem Fluche, daß ihm unverdiente Gnade widerfahre.

Er wandte sich dann zu den benebelten Knaben, und hielt ihnen eine so scharfe Gesetzpredigt, daß sie ganz nüchtern dabei wurden, und mit niedergeschlagenen Augen nach Hause gingen.

Im Elephanten ward nachher beschlossen,

sie nicht wieder an einer spartanischen Tafel zu versammeln, sondern die für sie im Gasthofe zubereiteten Speisen in einzelnen Abtheilungen nach Hause zu holen, und dort jedes Kind allein oder nur in Gesellschaft seiner Geschwister essen zu lassen.

Den Gemeintisch der Dienerschaft zerstörten ebenfalls gleich bei dem ersten Versuche allerhand Gemeinheiten, die keines Federzuges werth sind.

11.

Der magere Sonnabend.

Aber die Tafel der Alten dauerte ohne Unterbrechung fort, ob sich gleich viele Ungemächlichkeiten hervor thaten, und die ganze Stadt zum Theil darüber lachte, zum Theil höchst unzufrieden damit war. Die Syrupkäufer versicherten: die Kaufmannsfrau gebe jetzt weniger für's Geld als sonst; die Briefschreiber klagten: daß im Elephanten gleich

zehn Frauenhände nach dem Briefe griffen, den man dem Briefſammler übergeben wolle; wer einen Prozeß hatte, beſchwerte ſich: daß er ſeinen Rechtshandel dem Sachwalter vor zwanzig Ohren vortragen müſſe; und den Arzt holte man nicht gern aus dem Elephanten, weil man beſorgte, daß er ſich dort einen Haarbeutel getrunken habe, und den Kranken übel berathen werde. Dennoch ſetzten die Frauen, die ſich in ihrem Erdenhimmel ohne Küchenſorgen trefflich befanden, ihren Kopf darauf, die luſtige Geſellſchaftstafel von jenen Geſchwätzen nicht umſtürzen zu laſſen. Als ſie aber vom Sonntage bis zum Freitage immerfort, wie auf einer Hochzeit, geſchmauſet hatten, beſchloſſen ſie in einer geheimen Verſammlung, der bisherigen Schwelgerei nun Schranken zu ſetzen, und ihren Männern den Brotkorb höher zu hängen.

Indem ſie ſich darüber in einem abgelegenen Zimmer beſprachen, ſagte der Lieutenant:

»Unſere Weiblein halten einen Rath. Sie wollen uns vermuthlich noch ſtattlicher, als bisher, bewirthen.«

»Das wäre doch Ueberfluß!« erklärte der Bürgermeiſter. »Wir können mit der jetzigen Beköſtigung zufrieden ſeyn.«

»Nun ja, allenfalls!« ſagte der Dicke. »Doch beſſer wäre beſſer.«

»Man laſſe den Frauen ihren Willen!« ſprach der Arzt. »Sie ſind Schwämme, die ſich ſelbſt ausdrücken.«

Die Uebrigen ſtimmten ihm bei. Keiner bezeigte Luſt, ſich künftig ſpärlicher auftiſchen zu laſſen.

Was machten ſie daher für Augen, als ihnen am folgenden Tage, anſtatt der bisherigen leckerhaften vier Schüſſeln, nur eine einzige, die Bratwürſte mit grünem Kohl enthielt, aufgetragen wurde! Dieſe gemeine Koſt begleitete Bier; kein Weinglas ließ ſich erblicken.

Leiſes Murren lief an der Tafel auf und

ab. • Die Bürgermeiſterin ging aber dem von fern her rollenden Gewitter ſogleich mit einem Ableiter entgegen. »Heute iſt Sonnabend, meine Herren! Da ſpeiſet man gewöhnlich etwas knapper als an andern Tagen. Nehmen Sie alſo mit dieſen Würſtchen gütigſt fürlieb. Dem morgenden Sonntage ſoll um ſo mehr ſein Recht geſchehen.«

So warf ſie den Männern ein Schloß an den Mund. Sie mußten aus Höflichkeit ſchweigen, weil ſie ſich noch als koſtenfreie Gäſte betrachteten. Den innerlichen Aerger konnten ſie jedoch nicht überwinden; und da überdieß der belebende Wein fehlte, ging man zeitig aus einander.

12.

Der Poſtzug.

Der Sonntag ward mit vier feinen Speiſen und Wein gefeiert. Man lebte bis

in die Nacht herrlich und in Freuden. Die kahlen Bratwürste waren vergessen.

Der Montag brachte abermals eine Schüssel gewöhnliche Hauskost. Das Gericht war jedoch in Frauenfeld beliebt, und ward auch von dem spartanischen Vereine mit Vergnügen genossen. Dennoch sahen sich die Männer nach mehrern Schüsseln und besonders nach Wein um. Indem sie aber nach der Thür schielten, sagte die Bürgermeisterin: »Ist's gefällig, die Tafel aufzuheben?«

»Du spaßest wohl?« sprach ihr Mann. »Heute ist ja nicht Sonnabend, und wir bekamen erst eine einzige Schüssel und kein Tröpfchen Wein.«

»Ganz recht!« antwortete sie. »Wollten wir immer mit einem Postzuge von vier Schüsseln fahren, so ginge der Weg bald zum Thore hinaus.« Das wird dir und den übrigen Herren wohl einleuchten.«

»Aber, zum Teufel!« rief der Lieute-

nant: »soll man denn einen Tag wie den andern seinen bequemen Hauskittel ablegen und in Parade nach dem Gasthofe marschiren, um eine Bratwurst zu essen?«

»Das ist der Mühe nicht werth!« fiel der Accis-Einnehmer ein. »Bratwurst und Bier schmeckt im Schlafrock am besten.«

»Und eine Pfeife guter Landtaback!« setzte der Advokat hinzu. »Da wird nicht die Nase darüber gerümpft oder einem alten Jurispracticus zugemuthet, Blumenblätter zu rauchen.«

»Zu Hause spottet auch niemand über meine ehrliche Nachtmütze;« sagte Jamund.

»Und ich kann meinen Pudel füttern, wie mir's beliebt;« brummte der Stadtrichter.

»Mir will es,« sagte der Briefsammler, »das landesherrliche Post-Interesse beinahe nicht mehr gestatten, daß ich das Felleisen hier packe. Man hatte in voriger Nacht ein Pasquill an meine Hausthür geheftet und drohte

darin, daß aus Frauenfeld kein Brief mehr abgehen werde, ſo lange ich mein Amt im Gaſthofe und in der Mitte neugieriger Weiber verwalte.«

»Ein ſolches Liedchen kann ich auch ſingen;« ſprach der Accis-Einnehmer. »Da war vor einigen Tagen in einem gewiſſen Hauſe ein weſtphäliſcher Schinken angelangt, woran man ſich vier Wochen zu laben dachte, aber gleich den nächſten Abend finden ſich ſo viel ungebetene Gäſte ein, daß ſie binnen einer Stunde damit fertig werden. Am Morgen nachher warf man mir vor: das ſey meine Schuld, weil die Acciszettel in Gegenwart plauderhafter Menſchen gelöſ't werden müßten, und daher jeder angekommene gute Biſſen ſogleich der ganzen hungrigen Stadt bekannt werde.«

»Alles Tarifari!« riefen die beleidigten Frauen.

»Was mich betrifft,« ſagte der Kauf-

mann, »ich plaudre nichts aus; denn unnützes Geschwätz ist nicht meine Sache; man kann den' Mund besser brauchen. Ich bleib' auch gern zu Hause, wenn ich nicht auswärts eine recht gute und besonders reichliche Mahlzeit zu finden weiß. Jeder Schritt wird mir sauer, und der Verlust meiner häuslichen Bequemlichkeit steht mit dem Gewinn einer Bratwurst in keiner richtigen Bilanz.«

»Hocken Sie nur immer in Ihrem Großvaterstuhle!« sprach der Arzt. »Da wird Klapperbein den dicken Freund bald erhaschen. — Nach einer trocknen Bratwurst geh' ich übrigens auch nicht gern weit. In diesem Punkte bin ich mit Ihnen vollkommen einverstanden.«

13.

Der Einspänner.

Jetzt nahmen die Frauen lebhaft das Wort, und eine nach der andern bemühte

ſich, die ſchon oft geprieſenen Vortheile der ſpartaniſchen Mahlzeiten in ein neues, blendendes Licht zu ſtellen. Aber den Poſtzug von vier Schüſſeln, den die Herren täglich angeſpannt ſehen wollten, konnte keine verſprechen. Alle geſtanden: es müſſe bei dem Einſpänner bleiben.

»Damit wollen wir denn zum eigenen Heerde zurück fahren!« ſagte der Bürgermeiſter, und wild ſprangen alle Männer, mit Ausnahme des Dicken, von den Stühlen auf. Einige griffen ſchnell nach ihren Hüten, und wollten mit einem flüchtigen Abſchiedsworte davon eilen.

»Verziehen Sie einen Augenblick, meine Herren!« ſagte der Elephantenwirth, der eben, mit einem Blatte Papier in der Hand, ins Zimmer trat.

»Was wollen Sie?« ſagte der Bürgermeiſter verdrießlich. »Hier werden keine Geſchäfte mehr gemacht.«

»Mit gütiger Ausnahme des meinigen!« antwortete der Wirth. »Es iſt mir nämlich zu Ohren gekommen, daß Dero löbliche ſpartaniſche Tiſchgeſellſchaft, die ich zu bedienen die Ehre hatte, ſich auflöſen will. Darum bin ich ſo frei, um gefällige Berichtigung der aufgelaufenen Zehrkoſten gehorſamſt zu bitten.«

»Die haben Sie von unſern Frauen zu fordern;« ſagte der Bürgermeiſter.

»Das wäre was Neues!« rief ſeine Gattin. »Der Mann ernährt die Frau; das verſteht ſich am Rande. Die Herren werden alſo geruhen, ihre Antheile für ſich und uns zu bezahlen.«

Da erhoben die Männer ein allgemeines Geſchrei, und verwünſchten jeden Biſſen, den ſie, von Frauenliſt hintergangen, im Gaſthofe genoſſen hatten. Nur der Doktor ſaß in einem Winkel und lachte weidlich.

Der Bürgermeiſter nahm endlich dem Wirthe die Rechnung aus der Hand und las

laut: »Für siebentägige Bewirthung mit vier Schüsseln, Wein und Kaffee, und zweitägige Speisung mit Hausmannkost, zahlet jedes hochverehrte Ehepaar fünfzehn Reichsthaler. Herr Bleimann aber, der täglich drei für ihn bestellte Portionen mit eigenem Munde genossen, hat zehn Thaler mehr zu entrichten.«

»Mich rührt der Schlag!« rief der Dicke; aber niemand hörte darauf. Die Uebrigen zankten heftig mit ihren Frauen, stampften mit den Füßen, schlugen auf den Tisch, und machten mit noch andern dergleichen Unarten ein solches Getöse, daß die Nachbarn unter den Fenstern zusammen liefen.

14.

Stürmisches Ende.

Lachend zahlte der Arzt seine Zeche. »Ich merkte lange,« sprach er, »was das Ende vom Liede seyn würde; aber ich schwieg, um

die luſtige Eulenſpiegelei ihren ruhigen Gang gehen zu laſſen. Beim Lichte beſehen, hab' ich auch keinen Schaden davon; denn die Herren Spartaner ärgern ſich alle ſo hübſch, daß ſie mir bald in die Hände fallen werden.«

Die Schuldner ließen ſich nun in lächerliche Verhandlungen mit ihrem Gläubiger ein. Einige munkelten von doppelter Kreide, und wollten abdingen; andere betheuerten: ſie könnten nicht auf Einem Brete bezahlen, ſondern nur theilweiſe, von Monat zu Monat. »Ihr ſeyd gar nichts ſchuldig,« ſchrie der Advokat dazwiſchen. »Die römiſchen und deutſchen Rechte ſprechen von aller Verbindlichkeit los, wenn Liſt und Trug im Spiele waren. Meine Frau muß bezahlen! Darum will ich ihr ſogleich ihr ſeidenes Jähnchen und ihren von mir erpreßten italieniſchen Strohhut abpfänden, und den Plunder öffentlich verſteigern laſſen.«

Das gesagt, lief er mit flammendem Gesichte fort, durchbrach die Versammlung des Volks vor dem Hause, eilte mit Riesenschritten über den Markt, und seine Frau keuchte schluchzend hinter ihm her, um ihn von der gedrohten Pfändung abzuhalten. Bald erschienen auch die übrigen Spartaner auf der Gasse, und belustigten mit mancherlei wilden Worten und Geberden das lachende Volk. Einige Frauen wollten mit ihren Männern, um sie zu besänftigen, Arm in Arm gehen, wie sie bisher traulich zur spartanischen Tafel gewandelt waren; aber die zürnenden Unholde schleuderten die schmeichelnden Weiblein mit solcher Gewalt von sich, daß sie beinahe zur Erde fielen. Zuletzt ward Herr Bleimann, dem das verschwelgte Viertelhundert Reichsthaler dermaßen in die Glieder geschlagen war, daß er keinen Schritt gehen konnte, von vier starken Männern in seinem Großvaterstuhle nach Hause getragen.

Ein so trauriges Ende nahmen die spartaniſchen Mahlzeiten in Frauenfeld, und die armen Weiblein, die das Feuer auf ihren Herden ganz vertilgen wollten, müſſen nun mehr als jemals kochen und braten, um die im Gaſthofe verwöhnten Gaumen ihrer brummenden Gatten zu befriedigen. So ſind ſie durch ihre eigene Schuld aus dem Regen in die Traufe gerathen.

Nachwort.

Es wird vielleicht manchen ernſthaften Mann bedünken, daß vorſtehende ſcherzhafte Erzählung keine nützliche Lehre für die Jugend enthalte. Das Gegentheil mögen folgende Fingerzeige beweiſen.

Ariſtodemus, der den ganzen Unfug veranlaßte, iſt ohne Zweifel ein guter, wohlgeſinnter Mann. Er gehört aber zu der Klaſſe

von Leuten, die ſich ſehr klug dünken, ihre Weisheit überall auskramen, und dadurch läſtig, bisweilen ſogar lächerlich werden. Das begegnete ihm in dem allgemeinen Anzeiger durch ſeine Empfehlung der ſpartaniſchen Mahlzeiten. Hätte er, bevor er zur Feder griff, die Sache gehörig überlegt, ſo wäre ihm klar geworden, daß dergleichen Tiſchvereine unſern Zeiten und Sitten durchaus nicht angemeſſen ſind, und allenthalben, wo man ſie einführen wollte, mancherlei luſtiges Ungemach anrichten müßten. Der ehrliche Ariſtodemus war alſo ein voreiliger Rathgeber, der zum Glück nur einigen Kleinſtädterinnen die Köpfe verdrehte, ohne daß ein bedeutender Nachtheil daraus entſtand. Unbeſonnene Rathſchläge ſtiften aber oft großes Unheil, wenn ihnen in wichtigern Angelegenheiten des Lebens blindlings gefolgt wird. Darum dränge man ſich nicht zum Rathgeben in Dingen, die man nicht aus dem Grunde verſteht. Wird man aber in

einem Fache, das man vollkommen kennt, zu Rathe gezogen, so ertheile man ihn mit Redlichkeit und Vorsicht, damit man weder Schaden veranlasse, noch sich lächerlich mache. —

Lernt ein junger Leser nur so viel aus jener Erzählung, so war sie schon dadurch nicht nutzlos für ihn. Aber sie enthält der guten Lehren noch mehr.

Die hochgebietende Frau Bürgermeisterin, die das Rad der Begebenheiten drehte, war keine löbliche Hausfrau, weil ihr die Sorgen und Mühen der Wirthschaft ein Gräuel waren. Andere verständige Frauen erkennen das Hauswesen für den ihnen von der Natur angewiesenen Wirkungskreis, besorgen es freudig und thätig, und sichern damit dem Erwerb des Gatten einen sparsamen und nützlichen Gebrauch. Aber die Frau Bürgermeisterin haßte das Sprichwort: »Wer das Feuer genießen will, muß auch den Rauch vertragen können.«

Das Feuer des Gaſthofes ſollte ihre Speiſen bereiten, und ſie vor dem Rauch der eigenen Küche bewahren. Daß ein bedeutender Aufwand, tägliche Störung der männlichen Berufsgeſchäfte und überhaupt ein heilloſer Wirrwarr daraus entſtehen müßten, bedachte ſie nicht, ſondern verleitete getroſt auch andere Frauen, den unweiſen Einfall des Herrn Ariſtodemus mit ihr ins Werk zu ſetzen. Wäre das tolle Unternehmen nicht ſogleich wieder geſcheitert, ſo hätten wahrſcheinlich alle dazu verbundene Familien nach einiger Zeit gar keines Küchenfeuers mehr bedurft, ſondern ihre zerrütteten Umſtände hätten ſie gezwungen, mit Salz und Brot fürlieb zu nehmen.

Auch als Erzieherin war Madame Schranz keineswegs zu loben. Ihr Grundſatz: daß die Jugend volle Freiheit haben müſſe, über alles zu ſprechen, über alles zu urtheilen, iſt nicht zu empfehlen. Er bildet

naſeweiſe Klüglinge; ein unerträgliches und allgemein verhaßtes Geſchlecht! — Bürger's Blümchen Wunderhold — die Beſcheidenheit — iſt der Jugend lieblichſter Schmuck.

Die Gatten unſerer küchenſcheuen Frauen ſind meiſtens ehrſame Spießbürger, an denen weder viel zu loben noch zu tadeln iſt. Nur der Stadtrichter Mohr verdient, wegen ſeiner übertriebenen Handeliebe, ein Warnungstäflein vor die Bruſt zu bekommen. Der Hund iſt in der Regel ein freches, überläſtiges Thier. Seinem Herrn iſt er zwar unterwürfig, treu und ergeben; aber mit andern Menſchen lebt er, wenn er ſchlecht erzogen ward, beſtändig im Kriege. Auf Straßen und in Häuſern wird man von beißigen Kötern angefallen. Welches andere Hausthier wüthet ſo gegen den Menſchen? »Er thut nichts;« ſagt bisweilen der leutſelige Herr des bellend anſtürzenden Ungethüms, verweiſet aber ſeinen Liebling mit

keinem

keinem Worte zur Ruhe, wenn er auch Straßen lang seine Verfolgung fortsetzt. Kinder erschrecken oft so heftig darüber, daß sie erkranken.

Wer seinen zänkischen Hund frei umher laufen und Unbilden verüben läßt, ist ein Selbstling, ein Menschenfeind, den die Obrigkeit strafend anhalten sollte, seine Mitbürger höher als seinen Hund zu achten.

Mit Einem Worte: es giebt der Hunde zu viel! Lob und Dank daher jedem Staate, der sie — die wenigen unentbehrlichen ausgenommen — mit einer Steuer belegt, und deren Ertrag den Armen zuwendet, die oft gern genießen möchten, was der ekle, an Lekkerbissen gewöhnte Hund des Reichen verschmäht.

Es ist zu erwarten, daß gegenwärtige Antastung der geliebten Thierchen hier und da

Mißfallen erregen wird. Immerhin! Wahrheit und Menſchenliebe führten die Feder. —

Genug über jene komiſche Erzählung! Der mögliche Einwurf, daß nichts Erſprießliches daraus zu lernen ſey, ward durch obige Fingerzeige ſattſam widerlegt. Andere noch darin enthaltene ſittliche Winke wird der denkende Leſer von ſelbſt bemerken.

X.

Lebensrettung ohne Dank.

Der Saal war mit Blumen geſchmückt; hundert Wachskerzen brannten auf ſilbernen Armleuchtern und kriſtallnen Kronen. Vettern, Baſen und andere Gäſte traten feierlich herein, verbeugten ſich vor der bräutlich geſchmückten Mathilde, und wünſchten Glück.

Mit niedergeſchlagenen Augen dankte ſie der geſchwätzigen Schaar, und konnte ſich kaum der Thränen enthalten; denn ſchrecklich war ihr der Tag der Verlobung. Sie ſollte ſich von einem Geliebten trennen, und ſich mit einem gehaßten und haſſenswerthen Menſchen auf ewig verbinden.

Ihr Vater, ein reicher Tuchhändler, hatte drei Jahre zuvor einen armen Jüngling, Namens Hermann, zu seinem Gehülfen angenommen, und hielt ihn, weil er fleißig und ehrlich war, wie seinen Sohn. Hermann und Mathilde sahen sich oft, und fühlten bald die zärtlichste Liebe gegen einander. Aber sie sprachen den Namen dieses Gefühls nie aus, und Herr Berthold, Mathildens Vater, beschäftigte sich so eifrig mit seinem Handel, daß er die unwillkührlichen Zeichen ihrer stillen Zuneigung, die ihnen bisweilen entschlüpften, nicht bemerkte.

So waren zwei Jahre vergangen, als ein Krieg ausbrach, und feindliche Heerscharen das Land überströmten. Es waren unbescheidene Gäste, die sich in den Städten und Dörfern der eroberten Provinzen gewaltsame Plünderungen erlaubten. Als Berthold das hörte, ward ihm bange, sie möchten sich in einer ansehnlichen Mittelstadt, wo er ein

bedeutendes Tuchlager beſaß, nicht höflicher betragen. Er ſandte deßhalb ſeinen treuen Hermann ſchnell mit dem Auftrage dahin, den ganzen Vorrath ſeines dortigen Eigenthums aufpacken und nach der Hauptſtadt bringen zu laſſen.

Indem aber Hermann jene Stadt erreicht hatte und durch's nächſte Thor hinein fuhr, rückten auch ſchon die Feinde durch ein anderes ein. Dennoch hielt er es noch für möglich, das Tuchlager zu retten, weil ſich das Vorrathshaus in einer abgelegenen Gegend befand, die von dem Thore, durch welches die Feinde einzogen, weit entfernt war. Es gelang ſeiner raſchen Thätigkeit, die nöthigen Wagen und Gehülfen geſchwind aufzutreiben. Doch in dem Augenblicke, als er das Magazin öffnen wollte, ſtürzte ein Schwarm bewaffnetes, mit vielfarbigen Lumpen bedecktes Geſindel auf ihn los, und foderte die Schlüſſel von ihm. Er ſah ſo-

gleich, daß er keine wirklichen Soldaten vor sich hatte, und schlug ihr Begehren rund ab. Sie wiederholten es mit wildem Geschrei und mit gezogenen Säbeln. Er zog auch; es entstand ein Gefecht, und er bekam einen Hieb ins Gesicht. Dennoch wich er nicht, sondern fuhr mit kräftig geschwungener Klinge fort, die Pforte des Tuchlagers zu vertheidigen.

»Ruhe dort!« rief eine Donnerstimme. Ein Officier sprengte herbei, und die Räuber machten sich über Hals und Kopf aus dem Staube.

»Was gab's hier?« fragte Jener. Hermann erzählte und bat um Schutz.

»Den kann ich nicht versprechen;« antwortete der Officier. »Jene Marodeurs flohen zwar vor mir; aber gegen die regelmäßigen Truppen ist unser Oberfeldherr sehr nachsichtig, und sie pochen bisweilen darauf.«

»So laß' ich mich hier niederhauen;« sagte Hermann

Der Officier ſtellte ihm ſanftmüthig vor: daß ſein tollkühner Kampf gegen hundertfache Uebermacht fruchtlos ſeyn würde, und ſein Herr das Opfer ſeines Lebens von ihm nicht verlangen könne.

»Dieſes Opfer verlangt mein Herz;« erwiederte Hermann, weil er ſah, daß er keinen rohen, gefühlloſen Mann vor ſich hatte. »Ich liebe die Tochter meines Herrn, und er wird ſie mir nicht verſagen, wenn ich ſein Eigenthum rette. Komm' ich aber mit leerer Hand zurück, ſo williget er nimmer in unſere Verbindung, und dann hat das Leben keinen Werth mehr für mich.«

Der Kriegsmann ward gerührt. Als Befehlshaber des eingerückten Regiments konnte er, wenn er künftige Mißbilligung wagen wollte, den erbetenen Schutz gewähren. Er entſchloß ſich dazu, jagte zum Regimente zurück, ſandte ſchnell eine Schutzwache, und

Hermann brachte das ganze Tuchlager ohne Verluſt in Bertholds Hände.

Freudig umarmte ihn der Kaufmann und ſagte: »Sie haben mir, mein junger Freund, einen wichtigen Dienſt gethan. Sagen Sie frei, welche Belohnung Sie wünſchen.«

Da wagte Hermann das Bekenntniß, daß er Mathilden liebe, und bat mit zagender Stimme, ihre künftige Verbindung zu genehmigen.

»Sind Sie von Sinnen?« fuhr Berthold auf, und trat mit flammenden Augen einige Schritte zurück. »Wie können Sie von einem Manne meines Anſehens und Vermögens erwarten, daß er ſeine einzige Tochter an einen armen Handlungsdiener verſchleudern wird? — Dieſen Schwindelgedanken geben Sie auf! Da Sie mir aber durch glückliche Rettung meines Tuchlagers einen guten Dienſt erwieſen haben, ſo ſchenke ich Ihnen unter der

Bedingung, daß Sie mein Haus noch heute verlassen, diese hundert Stück Louisd'or.«

»Mein Leben war für Gold nicht feil;« sagte Hermann, schob die Geldrolle zurück, und stürzte voll Verzweiflung fort.

Mathilde, die jetzt ihr achtzehntes Jahr angetreten hatte, ward von Freiern umlagert. Sie lehnte verschiedene Anträge ab, und der Vater, dem sie selbst nicht gefielen, ließ es geschehen. Endlich aber erschien ein Mann nach seinem Herzen. Das war Herr Diethard, ein junger, abgeschmackter Laffe, für den sein Vater ein großes Vermögen zusammengegeitzt hatte. Auch diesen Bewerber wollte Mathilde zurück weisen; allein ihr Vater bestand mit Heftigkeit darauf, daß sie den reichen Taugenichts dulden und sich mit ihm verloben mußte.

Nach Endigung dieses Festes, mit wel-

chem unsere Erzählung begann, ging Berthold vergnügt zu Bette. Am Morgen fand man ihn starr und todt.

Mathilde fiel in Ohnmacht. Der Bräutigam, den man sogleich herbei rief, stellte sich Anfangs, als hätten Schrecken und Schmerz seinen Verstand angegriffen. Er fiel sich mit beiden Händen in die Haare, und stieß den Kopf gegen die Wand. Bald aber legte sich der Sturm, und der jammernde Heuchler ward ein gemeiner, habsüchtiger Mensch. Er bemächtigte sich der Schlüssel zu dem eisernen Geldkasten, untersuchte die vorhandenen Schätze, und setzte sich sogar schon vorläufig in den Besitz einiger kostbaren Ringe, die ihm besonders gefielen.

Bei dem Begräbnisse folgte er, als Mathildens Verlobter, der Leiche zunächst, und gab sich das Ansehen, als ob er hinter dem vorgehaltenen Tuche bitterlich weine. Der Sarg ward von ehrsamen Bürgern getragen.

Der Weg führte über einen Platz, wo zwei Gassen in gleicher Richtung nach dem Kirchhofe führten. Hier fragten die Träger einander: »Wenden wir uns rechts oder links?« Da rief schauerlich die wohlbekannte Stimme des Todten: »Tragt mich rechts, wo ich immer zu Weine ging!« — Ein ungeheures Schrecken ergriff Alle, die es hörten. Die Träger warfen den Sarg von den Schultern, und flohen über Hals und Kopf, sammt dem ganzen schwarzen Gefolge. Nur Diethard, der Held, wankte nicht. Doch in der nächsten Minute riß er ebenfalls aus, weil er mit Entsetzen sah, daß sich der Todte im Sarge erhob, und mit großen Augen umher blickte.

Hermann, der sich in Trauerkleidung dem Zuge angeschlossen hatte, eilte herbei, um dem Manne beizustehen, der ihn ein halbes Jahr zuvor aus seinem Hause verstieß. Berthold sah ihn starr an und fragte, was mit

ihm vorgegangen. Der Jüngling antwortete, man habe ihn für todt gehalten und begraben wollen; aber eine der seinigen ganz ähnliche Stimme habe durch den Ruf: Tragt mich rechts, wo ich immer zu Weine ging! die Leichenträger dermaßen erschreckt, daß sie den Sarg auf die Straße geworfen.

»Ich war's — ich sprach die Worte der Rettung!« schrie Diethard, der aus einem nahen Hause, wo er auf der Lauer gestanden, eiligst hervor sprang. »Die dummen Teufel,« fuhr er lachend fort, »glaubten, Sie selbst ließen sich aus dem Sarge vernehmen; ich aber war's, liebes Papachen! Ich kann die Stimmen aller meiner Bekannten täuschend nachahmen, und besonders hinter dem Thränentuche gelang mir's vortrefflich. So hatt' ich zufällig das Vergnügen, Ihre Erweckung vom Tode zu bewirken.«

»Das macht Ihnen gewiß kein Vergnügen, mein Herr!« sagte Berthold bitter.

»Meine Ringe an Ihren Fingern zeugen von voreiliger Habsucht, und es war hämisch, einem vermeinten Todten öffentlich vorzurücken, daß er bisweilen ein Glas Wein trank. So haben Sie sich selbst entlarvt; Sie sind meiner Achtung und meiner Tochter nicht werth, und ich verbiete Ihnen hiermit mein Haus.«

Beschämt und stumm zog sich Diethard zurück. Tausend Neugierige, die der wunderbare Vorfall hergelockt hatte, starrten ihm nach.

»Du aber sollst mein Sohn seyn, edler Hermann!« fuhr Berthold fort, und bestieg mit ihm einen herbei gerufenen Miethwagen.

Mathilde wich, wie vor einer Geistererscheinung, zurück, als ihr Vater, noch mit dem Leichengewande bekleidet, und mit ihrem Geliebten Hand in Hand, ins Zimmer trat

Aber die erſten Worte der Ankommenden verwandelten Schrecken in Freude, und einige Wochen darauf feierten die Liebenden das Feſt ihrer, nach einem hoffnungsloſen Trauerjahre, noch wunderbar gelungenen Verbindung.

XI.

Von einem Ritter und seiner Frau.

Ein deutscher Ritter gab ein Gastgebot, und es saßen viel fröhliche Leute an der Tafel. Zum Nachtisch ward unter andern Früchten ein Körbchen voll schöner Aepfel aufgetragen. Indem es von Hand zu Hand die Runde ging, sagte die junge Hausfrau: »Ein guter Apfel ist beinahe mein liebstes Obst. Dennoch kann ich es unserer Mutter Eva nicht verzeihen, daß sie von der verbotenen Frucht naschte, und dadurch allen ihren Nachkommen das Paradies zerstörte. Wahrlich, ich hätte klüger gehandelt!«

»Traue dir nicht zu viel, liebe Adel-

heid!« ſagte der Ritter. »Es iſt nun einmal die Erbſünde der Menſchen, beſonders der Frauen, nach Verbotenem zu ſtreben. Du hätteſt gewiß eben ſo lüſtern, als Eva, in den gefährlichen Apfel gebiſſen. Ja, ich glaube, das ekelhafteſte, widrigſte Ding, dem du dich von ſelbſt um keinen Preis nahen möchteſt, würde dich unwiderſtehlich anlocken, wenn ich es dir unterſagte.«

Adelheid lachte und ſprach: »Verſuche das! Ertappſt du mich aber nicht auf verbotenen Wegen, ſo mußt du mir für den böſen Leumund, den du mir hier vor unſern Freunden machſt, ein tüchtiges Strafgeld erlegen.«

»Laß uns wetten!« erwiederte der Ritter. »Ich verbiete dir alſo, mit bloßen Füßen in den ſchwarzen Aentenpfuhl zu treten, der ſich hinter unſerer Burg befindet. Erlaubſt du dir das, ſo zahlſt du mir funfzig Dukaten, und eben ſo viel empfängſt du von mir, wenn du dich acht volle Tage deſſen enthältſt.«

Adelheid ging die Wette mit Vergnügen ein. »Du bietest sie doch nur,« sagte sie, »um mir mit guter Art ein feines Sümmchen in die Hände zu spielen.«

Nach Tische nahm die ganze Gesellschaft den Aentenpfuhl in Augenschein. Jedermann fand das kleine schwarze Meer so abschreckend, daß man dem Ritter einstimmig prophezeite: er werde die Wette verlieren.

Adelheid umwandelte des nächsten Tages mehrmals den Sumpf, und tauchte ein Stäbchen hinein, um dessen Tiefe zu erforschen. Ich möchte nur wissen, sagte sie zu sich selbst, warum der Ritter gerade diesen Morast zum Gegenstande seiner Wette gewählt hat. Er muß seine besonderen Ursachen dazu gehabt haben. Ich bin eben nicht neugierig, doch erfahren möcht' ich sie gern. Es wär' auch in der That ein lustiger Spaß, den Sumpf heimlich zu beschreiten, und dennoch nach acht Tagen funfzig Dukaten einzustreichen.

Dieſer Gedanke ging mit ihr zu Bett, und ſie verrieth ihn durch einige laute Worte, die ſie im Schlafe ſprach. Der Ritter, der das Selbſtgeſpräch hörte, beſchloß auszureiten, um ſie ſicher zu machen.

Bald nach Anbruch des Tages ließ er ſein Roß ſatteln, weckte ſie und ſagte: »Der Morgen iſt ſo ſchön; ich will unſere Freunde in der Nachbarſchaft beſuchen. Irgend einer ladet mich wohl zu Tiſch; erwarte deßhalb meine Heimkehr erſt am Abend, und leb' indeſſen wohl!«

Da der müßige Ritter auch bisweilen zu andern Zeiten früh ausflog, ſo fiel ihr das nicht auf, und ſie freute ſich der ſchönen Gelegenheit, den Spaziergang in den Aentenpfuhl unbemerkt machen zu können. Sie ſah ihrem Gemahl, der auf der Landſtraße ſeinen Gaul wacker ausgreifen ließ, ſo lange nach, bis er ihren Augen verſchwand. Dann kleidete ſie ſich geſchwind, und ſchlich mit leiſen Tritten

durch das Hinterpförtchen der Burg an den Sumpf. Er lachte ſie ordentlich an. Sie blickte ſcheu umher, ob ſie beobachtet werde. Kein Lauſcher war ſichtbar. Schnell entledigte ſie ſich ihrer Fußbekleidung, ſchritt mit aufgeſchürztem Rocke herzhaft in den Moraſt, wandelte darin herum, und vergnügte ſich daran, daß der Alabaſter ihrer Haut gegen den ſchwarzen Schmutz ſo leuchtend abſtach.

»Gefangen! gefangen!« rief der Ritter, der aus einem nahen Gebüſche lachend hervor ſprengte. Sie erſchrak, und verhüllte vor Scham ihr Geſicht. »Sieh!« fuhr er fort: »Auch Dir mangelt die edle Feſtigkeit, dem Gelüſte nach verbotenen Dingen kräftig zu widerſtehen. Komm, zahle die verlorene Wette, und werde durch Schaden klug!«

XII.

Das braucht er nicht.

Der reiche Großhändler Richard begleitete seinen Oheim, der ihn besucht hatte, aus dem Zimmer. Der alte Herr sah etwas finster aus, und sagte an der Treppe: »Erlauben Sie mir eine freimüthige Bemerkung, lieber Richard! Sie scheinen sich keiner guten Kinderzucht zu befleißigen. Ihr kleiner Sohn beträgt sich gegen mich sehr unartig. Mit hastigen Schritten tritt er, wie zornig über meine Ankunft, ins Zimmer, behält seine Mütze auf dem Kopfe, und blickt mich, ohne den geringsten Gruß, so mürrisch an, als ob er Lust hätte, mich sogleich wieder gehen zu

beißen. Ich für meine Perſon mache mir aus der Ungnade des kleinen Männleins wenig oder nichts; es ſollte mir aber leid thun, wenn es ſich dergleichen Unhöflichkeiten angewöhnte, und ſie mit der Zeit auch gegen andere Menſchen ausübte. Das würde bisweilen übel ausſchlagen, und ſein Fortkommen in der Welt erſchweren. — Wie alt iſt denn das Bürſchlein?«

»Sechs Jahre, lieber Onkel!« ſagte Richard, und bat dringend, die Ungezogenheit des Knaben, der ſich künftig höflicher aufführen ſolle, zu verzeihen.

Als der Kaufmann wieder ins Zimmer trat, ſah ihm Karl ſo vergnügt und mit ſich ſelbſt zufrieden entgegen, als ob er etwas recht Löbliches gethan und Beifall erwarte. Aber der Vater ſchlug ihm die Mütze vom Kopfe, und ſagte: »Frecher Bube, wie konnteſt du dich unterſtehen, einem ehrwürdigen Greiſe ſo ſchnöde zu begegnen?«

Der Knabe brach in ein Zetergeschrei aus, lief in die Nebenstube, wo sich seine Mutter befand, und verklagte den Vater.

Schnell trat Frau Richard, ihr Goldsöhnchen an der Hand, mit funkelnden Augen herein. »Was heißt das?« rief sie heftig. »Warum mißhandelst du den Kleinen?«

»Er hat den Onkel beleidiget, und soll Höflichkeit lernen.«

»Das braucht er nicht!« schrie seine Gemahlin.

»Wie?« — sagte der Mann. »Hör' ich recht? Er braucht nicht höflich zu seyn?«

»Nein, das braucht er nicht! Er wird einst so reich, daß er nicht nöthig hat, sich vor jemand zu bücken. Bei dem alten Onkel ist das vollends ganz überflüssig. Das ist kein vornehmer Mann.«

»Ein schöner Grund!« erwiederte Ri-

chard. »Gerade vor den so genannten Vornehmen soll sich Karl am wenigsten bücken. Knaben, die man bloß zu übertriebenen Demüthigungen vor den Großen anhält, erzieht man zu Sclaven. Aber die Weisheit des Alters und die Menschenwürde soll er ehren, und wären sie mit Lumpen umhüllt.«

»Das braucht er nicht!«

»Wir wollen für jetzt, in Gegenwart unsres Sohnes, nicht weiter darüber Worte wechseln;« sagte Richard. »Dir, Karl, befehle ich aber hiermit, künftig gegen den wackern Onkel höflicher zu seyn, und ihn bei seinem nächsten Besuche um Verzeihung zu bitten.«

»Das braucht er nicht!« rief die Affenmutter nochmals, und der Vater entfernte sich schnell.

»War das nicht ein Lärm um den alten Schneekopf!« sagte sie jetzt zu Karlchen. »Laß dich aber nicht irren, mein Kind! Be-

trage dich gegen den Onkel nach wie vor, und an Abbitte iſt vollends gar nicht zu denken. Komm lieber, wenn uns der Alte mit ſeinem Beſuche wieder zur Laſt fällt, nicht in die Stube, damit ſich dein Vater nicht nochmals erlauben kann, dir die Mütze vom Kopfe zu werfen. Wär' ich zugegen geweſen, er hätte das nicht gewagt.«

Sie gab ihm jetzt einen harten Thaler, um ſich dafür mit Naſchwerk zu verſorgen, und das ihm zugefügte ſchreiende Unrecht dabei zu vergeſſen.

Als der Oheim das nächſte Mal wieder zum Beſuch kam, war Richard nicht zu Hauſe. Karls Mutter empfing den guten alten Mann ſehr kalt, ungeachtet ſie nicht wußte, daß er ſich über das geliebte Söhnchen beklagt hatte.

Nach einigen Minuten trat Karl mit

troz

trotzigen Geberden ins Zimmer, drückte die Mütze, anstatt sie abzunehmen, noch fester auf den Kopf, stemmte die Arme in die Seiten, stellte sich so vor den Oheim, und sah ihn hohnlachend an.

»Willst du mich heraus fodern, kleiner Raufbold?« sagte der Oheim. »Gerade so siehst du vor mir! Ich weiß nicht, ob es deinem Vater gefallen würde, wenn er dich in dieser kecken Stellung erblickte.«

Karl sah die Mutter an; sie winkte ihm beifällig mit den Augen, was freilich der blödsichtige Oheim nicht bemerken konnte. Er ließ sich daher in seinem Vorsatze, des Vetters Rückkunft abzuwarten, nicht stören.

Der kleine Renommist beharrte noch eine Weile in seiner drohenden Stellung. Da sich aber der alte Herr durchaus nicht weiter darum bekümmerte, so mußten andere Mittel, ihn zu ärgern, ergriffen werden.

Karl ging in die Nebenstube, schnitt aus

einem bunten Bilderbogen, wie ſie von den Buchbindern verkauft werden, den ſtattlichſten Eſel heraus, heftete ihn an einen Faden, und knüpfte an deſſen anderes Ende eine hakenförmig gebogene Stecknadel. Mit dieſer Zurüſtung, die er im Buſen verbarg, erſchien er wieder im Zimmer, umſchlich einige Mal, wie eine lauernde Katze, des Onkels Stuhl, und ehe ſich's der Alte verſah, hing ihm der Eſel am Rücken.

Indem dieſes Kunſtſtückchen gelungen war, trat Richard ins Zimmer. Er bemerkte ſogleich das angeheftete Schandbild, weil der Oheim den Rücken der Thür zukehrte. Erſchrocken machte er, nach geſchehener Begrüßung, einen Verſuch, es heimlich bei Seite zu bringen. Er gab dem Oheim, um ihn zu beſchäftigen, einen Brief zu leſen, und that indeſſen einen leiſen Griff nach dem Eſel.

Allein der Alte fühlte, daß auf seinem Rücken etwas vorging, griff hastig selbst dahin, bekam unglücklicher Weise sogleich das Ehrenzeichen in die Hand, besah es mit Verwunderung und sagte lächelnd: »Damit hat mich wohl Karlchen beschenkt?«

Der feige Thäter versteckte sich hinter die Mutter. Richard aber fuhr auf ihn los, warf ihm mit Ohrfeigen die Mütze vom Kopfe, schleppte ihn zum Oheim und sagte: »Bitte knieend den würdigen Mann um Verzeihung!«

»Das braucht er nicht!« kreischte die Mutter, und flog dem Liebling zu Hülfe. »Vor Gott mag er die Knie beugen, aber nicht vor einem alten, unbedeutenden Menschen!« Damit fiel sie, um ihr Söhnlein zu beschützen, ihrem Mann in die Haare; er aber schob sie, sammt dem Knaben, den sie geschwind in die Arme schloß, kräftig zur Thür hinaus.

»Mäßigen Sie sich, lieber Richard!« sagte der Oheim. »Die Sache, so weit sie mich betrifft, ist zu geringfügig; sie hätte keinen so ernsten Auftritt veranlassen sollen. Ihre Frau ist mir nun einmal abgeneigt; ich weiß nicht, warum? Dabei läßt sich nichts thun, als daß ich, um weiteres Aergerniß zu verhüten, Ihr Haus meide.«

Richard, darüber bestürzt, bat dringend, diesen Entschluß wieder aufzugeben.

»Nein, er steht felsenfest!« sagte der Oheim. »Dessen ungeachtet bleiben wir die alten Freunde, lieber Richard! Besuchen Sie mich in meiner Wohnung; Sie sollen mir immer willkommen seyn. Es ist ja einerlei, ob wir in dieser oder in jener Straße mit einander plaudern.«

»So lassen Sie wenigstens das verruchte Blatt hier!« sagte Richard, als der Oheim das Eselbild in seine Brieftasche legte.

»Erlauben Sie mir das kleine Andenken!«

erwiederte Jener. »Ich bin gewohnt, von allen Ereigniſſen, die mich berühren, Erinnerungszeichen zu ſammeln.«

Als der Oheim fort war, warf ſich Richard auf's Sopha und überlegte, wie er ſich nun, als Gatte, Vater und Hausherr, bezeigen müſſe, um ſich die werthen Seinigen nicht ganz über den Kopf wachſen zu ſehen. Er machte ſich Vorwürfe, daß er ſich von der Begierde, ſein eigenes anſehnliches Vermögen zu verdoppeln, hatte verleiten laſſen, die ſchlecht erzogene, ungebildete Tochter eines reichen Bierbrauers zu heirathen. Er ſah ein, daß ihre Rohheit die einzige Wurzel alles Uebels ſey, und der Knabe je eher je lieber ihrer Verhätſchelung und ihrem Querſinn entzogen werden müſſe, wenn er nicht ganz verderben ſolle. Mit dieſer Ueberzeugung beſchloß er, ihn ſo

bald als möglich einer auswärtigen Erziehungs-Anstalt zu übergeben.

Ueber dieses Vorhaben gerieth seine Gattin, als er es ihr bekannt machte, in unbändigen Zorn. Sie stampfte mit den Füßen, drohte ihm mit geballter Hand, und erklärte, daß sie sich eher das Leben als ihren Sohn nehmen lasse.

»Was soll aber aus ihm werden?« sagte der Vater. »Der Junge ist sechs Jahre alt, und kennt noch keinen Buchstaben. Er hätte längst anfangen sollen, etwas zu lernen.«

»Das braucht er nicht!« rief sie.

»Schäme dich dieser elenden Worte, die man so oft aus deinem Munde hört!« entgegnete Richard. »Sie sind — besonders in dem jetzigen Falle — ein Inbegriff der höchsten Unvernunft.«

Sie rannte davon, und schlug die Thür hinter sich zu, daß die Fenster klirrten.

Richard klagte seine Noth einem Geistlichen, der mit seiner Frau verwandt war, und einige Gewalt über sie hatte. Dieser rieth ihm, einen Mittelweg einzuschlagen, und einen Hauslehrer anzunehmen. Zugleich erbot er sich, einen geschickten jungen Mann auszumitteln, und die störrige Frau zur Duldung des nützlichen Hausgenossen zu bewegen. Richard war mit diesem Vorschlage zufrieden, und der Geistliche begab sich des folgenden Tages auf den Kampfplatz.

Er begann mit der freundlichen Vorstellung, daß es, nach seinem Bedünken, hohe Zeit sey, dem lieben Sohne einigen Unterricht angedeihen zu lassen.

»Das braucht er nicht!« fuhr sie auf; denn diese Worte waren ihr, wenn von Karlchen die Rede war, zur Gewohnheit geworden.

Der Geistliche erwiederte: sie scheine ihn nicht verstanden zu haben, weil es sonst un-

möglich sey, daß sie ihm so kurz und absprechend habe antworten können. Er wiederholte dann seinen guten Rath, und setzte, indem sie mit ihrem Sprüchlein schon wieder einfallen wollte, rasch hinzu: »Lassen Sie mich ausreden, werthe Frau Muhme! Sie sollen das Leid nicht erfahren, daß Ihr lieber Sohn von Ihnen getrennt würde; er soll den unentbehrlichen Unterricht in Ihrem Hause empfangen, und ich bin bereit, ihm einen wackern Lehrer zu schaffen. Sind Sie das zufrieden?«

»Ich muß wohl, da Sie die Sache so wichtig machen;« sprach sie verdrießlich. »Aber ich bitte mir aus, daß Sie mir keinen alten grämlichen Magister mit einer Stutzperücke in's Haus bringen. Ich verlange einen Weltmann; denn mein Sohn soll und muß zu einem Weltmann erzogen werden.«

Der Geistliche stellte ihr nach einigen Tagen einen recht artigen jungen Mann vor. Er fand Gnade vor ihren Augen, und ward angenommen. Ihr Gatte ließ sie schalten, um mit ihr nicht ganz zu zerfallen. Er glaubte, die Bahn sey doch nun gebrochen, und die Sache auf gutem Wege.

Aber seine Frau Gemahlin ertheilte dem Hauslehrer ganz sonderbare Verhaltungsbefehle. Es ward ihm täglich nur ein Stündchen zum Unterricht eingeräumt, und ihm scharf befohlen, das liebe Kind nicht im geringsten anzustrengen, und sich aller Strafen, ja sogar aller Verweise, zu enthalten.

Anfangs war Karl mit dem Unterrichte, den er im strengsten Wortsinne genoß, sehr zufrieden. Es wurden nämlich, auf Veranstaltung der Mutter, alle Buchstaben, in ihrer eigenthümlichen Form, aus Zuckerteig gebacken, und dem lernbegierigen Schüler zum Genuß ausgeliefert, sobald er ihre Namen, die man

ihm vorſagte, nachgeſprochen hatte. Der Zuckerbäcker gewann nicht wenig dabei, weil dieſe Lehrart drei Monate dauerte, und täglich ein friſches Alphabet gebacken werden mußte. Der naſchhafte Knabe gab in jeder Lehrſtunde vor, er habe die Namen der Buchſtaben wieder vergeſſen; und ſo bekam er ſie nochmals zu ſchmauſen.

Endlich mußte ſich der Buchſtabenſchlucker, wenn er nicht als blödſinnig erſcheinen wollte, doch bequemen, die kleine Geſellſchaft der fünf und zwanzig, die er ſo oft in Saft und Blut verwandelt hatte, als gute Bekannte anzuerkennen und ſich ihre Namen zu merken. Nun aber gab es Dinge zu lernen, die ſich nicht in den Mund ſtecken ließen. Das verdroß ihn; er verſäumte die meiſten Lehrſtunden, und niemand unterfing ſich, ihn in die Schulſtube hinein zu nöthigen.

Bisweilen kamen Hausfreunde, die dem jungen Herrn eine Ehre anzuthun glaubten,

wenn sie mit Schmeicheltönen zu ihm sagten »Das liebe Karlchen ist jetzt wohl recht fleißig?« Darauf erfolgte denn immer aus dem Munde der Mutter die stereotypische Antwort: »Das braucht er nicht!« Meistens setzte sie noch hinzu: »Er kommt einst in so glückliche Umstände, daß er allen gelehrten Plunder entbehren kann.«

Aber was lange währt, wird gut! Nach vollen vier Jahren hatte Karlchen es doch so weit gebracht, daß er mit einiger Mühe lesen und vorgeschriebene Zeilen nachmalen konnte.

Richard machte ein grosses Haus, gab oft Gastmähler, und die Vornehmsten der Stadt erzeigten ihm die Ehre, seine Gäste zu seyn.

Einsmals sagte bei der Tafel ein General »Ihr Sohn, lieber Richard, wächst recht heran. Sie sollten ihn nun schon mit der

Reitkunſt bekannt machen. Ich kann Ihnen einen niedlichen kleinen Litthauer zuweiſen, den eine junge Gräfin ein Jahr lang mit Vergnügen und ohne Gefahr geritten hat.«

Richard wollte das Anerbieten ablehnen; indem er aber den Mund öffnete, nahm es ſchon ſeine Frau mit Freuden an, und Karl fiel ihr mit ſtürmiſcher Dankbarkeit um den Hals, weil er ſich längſt ein Reitpferd gewünſcht hatte.

»Was wird der Klepper koſten?« fragte ſie.

»Funfzig Louisd'or;« antwortete der General.

»Kleinigkeit!« rief die Prahlerin. »Wenn und wo können wir das Pferd abholen laſſen?«

»Ich ſend' es Ihnen morgen früh ins Haus;« ſagte der General, und der Handel war abgemacht, ohne daß Richard ein Wort dabei geſprochen hatte.

Nach Tiſche nahm ihn ein alter geheimer

Rath bei Seite, und sprach: »An Ihrer Stelle, mein werther Freund, würde ich meinem Sohne in so zartem Alter noch kein Reitpferd anschaffen. Das hat durchaus nachtheilige Folgen. Ein Knabe zu Pferde bläht sich auf, und blickt auf alle Fußgänger vornehm herab. Es fährt ihm unvermeidlich ein widriger Dünkel in den Kopf, der ihn durch's ganze Leben begleitet und verhaßt macht. Auch sind dergleichen frühzeitige Reiter gemeiniglich für Kunst und Wissenschaft verdorben, und selten oder nie werden sie brauchbare Menschen, sie müßten denn ihre ganze Lebenszeit der Reitkunst widmen wollen. Sollen aber die jungen Herrchen ins Buch sehen, so denken sie an den Gaul im Stall, und verlieren alle Lust, etwas Tüchtiges zu lernen.«

Richard antwortete: er sehe die Wahrheit dieser Bemerkungen vollkommen ein, danke für die freundliche Warnung, und werde die Sache rückgängig zu machen suchen. Er wagte

jedoch gegen ſeine Frau keinen Widerſpruch, um den lieben Hausfrieden, der überhaupt immer auf flüchtigem Fuße ſtand, nicht ganz verſchwinden zu ſehen.

Das Pferdchen, ein netter Goldfuchs, kam an, und funfzig Goldfüchſe wanderten dafür aus dem Hauſe.

Gleich darauf berief man einen Bereiter, der den Auftrag erhielt, Karlchen zu unterweiſen. Dabei bekam der Zuckerbäcker nichts zu thun; denn das junge Herrlein begriff die Anfangsgründe der Reitkunſt ſo ſchnell, und ward auf ſeinem Füchslein ſo geſchwind einheimiſch, daß der Bereiter geſtand: er habe noch niemals einen ſo fähigen Schüler gehabt.

Schon nach den erſten acht Tagen unternahm der junge Roßbändiger, an des Bereiters Seite, einen feierlichen Ausritt nach der Promenade, und ſeine Mutter fuhr in ihrem

Staatswagen hinterher, um den ſtattlichen Ritter, der einen rothen, mit Gold geſtickten Huſaren-Dollmann und gelbe Stiefeln trug, immer vor Augen zu haben, und ſich an dem Gaffen und Erſtaunen der Zuſchauer zu ergötzen.

Als Karl, der die häufigen Mundöffnungen der ihm begegnenden Leute ſelbſt mit Vergnügen bemerkt hatte, wieder nach Hauſe kam, war er von einem ganz andern Geiſte beſeelt. Er betrug ſich ungemein ſtolz, und ſah jedermann über die Achſel an. »Ich will künftig alle Tage ausreiten;« ſprach er: »aber der Bereiter hat nicht immer Zeit, mich zu begleiten, und ich will auch nicht beſtändig wie ein Scholar ausſehen, dem der Lehrer von Schritt zu Schritt ſagt, wie er den Schenkel anlegen und den Zügel führen ſoll. Das alles verſtehe ich ſchon vollkommen. Ich bedarf aber eines Reitknechts, der mir, des Anſtandes wegen, nachreitet, und allenfalls mit der Hetzpeitſche

drein haut, wenn mich vielleicht einmal eine Rotte neidiſcher Knaben antaſten ſollte. Schaffen Sie mir einen ſolchen tüchtigen Kerl, Mama! Er muß aber eine prächtige Livree und ein ſchönes Pferd bekommen. Verſtehen Sie mich?«

Sie verſtand und gehorchte. Der befohlene Reitknecht ward angenommen, glänzend ausgerüſtet, trefflich beritten gemacht, und dem jungen Herrn, als ſein eigenthümlicher Diener, untergeben. Karl fand ſich ſehr gut darein. Wenn er ausreiten wollte, rief er ins Vorzimmer hinaus: »Mein Kerl ſoll ſatteln!« Es war luſtig, dieſen barſchen Befehl von einer zehnjährigen Stimme, die ſich einen männlichen Ton zu geben ſuchte, ertheilen zu hören.

Einsmals ward aber ſein kindiſcher Hochmuth ſehr gedemüthiget.

Des Reitknechts Pferd war lahm geworden; er konnte den jungen Herrn nicht begleiten. Karl ritt also allein in den Park vor dem Thore. Da vergnügten sich zehn bis zwölf Knaben auf einem freien Platze mit dem Ballspiele. Unglücklicher Weise waren es Wildfänge, die dem kleinen übermüthigen Laffen längst eine Züchtigung zugedacht hatten. Darum war es ihnen sehr erwünscht, als sie ihn, ohne Begleitung seines reisigen Knechts, daher traben sahen. Sie stellten sich ihm in den Weg, und fielen ihn mit Spottreden an. Er sah sich übermannt, und wollte Reißaus nehmen; aber zwei kräftige Buben ergriffen des Rößleins Schweif, und hielten es daran so fest, daß es nicht von der Stelle konnte. Die andern tanzten um den gefangenen Ritter her, und lachten ihn aus. Zu seinem Glücke kam das Oberhaupt des Gymnasiums, welches die Quälgeister besuchten, in der Ferne gegan-

gen. Sobald sie die feierliche Gestalt erblickten, verstoben sie plötzlich.

Als der befreite Husar bei dem Director vorbei ritt, sagte der ernste und bisweilen etwas gröbliche Mann: »Ei, ei, wir sitzen jung schon zu Pferde! Wir wollen uns nur hüten, daß wir nicht im Alter auf den Esel kommen!«

Karls tägliche Spazierritte verschafften seinem Hauslehrer ein sehr gemächliches Leben. Er hatte für den ihm ausgesetzten reichlichen Gehalt nichts zu thun, als Mittags bei der Tafel zu erscheinen. Nur bei schlimmer Witterung, die keinen Ausritt gestattete, ließ sich Karl bisweilen von des Vaters sanften Ermahnungen bewegen, sich ein halbes Stündchen mit Lesen oder Schreiben zu beschäftigen. Sein Lehrer schämte sich endlich, das fünfte Rad am Wagen zu seyn. Er bat, als Karl

das zwölfte Jahr erreicht hatte, um seinen Abschied. Man ließ ihn ziehen, und besetzte seine Stelle nicht wieder.

Karl war nun des bisher gehabten Verdrusses, daß er bisweilen dem Hauslehrer eine langweilige Stunde opfern mußte, völlig entlediget. Er that nichts, als daß er im Hause den Herrn spielte, und sich auf den volkreichsten Plätzen der Stadt zu Pferde zeigte. Sein Füchschen schien ihm aber jetzt zu klein. Es ward deßhalb verkauft, und ein hohes englisches Paradepferd dafür angeschafft.

Dann und wann fragte wohl der Vater: »Willst du denn, außer der Reitkunst, gar nichts lernen? Willst du dich nicht bald zur Kaufmannschaft oder zu irgend einer andern Laufbahn entschließen?« — Karl blieb stets die Antwort schuldig. War aber die Mutter dabei, so warf sie übermüthig den Kopf auf, und sagte: »Das braucht er nicht!« Dabei ließ es der schwache Vater, der sich nun ein-

mal dem gebieterischen Willen seines herrschsüchtigen Weibes untergeordnet hatte, stillschweigend bewenden.

So hatte Karl bis in sein zwei und zwanzigstes Jahr goldene Zeit. Müßiggang und Belustigungen waren seine einzigen Geschäfte. Saß er nicht zu Pferde, so war er in Kaffeehäusern, und verspielte schon in seinem achtzehnten Jahre große Summen, die Mütterchen ohne Murren hergab.

Sein Vorbild, dem er in Allem nachzueifern strebte, war ein junger Officier der Garde zu Pferde, ein Graf B**, der ein großes Vermögen besaß, aber auch in Verschwendung und tollen Streichen seines Gleichen suchte. Dessen Nachtreter war er überall, und erwarb sich durch seine Zudringlichkeit bisweilen die Ehre, mit ihm spazieren zu reiten. Diese Auszeichnung, worauf er sich nicht wenig einbildete, hatte er jedoch mehr seinen schönen Pferden und seiner modischen Kleidung,

als sich selbst, zu verdanken; denn der Graf, ein genialer Kopf, übersah den Dümmling weit, und empfand gegen ihn weder Achtung noch Freundschaft.

Karls übrige Gesellen, mit welchen er oft die Straßen durchtobte, waren insgesammt nichtswürdige Tagediebe.

Ein großer, in London ausgebrochener Bankerott erschütterte zugleich viele Handelshäuser in Deutschland, und auch von Richards Vermögen ging ein ansehnlicher Theil dabei zu Grunde. Er hatte nicht Seelenstärke genug, diesen Verlust mit Gleichmuth zu ertragen. In rastlosem Gram verging er, einem Schatten gleich, und starb.

Karl vergoß keine Thräne. Er war eines lästigen Aufsehers los, der ihn noch manchmal freundlich gebeten hatte, sich in seinen Unarten und Ausschweifungen zu mäßigen.

Dergleichen Ermahnungen fand er zwar immer so unstatthaft, daß er sich deßhalb nicht den geringsten Einhalt oder Abbruch that; dennoch waren sie ihm zuwider. Er wollte in seinem lustigen Schlaraffenleben keine unangenehme Minute dulden.

Die Mutter, die noch immer, des erlittenen Verlustes ungeachtet, ein sehr bedeutendes Vermögen besaß, ließ nun den lieben Sohn nach seinem Gefallen verschwenden. Sein Marstall vermehrte sich in kurzer Zeit so stark, daß er nur noch von dem fürstlichen übertroffen wurde, und Pharo's Söhne plünderten ihn jetzt doppelt und dreifach, weil er noch unermüdeter als zuvor war, ihnen volle Goldbörsen darzubringen. Die thörichte Mutter verkaufte gelassen ein Staatspapier nach dem andern und kündigte die sichersten Darlehne auf, um die unermeßlichen Bedürfnisse des jungen Verschwenders zu befriedigen.

Eines Tages berechnete sie die Summen,

über welche sie noch zu gebieten hatte. Da fand sie mit Bestürzung, daß sie längstens nach zwei Jahren an den Bettelstab kommen würde, wenn ihr Sohn den Unsinn haben sollte, seine lustige Wirthschaft in der bisherigen Weise fortzusetzen.

Sie entschloß sich mit schwerem Herzen, ihm darüber Vorstellungen zu thun, und ihn zu einigen Beschränkungen seiner tollen Ausgaben zu bewegen. Das gelang ihr aber nicht. Er widersprach ihr mit den schnödesten Worten, und sagte ihr ins Gesicht: wenn sie ihn zur Sparsamkeit hätte erziehen wollen, sey es ihre Pflicht gewesen, früher anzufangen; jetzt sey er ein Baum, der sich nicht mehr biegen lasse.

Dieser Auftritt erzeugte bei dem Undankbaren einen heftigen Groll gegen seine Mutter, und er legte ihn bei jeder Gelegenheit mit Worten und Geberden an den Tag. Er bat nicht mehr freundlich, wie sonst, um Geld;

er foderte gebieterisch, was er brauchte. Mit Thränen gab sie ihm noch einige Monate lang, was er verlangte. Aber in geheim klagte sie ihre Noth ihrem Vetter, dem Geistlichen. Dieser schalt ihre Schwäche, mit welcher sie bisher ihrem ungerathenen Sohne nachgegeben hatte, und ermuthigte sie, dem frechen Buben standhaft zu widerstehen.

Dazu hatte sie bald Gelegenheit. Er kam schon den folgenden Tag, und foderte funfzig Dukaten.

»Nicht Einen erhältst du!« sprach sie rasch und fest

Mit großen Augen trat er einen Schritt zurück, und sagte: »Was für eine Sprache! Sind Mama toll geworden?«

»Das war ich bisher;« antwortete sie: »nun aber will ich klug werden, und mich von dir nicht zur Bettlerin machen lassen.«

Er

Er gerieth in Wuth, und war nahe daran, Hand an sie zu legen. Doch besann er sich noch eines Bessern, und ging mit hastigen Schritten davon.

In der folgenden Nacht schlich er, mittelst eines Nachschlüssels, in die geheime Kammer, worin seine Mutter ihre Schätze verwahrte. Er erbrach die Behältnisse des baaren Geldes und der Staatspapiere, eignete sich alles Vorhandene zu, und trug den Raub ohne Hinderniß in sein Zimmer. Die Mutter schlief ruhig in einem entfernten Gemache.

Am Morgen ging sie, wie gewöhnlich, in ihre Schatzkammer, um sich von dem unverletzten Zustande derselben zu überzeugen. Mit Entsetzen fand sie den Schreibtisch und den Geldkasten erbrochen. Erschüttert, wie von einem Donnerschlage, schwankte sie näher, und fiel mit einem Schrei, zu Boden, als sie sich ihres ganzen baaren Vermögens beraubt sah.

Die Kammerjungfer hörte Schrei und

Fall, und flog herbei. Sprachlos lag die Unglückliche auf dem Fußboden. Sie ward zu Bette gebracht, ein Arzt gerufen, und Karl geweckt. Er beauemte sich ungern zum Aufstehen, ungeachtet man ihm sagte, daß seine Mutter in Todesgefahr sey.

Sie fuhr bei seinem Eintritt zusammen, wandte das Gesicht von ihm ab, hob die Hände krampfhaft gen Himmel, und verschied.

Die anwesenden Dienerinnen warfen sich am Bette nieder, und erhoben ein Jammergeschrei. Aber Karl sagte ganz ruhig: »Was giebt's denn? Ist sie todt? wirklich todt? — Was ist ihr so schnell widerfahren?«

Man antwortete ihm: sie sey in voriger Nacht bestohlen worden und darüber tödtlich erschrocken.

Er gab sich den Schein der höchsten Be-

fremdung, rannte nach der Kammer, wo er die geheime Unthat verübt hatte, und tobte dort fürchterlich über den Räuber. Hastig lief er dann fort, und meldete den Vorfall, um allen Verdacht von sich abzuwenden, der Polizei und dem Kriminalgerichte. Es erfolgten Verhöre; die Stuben und Behältnisse der Dienstboten wurden genau durchsucht; doch fand man natürlicher Weise nirgends eine Spur des Verbrechens, weil man den wahren Thäter auf keine Weise zur Verantwortung zog, und sein Zimmer nicht berührte. Es war jedoch schicklich, daß man, wegen eines so wichtigen Diebstahls, jemand fest setzte, und so ward der arme Lakei das Opfer des gerichtlichen Anstandes. Der eigentliche Verbrecher ließ mit der größten Gleichgültigkeit die Verhaftung des unschuldigen Menschen geschehen. Dieser ward einige Tage lang mit Verhören gemartert, und konnte nichts bekennen. Auch war nicht der geringste Umstand vorhanden,

der den schwächsten Schatten eines Verdachtes auf ihn warf.

Das brachte denn endlich die Richter auf die Vermuthung, daß wohl niemand anders als Karl, der stadtkündige Verschwender, die That verübt haben möchte. Man ließ ihn höflich vorladen, versuchte mit den sanftesten Worten, ihn zum Geständniß zu bringen, und versprach ihm sogar völlige Strafloſigkeit. Er aber lächelte die guten Herren an und sagte: »Wie können Sie so Arges von mir denken? Was hätte mich bewegen sollen, meine gute Mutter zu bestehlen? Sie kam allen meinen Wünschen zuvor, und gab mir mehr, als ich verlangte und brauchen konnte.« —

»Das letzte wohl nicht;« fiel ihm der Oberrichter ins Wort. »Sie könnten allenfalls Millionen bezwingen.«

Nach dieser strafenden Bemerkung entließ man ihn. Bald nachher setzte man auch den schuldlosen Diener in Freiheit. Als er aber

seinen Dienſt wieder antreten wollte, wies ihn Karl mit harten Worten aus dem Hauſe.

Die ganze Erbſchaft betrug, mit Inſchluß eines kleinen Landgutes, nicht mehr als zwanzig tauſend Thaler. Das Gütchen hatte eine ſehr angenehme Lage, und die dazu gehörigen Ländereien waren vortheilhaft verpachtet: dennoch ward es ſogleich nach dem Antritt der Erbſchaft um einen Spottpreis verſchleudert, und das empfangene Kaufgeld verjubelt und verſpielt.

Seine Verſchwendung überſprang bisweilen die Schranken der Vernunft ſo weit, daß er beinahe wahnſinnig ſchien. Davon ein einziges Beiſpiel!

Es waren eben damals die kurſächſiſchen Kaſſenbillets geſchaffen und in Umlauf geſetzt worden. Mit ſolchen Papieren in ſeiner Brieftaſche, ging er auf ein Kaffeehaus, nahm in

Gegenwart der übrigen Gäste eins heraus, und zündete seine Tabakspfeife damit an. Diese Tollheit lockte Zuschauer an seinen Tisch. Einige lachten, andere schalten ihn, daß er den Werth eines Thalers so leichtsinnig in die Luft blase. Da griff er gewöhnlich, statt aller Antwort, in die Brieftasche, nahm Scheine von zwei und mehrern Thalern heraus, fuhr damit ins Licht, und ließ den Brand der Pfeife mit Vorsatz oft erlöschen, um seine Verschwendung bewundern zu lassen. Ein ernster Mann gab ihm einsmals darüber einen Verweis. »Sie begehen,« sprach er, »ein Verbrechen gegen den Landesherrn, indem Sie das von ihm geschaffene Papiergeld so verächtlich behandeln.« Darüber lachte der Bube laut und sagte: »Zeigen Sie das an, mein Herr! Der Landesherr muß sich freuen, daß ich sein Papiergeld zu Tabakszündern verbrauche; denn was ich verbrenne, das braucht er künftig nicht einzulösen.«

Bei ſolcher Wirthſchaft war es kein Wunder, daß er im zweiten Jahre nach dem Tode ſeiner Mutter mit der ganzen Erbſchaft rein fertig ward. Er ſuchte nun Anleihen bei Juden und Chriſten; aber niemand vertraute ihm einen Thaler an, weil man wußte, daß er den Brunnen ſeines Vermögens bis auf den letzten Tropfen erſchöpft hatte. Er mußte deßhalb Pferde und Wagen verkaufen, und überlieferte die dafür eingenommenen Summen jeden Abend der Spielbank. Alles, was er noch von Werth beſaß, ging denſelben Weg. Bald war er ein vollendeter Bettler.

Das erfuhr ſein Oheim, den er in der Jugend hart beleidiget hatte. Der ehrwürdige Greis war von ſeinem liederlichen Neffen nie um Verzeihung gebeten worden, hatte jedoch ſchweigend verziehen, und ſandte ihm jetzt, ohne Unterzeichnung ſeines Namens, funfzig

Dukaten. Er wickelte sie in das Papier, auf welchem der Esel, den Karl ihm einsmals anhängte, gezeichnet war. Dieser Anblick sollte den Wüstling beschämen und ihn zur Reue bewegen. Der Onkel wollte sich dann mit ihm aussöhnen, und ihn, wenn er sein Leben bessere, zum Erben einsetzen. Diese Rechnung war aber falsch. Karl steckte zwar die Dukaten mit Vergnügen in die Tasche; der Onkel erhielt aber zum Dank den Esel zurück, mit der Beischrift: »Gleich und gleich gesellt sich gern.« — Darüber mit Recht erzürnt, machte der Oheim am folgenden Tage sein Testament, und setzte eine fromme Stiftung zum Erben ein.

Karl wehrte nun noch eine Weile durch allerhand Schwindeleien den Hunger von sich ab. Als er sich aber gar nicht mehr zu helfen wußte, trug er sich dem Grafen B**, mit welchem er vormals in Verschwendung und Uebermuth gewetteifert hatte, zum Reitknecht an. Der Graf gewährte ihm die erbetene

Stelle, und Karl freute sich, daß er wieder reiten konnte, wenn auch nicht, wie vormals, an der Seite des Grafen. Er war so tief gesunken, daß es ihm nicht sonderlich schwer ward, den Rücken seines Herrn immer im Auge zu haben, und sich in Livree seiner Vaterstadt zu zeigen, die ihn von Jugend auf und nur noch einige Jahre zuvor in unmäßiger Pracht und Herrlichkeit gesehen hatte. Es gab sogar Leute, denen er jetzt besser als ehemals gefiel, weil er doch nun sein Brot verdiente, und nicht mehr, als unbeschäftigter Taugenichts, herum schwärmte.

Als er aber ein Jahr lang recht ordentlich Pferde gestriegelt und gesattelt hatte, verließ ihn sein guter Geist wieder. Der Graf machte eine Reise zu Pferde, und sein zweiter Reitknecht begleitete ihn. Karl und ein Stalljunge blieben zur Abwartung der daheim gelas-

seinen Rosse zurück. Es war gerade um die Zeit der Leipziger Messe. Dieser Umstand brachte den liederlichen Menschen auf den Einfall, einen Ritt nach Leipzig zu machen, und sein Glück am Pharotische zu versuchen. Gegen seinen jungen Kameraden gab er vor: er habe von dem Grafen einen Brief mit dem Befehl erhalten, ihm schleunig nachzukommen. Der Stallbube glaubte das treulich.

In der folgenden Nacht machte Karl wunderliche Anstalten zu seiner Meßreise. Er stahl dem Grafen hundert Louisd'or, und packte dessen Staats-Uniform, mit allen Zubehörungen, in einen Mantelsack. Am Morgen zog er des Grafen bestes Pferd, einen ächten Engländer, aus dem Stalle, und ritt wohlgemuth zum Thore hinaus.

In Leipzig angelangt, stieg er vor einem ansehnlichen Gasthause ab, und foderte für seinen Herrn, der gegen Abend eintreffen

werde, ein Zimmer. Das erhielt er, und man bekümmerte ſich nicht weiter um ihn. Als es Abend geworden, warf er im verſchloſſenen Zimmer die Livree ab, und legte die Uniform an. So ging er keck aus dem Gaſthofe fort, und begab ſich in ein Kaffeehaus, wo ein berüchtigter Spieler Bank hielt. Der Reitknecht betrat das geheime Zimmer etwas ſchüchtern, weil es möglich war, daß Officiere von demſelben Regimente, bei welchem ſein Herr ſtand, gegenwärtig ſeyn könnten. Er bemerkte jedoch keinen, und ſetzte ſich mit der ſchönen Hoffnung, Tauſende zu gewinnen, muthig an den Spieltiſch. Aber nach Verlauf einer Stunde war ſeine ganze geſtohlene Baarſchaft in den Händen des Bankhalters, und er verließ traurig den Tiſch, weil er es nicht wagen wollte, ſich den Namen des Grafen B** zu geben, und auf Credit zu ſpielen.

Eben so unbemerkt, wie er, als Officier gekleidet, aus dem Gasthofe gegangen war, schlüpfte er wieder hinein und in das gemiethete Zimmer. Am Morgen erschien er als Reitknecht unten im Hause, und sagte zu dem Wirthe: er sey äußerst bekümmert, daß sein Herr gestern nicht angekommen sey; er werde vermuthlich auf einem nahen Landgute, das einer seiner Freunde bewohne, übernachtet haben. Um sich jedoch zu überzeugen, daß seinem Grafen — den er unter einem falschen Namen im Gasthofe gemeldet hatte — kein Unglück widerfahren sey, wolle er flüchtig dahin reiten und nach ihm fragen. Er bitte jedoch, das Zimmer keinem andern Reisenden zu überlassen, weil sein Herr, der wichtige Geschäfte in Leipzig abzuthun habe, unfehlbar nach einigen Stunden eintreffen werde.

Man glaubte dem Lügner, und ließ ihn ziehen. Das war sein Glück, weil er Zebrung,

Roßfutter und Zimmermiethe nicht hätte bezahlen können.

Des folgenden Tages kam er zu Hause wieder an, fiel aber beinahe vor Schrecken vom Pferde, als er seinen Herrn, der unerwartet zurück gekommen war, am Fenster stehen sah. Der Graf hatte sein Gold schon vermißt, und war überzeugt, daß ihn kein anderer Mensch, als sein liederlicher Reitknecht, bestohlen habe. Mit einem Stocke flog er die Treppe hinab, und begrüßte seinen treuen Diener mit dem Zuruf: »Spitzbube, wo bist du gewesen?« Leichenblaß fiel ihm der jämmerliche Mensch zu Füßen, und bekannte sein Verbrechen. Da konnte sich der Graf nicht enthalten, seinen Stock gleich auf der Stelle tapfer zu brauchen. Die Umstehenden erwarteten nun, es werde nach der Wache geschickt und der Verbrecher zur Haft gebracht werden. Allein der Graf begnügte sich, den Nichtswür-

digen sofort aus dem Hause zu jagen, und ihm den Rücktritt über seine Schwelle zu verbieten.

Wie er in den nächsten Jahren sein Leben gefristet hat, das ist dem Erzähler nicht bekannt. Er ward erst aufmerksam auf ihn, als er den Bettelstab öffentlich ergriffen hatte. Der Elende war damals noch nicht vierzig Jahre alt, aber so eingeschrumpft und hinfällig, daß er vollkommen das Ansehen eines sechzigjährigen, von Hunger und Kummer entkräfteten Mannes hatte. In einem grauen zerrissenen Rocke, den Kopf mit einem röthlich gewordenen Hute bedeckt, und einen knotigen Stecken in der Hand, erschien er täglich in der Mittagsstunde auf den Stufen einer Kirche, und stellte sich an die Hauptpforte, von welcher er die Aussicht in acht verschiedene Straßen und Gassen hatte. Da ließ er sich eine halb

Stunde lang von der Sonne beſcheinen oder von Ungewitter umſtürmen, und wandte ſich nach allen umher laufenden Gaſſen vielfältig hin und her. Es ſchien, als ob er mit ſich zu Rathe gehe, wen er, zum Behuf des fehlenden Mittagsbrotes, um ein Almoſen anſprechen wolle. War er endlich mit ſich einig geworden, ſo lief er ſchnell die Stufen hinab, und verſchwand in einer der Gaſſen. Aber des folgenden Tages beſtieg er um dieſelbe Zeit ſeine hohe Warte wieder, und drehte ſich, wie ein Wetterbahn, rings umher.

Der Erzähler, der in der Nähe jener Kirche wohnte, hatte ein halbes Jahr lang die bequemſte Gelegenheit, den Elenden täglich auf ſeinem Poſten zu erblicken. Nachher verſchwand er, und ließ ſich nicht wieder ſehen. Er war, als beharrlicher Bettler, ins Arbeitshaus gebracht worden, wo er Wolle krämpeln und ſich ſein Brot damit verdienen mußte. Da er jedoch ſein Leben lang müſſig gegangen war,

so befand er sich jetzt, da man ihn zu einer Beschäftigung zwang, eben so wenig in seinem Elemente, als ein Fisch auf dem trocknen Lande. Er, der über hundert tausend Thaler liederlich vergeudet hatte, starb bald nach seinem Eintritt in die ihm verhaßte Anstalt auf einem Strohlager.

XIII.

Der Thierquäler.

Im südlichen Deutschland lebte vor funfzig Jahren ein Förster, der unbeachtet, wie ein Baum im Walde, aufgewachsen war. Man hatte seine Erziehung und sittliche Bildung ganz vernachlässiget. Daraus entstand ein roher Mann, der eben nichts Böses, aber auch nichts Gutes that. Sein Herz umgab eine starre Rinde, die jeden Eindruck von sich abwehrte. Er hatte keinen Freund, und begehrte keinen. Nachbarn und andere Bekannte erhielten selten ein freundliches Wort von ihm. Selbst gegen seine Gattin war er meistens finster und wortkarg. Doch galt er bei seinen

Obern als ein guter Weidmann, weil er den Forſt in Ordnung hielt, und ſich kein Vergehen zu Schulden kommen ließ.

Philipp, ſein einziger Sohn, wuchs ebenfalls, nach des Vaters Weiſe, wild auf, und zeigte ſchon in ſeiner frühſten Jugend viel Anlage, ein Böſewicht zu werden. Kaum dem Gängelbande entlaufen, war er immer geſchäftig, irgend ein Unheil im Hauſe zu ſtiften. Die Qual wehrloſer Thiere machte ihm beſonders großes Vergnügen. Schon im dritten Jahre ſeines Alters fand er es ſehr ergötzlich, Tauben zu würgen, und ruhte nicht eher, bis ihm ſeine Mutter, wenn ſie mit dieſem Geflügel den Tiſch beſetzen wollte, das blutige Geſchäft überließ. Da aber ſeine Hände noch nicht die nöthige Kraft dazu hatten, ſo wurden die armen Thiere langſam zu Tode gefoltert. Die einfältige Mutter ſtand ruhig dabei, und belächelte die Anſtrengungen des kleinen Henkers.

Als er einige Jahre älter war, spießte er gefangene Insecten an die Stubenthür, und belustigte sich an ihren tagelangen Todesqualen. Sangvögeln schnitt er die Zungen aus. Sperlinge warf er, nach gestutzten Flügeln, den Katzen vor, denen er zu anderer Zeit Schuhe von Nußschalen anpichte, und sie dann mit Hunden hetzte. Diese Knechte seiner Grausamkeit wurden aber auch übel belohnt. Er brauchte sie zu Reitpferden, und schlug und spornte sie beinahe todt, wenn sie ihn nicht zu tragen vermochten.

Im Dorfe warf er sich zum Häuptling der Bauerknaben auf, und wehe dem, der ihn zu beleidigen wagte. Joachim, ein lebhafter Junge, empörte sich gegen ihn, und vergriff sich an seiner Hoheit mit einer Ohrfeige. Durch dieses Majestätsverbrechen fiel er in schwere Ungnade. Philipp beschloß blutige Rache.

Einsmals, da sein Vater nicht zu Hause

war, nahm er eine mit Schrot geladene Flinte, schlich in den Wald, und lauerte auf seinen Feind, der nicht weit davon wohnte. Eben trat Dieser aus der väterlichen Hütte, und Philipp zielte schon nach ihm, als der Pfarrer des Weges kam, und den Flintenlauf aus niederm Gesträuch hervor blinken sah. Der Bube zog das Gewehr schnell zurück, als er den Geistlichen erblickte. Dieser aber drang ins Gebüsch, ergriff ihn, und fragte, wen er auf dem Korne gehabt habe. »Einen bösen Hund, der mich vor ein paar Tagen gebissen,« war die Antwort. Aber der Knabe, den Philipp erschießen oder wenigstens verwunden wollte, erzählte dem Geistlichen, daß er mit Jenem einen Zwist gehabt, und vermuthlich dafür mit seinem Blute habe büßen sollen.

Der Pfarrer ging zu dem Förster, zeigte ihm den Vorfall an, und eiferte darüber, daß Philipp schlecht erzogen und zum Besuch der Schule nicht angehalten werde. »Darum ist

er auch,« fuhr der Geiſtliche fort, »ein im ganzen Dorfe berüchtigter Thierquäler. Er kennt nicht den Spruch: Seyd barmherzig, gleichwie euer Vater im Himmel barmherzig iſt! Er wird ſich durch dieſe Grauſamkeiten gänzlich verhärten, und einſt nach Menſchenblut dürſten, wenn er auch jetzt noch nicht darnach gelechzt haben ſollte.«

Der Jäger ſah den Geiſtlichen mürriſch an, ließ den Sohn rufen, und fragte ihn ſehr gelaſſen: »Iſt's wahr, was ich höre? Haſt du einem Buben nach dem Leben getrachtet?«

»Wer ſagt das?« rief Philipp keck, und ſtellte ſich mit eingeſtemmten Armen dem Ankläger entgegen. »Ich zielte nach einem Hunde, der mich gebiſſen hat, und gegen die Jagdordnung ohne Klöppel herum läuft.«

»Das klingt anders!« ſagte der Vater. »Wir Forſtbedienten ſind angewieſen, alle Dorfhunde, denen kein angehangener Klotz die

Wildjagd erschwert, zu erschießen. Das wollte mein Sohn, und er hatte Recht.«

»Es wundert mich, daß Sie dem jungen Wildfange so leichtbin Glauben beimessen;« versetzte der Geistliche. »Mich hat er nicht überzeugt, und ich fürchte sehr, daß er Ihnen einst vielen Kummer machen wird, wenn Sie nicht besser, als bisher, für seine Erziehung sorgen.«

»Das ist meine Sache, Herr Pastor!« fuhr ihn Jener an. »Mein Sohn soll kein Bücherwurm werden. Damit Lied am Ende!«

Philipp freute sich innig, daß ihm sein Vater so tapfer die Brücke trat. Er ließ nun vollends seinen Unarten freien Lauf. Unterzog er sich auch bisweilen einer Sache, die nützlich schien, so stach doch immer sein böses Gemüth auf irgend eine Weise dabei hervor. Das Abrichten der Jagdhunde, zum Beispiel, betrieb er mit solcher Wuth und Grausamkeit, daß ihm einige seiner unglücklichen Schüler unter

den Händen starben. Dem Dienstpferde seines Vaters, das er, ohne die geringste Kenntniß der Reitkunst, schulmäßig zureiten wollte, ging es beinahe nicht besser. Kurz, er quälte jedes Thier, dessen er sich bemächtigen konnte, und hätte gern alle Menschen, die ihm verhaßt waren, mit gleicher Härte behandelt.

Ein Zeitraum von zehn Jahren hatte ihm den Empfang jener Ohrfeige nicht in Vergessenheit gebracht. Er behielt den Austheiler derselben immer scharf im Auge. Der friedfertige Jüngling wich ihm aber sorgfältig aus, und entging dadurch neuen Händeln. Endlich war es der schuldlosen Liebe bestimmt, dem heimtückischen Haß einen Weg der Rache zu öffnen.

Joachim liebte ein artiges Mädchen aus dem Dorfe, und man sprach davon, daß eine Heirath daraus entstehen würde. Philipp

hatte bisher das Mädchen wenig beachtet; nun aber faßte er sogleich den Vorsatz, seinen vormaligen Gegner, wo möglich, zu verdrängen. Er ging dem schönen Hannchen überall nach, redete sie freundlich an, und beschenkte sie mit Blumen, die unbedenklich angenommen wurden. Als er aber bald nachher ein seidenes Tuch anbot, wies ihn die züchtige Braut damit zurück, um sich keine Verbindlichkeiten gegen ihn aufzulegen.

Dennoch erschien er des nächsten Tages bei ihren Aeltern, rühmte sich hoher Gönner, die ihm bald eine treffliche Versorgung zuwenden würden, und erklärte dann seinen Wunsch, das ihm bevorstehende Glück mit Hannchen zu theilen. Er empfing den Bescheid: daß er zu spät komme, indem bereits Joachim das Jawort erhalten habe.

Der Verstoßene ergrimmte, bezähmte sich aber, und versicherte heuchelnd: daß er das schöne Kind, da es nun doch für ihn verloren sey,

ſey, niemanden lieber als dem wackern Joachim gönne. Dieſe ſanfte Sprache nahm er liſtig an, damit man ihm künftig die Unthat, die er auf der Stelle beſchloß, nicht zutrauen ſollte.

Er war jetzt zwanzig Jahre alt, und hatte bereits ſo viele Thiere todt gemartert, daß es ihm ganz zur Gewohnheit geworden war, ein lebendiges Weſen ſterben zu ſehen. Thier oder Menſch galt ihm gleich. Er war alſo, nachdem er den Korb empfangen, ſofort entſchloſſen, den tödtlichen Schuß, an welchem ihn der Geiſtliche vor zehn Jahren gehindert hatte, jetzt nachzuholen, und Hannchens Bräutigam aus dem Wege zu räumen. Er fürchtete nur Entdeckung. Doch der kleine Umſtand, daß Joachim an Sonntagen gewöhnlich einen netten grünen Rock trug und dann wie ein Jäger ausſah, brachte den Argliſtigen auf einen Gedanken, wie er ſich gegen den Verdacht des Meuchelmordes, den er begehen wollte, ſchon

vorläufig ſichern könne. Er ſprengte nämlich im Dorfe und rings umher aus: es hätten ſich Wildſchützen im Walde ſehen laſſen und nach ihm geſchoſſen, aber zum Glück nur ſeinen Hut getroffen. Dieſen hatte er, um ſich Glauben zu verſchaffen, ſelbſt durchlöchert, und zeigte ihn allenthalben vor. Es gelang ihm auch an den meiſten Orten, ſein Mährchen geltend zu machen.

Nach dieſer Vorbereitung lauerte er ſeinem Nebenbuhler auf, der gewöhnlich des Sonntags in den Abendſtunden mit ſeiner Verlobten am Saume des Waldes ſpazieren ging. Die Liebenden erſchienen; Philipp erwartete ſie hinter dichtem Waldgebüſch, und jagte dem armen Jüngling eine Kugel ins Herz. Der Unglückliche ſtürzte nieder und verſchied.

Hannchen flog faſt ſinnlos nach dem Dorfe, und rief um Hülfe. Indeſſen eilte der Mörder heim, ſchlich durch die Hinterthür ins

Haus, versteckte die Kugelbüchse im Hofe, lief in seine Kammer, entkleidete sich schnell, und ging dann, scheinbar ruhig, in die Wohnstube, wo sich seine Aeltern befanden. Der Vater fragte ihn, ob er im Walde gewesen. Er sagte Nein, und gab vor: er habe, weil er sich unwohl gefühlt, in seiner Kammer geschlummert.

Während der Zeit ward Lärm im Dorfe. Man trug den Ermordeten ins väterliche Haus. Ein Wundarzt machte vergebliche Versuche, noch eine Lebensspur in ihm zu finden. Jedermann war über die Meuchelthat empört. Man rieth her und hin, wer sie verübt haben möge. Einige der Anwesenden, die Philipps Lüge von umher streifenden Wildschützen für baare Münze angenommen hatten, glaubten und behaupteten: Joachim sey von dergleichen Gesindel für einen Jäger angesehen und erschossen worden. Andere aber, die den wahren Thäter erriethen, schüttelten ungläubig den Kopf, ohne jedoch ihre Gedanken auszuspre-

chen. Auch der Pfarrer, der jetzt ins Trauerhaus trat, erinnerte sich sogleich, daß Philipp schon vor zehn Jahren einen tödtlichen Haß gegen Joachim gehegt und sein Leben bedroht hatte. Der würdige Mann war daher fest überzeugt, daß Jener der Mörder sey. Dennoch enthielt er sich, dessen Namen zu nennen, und sagte bloß: »Wehe dem Thäter! Er wird seinem Lohn nicht entrinnen.«

Indem er diese Worte sprach, drängte sich Philipp in die Stube herein, fragte mit frecher Hast, was vorgegangen sey, und fluchte dem Mörder. Der Pfarrer sah ihm scharf ins Gesicht; verstummend schlug er die Augen nieder, und entfernte sich schnell.

Des folgenden Tages, als man den Leichnam geöffnet und das tödtende Blei in ihm gefunden hatte, verbreitete sich das Gerücht, daß Philipp in der vorigen Nacht seines Vaters Pferd heimlich aus dem Stalle gezogen und sich damit unsichtbar gemacht habe.

Steckbriefe verfolgten ihn. Er ward ergriffen und, nach eingeſtandener That, enthauptet.

Das war das Ende eines Ruchloſen, der durch Peinigung wehrloſer Geſchöpfe ſein Herz verſteinert hatte. Der edle Menſch behandelt auch die Thiere mit ſchonender Sanftmuth, und das gefällt ihrem Schöpfer.

XIV.

Der kleine Held und sein Glück.

In Hindostan lebte vor alten Zeiten ein gewaltiger Riese, der sich mit Menschenfleisch nährte. Er war finster und gräßlich von Angesicht, hatte rothes, borstiges Haar, und weit aus dem Munde hervor stehende Zähne, die Schwertern glichen.

In der Stadt, wo er hauste, schuf er sich eine Wohnung aus Felsenwänden, die er in fernen Gebirgen mit Leichtigkeit losbrach, auf dem Rücken hinweg trug, und spielend, wie ein Kind sein Kartenhaus baut, zu einer großen Burg zusammensetzte. Darin schlief er den ganzen Tag, und man freute sich, wenn

man in einem weiten Umkreiſe das Schnauben ſeiner Naſe hörte, weil man dadurch überzeugt ward, daß er ſeinen Magen auf vier und zwanzig Stunden verſorgt hatte.

Es war dem trägen Unhold zu unbequem, wie ein hungriger Tieger auf den Raub auszugehen, und das erſte, beſte Menſchlein, das ihm in den Wurf kam, anzufallen und zu zerreißen. Er hatte in ſeiner Reſidenzſtadt die Einrichtung getroffen, daß man ihm täglich einen erwachſenen Menſchen oder zwei Kinder in den Rachen liefern mußte. Dieſe Obliegenheit ging von Haus zu Haus. Wer ſich aber nicht ſelbſt oder Weib und Kind opfern wollte, der konnte zu dieſem Behuf einen Sklaven kaufen. Das war großmüthig erlaubt, und das Ungethüm fragte nicht nach Stand und Namen des Schlachtopfers, das man ihm brachte, wenn es nur recht wohlgenährt war.

Als der Menſchenfreſſer ſchon die halbe Stadt durchgekoſtet hatte, traf das ſchreckliche

Loos, ihn zu bekösti̇gen, eine redliche, doch sehr arme Familie, die durchaus nicht vermögend war, einen fremden Stellvertreter zu kaufen. Rettungslos sahen also die Unglücklichen das Schicksal vor sich, mit ihrem eigenen Blute das Ungeheuer nähren zu müssen. Vater, Mutter und Tochter waren bereit, ihr Leben Preis zu geben, und wetteiferten viele Tage lang in dem edlen Erbieten, sich freiwillig dem Tode zu weihen, um die Geliebten zu retten.

In der Frühe des Opfertages legte der Hausvater ein Trauergewand an, umarmte Weib und Tochter, und küßte sein dreijähriges Söhnlein, das unter Allen am muthigsten war, und schon mehrmals seinen Aeltern den Rath gegeben hatte, den Riesen lieber todt zu schlagen, als sich von ihm verschlingen zu lassen. Indem aber der Vater jetzt, mit Thränen in den Augen und schmerzlichem Lebewohl, den Todesweg gehen wollte, sprangen Gattin und Tochter auf, umschlangen ihn, hielten ihn zu-

rück, und wollten ihr Leben für ihn opfern. Sie flogen nach der Thür, um sich, an seiner Statt, in des Ungethüms Höhle zu stürzen. Er ließ sie aber nicht von dannen, und sagte: »Es ist meine Pflicht, für Euch zu sterben, und ich könnte nur, mit Schande bedeckt, als ein feiger Böswicht leben.« Dennoch rangen sie fürder mit ihm, und das Kind umklammerte fest seine Knie, daß er keinen Fuß von der Stelle setzen konnte.

Während dieses Kampfes der Liebe war die Stunde gekommen, in welcher der Riese seinen Imbiß zu empfangen gewohnt war. Er hielt viel darauf, mit dem bestimmten Glockenschlage bedient zu werden, und brummte daher furchtbar, als er dießmal die gehörige Tagesordnung verletzt sah. Endlich erhob er sich von seinem Lager, trat an die Pforte der Felsenburg, und fragte mit donnernder Stimme: »An welchem Hund ist heute die Reihe, mich zu bewirthen?« Man nannte ihm jene Familie.

»Schlechte Aussicht!« rief er: »Das sind dürre Hungerleider! Und wenn ich auch allenfalls den größten und fettesten Vogel aus dem Neste bekomme, so hab' ich heute doch einen halben Fasttag. Aber ich bin ein gerechter Mann, ich trete nicht aus meinen Schranken, und will mich mit einem schmalen Bissen begnügen, wenn nur mein gegenwärtiger Heißhunger recht bald gestillt wird.«

Als er noch einige Minuten vergebens gewartet hatte, stampfte er so mächtig mit den Füßen, daß die ganze Stadt, wie von einem Erdbeben, erschüttert ward. »Heute muß ich mir meine Mahlzeit wohl selbst holen!« rief er aus, und setzte sich mit großen, schweren Schritten in Bewegung. Die Häuser wankten in den Straßen, durch die er ging, und wer den lebendigen Berg wandeln sah, ergriff die Flucht.

Als er in die Gegend kam, wo er seine Mahlzeit holen wollte, hörten die Unglückli-

chen, die sie ihm schuldig waren, die Erde dröhnen, und ein Blick aus dem Fenster überzeugte sie, daß der schreckliche Mahner vor der Thür sey. Der Hausvater wollte hinaus springen, und ihn mit seinem Leben bezahlen; aber seine Gattin und Tochter rissen ihn mit Gewalt zurück, und drängten ihn durch die Hinterthür aus dem Hause. Nur das Knäblein, das man in der Angst vergessen hatte, fand nicht für gut, den Fliehenden zu folgen. Er blieb unerschrocken in der Stube, und erwartete stehendes Fußes den grimmigen Feind.

Der Riese zerschmetterte mit einem Faustschlage die verschlossene Hausthür, duckte sich krumm zusammen, kroch in die Hütte, und brüllte das Kind an: »Wo ist dein Vater? Ich will ihn fressen.« Schnell hob der Knabe einen Strohhalm vom Fußboden auf, lief damit, als wär' er mit einer herkulischen Keule und mit Herkuls Kraft ausgerüstet, dem Go-

liath entgegen und fuhr ihn an: »Pack dich, du Isegrimm! sonst schlag' ich dich mausetodt!« — Diese Drohung ergötzte den Riesen dermaßen, daß er ein wieherndes Gelächter erhob, zugleich unbedachtsam mit dem Kopfe in die Höhe fuhr, die niedrige Stubendecke einstieß, das obere Stockwerk mit seinem eisernen Schädel durchbrach, und somit das ganze morsche Haus völlig zerstörte. Es stürzte krachend zusammen, und seine Trümmer erschlugen das Ungeheuer. Aber dem Knaben wölbte der große Leichnam eine Höhle, wo er von keinem fallenden Balken berührt wurde. Er verließ seine Freistatt unbeschädiget, und hüpfte lachend und jubelnd zu seinen Aeltern.

Unbeschreiblich war die Freude der Stadt, als sie sich von der Tyrannei des grausamen Menschenfressers befreit sah. Sie baute den armen Leuten, deren Haus ihn getödtet hatte, ein neues, und versorgte sie reichlich mit

Allem, was sie bedurften. Den kleinen Helden wählte man, als er erwachsen war, zum Oberhaupte der Stadt, und sein Muth beschützte sie so kräftig, daß sich kein neuer Tyrann darin festsetzen konnte.

XV.

Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht.

Die verwitwete Gräfin Allwing hatte ein armes Fräulein, die Tochter früh verstorbener Aeltern, zu sich genommen. Auguste, ein lebhaftes und muthwilliges Mädchen von siebzehn Jahren, erkannte jedoch die mütterliche Güte ihrer Tante nicht so herzlich, als recht und billig gewesen wäre. Im Gegentheil war sie im Kreise ihrer Gespielinnen undankbar genug, ihrer Wohlthäterin zu spotten, und allerhand possierliche Geschichtchen, die das leichtsinnige Wesen zum Theil selbst erdichtet hatte, von ihr zu erzählen.

Die gute Matrone, die schon tief im

Winter ihres Lebens ſtand, hatte ſich verſchiedene Sonderbarkeiten angewöhnt, die allerdings einem Fremden, der ſie zum erſten Mal ſah und beobachtete, lächerlich ſcheinen konnten. Sie war ungemein geſprächig, miſchte in ihr ſchlechtes Deutſch viel verbrauchte franzöſiſche Redensarten, nahm dabei fleißig Tabak, und bediente ſich im Hauſe einer alten, ſeltſamen Doſe, deren Deckel bei jedem Auf- und Zuklappen einen wunderlichen Ton von ſich gab. Auguſte beſaß die Naturgabe, die Stimme und die Geberden jedes Menſchen, den ſie nur eine halbe Stunde lang geſehen und belauſcht hatte, vollkommen nachzuahmen. Damit beluſtigte ſie oft ihre Geſellſchaften, und beſonders trat ſie in der Rolle der alten Tante ſtets mit dem größten Beifall auf.

Das erfuhr die Gräfin zwar nicht; es war ihr aber bekannt, daß ſich das Fräulein mit ſolchen Gaukeleien abgab, und eine Meiſterin darin war. Eine alte, von der Gräfin

sehr in Ehren gehaltene Kammerfrau hatte oft den Verdruß, daß sich Auguste keck vor sie hinstellte, und diesen Nachspott mit ihr trieb. Sie beklagte sich endlich bei ihrer Herrin darüber. Auguste bekam Verweise, sündigte aber noch bisweilen wider Willen, indem sie bewußtlos die Stimme der Kammerfrau annahm, wenn sie der Gräfin etwas erzählte, was jene gesagt hatte. Da gerieth die Matrone stets in heftigen Zorn, und stellte dem Fräulein vor: daß solcher Muthwille höchst tadelhaft sey, und sich jedermann vor Personen scheue, die dergleichen Gespött über Andere zu treiben pflegten. Diese Abmahnungen gingen zu einem Ohre hinein, zum andern hinaus. Auguste setzte ihr lustiges Spiel fort, und ergötzte ihre Freundinnen, die unendliches Vergnügen daran fanden, zuletzt mit einer Hauptposse, die jedoch für die Darstellerin selbst keine ergötzlichen Folgen hatte.

Die Gräfin ward einsmals von einer be-

freundeten Familie, die auf dem Lande wohnte, eingeladen, sich einen ganzen Sommertag bei ihr zu vergnügen. Sie entschloß sich schwer dazu, weil sie seit einigen Jahren die Mauern der Stadt nicht verlassen hatte. Endlich faßte sie Muth, setzte sich eines Morgens mit ihrer Kammerfrau in den Wagen, und fuhr nach dem Landgute jener Familie, das nur eine Meile von der Stadt entfernt lag.

Auguste nahm sich vor, den freien Tag recht zu benutzen, und sich länger, als ihr sonst vergönnt war, mit ihren Freundinnen zu vergnügen. Sie wollte sogleich nach der Grä-fin Abreise die Runde machen, und eine fröh-liche Zusammenkunft für den Nachmittag ver-abreden. Indem sie sich aber ankleidete, ließen sich zwei alte Damen, denen der Gräfin Land-reise nicht bekannt war, bei derselben zur Kaf-feestunde anmelden. Blitzschnell fiel Augusten ein Schwank ein. Sie ging ins Vorzimmer zu dem Bothen der Damen und sagte ihm: es

werde der Frau Gräfin sehr angenehm seyn, sie bei sich zu sehen.'

Das lose Mädchen wollte sie, in der Tante Gestalt, empfangen und bewirthen. Das war kein sonderlich schweres Unternehmen, weil das hohe Alter der beiden Damen ihr Gesicht und Gehör äußerst geschwächt hatte. Ueberdieß befand sich niemand im Hause, von dem vielleicht Hinderniß oder Verrath zu fürchten war. Die Kammerfrau und der Diener hatten die Gräfin begleitet, und die Köchin und das Stubenmädchen waren Augusten ergeben. Doch wollte sie auch Zuschauer bei ihrem Possenspiele haben. Sie lud deßhalb einige ihrer Freundinnen schriftlich ein, sie des Nachmittags zu besuchen, und lockte noch durch den Zusatz: daß sie, in Abwesenheit der Tante, das Kälbchen recht austreiben wollten.

Nach Tische ließ sie sich von einer in der Nähe wohnenden Schauspielerin ein greises Runzelgesicht auf die blühenden Wangen ma-

len, zog ein steifes Schleppkleid aus der Garderobe der Gräfin an, umhüllte ihre braunen Locken mit einer hochgethürmten Spitzenhaube, setzte eine Brille auf, und übte sich, die von der Gräfin zurück gelassene Tabaksdose gewohnter Maßen zu handhaben und ertönen zu lassen. Alles ging trefflich von Statten. Sie war, als sie sich in einem großen Spiegel besah, vollkommen mit ihrer Verwandlung zufrieden.

Die angemeldeten Damen — die Witwe eines Generals und die Witwe eines Hofmarschalls — erschienen. Auguste trippelte ihnen entgegen, und empfing sie mit einer so meisterhaft verstellten und der Tante nachgebildeten Stimme, daß ihnen nicht einfallen konnte, iemand anders, als ihre alte Freundin, die Gräfin Allwing, sprechen zu hören. Auch die blöden Augen der Matronen konnten den Betrug nicht entdecken, da sich besonders die vorsichtige Maske so weit, als mit Schicklich-

keit geſchehen konnte, von ihnen entfernt hielt, und die täuſchende Brille das gemalte Geſicht noch unkenntlicher machte. Der häufig knallende Doſendeckel ſetzte der kecken Mummerei die Krone auf.

Als die Gäſte Platz auf dem Sopha genommen hatten, ſah ſich die Generalin im Zimmer um und fragte: »Iſt Fräulein Auguſte nicht hier?«

»Nein, die Hummel iſt ausgeflogen;« antwortete die Komödiantin. »Eine alte, ehrwürdige Geſellſchaft iſt nicht nach ihrem Geſchmack. Sie converſirt nur gern mit der flüchtigen Jugend. Doch denken Sie zurück, Mesdames! Waren wir vor funfzig und mehrern Jahren nicht eben ſo leichtfertig?«

Die Matronen bejahten es mit ſchalkhaftem Kopfnicken.

Jetzt traten Auguſtens Freundinnen raſch herein, und ſtutzten nicht wenig, als ſie, anſtatt ihrer Vertrauten, die grämliche Tante

erblickten. »Ich bedaure sehr, meine schönen Fräulein,« rief sie ihnen entgegen, »Ihre Gespielin ist nicht hier, kommt aber bald; nehmen Sie indessen Platz.«

Die Falkenaugen der jungen Mädchen entdeckten indessen die wunderliche Verkappung, und lächelten einander zu. Auguste winkte ihnen, sich ruhig zu verhalten.

Ihr Gespräch mit den beiden Witwen ging nun wieder lustig fort.

Der wirklichen Gräfin Allwing bekam aber die Landluft nicht; sie ward unwohl, ließ bald nach der Tafel anspannen, stieg unbemerkt vor ihrem Hause ab, und trat, da ihre Dienerinnen ausspaziert waren, unaufgehalten ins Kaffeezimmer. Mit Entsetzen erblickte sie ihr Abbild, und taumelte zurück. Auguste sprang auf und floh in ein anstoßendes Gemach. Die beiden Damen, die bei hellem Tage ein Gespenst zu sehen glaubten, stießen vor Schrecken den Kaffeetisch um, und stürzten ihr nach

Auch die Fräulein wußten nichts beſſers zu thun, als ſo ſchnell als möglich den Ausreißern zu folgen.

Dieſes Getümmel hörte die Kammerfrau und ſprang herbei. Die Gräfin, auf einen Stuhl geſunken, winkte mit der Hand nach dem Zimmer, das die Entflohenen verbarg. Die Kammerfrau eilte hinein, erkannte ſogleich die muthwillige Auguſte, warf ihr, der ſie ohnedieß nicht gewogen war, zürnende Worte zu, und die beiden alten Frauen ermangelten ebenfalls nicht, ſich über die ihnen widerfahrene Verhöhnung ſehr mißfällig zu äußern.

Das Ende vom Liede war, daß die beleidigte Gräfin des folgenden Tages die Frevlerin, trotz Reue und Leid, aus dem Hauſe wies, und ihr Teſtament, in welchem ſie die Undankbare zur Haupterbin ihres anſehnlichen Vermögens ernannt hatte, zurück nahm. Die Ver-

lassene mußte sich nun mit Stickerei und ähnlichen Arbeiten kümmerlich nähren; denn niemand nahm sich ihrer an, da sie die Wohlthaten der Gräfin übel vergolten hatte.

XVI.

Christophs Feldzug.

In einer Mittelstadt des preußischen Staates ward, wie in der ganzen Monarchie, der im Jahre 1813 erschallende Aufruf zum Kriege gegen Napoleon mit Jubel empfangen. Alle Jünglinge, die sich zum Feldzuge tüchtig fühlten, eilten zu den nächsten Fahnen, um freiwillig, zu Fuß oder zu Pferde, zu kämpfen. Aeltern und Bräute jammerten; doch einstimmig ehrten sie den Muth der Braven, die für des bedrängten Vaterlands Freiheit ihr Leben wagen wollten.

Nur im Hause des reichen Bierbrauers Malz war man anders gesinnt. Christoph,

der

der erſtgeborene Sohn, ein derber Burſch von zwanzig Jahren, den die ganze Stadt, wegen ſeiner Wohlbeleibtheit, den dicken Töffel nannte, hatte nicht die geringſte Luſt, von den mütterlichen Fleiſchtöpfen zu ſcheiden, und ſich bleierne Pillen in den Leib jagen zu laſſen. Seine werthen, ebenfalls ſtandesmäßig breiten Aeltern billigten dieſe Abneigung vollkommen. »Ich haſſe die Franzoſen;« krächzte mit fetter Stimme der Vater; »Es ſind Weinſchläuche, verſchmähen den edlen Gerſtenſaft, und brächten's wohl endlich dahin, daß kein ehrlicher deutſcher Bürgersmann einen Krug Bier mehr bezahlen könnte. Aber dennoch iſt mir unſer Sohn zu lieb, als daß ich ihn dazu hergeben ſollte, das fremde Volk nach Hauſe zu hetzen.«

»Nein, um Gottes willen, nein!« ſchrie die Mutter, und ſchloß ihr liebes Töffelchen in die Arme.

»Ein Mann, ein Wort: du behältſt ihn!« ſagte der Vater. »Wir dürfen das aber nicht

an die große Glocke ſchlagen; wir müſſen vielmehr thun, als wäre Chriſtoph ganz toll und verſeſſen darauf, mit in den Krieg zu ziehen, und hätt' uns gepeinigt, ihn trefflich auszurüſten und beritten zu machen. Morgen iſt Roßmarkt; da kauf' ich das ſchönſte Pferd, das ich bekommen kann, und du, Frau, gehſt heute noch in den Tuchladen, und kaufſt zur Montur das feinſte Tuch, das zu haben iſt. Darüber entſteht Aufſehen; es wird in allen Häuſern davon geſprochen; man lobt unſern guten Bürgerſinn, unſere Vaterlandsliebe. Nun aber muß unſer Hausdoctor, von uns geſtimmt und beſtochen, allenthalben herum gehen und ſagen: ich begreife nicht, was Herr Malz denkt. Er will mit aller Gewalt ſeinen Sohn ins Feld ſchicken, aber der arme Menſch hat eine ſo ſchwache Bruſt, daß er die Kriegsſtrapatzen nicht acht Tage aushalten kann. Ich fühle mich, als Hausarzt, verpflichtet, den guten Leuten dringend vorzuſtellen, daß ſie

ihren kränklichen Sohn, der doch keine Heldenthaten verrichten kann, unnütz aufopfern würden. — Nach dieser Einleitung stellt uns der Doctor über Christophs Untüchtigkeit ein Attestat aus, und verbreitet in der ganzen Stadt: wir hätten uns entsetzlich gesträubt, es anzunehmen.«

Frau und Sohn lobten diesen Plan, und er ward ausgeführt.

Schon des folgenden Tages zeigte sich Christoph auf einem prächtigen Schimmel, und rief jedem Bekannten zu: »Sehd, das ist mein Dienstpferd! Ich denke, manchen Franzosen damit nieder zu reiten.« — Gutmüthige Saalbader priesen weitschweifig seinen Heldenmuth. Andere, die den feigen und bequemen Burschen kannten, lächelten schweigend.

Als er aber einige Tage weidlich geprahlt, der Arzt indessen seine Rolle gespielt und den Schutzbrief gegen Schwerter und Kanonen ausgefertiget hatte, begab sich der Braumeister

damit auf's Rathhaus, legte ihn der Obrigkeit vor, und beklagte sehr, daß dieser ärztliche Ausspruch seinem Sohne die Hände binde, das Schwert für's Vaterland zu ziehen. Das bedauerte der Magistrat gleichfalls, und die Sache war abgemacht.

Die muthigen Jünglinge flogen zum Kampfe. Christoph hielt sich, nach ihrem Abzuge, einige Tage verborgen, um keine Spottreden über sich zu veranlassen. Der Arzt posaunte indessen von Haus zu Haus: der junge Mensch sey vor Kummer halb wahnsinnig, daß er nicht, wie seine jungen Mitbürger, zum Schwerte greifen könne.

Nach Verlauf einer Woche schlich Christoph wieder aus seinem Versteck hervor, besuchte mit matten Schritten die Nachbarn, und klagte ihnen seine vorgebliche Noth. Man antwortete ihm hier und da: es sey allerdings sehr verdrießlich, einen so wichtigen Feldzug hinter dem Ofen machen zu müssen.

Er hielt sich ungefähr einen Monat ganz eingezogen. Dann aber schien es ihm, es sey Gras genug über seine Feigheit gewachsen, und er könne die Larve der Kränklichkeit ohne Bedenken von sich werfen. [redacted] besuchte nun wieder einen öffentlichen Lustgarten, wo sich die angesehensten Bürger der Stadt Abends versammelten. Sonntags brachten sie ihre Frauen und Kinder mit, und die erwachsenen Mädchen vergnügten sich mit allerhand Spielen. Töffel dachte: ich bin jetzt Hahn im Korbe, und werde bei den jungen Schönen mein Glück machen. Die Mädchen hatten sich auch wirklich schon zu Gunstbezeigungen vorbereitet. Sie hängten ihm, als er sich dahlend in ihrem Kreise herum drehte, ein halbes Dutzend Hasenschwänzlein unvermerkt hinten ans Kleid, und die Gassenbuben erhoben ein Jubelgeschrei, als sie ihn mit diesen Verdienstorden nach Hause gehen sahen.

Er nahm das schnöde Geschenk als einen

höflichen Spaß auf, und ließ sich dadurch nicht abschrecken, den Lustgarten ferner mit seiner Gegenwart zu beehren.

Als er sich eines Tages wieder dort blikken ließ, ward er von den losen Mädchen aufgefodert, ihnen die neuesten Kriegsbegebenheiten zu erzählen, weil er doch, wie sie sagten, gewiß im Geiste mitfechte, und immer die frischesten Nachrichten von der Armee erhalte. Er war einfältig genug, den Stich nicht zu fühlen, sondern versicherte treuherzig, er wisse kein Wort davon. Auch mit andern Geschichten, die man von ihm verlangte, konnte er nicht dienen. »Nun so will ich eine Novelle zum Besten geben,« sagte des gelehrten Cantors schelmische Tochter. Man setzte sich um sie her, und sie begann:

»Ein mächtiger Löwe, der eine große Waldwüste beherrschte, gerieth mit einem Gränznachbar, einem eben so gewaltigen Thierkönig, in Unfrieden und beschloß, ihn zu be-

kriegen. Sein Feldmarſchall, ein alter Bär, erhielt Befehl, das Kriegsheer zu verſammeln und zum Einfall ins Reich des Feindes zu ordnen. Das ſoll geſchehen, grummte der graue Held, und Euer tapferes Volk wird ſiegen.' Nur die Haſen — die verdammten feigherzigen Haſen — müſſen wir zu Hauſe laſſen. Die Wichte halten nicht Stand, und bringen durch ihre Flucht das ganze Heer in Unordnung. — Ho! ho! das ſollen ſie wohl bleiben laſſen! ſagte der König. Ordnet vor und hinter ihnen eine Schaar Wölfe, und befehlt dieſen, jeden Schuft, der davon läuft, auf der Stelle zu zerreißen.

Dieſes Gebot behorchte ein wohlgenährter Rammler, der feigſte ſeines Geſchlechts. Zitternd faßte er ſogleich den Entſchluß, ſeine Haut in Sicherheit zu bringen. Er lief windſchnell über hundert Meilen, bis er in eine von Menſchen bewohnte Gegend kam. Da ſah er am Wege ein großes Haus; es war

ein Brauhaus. Er hoffte darin eine Freistätte zu finden. Das Thor stand offen, er lief hinein, versteckte sich hinter ein ungeheures, im Hofe stehendes Faß, und hielt sich da, hungernd und durstend, einige Tage verborgen. Eines Morgens aber erblickten ihn zwei Brauknechte, schlugen ihn todt, und er ward, zum Festschmaus für die rohen Gesellen, an den Spieß gesteckt. Zu gleicher Zeit kehrte das Kriegsvolk seiner Heimath, nach einem kurzen, glücklichen Feldzuge, mit Lorbern heim, und sogar seine Brüder, die Hasen, wurden mit Ehren empfangen, weil sie, aus Furcht vor dem Rachen der Wölfe, in Reih' und Glied ausgehalten hatten.« —

Dießmal erkannte sich der Pinsel denn doch als das Häschen der Fabel, und verließ mit einem sauern Gesichte den Garten. Ein brausendes Gelächter, wie man es sich wohl in kleinen Städten erlaubt, schallte ihm nach.

Seitdem enthielt er sich der Gartenbesuche,

und ging überhaupt wenig aus, weil ihn jedermann wunderlich anſah oder wohl gar ins Geſicht lachte. Am Ende zog er ſich ganz, wie eine Schnecke, in ſein Haus zurück. Aber auch dieſe Maßregel ſchützte ihn nicht vor Pasquillen, die des Nachts an ſeine Hausthür geheftet wurden. Vater Malz ergrimmte höchlich darüber, ohne jedoch ſeinen geliebten Sohn von dergleichen Unbilden retten zu können.

So ſtanden die Sachen noch in den erſten Tagen des Monats April 1814, als die erfreuliche Nachricht von der am 31ſten März erfolgten Einnahme der Stadt Paris das Land durchflog. Da ſprang dem Alten ein glücklicher Gedanke in den Kopf. »Höre, Mutter!« ſprach er zu ſeiner Frau: »es iſt höchſt nöthig, unſern von der ganzen Stadt verſpotteten Sohn wieder zu Ehren zu bringen, und es zeigt ſich jetzt eine gute Gelegenheit, daß er ſich ohne die geringſte Gefahr an die Armee anſchließen kann. Ganz Frankreich iſt nun in

den Händen der Preußen und ihrer Bundesgenossen; Christoph kann also nach Paris reisen, ohne daß ihn ein Hund anbellt. Kommt er, mit Gottes Hülfe, dort glücklich an, so meldet er sich bei dem Feldmarschall, und bittet um Einstellung in ein Regiment. Die wird man dem hübschen Jungen mit Freuden gewähren. Er verrichtet dann vielleicht einen Wachdienst, kehrt nach sechs oder acht Wochen glorreich mit der Armee zurück, und wird, wie seine Kameraden, mit Jubelgeschrei und Lorberkränzen empfangen.«

»Weißt du aber auch gewiß, daß ihm in dem gefährlichen Paris nichts Schlimmes begegnen kann?« fragte die ängstliche Mutter.

»Was soll ihm begegnen?« sagte der Vater. »Die Franzosen sind auf's Haupt geschlagen; sie mucken nicht.«

Christoph ging nun, sorgfältig eingemantelt und mit Lebensmitteln reichlich versehen, mit der Post ab, und erreichte, bei er

wünſchtem Wohlſeyn, die franzöſiſche Gränze. Aber einige Meilen hinter derſelben verließ ihn ſein Schutzgeiſt. Ein Trupp bewaffneter Bauern hielt den Poſtwagen an, und fragte nach Stand und Namen der Reiſenden. »Ich bin preußiſcher Soldat!« ſagte Chriſtoph ſtolz, und legte die Hand an den Säbel. »Gebt das Ding her!« riefen lachend die Bauern: »Ihr ſeyd unſer Gefangener!« — Da half nun weder Trotz noch Bitte; er ward entwaffnet, und ins Gemeindehaus des nächſten Dorfes geführt, wo man ihn einſchloß und bewachte. Dabei bewirthete man ihn ſo nachläſſig und unerfreulich, daß ihm nur der wüthendſte Hunger die vorgeſetzten Speiſen einnöthigen konnte.

Zum Glück dauerte dieſe verdrießliche Gefangenſchaft nur einige Tage. Dann bewirkte die indeſſen eingetretene vollſtändige Waffenruhe ſeine Entlaſſung. Aber das ihm abge-

nommene Reiſegeld erhielt er nicht wieder. Er mußte ſich in ſeine Vaterſtadt zurück betteln, und ward, als er dort ganz abgehungert einzog, weidlich ausgelacht. Das war ſeiner Bequemlichkeit und Feigheit gerechter Lohn!

XVII.

Die Sonnenfinsterniß.

Herr Stahlberg, der bekannte reiche Mann in Berlin, hatte eben sein großes steinernes Reich in der Friedrichsstraße durchwandelt, und den Insassen, die er als seine Unterthanen zu behandeln pflegte, theils neue Gesetze vorgeschrieben, theils höhere Schatzung auferlegt, und setzte sich nun vergnügt an seinen Schreibtisch, um die Vermehrung seiner Einkünfte zu berechnen. Da trat Julius, sein zwölfjähriger Sohn, mit einem Zeitungsblatte in der Hand, rasch ins Zimmer, und sagte gebieterisch: »Vater, gieb Geld! Es werden hier in der Zeitung schwarze Gläser zur

Beobachtung der morgenden Sonnenfinſterniß ausgeboten. Ich muß eins haben; gieb geſchwind ſechzehn Groſchen Courant!«

»Du biſt nicht klug, du heilloſer Verſchwender!« fuhr ihn der Vater grimmig an. »Denkſt du, ich finde das Geld auf der Straße?«

»Stell' dich doch nicht ſo arm!« verſetzte Julius. »Du haſt ja vorhin die Mietben im Hauſe geſteigert. Die Weiber ſtehen unten auf der Hausflur beiſammen, und jammern und wehklagen.«

»Das machen die Weiber nicht anders!« ſagte der Alte. »Warum horchſt du hin? — Und was haſt du nach der Sonnenfinſterniß zu gaffen? Davon wird man nicht ſatt, nicht reich. Ich glaub' auch noch gar nicht, daß ſie morgen kommt. Die Kalendermacher lügen; das iſt bekannt. Und ſtellt ſie ſich auch allenfalls ein, und du mußt durchaus nach ihr gukken, ſo kann das durch ein kleines, ſchwar-

geräuchertes Stückchen Glas geschehen. Zerbrich aber nicht etwa eine Fensterscheibe deßhalb, und verdampfe kein ganzes Scheit Kienholz. Ein Splitterchen ist genug. Hörst du?«

Der wohlgerathene Sohn, der brummend davon lief, hatte große Lust, sich mit langen Fingern in den Besitz des verweigerten Geldes zu setzen; aber die väterlichen Kassen waren so fest verwahrt, daß er ihnen nicht beikommen konnte. Verdrießlich sah er sich nun nach einer Glasscherbe um. Da er jedoch keine sogleich fand, zerschlug er die erste beste Fensterscheibe in einer Hinterstube, lockte die Hauskatze hinein, und verschloß sie darin, um den Verdacht des angerichteten Schadens auf sie zu wälzen. Das unschuldige Thier mußte bis den andern Morgen in seinem Gefängnisse hungern, erhielt dann, als Herr Stahlberg zufällig in die Stube kam und das zerbrochene Fenster bemerkte, unbarmherzige Schläge, und der wahre Thäter blieb verborgen.

Zwey
Lustspiele

von

A. F. E. Langbein.

Liebhaber, wie sie sind und wie sie seyn sollten; in fünf Akten.

Die Todtenerscheinung; in einem Akte.

Liebhaber, wie sie sind

und

wie sie seyn sollten.

Ein

Lustspiel

in fünf Akten,

von

A. F. E. Langbein.

Leipzig,
im Verlage der Dykischen Buchhandlung.
1788.

Ex
Bibliotth. Regia
Berolinensi.

Mein erſter Verſuch in dieſem Felde, wobey Farquhar's Luſtſpiel: The conſtat Couple; or, a Trip to the Jubilee, zum Grunde liegt.

Als ich im Herbſt vorigen Jahres damit fertig war, kam ein Freund aus Wien zurück, erzählte mir von einer daſelbſt geſehenen Vorſtellung eines neuen Luſtſpiels von Herrn Schröder: Der Ring, betitelt, und brachte den, für das Nationaltheater, veranſtalteten Abdruck mit. Ich las, und was fand ich? Eine Bearbeitung — meines Originals.

Voll Verdruß warf ich mein Manuſcript unter den Tiſch. Nachdem ich aber jenes

Stück ganz zu Ende gelesen hatte, holt' ich's wieder; denn nun war ich überzeugt, daß beide sehr füglich neben einander bestehn können.

Die Ursache davon liegt in dem glücklichen Umstande, daß ich von der doppelten Intrike des Originals nur eine beybehalten, und die dadurch entstandenen Lücken des Plans durch eigne Erfindungen ausgefüllt habe. Der Dialog ist fast ganz mein Werk. Wo ich ja dem Engländer gefolgt war, fand ich immer Herrn Schröder auch, und nun wich ich ihm, oft mit Aufopferung der launigsten Stellen, wieder aus.

Durch alle diese Abänderungen ist mein Lustspiel beynahe selbst Original geworden. Wenigstens ist jeder Zug von Aehnlichkeit, mit Herrn Schröders Ring, so verwischt, daß unter funfzig Lesern oder Zuschauern kaum zwey oder drey die Verwandschaft bemerken

würden, hätt' ich nicht selbst ehrlich gestanden, daß beide Kinder Einen Großvater haben.

Wenn übrigens Murrköpfen, und Liebhabern weinerlicher Komödien, der lustige Ton dieses Stücks nicht behagt, so mögen sie bedenken, daß es für sie nicht geschrieben ist. Dresden, im September 1787.

Perſonen.

Luiſe Buchau.

Hauptmann Hohwald. }
Kaufmann Spargut. }
Warnick, deſſen Vetter. } Luiſens Liebhaber.
Specoſſer. }
von Simpel. }
Simpel, deſſen Bruder. }

Suschen, Luiſens Kammermädchen.
Röschen, Aufwärterin im Gaſthof.
Chriſtian, Luiſens Bedienter.
Thoms, ein Bothe.
Anne, ſeine Frau.
Schnapp, ein Lohnbedienter.
Ein Stockmeiſter, mit Wache.

Erſter Akt.

(Die Scene, das Gaſtzimmer eines Wirthshauſes.)

Erſter Auftritt.

Röschen (mählt Kaffee.) Warnick (tritt eben herein.)

Warnick.

Gut, Röſel, daß ich dich allein treffe.

Röschen. Nun, wozu iſt das gut?

Warnick. Erſtens, dich zu kuſſen —

(kuſſt ſie.)

Röschen. Pfuy doch!

Warnick. Zweytens, dich auf einen Besuch meines ehrsamen Onkels vorzubereiten.

Röschen. Soll ich mich etwa seinetwegen anputzen?

Warnick. Nicht doch; du sollst nur machen, daß er mich nicht ausputzt.

Röschen. Warum haben Sie denn das zu befürchten?

Warnick. Wenn er bemerkt, daß ich schon hier im Hause bekannt bin.

Röschen. Viel Ehre für unser Haus, daß Sie sich seiner Bekanntschaft schämen.

Warnick. Mädel, verdreh mir nicht die Worte! Du weißt, wie geitzig mein Onkel ist.

Röschen. Nun?

Warnick. Täglich prägt er mir ein: Wende jeden Pfennig zehnmal um, eh du ihn ausgiebst.

Röschen. Solche Sparsamkeits-Prediger sind das Unglück der Wirthshäuser.

Warnick. Bey mir spricht er zwar in den Wind; weil ich aber von ihm zu erben hoffe —

Röschen. Aha!

Warnick. Muß ich thun, als ob ich den

Honig der Weisheit, der von seinen Lippen träuft, gierig einschluckte.

Röschen. Sie wären mir ein lieber Vetter.

Warnick. Und du mir ein liebes Mühmchen. Doch Scherz bey Seite! Mein Onkel darf durchaus nicht wissen, daß ich manches Thälerchen hier verspiel' und verpunsche.

Röschen. Ich werd's ihm gewiß nicht sagen.

Warnick. Nur einmal deine Augen dürfen verrathen, daß sie mich jemals gesehn haben.

Röschen. Lassen Sie das Ihre kleinste Sorge seyn. Wir Mädchen haben nichts so sehr in unserer Gewalt, als die Augen. Ich will Sie begucken, wie ein Thier aus der neuen Welt.

Warnick. Du bist ein pfiffiges Ding, das weiß ich schon.

Röschen. Was will aber eigentlich der Herr Onkel hier?

Warnick. Er ist nebenan auf der Accise im Verhör, weil er sich bey einem verbotenen Waaren-Einschleif hat fangen lassen.

Röschen. Das gönn' ich ihm.

Warnick. Ich muste' ihn begleiten, und dann befahl er mir, seine Rückkunft hier zu erwarten.

Röschen. Machten Sie denn keine Einwendungen?

Warnick. Das kannst du denken. Ich schimpfte gewaltig auf Wirthshäuser, nannte sie die Heimath böser Sitten —

Röschen. Und dennoch schickt' er Sie her?

Warnick. Ja, damit ich nicht in der Kälte stehn sollte. Um ihm nicht durch übertriebene Weigerung Verdacht zu geben, ging ich endlich, und nun reut's mich auch nicht —

Röschen. Wie so?

Warnick. Weil ich so was erhaschte. (küßt sie.)

Röschen. Ih! der Onkel sieht's.

Warnick. Närrchen! Den haben die Acciegeister noch in der Klopfe. — Für wen mählst du Kaffee? Habt ihr Gäste?

Röschen. Kurz, ehe Sie kamen, stieg ein gewisser Hauptmann Hohwald hier ab.

Warnick. Hohwald? Wo ich nicht irre, kennt ihn mein Onkel.

Röschen. Ein junger, hübscher Mann.

Warnick. Daß ihr Mädchen doch gleich darnach sehn müßt! — Nun geh, mache deinen Kaffee. Wenn dich mein Alter bey mir träfe —

Röschen. Er dächt' er wohl gar, ich verführte das unschuldige, fromme Kind.

(Geht lachend ab.)

Zweyter Auftritt.

Warnick.

Nun muß ich mich wieder in meine Sittsamkeit werfen, und den Gellert hervorsuchen. (Setzt sich, nimmt ein Buch aus der Tasche und liest.) Ja, hier sollen nun geistliche Lieder stehn, aber ich seh' und lese nichts, als — Luise, Luise. — O Mädchen, Mädchen, wenn du nur nicht so entsetzlich spröde wärst, und alle meine Briefe uneröfnet zurück schiktest! — Schon ein Vierteljahr geh ich dir nach, ohne noch ein Wort mit dir gesprochen zu haben — Hast du denn — Wetter! mein Onkel. (Er liest.)

Dritter Auftritt.

Spargut. Warnick.

Spargut (im Hereintreten.) Schon wieder so

fleißig? Das ist wahr, Vetterchen, an dir erlebt man seine Freude. Was hast du denn da für ein schönes Buch?

Warnick. Gellerts geistliche Lieder.

Spargut. Recht so! Bleib dabey, und lies mir keine Romänchen und Komödienbücher, wie andre lockre Gesellen deines Alters, für die du ein wahrer Tugendspiegel bist.

Warnick. Was Gutes an mir ist, verdank' ich Ihrem lehrreichen Beyspiel. — Ist Ihr verdrüßliches Geschäft abgethan?

Spargut. Abgethan; aber wie? Mich wundert, daß ich noch Hemd' und Rock habe. Es ist keine Barmherzigkeit unter solchen Leuten.

Warnick. Vielleicht wird einst ein höherer Richter —

Spargut. Das bedenken dergleichen Weltmenschen nicht. — Hast du schon etwas genossen?

Warnick. Nein; ich dank' auch für alles.

Spargut. Etwas verzehren müssen wir, denn heimlich fortschleichen läßt sich nun einmal nicht. Willst du Schokolade, oder ein Gläschen wider den bösen Nebel?

Warnick. Soll ich ja etwas trinken, so

bitt' ich um eine Tasse Thee. Hitzige Getränke erwecken böse Begierden.

Spargut (ruft hinaus.) Thee und ein Glas Liqueur!

Warnick. Kennen der Herr Onkel einen Hauptmann Hohwald?

Spargut. Ja. Ein braver Mann, nur hohl im Beutel. Warum fragst du?

Warnick. Er ist vorhin hier abgetreten.

Spargut. Hm! hm! Was mag denn der hier wollen? — Der Windbeutel Sprosser — du kennst ihn doch? — soll auch gestern wieder angekommen seyn. — (Röschen bringt das verlangte.) Nun, Karlchen, trinke!

Vierter Auftritt.

Sprosser. Hauptmann Hohwald. Spargut. Warnick. Röschen.

Sprosser (noch lauernd, im Ton einer unvermutheten Zusammenkunft.) Was Teufel! Freund Hohwald, Sie hier? — (Sprosser und Hohw. treten herein.) Der heutige Tag muß für mich höchst glücklich werden, da mir gleich beym ersten

Ausgange so ein alter, braver Freund aufstößt.

Hauptmann. Fürchten Sie das Gegentheil, lieber Herr Sprosser. Ich bin warlich! kein Glücksvogel.

Sprosser (der Spargutten erblickt und ihm die Hand reicht.) Sieh da, wieder ein alter Bekannter.

Hauptmann. Auch der meinige. Wie befinden Sie sich?

Spargut. Zu Dero schuldigsten Diensten.

Sprosser. Ih! auch Herr Warnick. Befinden sich doch wohl?

Warnick (macht ein stummes Compliment und liest fort.)

Sprosser. Ich kannte Sie allerseits auf Ehre! nicht gleich, mußte mich erst besinnen. Man sieht auf Reisen so viel neue Gesichter —

Spargut (ihm halblaut ins Ohr.) Daß man wohl gar alte Wechsel darüber vergißt.

Sprosser (eben so.) Pst! Stille! Sie sollen das Bagatell in einigen Tagen haben. (Laut zu Röschen, die an der Thüre steht.) Eine Tasse Schokolade, Mädchen.

Röschen. Zu Befehl. (Geht ab.)

Sprosser (zum Hauptmann, der bisher nachdenkend auf und abgegangen.) Warum so in Gedanken, Freund Kriegsgott?

Hauptmann. Ein abgedankter Offizier hat's Ursach.

Sprosser. Abgedankt?

Spargut. Der Herr Hauptmann abgedankt? Wie geht das zu?

Hauptmann. Sehr natürlich. Der drohende Krieg wurde, wie bekannt, mit Federn ausgefochten, und unser Regiment überflüßig.

Sprosser. Lassen Sie's gut seyn Sie können nun mit deste mehr Diensteifer der Fahne der Liebe folgen. — Was machen die hübschen Mädchen hier?

Hauptmann. Das wissen Sie vermuthlich besser als ich, der ich nur itzt angekommen bin.

Sprosser. Ich auch, Schatz, ich auch. Erst gestern Abend hab' ich meine Reisen vollendet, und mein erster Gang in der Stadt war hierher, um zu frühstücken.

Röschen (bringt Sprossern Schokolade und geht wieder ab.)

Hauptmann. Wie lange waren Sie —

Sprosser (der indessen die Schokolade kostet.) Im-

sauer Trank! In Paris weiß man sie besser zu machen — Was beliebten Sie zu fragen?

Hauptmann. Wie lange Sie auf Reisen waren?

Sprosser. Volle sechs Monate.

Hauptmann. Und sind gewesen?

Sprosser. In Frankreich und England.

Hauptmann. Sie müssen sich brav dazu gehalten haben, um alle Merkwürdigkeiten zu besehn, und überhaupt mit Nutzen zu reisen.

Sprosser. Hm! was man Merkwürdigkeiten und mit Nutzen reisen nennt. Freylich blieb ich nicht auf Bibliotheken den Staub von Manuscripten, gab mich nicht mit Hack und Mack ab, um Volkscharakter zu studieren, und so weiter: Ich that blos, was sich für einen Mann von Welt schickt; besuchte Mädchen und Assemblees —

Spargut. Was hat Sie aber, wenn man fragen darf, von Ihrer vorgehabten Reise nach Italien abgehalten?

Sprosser. Amor, der Schelm.

Hauptmann. Also ein Mädchen hier in der Stadt war der Magnet, der Sie so bald wieder herzog?

Sprosser. Ja, lieber Hauptmann; aber was für ein Mädchen? O ein süsses Geschöpf, in dessen Schlafzimmer ich vermuthlich schönre Sachen als im Vatikan sehn werde. — Ich hätte für mein Leben gern einen Abstecher nach Welschland gemacht; aber in unzähligen Briefen bat mich meine Luise —

Hauptmann (heftig.) Luise? Welche Luise?

Sprosser. Luise Buchan.

Hauptmann (vor sich.) Tod und Hölle!

Spargut (eben so.) Verflucht! mein kleiner Abgott!

Warnick (läßt vor Schrecken sein Buch fallen.)

(Zugleich.)

Sprosser (sieht Einen nach dem Andern an.) Der Name scheint Ihnen aufzufallen, meine Herren. Kennen Sie mein Liebchen, Hauptmann?

Hauptmann. Ja — so halb und halb. Empfehle mich. (Geht schnell ab.)

Sprosser. Warten Sie doch! Ich will Ihnen sagen — (Folgt ihm.)

Fünfter Auftritt.

Spargut. Warnick. Hernach Röschen.

Warnick. Ein unausstehlicher Sausewind.

Spargut. Ein infamer Windbeutel, der mir schon lange zweyhundert Thaler auf Wechsel schuldig ist, die ich aber noch heute durch Güte oder Recht eintreiben will.

Warnick. Solchen Thoren muß man nun in öffentlichen Häusern zuhören.

Spargut. Und noch obendrein bezahlen.

Warnick. Es ist doch nirgends besser, als zu Hauſ' in der Einsamkeit.

Spargut. Ja, liebes Karlchen. Aber sage mir doch — es fällt mir gleich wieder ein — was widerfuhr dir denn vorhin, wie Sprosser die Mamsell Buchan nannte? Du entfärbtest dich, und dein Buch fiel dir aus der Hand. Wandelte dich etwa eine Uebelkeit an?

Warnick. Nein, bester Herr Onkel! Ich war in Betrachtungen über einen hinreissend schönen Gedanken meines Gellerts so vertieft, daß mir das Buch entsank. Mir ist aber, als

wenn der Herr Onkel zur nämlichen Zeit etwas erſchrocken und verblaßt wären?

Spargut. Blos deinetwegen, mein Kind. Ich dachte wirklich, es ſtieße dir etwas zu.

Warnick. Nein, dem Himmel ſey Dank!

Spargut. Das iſt mir lieb. Wir wollen unſere Zeche nun richtig machen. — Heh da! (Röschen kömmt.) Was sind wir ſchuldig?

Röschen. Vier Groſchen.

Spargut. Nicht zu wenig. Hier!

Röschen. Sprechen Sie uns bald wieder zu!

Spargut. Sind's eben nicht Willens. (Ab mit Warnick, der Röschen, hinter Sparguts Rücken, Küſſe zuwirft.)

Röschen. Uh! das iſt ein garſtiger Filz! Meinetwegen komm du vor dem Nimmermehrstag nicht wieder. An ſolchen alten Knickern liegt mir ſo nichts.

(Ab.)

Sechster Auftritt.

Sprosser (von der andern Seite zurückkommend.)

War's doch, als ob ich unter Sperlinge schösse. Der Hauptmann verschloß sich in sein Zimmer; die übrigen Herrschaften sind auch fort. — Ha ha ha! ich glaube, daß die ganze werthe Gesellschaft, wenigstens der Hauptmann, in Luisen geschossen ist. — Armer Held, laß dir nicht beygehn, mein Nebenbuhler zu seyn. Kannst du schmeicheln, tanzen, tändeln und auf Schooshündchen Verse machen? — Nein. Bist du in Paris gewesen? — Nein. Kennst du das Journal der Moden auswendig? — Nein. Nun so mangelt dir ja wahrhaftig! alles, was dich bey den Damen empfehlen könnte. — Aber der Henker! was fällt mir itzt ein? Der Hauptmann kann fechten. — Wie? wenn er mich nun herausfodert? — Höre, Sprosserchen, überlege dir das recht! Du liebst Luisen, das ist wahr: Aber den ehrlichen, gesunden Herrn Sprosser liebst du noch mehr. Luise ist ein schönes Mädchen; doch ein Hieb über die Nase,

oder ein Schuß in den Leib ſind verdammt häßliche Dinger.

Siebenter Auftritt.

von Simpel. Sproſſer.

v. Simpel (tafelt herein.) Ergebenſter Diener.

Sproſſer. Serviteur.

v. Simpel. Um Vergebung, iſt ein gewiſſer Simpel aus Walldorf hier angekommen?

Sproſſer. Seit ich da bin, nicht.

v. Simpel. Es iſt mein Bruder, den ich erwarte.

Sproſſer. So?

v. Simpel. Jedoch nur in Anſehung der Geburt, nicht des Standes; denn ich bin, ohne Ruhm zu melden, geadelt.

Sproſſer. Mein Herr von Simpel, Ihre Bekanntſchaft freut mich.

v. Simpel. Dero werther Name?

Sproſſer. Iſt Sproſſer.

v. Simpel. Herr von Sproſſer?

Sproſſer. Bitt' um Verzeihung.

v. Simpel. O es hat nichts zu sagen!

Sprosser. Das denk' ich auch.

v. Simpel. Sie haben vermuthlich ein gutes Plätzchen in einem hiesigen Collegio?

Sprosser. Nein, ich bin ein freyer Weltbürger. Madam Fortuna hat mir so viel gegeben, daß ich ganz nach eigner Willkühr leben kann.

v. Simpel. Derselbe Fall bey mir.

Sprosser. Alle Fesseln, wären sie auch noch so sanft und leicht, sind mir unerträglich. Ich muß frey, wie ein Vogel in der Luft, heute hier, und morgen, wenn mir's gefällt, auf dem Wege nach Japan seyn können.

v. Simpel. Ganz meine Gesinnungen. Haben Sie schon die Welt gesehn?

Sprosser. Ein gutes Theilchen davon, Frankreich und England.

v Simpel. O mein Scharmanter, so können Sie mir einige längst erwünschte Nachrichten geben.

Sprosser. Mit Vergnügen.

v Simpel. Sind die Wege von hier nach Paris und London gut?

Sprosser. Gut und schlecht, wie alles in

der Welt. — Sie haben gewiß auch ein Lüftchen hin?

v. Simpel. Ich kann nicht läugnen.

Sprosser. Haben wohl auch bereits Anstalten dazu getroffen?

v. Simpel. Allerdings. Unter andern Reisegeräthen hab' ich mich mit guten Taschenpistolen und einer Luftmaschine versehn.

Sprosser. Pistolen sind auf der Reise nicht übel, aber —

v. Simpel. Nicht allein auf der Reise, sondern auch in Gesellschaften. Gesetzt, ich reise nach Italien, und bin auf einem Ball' in Rom; eine schöne Donna winkt mir: »Pst! pst! junger Herr!« Sie verläßt den Saal; ich folge; wir kommen auf die Straße; dort überfällt mich ein Nebenbuhler; der Kerl schimpft welsch; ich geb' ihm eine deutsche Ohrfeige; er zieht den Dolch; ich mein Terzerol, spanne knips! knaps! den Hahn, schieße puff! den Grobian, wie einen tollen Hund, vor den Kopf, und ruhe dann in den Armen meiner Göttin.

Sprosser. Bravo, bravo! (Vorsich.) Ueber den Pinsel! (Laut.) Wozu wollen Sie aber die Luftmaschine brauchen?

v. Simpel. In tausend Fällen. Zum Exempel: Mein Schif scheitert, Mann und Maus ertrinkt, mein Herr von Simpel aber setzt sich ganz ruhig in seine Luftgondel, und segelt ins trockne Land. — Oder ich verliebe mich in eine schöne Italienerin; der Herr Papa lebt und steckt sie ins Kloster; was thut nun mein pfiffiger Herr von Simpel? Husch! entführt er sie auf seinem Luftwagen daraus.

Sprosser. Ha ha ha! das ist dem alten Isegrimm recht.

v. Simpel. Ja, was soll ich da lange fackeln?

Sprosser. Sie reisen also — denn jeder Reisende hat doch einen gewissen Zweck — eigentlich verliebten Abenteuern nach?

v. Simpel. Auch den schönen Wissenschaften. — Wo blüht wohl itzt die Dichtkunst am meisten?

Sprosser (vor sich.) Ob er sich wohl eine Nase drehn läßt? (laut.) In Holland.

v. Simpel. Wirklich?

Sprosser. Holland hat die größten Dichter, die je gelebt haben, und leben werden.

v. Simpel. Was Sie sagen! — Nun ich

danke für die Nachricht, und empfehle mich zugleich. Ich habe vor meiner morgenden Reise noch tausenderley zu thun; muß bey meinem englischen Sprachmeister noch eine Lection abwarten, von meiner Braut Abschied nehmen —

Sprosser. Sie haben eine Braut? Darf man fragen —?

v. Simpel. Eine gewisse Mamsell Buchau.

Sprosser. Buchau? Luise Buchau? Unmöglich!

v. Simpel. Nicht wahr, Sie wundern sich, daß ich mich zu einer Mißheirath herablasse? Gewisse Umstände — Erlauben Sie, daß ich davon schweige. Adieu, mein Bester!

(Geht ab.)

Achter Auftritt.

Sprosser. Hernach Röschen.

Sprosser. Auch dieser Schafkopf mein Nebenbuhler? Die Buchau müßte toll seyn, wenn sie den Narren nie verspeyte. Doch wie läßt sich das denken? (Betrachtet sich mit Selbstgefälligkeit.) Heh da, Röschen!

Röschen (kommt.) Was befehlen Sie?

Sprosser. Kennst du den Herrn, der eben wegging?

Röschen. Ich werde doch wohl den Herrn von Simpel kennen. Haben Sie ihn denn nie in des Kaufmanns Sparguts Laden gesehn?

Sprosser. Nein. Was sollt' er auch da gemacht haben?

Röschen. Er verkaufte Zucker, Kaffee und dergleichen.

Sprosser. Wer? Der Herr von Simpel? Ein Edelmann?

Röschen. Ey bewahre! Nicht der Herr von Simpel, sondern Moritz Simpel. Sein Adel ist noch ganz neubacken. Als ein ehrlicher Pachtersohn und wohlbestallter Kaufmannsbursche, gewann er vor einem halben Jahre das große Loos in der Braunschweiger Lotterie, kaufte sich einen Adelsbrief, und hing Waag' und Gewicht an den Nagel.

Sprosser. So ist das Ding? Der Ladenprinz muß sich in einen See von Rosenwasser getaucht haben, daß man ihm den schwarzen und gelben Tabak nicht mehr anriecht. — Ade, Röschel. Schreib an!

(Geht ab.)

Neunter Auftritt.

Röschen.

Schon wieder anschreiben? — Er fängt's an, wo er's gelassen hat. Es ist doch Sünd' und Schande, daß so ein Großthuer in der halben Welt herum Wind macht, und in seiner Vaterstadt drey lumpige Groschen schuldig bleibt. (Sie schreibt an eine Tafel an.) Nu, was trappelt denn schon wieder draussen? (Geht nach der Thüre.)

Zehnter Auftritt.

Simpel, (in Reisekleidern.) Schnapp (einen Koffer tragend.) Röschen.

Schnapp. Guten Tag, Jüngferchen. Hier bring' ich Ihr einen Gast, einen feinen, jungen Herrn vom Lande.

Röschen. Läßt sich Herr Schnapp auch einmal sehn?

Simpel (mit einfältigem Wesen.) Diener, Mamsell.

Röschen. Ihre Dienerin. Ich will Ihnen gleich gutes Zimmer besorgen.

(Geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Simpel. Schnapp.

Simpel. Hol's der Guckguck! ein schmuckes Ding.

Schnapp. Lassen Sie sich von den Stadtmädchen nicht blenden. Es sind Schlangen unter Rosen. Vorgethan und nachbedacht, hat Manchen schon in Leid gebracht. Ueberhaupt prägen Sie sich, bey Ihrem ersten Ausflug vom Dorf in die Stadt, das Sprüchwort ein: Würfel, Weiber und Weinbeer machen den Beutel leer.

Simpel. Nur ein einzig Schmätzel will ich ihr geben. (Will fort.)

Schnapp (hält ihn zurück.) Bleiben Sie doch! bleiben Sie doch! O was werden Sie für Lehrgeld geben müssen! Sie sind, frey von der Leber weg zu reden, ein wenig gar zu unbedachtsam. Wie ich, zum Exempel, auf der Post Ihren

Koffer nahm, und forttrug, da fragten Sie nicht: Wer bist du? oder: was machst du? sondern trollten ruhig hinterdrein. Wär' ich kein ehrlicher Kerl gewesen, ich hätte Sie, wer weiß wohin, führen, und um all' Ihre Habseligkeiten prellen können. Damit Sie's aber nur wissen, ich that's auf Befehl Ihres Herrn Bruders. Da sehn Sie. (Giebt ihm ein Billet.)

Simpel (erbricht's und liest etwas buchstabirend.) »Ueberbringer, ein hiesiger Lohnbedienter, hat »von mir Befehl, dich auf der Post zu erwarten, »und im Gasthof zum goldnen Hahn einzulogi»ren. Bald werde ich mich selbst zu dir erhe»ben. Dein wohlaffectionirter Bruder.« — Gut, gut. Wie heissen Sie, Herr Lohnbedienter?

Schnapp. Ja, nun fragen Sie erst. Mein Nam' ist Schnapp.

Simpel. Ein schöner, lustiger Name. Wornach schnappen Sie denn? Hä hä!

Schnapp. Nach dem täglichen Brodte, wenn ichs auf ehrliche Weise haben kann. Ehrlichkeit besteht, wenn alles vergeht. — Das Zetermädel sucht aber auch lange nach einer Stube. Ich muß nur sehn, woran's liegt.

Simpel. Will auch mit sehn.

Schnapp. Nein, bleiben Sie da. Hier kommen der Herr Bruder. (Verbeugt sich gegen von Simpel und geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

von Simpel. Simpel. In der Folge Schnapp.

v. Simpel. Willkommen in der Stadt.

Simpel. Gote grüß dich, Bruder. Thatst mir schreiben, daß ich in die Stadt kommen sollte; nu, da bin ich. (Ergreift seine Hand und schüttelt sie.)

v. Simpel (zurücktretend.) Nicht so huy! Es hat sich, seitdem wir uns nicht gesehn, manches geändert.

Simpel. Geändert? Weiß von nichts.

v. Simpel. Ich aber weiß, daß ich in den Adelstand erhoben worden bin, und daß es unschicklich ist, wenn ein Bürgerlicher gegen einen Edelmann so familiär thut. Zum Glück sah es kein Cavalier.

Simpel. Sapperment! Hast du denn vergessen, daß Pachter Simpel unser Beider Papa war?

v. Simpel. Papa hin! Papa her! Ich bin durch kaiserlichen Brief und Siegel Edelmann, vor dem Jeder, der's nicht ist, Respekt haben muß. Merk dir das, Dorfjunge.

Simpel (furchtsam) Ich will Respekt haben, lieber Bruder —

v. Simpel. Gnädiger Herr Bruder heiße's. Wenn du mich nicht so nennen willst, so geh' unter deine Bauern zurück.

Simpel. Ach! laß mich nur hier in der schönen Stadt; ich will dich nennen, wie du's haben willst. — Eh' ich's vergesse: Die liebe Mutter läßt dich grüssen, gnädiger Herr Bruder, und dir sagen, wenn du etwa in Spargut's Laden etwas Zucker und Kaffee wegzuschnellen hättst, so solltest du's ihr doch ablassen.

v. Simpel. Unverschämter! Wie kannst du dich unterstehn, einen so beleidigenden Auftrag an mich auszurichten? Wärst du nicht so dumm wie deine gehörnten Dorfgesellschafter, so glaubt' ich, du wolltest mich foppen.

Simpel. Das wollt' ich wahrhaftig! nicht gnädiger Herr Bruder — Gieb dich zufrieden, und laß mich hier in der schönen Stadt; bitte, bitte.

v. Simpel. Nun du sollst hier bleiben, und während ich auf Reisen bin, meine Zimmer bewohnen.

Simpel. Auf Reisen willst du gehn?

v. Simpel. Versteht sich. Ein Herr von meinem Stande muß wenigstens Frankreich, England und Italien sehn. Auch will ich mich ohngefähr einen Monat in Holland aufhalten, um Poesie zu studiren.

Simpel. Poesie? Ein schönes Wort! Bedeutet es etwa die Kunst, Butter und Käse zu machen? Das sollen die Holländer, wie unser Verwalter sagt, perfekt verstehn.

v. Simpel. Ueber dich Strohkopf! Poesie ist die Kunst zu reimen, wie zum Exempel: Sonne — Wonne, Simpel — Gimpel.

Simpel. Also das können die Holländer?

v. Simpel. Du hörst's ja. Sie haben die größten Dichter, die je gelebt haben, und leben werden.

Simpel. Das soll's erste seyn, was ich unserm Verwalter schreiben thue.

v. Simpel. Hab' ich dir denn schon gesagt, daß ich mich nach meiner Zurückkunft vermählen werde?

Simpel. Nicht ein Sterbenswörtchen. Mit wem denn?

v. Simpel. Mit Mamsell Buchau. Es ist schon so gut, als richtig. Sie hat zwar mehr Freyer; es sind aber lauter bürgerliche Schächer, über die mein Adel leicht siegen wird. Die Gelegenheit, gnädige Frau zu werden, hat ein Frauenzimmer nicht alle Tage.

Simpel. Da hast du Recht. Ey! wie seen' ich mich auf die Hochzeitkuchen, und aufs Strumpfbänderabnehmen!

v. Simpel. Zieh dich alsdann hübsch ordentlich an. Du sollst meiner Braut d. m. Compliment machen.

Simpel. Wie stell' ich mich dabey an?

v. Simpel. Je nun, du machst zwey bis drey Verbeugungen — oder in deiner Dorfsprache Scharrfüsse — und küssest ihr dann die Hand. (Schnapp kömmt zurück.) Hör' Er, Schnapp, zeig' Er doch alsdann meinem Bruder, wie er sich bey einer jungen Dame benehmen soll.

Schnapp. Das Benehmen bey jungen Damen ist mancherley, gnädiger Herr.

v. Simpel. Alter Schafer! Ich meyne beym Eintritt ins Besuchzimmer. Zeig' Er ihm die Complimente und die Manier des Handkusses.

Schnapp. Nun versteh' ich.

v. Simpel. In einer halben Stunde hohl' ich dich ab, Bruder.

(Geht ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

Simpel. Schnapp.

Schnapp. Ihr Zimmer ist bereit. Wir wollen einziehn.

Simpel. Lieber Herr Schnapp, zeigen Sie mir doch erst meine drey Complimente. Es ist mir recht bange dafür.

Schnapp. Warum nicht gar bange? Was ist denn leichter, als ein Complimentir-Narr zu seyn? Kommen Sie, wir wollen oben ein Pröbchen machen. (Nimmt den Koffer und geht mit Simpeln ab.)

Zweyter Akt.

(Die Scene, Luisens Zimmer.)

Erster Auftritt.

Luise (an der Toilette) Suschen.

Luise. Ich glaube, du träumst. Spresser ist ja in Italien.

Suschen. Was ich Ihnen sage; er ist gestern wieder hier angekommen, und wird binnen einer halben Stunde bey Ihnen seyn.

Luise. Unmöglich.

Suschen. Aber doch wahr. — Ich habe ja seinen Bedienten selbst gesprochen, und ihm gesagt, daß Sie diesen Morgen zu Hause sind.

Luise. Das hast du nicht gut gemacht.

Suschen. Ja doch, wer's nicht wüßte.

Luise. Hübsch naseweis! Du denkst wohl gar Dank verdient zu haben?

Suschen. Man darf nicht immer reden, wie man denkt.

Luise. Deine Gedanken möchten auch oft der Rede nicht werth seyn.

Suschen. Ach! wir wollen doch die liebe Zeit nicht verstreiten. Halten Sie still, daß ich Ihre Locken vollends in Ordnung bringen kann. Er wird wahrhaftig! gleich kommen.

Luise. Laß ihn doch! Seinetwegen darf sich kein Haar anders legen. Der windige Mensch ist mir unerträglich.

Suschen. Hm! er ist doch wohl besser, als der simple Herr von Simpel, oder Spargut, nebst seinem frommen Vetter, oder —

Luise. Schweig! denn ich merke, daß du den Hauptmann Hohwald nennen willst.

Suschen. Ja, ich wollt' es.

Luise. Nun, ich dächte doch, dieser verdiente nicht, mit Jenen in eine Klasse gesetzt zu werden.

Suschen. Ach! mir gefällt er gar nicht.

Luise. Viel Unglück für den armen Mann.

Suschen. Er ist so mürrisch und trocken —

Luise. Dafür faselt er nicht, wie Sprosser.

Suschen. Alles, was er denkt, sagt er geradezu.

Luise. Sprosser heuchelt und schmeichelt, und sagt alles, nur just das nicht, was er denkt.

Suschen. Ueberdies ist der Kapitän ein so übertriebner guter Wirth, daß man ihn fast gar einen Knicker nennen möchte.

Luise. Ja, da hast du Recht, das ist ein unverzeihlicher Fehler, nach dem Urtheil aller — Kammerjungfern.

Suschen. Nein, wahrhaftig! Sie verkennen mich in diesem Punkte.

Luise. Stille! stille!

Suschen. Ich bin nicht von der Art, daß ich —

Luise. Pst! es schien mir, als pochte Jemand. Sieh hin!

Suschen (läuft an die Thüre.) Jemine! der Herr Hauptmann!

(Suschen läßt ihn herein, und geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Hauptmann Hohwald. Luiſe.

Luiſe (fliegt ihm entgegen.) O mein Hohwald! Sind Sie's, oder iſt's Ihr Geiſt? So unverhofft! — Sie kommen wahrlich! wie der Wolf in der Fabel.

Hauptmann (kalt.) Ich glaube wohl, daß ich Ihnen wie ein Wolf vorkommen mag.

Luiſe. Sie ſcherzen. Wie ſo?

Hauptmann. Weil Sie befürchten, daß ich die zarten Lämmchen, Ihre Liebhaber, zerreiſſen möchte.

Luiſe. Welch ein Ton! Verdien' ich dieſe Vorwürfe?

Hauptmann. Fragen Sie Ihr Herz!

Luiſe. Das ſagt Nein.

Hauptmann. Aber die Stadt und Ihre eignen Anbeter ſagen Ja.

Luiſe. Die Stadt und meine Anbeter? — Weg mit dieſer Räthſelſprache! Entdecken Sie mir offen und frey, was Sie gegen mich haben.

Hauptmann. Kennen Sie einen gewissen Sprosser?

Luise. Dacht' ichs doch, daß der Sturm aus dieser Gegend käme. — Ja, ich kenn' ihn.

Hauptmann. Nicht auch seinen Styl in Liebesbriefen?

Luise. Auch den. Leider! hat er mich genug damit verfolgt.

Hauptmann. Eine Verfolgung, die Ihnen vermuthlich ganz angenehm gewesen ist.

Luise. Freund, Freund, es werden Tage kommen, da Sie dieser Spott reuen wird.

Hauptmann. Meynen Sie?

Luise. Gewiß. — Sie kennen wohl nicht einmal den Mann, auf den Sie eifersüchtig sind?

Hauptmann. O ja, ich bin so unglücklich, und der Wind von seinen Reisen sauſt mir noch vor den Ohren.

Luise. Nun so werden Sie gemerkt haben —

Hauptmann (schnell einfallend.) Daß er ein Narr ist.

Luise. Sie nehmen mir das Wort aus dem Munde.

Hauptmann. Aber nicht den Gedanken aus dem Herzen.

Luiſe. Auch den, lieber Ungläubiger. Wie können Sie mir Liebe zu einem ſolchen Laffen im Ernſte zutrauen?

Hauptmann. Sehr füglich; weil Liebe zu ſolchen Laffen bey Ihrem Geſchlechte von jeher Modegeſchmack war.

Luiſe. O wie hat ſich Ihr Herz verändert! Sonſt galt ich Ihnen mehr, als Andre meines Geſchlechts, aber nun —

Hauptmann. Nun ſeh' ich leider! daß Sie mir zu viel gegolten haben.

Luiſe. Sprach das wirklich mein Hohwald, oder täuſchten mich meine Ohren? — Gott weiß, Sie thun mir unrecht.

Hauptmann. Unrecht? — Der gereiſte Narr rühmt ſich ja Ihrer Gunſt in öffentlichen Gaſtſtuben; verſichert, daß Sie in unzähligen Briefen —

Luiſe. Das rühmt er? das verſichert er? O der ſchändliche Prahler! Nie hab' ich ihn geliebt, nie ein Wort an ihn geſchrieben.

Hauptmann. Wie? Die Frechheit ſolcher Erdichtungen wäre ja ohne Beyſpiel.

Luiſe. Sehn Sie, wie unglücklich wir Mädchen ſind. Die Zunge jedes Nichtswürdigen herrſcht über unſern guten Ruf.

Hauptmann. Wären Sie wirklich unſchuldig, Luiſe? — Ueberzeugung davon wollt' ich gern mit meinem Blut' erkaufen.

Luiſe. Sie ſollen wohlfeiler dazu kommen. Warten Sie einen Augenblick. (Geht ins Nebenzimmer.)

Dritter Auftritt.

Hauptmann Hohwald (geht nachdenkend auf und ab.)

Sollte der Schwätzer wohl zu viel geſagt haben? — O hätt' er's doch! Dießmal wäre Lüge beſſer, als Wahrheit.

Vierter Auftritt.

Luiſe. Hauptmann Hohwald.

Luiſe (mit einem Paket zurückkommend.) Hier bring' ich Ihnen die ganze Sammlung von Briefen und Verſen, womit mich Sproſſer beſtürmt hat. Vor Ihren Augen will ich ſie ihm mit

Ausdrücken der tiefsten Verachtung, und dem Verbot meines Hauses zurücksenden.

Hauptmann. Wollen Sie dieses Geschäft mir überlassen?

Luise. Niemand lieber. (Uebergiebt ihm das Papier.)

Hauptmann. Beste Luise, nun sind Sie gerechtfertiget, nun bedarf ich Verzeihung. Kann ich sie hoffen?

Luise. Mein Herz vergab Ihnen schon.

Hauptmann. Tausend Dank. Sie strafen mich durch Sanftmuth; aber desto größer war mein Verbrechen, eine Seele, wie Sie, zu beleidigen. Ich schäme mich vor mir selbst, daß ich mich von dem nichtswürdigen Buben dazu verleiten ließ. Doch er soll dafür büssen. Leben Sie wohl bis auf Wiedersehn! (Will gehn.)

Luise. Wohin, lieber Hohwald? Sie wollen doch nicht etwa die Sache mit dem Degen ausmachen?

Hauptmann. Ungerügt darf, bey Gott! die schändliche That nicht bleiben.

Luise. Das soll sie nicht; nur wählen Sie einen Weg, auf dem Sie nicht alles, selbst Ihr Leben wagen.

Hauptmann. Ha! bey dieser Windpuppe wag' ich nichts.

Luise. Aber doch Ruh' und Glück, wenn er durch Ihre Hand fällt.

Hauptmann. Soweit soll's nicht kommen; ich will ihn nur zeichnen, damit sich Jeder an ihm spiegle, der mit ungenoßner Liebe prahlt.

Luise. Lieber Hohwald, wer ist im Zorn ganz Herr über sich selbst? Wie leicht thun Sie mehr, als Sie wollten, müssen flüchten, und wir sehen uns vielleicht nie wieder. Bedenken Sie das!

Hauptmann. Sie stellen sich die Sache wirklich etwas zu fürchterlich vor, beste Luise; aber Ihr Wille sey mein Gesetz! — Ein rechtschaffner Mann entehrt auch beynahe seinen Degen, wenn er ihn gegen einen solchen Menschen zieht. Hier ist meine Hand; ich schlage mich nicht.

Luise. Ein Wort, ein Mann. Jede andere Demüthigung des Verläumders ist mir erwünscht.

Hauptmann. Nun so will ich ihm ein Blättchen senden, das er gewiß nicht an den Vorhang heften soll. — Sie haben doch Feder und Dinte?

Luiſe. O ja, wenn gleich nicht zu Liebesbriefen an Sproſſern. (Sie zeigt ihm einen Tiſch mit Schreibezeug.) Hier finden Sie alles.

Hauptmann. Nun bitt' ich, mir einen Bothen rufen zu laſſen.

Luiſe (geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Hauptmann Hohwald (ſchreibt und ſpricht dazwiſchen.)

Hätt' ich doch dießmal den Schurken nicht geſehn, nicht geſprochen, wie wohl wäre mir! — Welche Verblendung riß mich aber auch hin, ihm zu glauben, da ich ſeinen Leichtſinn kenne? —

Sechster Auftritt.

Luiſe. Hauptmann Hohwald.

Luiſe (zurückkommend.) Schon fertig?

Hauptmann. Ja. Wollen Sie hören?

Luiſe. Wenn ich bitten darf.

Hauptmann (lieſt.) »Mein Herr, Sie ſind »ein Windbeutel. Hier folgt Ihr, an Luiſen ge»ſchriebner Unſinn zurück, und der Weg zu ihr »geht künftig über meine Klinge. Hohwald.« — Nun, was meynen Sie?

Luiſe. Daß Ihr Styl ſo körnig iſt, als ob ſie ihn in der Epoche der Kraftgenies gebildet hätten.

Hauptmann. Hier iſt er doch wohl am rechten Orte?

Luiſe. Hier oder nirgends.

Siebenter Auftritt.

Suschen. Luiſe. Hauptmann Hohwald.

Suschen (mit einem Lichte.) Der verlangte Bothe iſt da.

Hauptmann (indem er aus ſeinen Papier und Sprossers Briefen ein Paket macht, und es ſiegelt.) Wer iſt er? Kann man ſich auf ihn verlaſſen?

Suschen. Ganz. Es iſt unſer Nachbar Thoms, den die Leute gewöhnlich Mantel-Thoms nennen, weil ein alter, grauer Mantel ſeine ganze Garderobe macht.

Hauptmann. Gut. Er soll dieß Paket sogleich zu Sprossern tragen, und mir Antwort bringen.

Suschen (geht ab.)

Achter Auftritt.

Luise. Hauptmann Hohwald.

Luise. Nun, lieber Poltergeist, sind Sie doch wohl ruhig?

Hauptmann. Von dieser Seite ganz; — aber, —

Luise. Schon wieder ein Aber?

Hauptmann. Das jedoch nicht von jener Art ist, und mich allein betrift.

Luise. Sie allein? — Wir schöpfen ja Freuden und Leiden aus einer Quelle: Wie kann also Ihr Eymer trübe und meiner hell seyn? — Nennen Sie mir doch Ihren Kummer!

Hauptmann. Er heißt —

Luise. Nun?

Hauptmann. Ewiger Verlust meiner Luise.

Luise. Sie schwärmen, daß man sich des Lachens kaum enthalten kann. — Wenn ich, wie

ich hoff' und vermuthe, Ihre verlohrene Luiſe bin, ſo möcht' ich doch wiſſen, wer ſie Ihnen genommen hat?

Hauptmann. Mein Schickſal, ein verabſchiedeter Offizier zu ſeyn.

Luiſe. Sie verabſchiedet? — (Zärtlich.) Doch nur von Ihrem König — nicht von mir.

Hauptmann. Von Ihnen muß ich als rechtſchaffener Mann mich ſelbſt ſcheiden. — Alle Ausſichten in eine glückliche Zukunft, die ich beym Anfang unſerer Bekanntſchaft hatte, ſind vorüber, und ich würde nun ſehr unedel handeln, wenn ich mich Ihnen noch aufdringen wollte.

Luiſe. Wer denkt das? — Sie werden aber doch ein Mädchen, das ſich Ihnen aufdringt, nicht von ſich weiſen?

Hauptmann. Auch das muß ich; denn dieſe himmliſche Güte zu mißbrauchen, und Sie, gute Seele, mit mir in den Abgrund des Elends zu ziehn, wäre Niederträchtigkeit.

Luiſe. Alſo beacht der Unglückliche, der in einen Abgrund gefallen iſt, woraus ihm ein Freund helfen will, eine Niederträchtigkeit, wenn er die Hand des Retters ergreift?

Hauptmann. Allerdings, ſobald er voraus

sieht, daß er seinen Freund mit sich hinab reissen wird.

Luise. Das ist aber hier der Fall nicht. Sie wissen, ich hänge von Niemand ab, habe für uns Beide genug, und wünsche nichts mehr, als mein bischen Glück mit Ihnen zu theilen.

Hauptmann. O Luise, vergeben Sie mir, nennen Sie es nicht Starrsinn, wenn ich auch hierauf nichts antworten kann, als das: Es läuft wider die Ordnung der Natur und meine Grundsätze, daß der Mann unthätig des Weibes Brodt ißt.

Luise. Hätt' ich doch nicht gedacht, daß mein Hohwald so stolz wäre.

Hauptmann. Stolz? — Wahrlich nicht. Soll es ja so heissen, so ist es ein edler Stolz, den jeder Mann haben sollte, und den ich wenigstens mit ins Grab nehmen werde.

Luise. Fast muß ich nun fürchten, mein guter Hohwald, daß Sie mich nicht mehr lieben, und sich durch Ausflüchte von mir loswinden wollen.

Hauptmann. O Gott, wie können Sie das glauben? — Ich' und Rechtschaffenheit kämpfen um mich einen Kampf, der mein Innerstes er-

ſchüttert. Jene zieht mich zu Ihnen, und dieſe zurück. Wollen Sie, daß Rechtſchaffenheit, die mir einſt, wenn ich auch auf dem ärmlichſten Strohlager, oder auf dem Schlachtfelde ſterbe, die Augen ſanft zudrücken wird — wollen Sie, daß dieſe unterliegen und mich verlaſſen ſoll?

Luiſe (ſchweigt gerührt.)

Hauptmann (nach einer kleinen Pauſe.) Ihr Schweigen verräth, daß Sie die Wahrheit meiner Worte fühlen. Das war mein Wunſch. Leben Sie wohl, Luiſe, und vergeſſen Sie mich! Ich werd' es nie können. (Will gehn.)

Luiſe. Sie wollen mich verlaſſen?

Hauptmann. Ich will nicht, ich muß.

Luiſe. Wo wollen Sie hin?

Hauptmann. Ins erſte, beſte Ausland, um wieder Dienſte zu ſuchen.

Luiſe. Die Sie nicht brauchen, weil Sie hier unabhängig leben könnten.

Hauptmann. Meine Gründe dagegen —

Luiſe. Weiß ich; iſt denn aber gar kein Ausweg?

Hauptmann. Keiner. Leben Sie wohl!

Luiſe. Sie eilen ſehr. Wenn denken Sie zu reiſen?

Hauptmann. Morgen.

Luiſe. Nun ſo können Sie mich heute noch einmal beſuchen. Itzt nehm' ich nicht Abſchied von Ihnen.

Hauptmann. Warum wollen Sie, daß ich die Qual der Trennung doppelt fühlen ſoll?

Luiſe. Damit Sie unterdeſſen Zeit haben, ſich anders zu beſinnen.

Hauptmann. Das iſt unmöglich.

Luiſe. Nun ich gehe von meiner Bitte nicht ab.

Hauptmann. Ich will's thun; aber —

Luiſe. Kein Aber! Kommen Sie nur gewiß!

Hauptmann. So wahr ich ein ehrlicher Mann bin und bleiben will.

(Geht ab.)

Neunter Auftritt.

Luiſe. Hernach Suſchen.

Luiſe (allein.) Ich muß ihn glücklich machen, es gehe, wie es wolle. (Sie klingelt, Suſchen kömmt.) Hat Spargut mein Geld geſchickt?

Suschen. Er will selbſt aufwarten.

Luiſe. Ueber den unausſtehlichen Mann! Er zwingt mich, mein Kapital aus ſeiner Handlung zu nehmen, denn ich kann keinen Thaler, ohne Zinſen ſeiner ekelhaften Zärtlichkeit, zurückbekommen. Wenn ich nur ihn, und alle, die mich mit Liebe verfolgen, los wäre!

Suschen. Auch den Hauptmann?

Luiſe. Der verfolgt mich nicht, ſondern flieht mich.

Suschen. Ein ſonderbarer Liebhaber!

Luiſe. Wohl gar nicht nach deinem Geſchmack? — Kurz, noch heute müſſen meine Peiniger, Sparqut, Warnick und Simpel erfahren, daß ich ſie haſſe, als Liebhaber, bis in den Tod haſſe.

Suschen Und den Herrn Hauptmann lieben, bis in den Tod lieben.

Luiſe. Schweig! Sproſſer hat ſeinen Laufpaß bereits durch Zurückſendung ſeiner Briefe bekommen.

Suschen. Der arme Herr Sproſſer!

Luiſe. Wenn du deinen Dienſt und meine Gunſt behalten willſt, ſo ſprich nicht von ihm.

Suschen (ſeufzt.) Aber an die ſchönen Dukaten, die er mir manchmal für Beſtellung

eines Briefchens gab, darf ich doch denken?

Luise. So lange du willst. Du wirst dich ohnedem künftig blos am Andenken laben müssen, denn noch ehe die Sonne untergeht, haben die obengenannten Herren samt und sonders ihren ewigen Abschied.

Suschen. Sparguten und seinen Vetter möcht' ich gern noch ein Kläppchen anhängen.

Luise. Warum? Sie haben sich gewiß in deine Gunst nicht eingekauft?

Suschen. Ach, deswegen nicht. Jener ist aber ein alter Susannenbruder, der eher ans Grab, als an die Brautkammer denken sollte, und dieser ein junger Gelbschnabel, der noch kein Wörtchen mit Ihnen gesprochen, und schon ein halbes Schock Liebesbriefe geschrieben hat. Das verdrießt mich.

Luise. Mich nicht minder.

Suschen. Wenn Sie erlaubten, wollt' ich einen Spas ersinnen, wodurch Sie Ihre Absicht erreichten, und dabey etwas zu lachen hätten.

Luise. Ach geh! geh! — Doch laß hören, weil wir just nichts bessers zu thun haben.

Suschen. Ja ich muß erst meinen Gedan-

ken Audienz geben. Pſt! (Sie horcht an die Thüre.) Spargut keucht auf der Treppe.

Luiſe. Nun ſo laß mich mit ihm allein.

Suachen. Fertigen Sie ihn nur noch nicht ganz ab. Ich will gehn und auf meinen Schwank denken.

(Geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Spargut. Luiſe.

Spargut. Dienerchen, Dienerchen, ſchönſte, goldenſte Mamſell.

Luiſe. Ihre Dienerin, Herr Spargut. Bringen Sie mir Geld?

Spargut. Ja, liebes Täubchen, ja. (Zieht einen Beutel heraus.) Hier hab' ich hundert ſchöne Braunſchweiger Füchſe, die noch kein Jude geſtriegelt hat. Hören Sie, wie ſie im Stalle wiehern? (Schüttelt den Beutel.)

Luiſe (darnach langend.) Geben Sie her, tändeln Sie nicht.

Spargut. O die allerliebſte, ſchöne Hand, (Küßt ihr zärtlich die Hand.)

Luiſe. Sie machen mich böſe.

Spargut. O die herrlichen, zuckerpapierblauen Augen, ſogar im Zorn noch ſchön!

Luiſe. Liebkoſen Sie den Wänden! (Will gehn.)

Spargut. Bleiben Sie, mein Engel. Ich habe Ihnen etwas von Wichtigkeit zu ſagen.

Luiſe. Das wichtigſte vor der Hand iſt, daß Sie mir mein Geld geben.

Spargut. Es ſoll ohne Verzug geſchehn, wenn Sie mir vorher erlaubt haben, als ein alter, wahrer Freund mit Ihnen zu ſprechen.

Luiſe. In beliebter Kürze, wenn ich bitten darf. Wollen Sie ſich nicht ſetzen?

Spargut. O meine Unterthanen haben noch Kraft genug, mich aufrecht zu halten. Doch wenn Sie befehlen. (Sie ſetzen ſich.)

Luiſe. Nun was beliebt?

Spargut. Ich weiß, daß Ihr Herr Vater, der mein Spezial war, Ihnen ein ſchönes Vermögen hinterlaſſen hat —

Luiſe. Sie ſagen mir nichts Neues.

Spargut. Haben Sie die Güte, mich ausreden zu laſſen. — Alſo, daß Sie ein erkleckliches väterliches Vermögen beſitzen, weiß ich, und

daß Sie ein allerliebſtes Mädchen ſind, ſeh' ich — (Rückt näher zu Luiſen, und ſieht ihr ſchmachtend in die Augen.)

Luiſe (von ihm wegrückend.) Ohne Flatterien! — Was folgt aus dem allen?

Spargut. Aus dem allen folgt, daß mancher junge Springinsfeld auf Ihre Hand Spekulation machen wird.

Luiſe. Immerhin! Nicht alle Spekulationen glücken.

Spargut. Nehmen Sie ſich ja vor dergleichen Burſchen in Acht! Es ſind Würmer, die ſich in fremde Geldſäcke hineinfreſſen; wahre Blitzſtralen, die Gold, wie Wachs, ſchmelzen, ohn' ein Fädchen am Beutel zu verſengen; junge, wilde Füllen, die man nicht anders, als im Nothſtall des Wechſelarreſts, zahm machen kann. Ich werde itzt ſo einen Wildfang hinein ſperren laſſen.

Luiſe. Was intereſſirt das mich?

Spargut. Mehr, als Sie glauben. Es iſt ein Bekannter, ein Freund, ein Liebhaber von Ihnen, mit einem Worte: es iſt der ſaubere Herr Sproſſer, der Gott und aller Welt, in ſpecie aber mir zweytauſend Reichsthaler ſchuldig iſt.

Luiſe. Die ich doch für ihn nicht etwa bezahlen ſoll?

Spargut. Ey! das will ich ja nicht ſagen.

Luiſe. Nun was denn ſonſt? Machen Sie doch, daß Sie auf die Nutzanwendung Ihrer langen Predigt kommen.

Spargut. Sehn Sie, ſüſſes Herzchen. (Rückt zu Luiſen.)

Luiſe (rückt weiter.) Ich höre recht gut in der Ferne.

Spargut. Sehn Sie, ich wollte ſagen und rathen, daß Sie ſich bey ſo bewandten Umſtänden in kein Geſchäft mit vorerwähntem Sproſſer einlaſſen möchten, wenn er etwa Ihre Hand negoziren wollte.

Luiſe. Wenn das Ihre Sorge iſt, ſo können Sie ruhig ſchlafen.

Spargut. Wirklich? Das iſt ſchön, das entzückt mich. (Klopft in die Hände.)

Luiſe. Sie nehmen auſſerordentlich lebhaften Antheil. Entzücken Sie mich nun auch wieder, und zählen Sie auf.

Spargut. Haben Sie doch nur einen Augenblick Geduld, kleine Weſpe. Sie laſſen Einen gar nicht ausreden. Ich faſſe mich ja ſo kurz,

als möglich. — Sehn Sie, ich wollte noch sagen, weil es demnach gefährlich sey, sich mit einem so kreditlosen Menschen in ein Negoz über Hand und Vermögen einzulassen —

Luise. Ihr Gedächtniß wird sehr schwach. Das haben Sie nun schon dreymal gesagt.

Spargut. Und muß es nun zum viertenmale sagen, weil Sie mir mit Ihrem Züngelchen dazwischen querlen. — Ich sage also, weil es nicht rathsam ist, sich mit einem solchen lockern Burschen in ein Negoz über Hand und Vermögen einzulassen, so —

Luise (ärgerlich.) Mein Gott! Sie —

Spargut. Still! bringen Sie mich nicht wieder aus dem Konzepte! — so, sag' ich, wäre es besser, deshalb mit einem guten, sichern Hause in Compagnie zu treten.

Luise. Sie sprechen nur immer von Hand und Vermögen; wo bleibt denn das Herz?

Spargut. Ach! das folgt nach.

Luise. Meins ist nicht so folgsam.

Spargut. Wird sich schon geben, wird sich schon geben. Nun, mein Goldpüppchen, komm' ich mit einer Gewissensfrage: (Rückt nah an Luisen.)

Luise (rückt weiter.)

Spargut. Sollte ſich wohl die Firma: Luiſe Buchau und — (ihr zu Füſſen fallend) Tobias Spargut übel ausnehmen?

Luiſe (ſpringt mit Gelächter vom Stuhl auf) Treffliche Firma!

Spargut (mit empor geſtreckten Armen, vor Luiſens Stuhle knieend.) Darf ich hoffen? Ich verzweifle, mein Verſtand macht Bankerott, wenn Sie mich nicht erhören.

Luiſe (fortlachend.) Stehn Sie nur auf! Sie können doch das Jawort nicht gleich verlangen. Einige Bedenkzeit müſſen Sie mir laſſen.

Spargut (freudig aufſtehend.) Ja, ja. Wie lange?

Luiſe. So zehn bis zwölf Jahre.

Spargut. Tage, Tage werden Sie meynen, kleiner Spasvogel; und die ſollen Sie haben.

Luiſe. Nun mein Geld!

Spargut. Gleich, gleich. (Nimmt ein Gold. ſtück aus dem Beutel.) Sehn Sie einmal das ſchöne Gäulchen, im geſtreckten Galopp, mit goldner, flieaender Mähne. Von dieſem Schlage hab' ich hundert, und alle ſtehn zu Dienſte, doch ſüſſes Kind, nach keiner andern Zählmethode, als

ſo! (Nimmt das Goldſtück in den Mund und will Luiſen küſſen.) Ein Mäulchen — ein Gäulchen. Ein Gäulchen — ein Mäulchen.

Luiſe. Ein altes Herrchen — und noch ein Närrchen. Warten Sie, ich will meine alte Köchin zu dieſer Entlaſſirung bevollmächtigen. (Eilends ab.)

Spargut. Nein, Ihre eignen ſüſſen Lippen müſſen mich quittiren.

(Folgt ihr nach.)

Dritter Akt.

(Die Scene bleibt.)

Erſter Auftritt.

Suschen. Hernach Luiſe.

Suschen (eilig hereinkommend.) Mamſell Luiſe! Mamſell Luiſe!

Luiſe (aus dem Nebenzimmer.) Was giebt's?

Suschen. Herr Sproſſer iſt da, und will Ihnen aufwarten.

Luiſe. Sproſſer? — Er muß des Hauptmanns Billet noch nicht erhalten haben. Weiſ' ihn ab!

Suschen. Schon hab' ich's verſucht; aber er weicht und wankt nicht.

Luiſe. Nun ich mag und kann ihn itzt durchaus nicht ſprechen. Spargut berechnet ſich mit mir, und ich bin froh, daß ich den alten Tänd-

ler so weit gebracht habe. Du mußt ihn schlechterdings abweisen.

Suschen (will gehn.)

Luise. Doch warte! Laß ihn kommen, und sage Sparguten, daß er ein wenig verziehn soll.

(Suschen geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Sprosser. Luise.

Sprosser (fliegt auf Luisen zu, und kniet sich vor ihr auf ein Knie nieder.) Mit den Winden um die Wette flog ich aus England, um Ihre Hand zu zu küssen.

Luise (zurückweichend.) Mein Dank dafür wird sehr hinter Ihrer Eilfertigkeit zurück bleiben.

Sprosser. Sonne der Schönheit, woher diese schönländische Kälte?

Luise. Mond der Narrheit, woher diese zudringliche Hitze?

Sprosser. Was hör' ich?

Luise. Herzliche Wahrheit.

Sprosser. Sie scherzen in der That etwas lange und bitter.

Luise. Ich scherzen? mit Ihnen scherzen, der meine ganze Verachtung verdient, dem ich hiermit mein Haus auf ewig verbiete? — Meine Gründe wird Ihnen Ihr Gewissen, und wenn auch das schweigt, ein Brief vom Hauptmann Hohwald sagen.

(Geht schnell ab.)

Dritter Auftritt.

Sprosser (steht einige Augenblicke in Gedanken, und lacht dann laut.)

Eine schöne Geschichte! — Richtig, der Hauptmann Hohwald — dacht' ich's doch. Ha, ha! Eine schöne Geschichte! Ich weiß noch nicht, ob ich eine komische Romanze oder traurige Ballade daraus machen soll. — Am besten ist's, Sprosser, du giebst dich zufrieden. Laß fliegen, was nicht bleiben will. Solche Vögel giebt's mehr.

Vierter Auftritt.

Suschen. Sprosser.

Suschen. Ist Ihre Audienz schon vorbey?

Sprosser. Lange. Sie war kurz und erbaulich, mein Engel. (Streichelt ihr das Kinn.)

Suschen. Gehn Sie! Wenn's Mamsell Luise sähe!

Sprosser. Immerhin! Wir sind geschiedne Leute.

Suschen. Ey! warum nicht?

Sprosser. Ja, ja. Sie hat mir die Thüre gewiesen; doch wächst mir kein graues Haar darüber. Ich löffle wohl und wandre aus einem Hauf' ins andre.

Suschen. Das ist leider! der Mannsperso-nen Art. — Doch wodurch haben Sie denn meine Herrschaft so aufgebracht?

Sprosser. Was weiß ich? Erst war sie kalt, wie Eis, dann sprühte sie Feuer, und hiermit war das Lied am Ende.

Suschen. Ha! nun geht mir ein Licht auf. — Wie vorhin der Kaufmann Spargut bey ihr

war, horcht' ich ein bischen, und hörte, daß er Sie entsetzlich anschwärzte.

Sprosser. Ueber den Schurken! Was sagt' er denn?

Suschen. J! Sie wären Gott und aller Welt, und ihm selbst zweytausend Thaler schuldig

Sprosser. Ich zweytausend Thaler dem alten Satan? — Wo wohnt er? Ich will hin und ihn zusammen walken, daß er noch im Grabe an mich denken soll.

Suschen. Pst! pst! lärmen Sie nicht so. Er ist noch hier im Hause.

Sprosser. Wo? wo? (Läuft nach allen Thüren.)

Suschen (hält ihn zurück.) Ach Gott! Sie werden doch nicht Mord und Todschlag begehn wollen?

Sprosser. Nein, nein; ich will nur ein wenig ungebrannte Asche dem Schuft auf den Buckel streun. (Macht mit dem Stock die Pantomime des Ausprügelns.)

Suschen. Sie machen mich unglücklich. Wenn die Mamsell erfährt, daß ich gehorcht habe, jagt sie mich aus dem Dienste.

Sprosser. Liefre mir ihn gutwillig aus, so will ich recht säuberlich mit ihm verfahren, und er soll gar nicht merken —

Suschen. Wie soll ich's aber machen?

Sprosser. Sag' ihm geradezu, daß ich ihn sprechen wolle.

Suschen. Verrathen Sie mich nur nicht!

(Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Sprosser. Dann Spargut.

Sprosser (geht einigemal träumend auf und ab.):

Spargut. Dero Verlangen zu gehorsamster Folge.

Sprosser. Bester Mann, wir haben uns noch nicht umarmt. (Preßt ihn zusammen.)

Spargut. Ah! Luft! — Ihre Freundschaft ist allzu thätig.

Sprosser. O ich bitte — nichts als eine schwache Erwiderung der Ihrigen.

Spargut. Man dient gern, wenn man kann. Aber die Zeiten werden gar zu schwer, und meine Kasse ist jetzt so erschöpft, daß ich genothdrungen bin —

Sprosser. Um Rückzahlung der mir geliehenen zweytausend Thaler zu bitten? Nicht wahr?

Spargut (vor sich.) Uh! er verrechnet sich um achtzehnhundert Thaler; das ist ein Fang! (laut.) Ja, wenn es Dieselben nicht übel deuten wollten.

Sprosser. Nein, gar nicht. — Doch wie ist mir denn? Bin ich Ihnen wirklich volle zweytausend Thaler schuldig?

Spargut. Wie ich nicht anders weiß.

Sprosser. Besinnen Sie sich doch. Ihr Gedächtniß ist vielleicht eingeschlafen; wir wollen's aufrütteln. (Packt ihn bey der Brust und schüttelt ihn.)

Spargut. Ach ja, ich besinne mich, es sind nur eintausend Thaler.

Sprosser. Ihre Memorie scheint immer noch schlaftrunken. (Schüttelt ihn stärker.)

Spargut. Halten Sie, halten Sie! Nun fällt mir's ein: Es sind nur zweyhundert Thaler. Bitte sehr um Vergebung.

Sprosser. Sie haben eine verdammte Schlafmütze von Gedächtniß. Nun endlich hat sich's völlig ermuntert. Ja, zweyhundert Thaler bin

ich Ihnen schuldig, und die sollen Sie gleich haben. Kommen Sie! Das Aufzählen möchte hier zu viel Lärm machen; ich habe etwas grobe Münzsorten. (Zeigt ihm den Stock und zieht ihn am Kragen fort.)

Spargut (indem er abgeführt wird.) Inkommodiren Sie sich nicht; ich will das Wechselchen prolongiren.

Sechster Auftritt.

Luise. Suschen (kommen lachend aus dem Seitenzimmer.)

Luise. Der klügste Streich, den Sprosser in seinem Leben machte.

Suschen. Sehn Sie, er ist nicht so schlimm, wie ihn der alte Griesgram abgemalt hat?

Luise. Trittst du ihm immer noch die Brücke? Impertinent war's doch, daß er itzt mein Zimmer, wie sein eignes brauchte. — Apropos! wie steht's mit deiner Posse?

Suschen. Glücklich ausgesonnen. Es wird ein Nachtstück

Luise. Nun?

Suschen. Auf den Abend bestell' ich Sparguten und seinen Vetter her, ohne daß Einer vom Andern etwas weiß; führe Jeden heimlich und besonders in den Vorsaal, nehme das Licht weg, und horche nun, wie sie über die unvermuthete Zusammenkunft erstaunen und sich aufbieten werden.

Luise. Die Entdeckung würde freylich ganz lustig seyn, weil sie sich wahrscheinlich ihre Herzensgeheimnisse noch nie vertraut haben.

Suschen. Und o! was wird Warnick für Augen machen, wenn er seinen ehrwürdigen Herrn Onkel in Frauenzimmerkleidern erblickt.

Luise. Wie? Sparguten in Frauenzimmerkleidern?

Suschen. Ja, ich will ihn dazu bereden.

Luise. Gänschen! dazu wird er sich auch bereden lassen.

Suschen. Ganz sicher, wenn ich ihm sage, daß er unter keiner andern Gestalt Zutritt bey Ihnen erhält.

Luise. Was soll aber eigentlich die Mummerey?

Suschen. Blos den Spas vermehren. Er wird wie ein Gespenst aussehn. Nun aber

kömmt erſt noch das Beſte: Ich praktizire ihm ein paar ſilberne Löffel in die Taſche. Die muß alsdann unſer Chriſtian bey ihm finden, und ihn beſchuldigen, daß er ſie in der Küche gemauſt habe.

Luiſe. Nein, das geht zu weit; das erlaub' ich nicht. Es könnte ſchlimme Folgen haben.

Suschen. Sorgen Sie nicht! Ich will ſchon alles ſo karten, daß keine daraus entſtehn.

Luiſe. Wie dient aber der ganze Kram zu meiner Abſicht?

Suschen. Hören Sie nur! Sie kommen alsdann —

Luiſe. Still! es geht Jemand auf der Treppe.

Suschen (zur Thüre hinausſehend.) Meiner Treu! Spargut kömmt wieder. Just wie gerufen. Wollen Sie im Nebenzimmer horchen, wie ich mein Luſtſpiel einleite?

Luiſe. Nimm dich nur in Acht, daß kein Trauerſpiel daraus wird, ſonſt — (droht ihr mit dem Finger, und geht ins Nebenzimmer.)

Suschen (ihr nachrufend.) Ihre Rolle will ich Ihnen alsdann noch ſagen.

Siebenter Auftritt.

Suschen. Spargut.

Suschen (thut, als ob ſie im Zimmer aufräume.)

Spargut (ſteckt ſchüchtern den Kopf zur Thüre herein.)

Suschen. Immer näher, Herr Spargut.

Spargut (noch in voriger Stellung, halblaut.) Iſt der Weg rein?

Suschen. Wie gekehrt; Sie müßten denn mich für ein bischen Unrath halten.

Spargut (kömmt vollends herein, bleibt an der Thüre ſtehn, und ſieht ſich furchtſam um.) Iſt Sproſſer wieder da?

Suschen. Nein.

Spargut (nähert ſich.) O das iſt ein grundböſer Bube!

Suschen. Hat er Ihnen etwas gethan?

Spargut. Faſt umgebracht hat mich das Ungeheuer, und blos weil ich mich verſprach, und ſagte, er wäre mir zweytauſend Thaler ſchuldig, da es freylich nur zweyhundert ſind.

Suschen. Entsetzlich!

Spargut. Bedenke nur! Wie leicht kann man sich nicht einmal versprechen?

Suschen. Ey wohl. Es begegnet dem Pfarr auf der Kanzel. Wie kamen Sie denn noch von ihm los?

Spargut. Mit hundert Thalern, die ich ihm leihen mußte, hab' ich mein Leben gerettet.

Suschen. Sie mußten?

Spargut. Er wollte mich prügeln, und da fuhr mir in der Angst heraus, ob ich ihm mit hundert Thalern dienen könnte?

Suschen. Wie konnten Sie aber so unvorsichtig fragen?

Spargut. Du hörst ja, daß mir's in der Angst heraus fuhr.

Suschen. Und er nahm's gleich an?

Spargut. Das kannst du denken. Ich mußte mit ihm aufs nächste Kaffeehaus, ihm da die hundert Thälerchen, die ich in schönem Golde bey mir hatte, zehlen, und nun war ich sein liebstes, bestes Spargutchen hinten und vorn.

Suschen. Je nun, auf solche Art sind Sie immer noch wohlfeil genug weg gekommen.

Spargut. Wohlfeil genug? Hältst du denn

hundert Thaler für einen Katzendreck? — Wahrhaftig! wäre mir nicht um deiner schönen Gebieterin Willen mein Leben noch lieb, ich wüßte nicht, was ich gethan hätte.

Suschen. Ich werd' es zu rühmen wissen.

Spargut. Kann ich sie itzt sprechen?

Suschen. Nein; sie ist den Augenblick zu einer kranken Freundin gegangen, und wird auch vor Abends nicht wieder kommen.

Spargut (mit dem Fuße stampfend.) Nun so wollt' ich, daß ich mich hätte todtschlagen lassen, und meine hundert Thaler behalten hätte!

Suschen. Was bringt Sie aber so außer sich? Sie können ja meine Mamsell morgen sprechen.

Spargut. Nein, heute, heute, heute muß es noch seyn, und wär's erst um Mitternacht.

Suschen. Das ist ganz unmöglich, denn so bald es dunkel ist, wird keine Mannsperson weder ins Haus gelassen, noch drinnen geduldet.

Spargut (schmeichelnd.) Geh doch! wenn ich dir was ins Patschchen drücke —

Suschen. Und wenn's ein Beutel voll Dukaten wäre, so darf ich Sie nicht herein lassen.

Spargut. Verdammter Streich! Ich habe

mit Mamsell Luisen einen gewissen Handel zu schließen, und muß befürchten, daß mir binnen heut und morgen ein Andrer zuvorkömmt.

Suschen. Wer kann helfen?

Spargut. Ach! du weißt gewiß Rath.

Suschen. Ein einziges Mittel giebt's; es ist aber so lächerlich, daß ich's gar nicht sagen mag.

Spargut. Was ist's? Geschwind!

Suschen. Sie müßten sich — Ach! ich kann's gar nicht sagen.

Spargut. Potz Blitz! ich will's aber wissen.

Suschen. Je nun, Sie müßten sich als ein Frauenzimmer verkleiden.

Spargut. Ich als ein Frauenzimmer? Wie würd' ich aussehn!

Suschen. Zum Verlieben freylich nicht. Machen Sie's, wie Sie wollen.

Spargut. Also, wenn ich's thäte — ich frage nur zum Spas — würd' ich ins Haus gelassen?

Suschen. Warum das nicht? Frauenzimmern ist unsere Thüre nie verschlossen.

Spargut. Könnt' ich auch alsdann gewiß mit Mamsell Luisen sprechen?

Suschen. Zuverläßig. Punkt sieben Uhr ist sie wieder zu Hause.

Spargut. Höre, Suschen, Noth hat kein Gebeth.

Suschen. Sie wollen sich also entschliessen?

Spargut. Ich muß wohl. Wie zieh' ich mich denn ohngefähr an?

Suschen. Wie eine gute, ehrliche Bürgersfrau, dächt' ich; doch wie Sie wollen.

Spargut. Deine Herrschaft wird doch aber nicht böse werden?

Suschen. Dafür steh' ich. Solche Späße gefallen ihr, wenn nur der gute Name nicht dabey leidet.

Spargut. Topp! ich komme.

Suschen. Schlag sieben Uhr.

Spargut. Kein Haarbreit später.

(Eilt ab.)

Achter Auftritt.

Luise. Suschen. Hernach Christian.

Luise (kömmt aus dem Nebenzimmer.)

Suschen (halblaut.) Haben Sie gehorcht?

Luiſe (eben ſo.) Pſt! er ſteht vielleicht noch draußen.

Suschen (ſieht vor die Thüre.) Nein, er iſt fort.

Luiſe. Der einfältige Mann!

Suschen. Hörten Sie denn auch, wie ihm Sproſſer hundert Thaler abgelockt hat?

Luiſe. Mit Unwillen hab' ich's gehört. Sproſſers Charakter entwickelt ſich immer mehr.

Suschen. Die Plünderung eines Geitzhalſes —

Luiſe. Hältſt du wohl für erlaubt?

Suschen. Wenigſtens für verzeihlich.

Luiſe. Allerliebſte Grundſätze.

Chriſtian (kommt.) Der Herr von Simpel und ſein Bruder wollen aufwarten, und ſind ſchon da.

Luiſe. Es muß — es wird mir angenehm ſeyn.

Chriſtian (geht ab.)

Luiſe. Das ſoll ſeine letzte Viſite werden.

Suschen. Ich will nun gehn, und Warnicken ins Garn locken.

(Geht ab.)

Neunter Auftritt.

von Simpel. Simpel. Luiſe.

v. Simpel (im Hereinkommen halblaut zu ſeinem Bruder.) Vergiß deine drey Complimente nicht! (Zu Luiſen.) Schönſte Luiſe, hier hab' ich die Ehre, meinen Bruder vorzuſtellen.

Simpel (blickt ſich dreymal und zählt halblaut.) Eins, zwey, drey. (Küßt Luiſens Hand und wendet ſich dann zu ſeinem Bruder.) War's ſo recht?

Luiſe. Ich freue mich, Sie kennen zu lernen. Nehmen Sie Platz. (Sie ſetzen ſich.)

v. Simpel. Er wünſcht durch Ihren Umgang die Roſtflecken ſeiner ländlichen Erziehung abzuſcheuern.

Simpel (einfältig.) Ja, ja.

Luiſe (ſpöttiſch.) Die Rolle eines Scheuerwiſches möchte wohl für mich zu wichtig ſeyn.

v. Simpel (in Verlegenheit.) O nein — ja — Sie ſcherzen. (Stößt ſeinen Bruder.) Rede doch auch!

Simpel. Hm! — hm! — es iſt aber recht — recht kalt Wetter.

Luiſe. Ihre Bemerkung iſt ganz richtig.

Simpel. In der Heuärnte goß es, wie mit Kannen.

Luiſe. Wirklich?

Simpel. Wie ſind denn die Pflaumen hier gerathen? Bey uns gab's viel Zeugs; aber der Teutſchel weiß, Sie wurden gar nicht ſüß, löſten ſich nicht vom Kerne.

Luiſe. Die Obſtweiber unter meinem Fenſter führten die nämlichen Klagen.

v. Simpel. O verzeihn Sie, meine Theuerſte, daß Sie mein Bruder mit ſolchem Geſchwätz heimſucht. Laſſen Sie uns etwas intereſſanteres ſprechen. Haben Sie ſchon in den Zeitungen geleſen, was die Königin von Frankreich jetzt für eine neue Art von Band trägt?

Luiſe. Nein; und ich muß auch geſtehn, daß mich das weniger, als Ihres Herrn Bruders Pflaumen-Nachrichten, intereſſirt.

Simpel (bezeugt hinter ſeines Bruders Rücken Freude.) Ja, mit Pflaumen nähren ſich Menſchen und Vieh —

Luiſe. Aber mit Bändern nicht. Sie haben vollkommen Recht.

Simpel (ſchmuzzelt.)

v. Simpel. Es regiert heute ein unglückliches Gestirn, daß ich nichts, Ihres Beyfalls würdig, sprechen kann.

Luise. Die armen Sterne sind wirklich nicht Schuld.

v. Simpel. Ich wünsche, Ihnen einige Worte ohne Zeugen zu sagen.

Luise. So? — Nun ich kann doch wohl den gegenwärtigen Zeugen nicht abtreten heissen.

v. Simpel. Er wird sich für dießmal wieder beurlauben; nächstens aber —

Luise. Wie es beliebt.

v. Simpel (seinen Bruder anstossend, halblaut.) Nimm Abschied!

Simpel (bückt sich, wie anfangs.) Eins, zwey, drey. Empfehle mich.

Luise. Ihre Dienerin.

Simpel (geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Luise. von Simpel.

v. Simpel. Der Werth Ihrer Tugend und Schönheit —

Luiſe (reibt ſich frostig die Hände.) Huh! Ihr Herr Bruder hat Recht; es iſt grimmig kalt.

v. Simpel. Ja, in der That. Doch ich wollte ſagen, daß der Werth Ihrer Tugend und Schönheit ſchon lange mein Herz —

Luiſe. Meynten Sie wohl, daß ſich hier ein Kamin anbringen ließe?

v. Simpel. Ganz vortreflich. Wollen Sie mir aber erlauben —

Luiſe. Wollen Sie aber nicht ſo weit ausholen?

v. Simpel. Nein, ich will gleich auf den Hauptpunkt kommen. Gleichwie ein Mann —

Luiſe. Nun endlich gar ein Gleichniß! Dieſes Zimmer, Herr von Simpel, iſt gebaut für ehrliche Leute, die ihr Anbringen kurz und ſchlicht abthun, und dann wieder gehn. Hier iſt nicht Zeit und Ort zu weitſchichtigen Eingängen, Bildern und andern Rednerblumen. Wenn Sie mir etwas zu ſagen haben, ſo kramen Sie aus!

v. Simpel. Mamſell belieben wohl gar durch dieſen Ausdruck auf meinen vorigen Stand zu ſticheln? Ich bin kein Krämer mehr.

Luiſe. Ha! da ſieht man das böſe Gewiſſen. Ich ſchwöre bey Ihrem heiligen Von, daß ich an

Ihren vorigen Stand so wenig, als an Ihren jetzigen dachte. O! wenn der neue Adel so unartig und mißtrauisch macht, so will ich doch ja ein bürgerliches Mädchen bleiben. Was hülf' es mir armen Kaufmannstochter, wenn man mich gnädige Frau nennte, mir aber bey jedem Kramladen ein Stich durchs Herz führe? — Doch ich will meine Uebereilung gleich wieder gut machen, und in angemessenern Ausdrücken sprechen. (Mit tiefer Verneigung.) Was haben Eure Gnaden zu befehlen?

v. Simpel. O, ich bitte —

Luise. Erlauben Sie; ich kenne meine Schuldigkeit, und frage nochmals demüthigst, was Eure Gnaden zu befehlen haben?

v. Simpel. Ich bin im Begriff auf Reisen zu gehn, und kam daher, von Ihnen Abschied zu nehmen.

Luise. Glückliche Reise!

v. Simpel. So kalt?

Luise. Es ist heute kalt Wetter.

v. Simpel. Nicht die geringste Spur von Gefühl bey unserer Trennung?

Luise. Ich bedaure, Herr von Simpel, daß Sie mich zwingen, deutsch mit Ihnen zu reden. Sie spielen bey mir den Liebhaber —

v. Simpel. Ich spiel' ihn nicht, sondern bin's mit der wärmsten Zärtlichkeit.

Luise. Desto schlimmer, weil ich keine ähnlichen Empfindungen gegen Sie fühle.

v. Simpel. Grausame!

Luise. Ich ersuche Sie daher, sich nie wieder einer kaltsinnigen Aufnahme von mir auszusetzen.

v. Simpel. Sie wollen mich also ganz aus Ihren strahlenden Augen verweisen?

Luise. Ich wünschte, Sie verwiesen sich selbst.

v. Simpel. Das kann und werd' ich nie.

Luise. Nun so ist es Ihre eigne Schuld, mein Herr, wenn man Sie dazu zwingt.

v. Simpel (etwas bitig.) Wer soll das? Wer kann das?

Luise. Ein guter Degen, in eines braven Mannes Hand.

v. Simpel (sich ängstlich umsehend.) Was wollen Sie damit sagen?

Luise. So viel, daß Sie sich durch ferneres Aufdringen bey mir ein Duell mit dem Hauptmann Hohwald zuziehn.

v. Simpel (bänglich.) Warum mit dem?

Luiſe. Weil ich ihn zum Generalgewaltigen über Sie und andere Herren, die mich ungebethen lieben, gemacht habe.

v. Simpel. Ja, ich habe gehört —

Luiſe. Vermuthlich, daß er ein guter Fechter iſt?

v. Simpel (mit ſteigender Angſt) Ach nein — So? Iſt er das? —

Eilfter Auftritt.

Thoms. von Simpel. Luiſe.

Thoms (tritt in einem grauen Mantel mit Ermeln herein.)

v. Simpel (ſtellt ſich an ein Fenſter und ſieht hinaus.)

Luiſe. Was bringt Er, Thoms?

Thoms. Ich ſuche den Herrn Offizier, der mich heute hier im Hauſe mit einem Briefe weggeſchickt hat.

Luiſe. Er iſt nicht hier. Was ſoll er?

Thoms. Ich wollt' ihm ſagen, daß ich Herr Sproſſern nirgends finden kann.

Luiſe. So?

Thoms. Wenn ich nur wüßte, was ich nun machen sollte.

Luise (an einem Fenster stehend.) Ich weiß Ihm nicht zu rathen, mein Freund! Wenn er doch — (Aufschreckend.) Himmel! da kömmt der Hauptmann Hohwald die Gasse herauf, und Sie (zu von Simpel) müssen auch gleich die Nase zum Fenster hinaus stecken. Er wird einen grimmigen Blick auf Sie, und wird Ihnen schön mitfahren.

v. Simpel (hin und hertaumelnd.) Ach! was mach ich? was mach' ich? — Wohin lauf' ich? — Ich will in den Ofen kriechen — will — will —

Luise. Sie müssen schlechterdings da bleiben, denn Ihr Gesicht hat er einmal gesehn. Wechseln Sie aber geschwind mit dem Manne da (auf Thoms zeigend) im Nebenzimmer die Kleider.

v. Simpel (stolpert unentschlossen.)

Luise. Fort! fort! Es ist das einzige Rettungsmittel. (Schiebt Beide hinaus.)

Zwölfter Auftritt.

Luiſe.

Liſt, Schutzgöttin des Weibes, verlaß mich nicht! (Tritt an die Thüre des Nebenzimmers und ruft hinaus.) Raſch! raſch!

Dreyzehnter Auftritt.

von Simpel. Thoms (kommen mit vertauſchten Kleidern zurück.) Luiſe.

Luiſe (zu Thoms.) Hier iſt ein Gulden für Seine Mühe, und nun lauf' Er, als ob's hinter Ihm brennte, die Seitentreppe hinab, und durch die Hinterthüre fort.

Thoms. Danke, danke; will's ſchon pfiffig machen. (Schnell von der Seite ab.)

Luiſe. Und Sie, Herr von Simpel, halten ſich mäuschenſtill hier in der Nebenſtube, und nennen ſich, wenn's zwiſchen Ihnen und dem Hauptmann Hohwald zur Sprache kommen ſollte, den Bothen Thoms. Sagen Sie nur wegen

des Briefes, was Sie vorhin von Thomsen hörten; da wird's schon gehn.

v. Simpel. Ach! ach! ich weiß kein Wort, keine Sylbe. Ach wie soll das werden?

Luise. Wie es will; nun hilft kein Wimmern.

(Schiebt ihn in die Nebenstube, und setzt sich an ihren Nähtisch.)

Vierzehnter Auftritt.

Hauptmann Hohwald. Luise.

Hauptmann (kalt.) Sie haben befohlen.

Luise. Meinen besten Dank, daß Sie Wort halten.

Hauptmann. Mit schwerem Herzen ging ich dem Abschied von Ihnen entgegen; muß aber gestehn, daß mir unterwegs etwas leichter ward.

Luise. Das freut mich.

Hauptmann. Mich nicht; denn Erleichterungen von solcher Art sind empfindlicher, als die Last selbst.

Luise. Schon wieder Grillen, ewiger Grillenfänger?

Hauptmann. Wär' ich das? — Nun so

ist der Wunsch, daß Sie mich nicht so bald, als ich leider! sehe, vergessen möchten, eine Grille gewesen.

Luise. Sie haben gesehn? Und was?

Hauptmann. Daß Sie sogar dem Sprüchwort: Aus den Augen aus dem Sinn, vorgreifen, und — Doch verzeihen Sie! Ich spreche mehr —

Luise. Als Sie verantworten können.

Hauptmann. Nein; mehr, als ich bey unserm nunmehrigen Verhältniß zu sagen Recht habe.

Luise. So kommen Sie mir nicht los. Ein Biedermann, wie Sie, beschuldigt entweder gar nicht, oder beweist. Sagen Sie mir also, was Sie eigentlich gesehn haben wollen?

Hauptmann. Nichts, als daß Ihr Herz nicht gern unbeschäftigt bleibt.

Luise. Ha ha ha!

Hauptmann. O dieses Lachen —

Luise. Ist das billigste von der Welt.

Hauptmann. Wie? Hab' ich nicht etwa an Ihrem Fenster —

Luise. Doch nicht einen Nebenbuhler gesehn?

Hauptmann. Nicht Nebenbuhler — Nachfolger.

Luise. Sie trauen mir wirklich einen feinen Geschmack zu. — Ein Augenblickchen Geduld, und Sie werden sich Ihres Irrthums schämen. (Sie macht die Thüre des Nebenzimmers auf.) Komm' Er heraus, mein Freund!

Funfzehnter Auftritt.

von Simpel. Hauptmann Hohwald. Luise.

v. Simpel (kömmt zitternd heraus.)

Hauptmann (heftig.) Kerl, wer bist du?

v. Simpel. Der — der —

Luise. Mein Gott! fahren Sie den armen Mann nur nicht so an! Es ist der Bote Thomas, den Sie heute an Sprossern abfertigten. Er kam her, um mit Ihnen zu sprechen. Ha ha ha! Wie gefällt Ihnen meine Wahl?

Hauptmann. Nun, was zitterst du denn, und stehst da, wie eine Kalkwand?

v. Simpel. Es — es ist mir nicht wohl.

Luise. Kein Wunder. Er ist erschrocken.

Hauptmann. Hast du Sprossern gefunden?

v. Simpel. Nein — ja, ja.

Hauptmann. Und ihm meinen Brief gegeben?

v. Simpel. Brief? — Brief? —

Hauptmann. Oder das versiegelte Paket, das du heute hier erhieltst. Hast du's Sprossern übergeben?

v. Simpel. Ja, Herr Hauptmann — nein, Herr Hauptmann —

Hauptmann. Nun was gilt denn?

v. Simpel. Ich habe — nein, nein, ich habe nicht —

Hauptmann. Mit dem Kerl rappelt's. Antworte mir ordentlich, oder dich soll das —

v. Simpel. Ich — ich kann mich gar nicht besinnen — habe so ein kurz Gedächtniß.

Hauptmann. Ich will dir's lang machen. (Hebt den Stock auf.)

v. Simpel. Ja, ja, ich hab' ihm den Brief gegeben.

Hauptmann. Nun endlich. Bringst du Antwort?

v. Simpel. Verzeihn Sie — ich versprach mich — wollte sagen, ich hätt' ihm den Brief nicht gegeben.

Hauptmann. Donner und Wetter! Ich glaube, du haſt mich zum Narren. (Schlägt nach ihm.)

v. Simpel (zurückſpringend.) Ja, ich bringe Antwort.

Hauptmann. Welche?

v. Simpel. Er ſagte — ſagte — Ach! ich unglücklicher Mann weiß nicht mehr, was er ſagte. Mein Gedächtniß iſt ſo kurz — ſo kurz — ich vergeſſe gleich alles.

Hauptmann. Und wenn du die ganze Welt vergießt, ſo ſollſt du noch an meinen Stock denken. Hinaus mit dir! (Stößt ihn vor ſich hinaus.)

v. Simpel (hinter der Scene.) Au, au, au! Mord! Feuer! Hülfe! Hülfe!

Sechszehnter Auftritt.

Luiſe.

Ja, dir wollt' ich helfen, ſtolzer Dummkopf. Dießmal hat der Zufall ein kluges Stückchen gemacht. Hundert Dukaten wären mir nicht ſo lieb.

Siebenzehnter Auftritt.

Hauptmann Hohwald. Luiſe.

Hauptmann (zurückkommend.) So einen Eſel hab' ich in meinem Leben nicht geſehn.

Luiſe. Darf ich nun lachen?

Hauptmann. Ich mochte das Strohbund dreſchen, wie ich wollte, es kam doch kein Körnchen Menſchenverſtand heraus. Was machte der Kerl aber im andern Zimmer?

Luiſe. Ich ſteckt' ihn hinein, um Sie ein wenig zu necken; denn ich ſah Ihrem wilden Blick auf der Gaſſe gleich an, daß Sie den armen Schächer, der ſich zu ſeinem Unglück die Freyheit nahm, und ans Fenſter trat, für einen Nebenbuhler hielten.

Hauptmann. Scharfſichtiger Luchs!

Luiſe. Blinder Donquixott, der Windmühlen für Rieſen hält.

Hauptmann. Verzeihung!

Luiſe. Dasmal mag's hingehn; aber — (droht ihm.)

Hauptmann. Ich wollte gern Beſſerung

versprechen, wenn ich nur noch künftig das Glück haben könnte, sie zu zeigen.

Luise. O fallen Sie nicht wieder in den traurigen Abschiedston! Wenigstens izt nicht!

Hauptmann. Sie vergessen —

Luise. Nein, ich weiß alles. Doch ich habe noch über eine Sache, die sich erst um acht Uhr entwickelt, mit Ihnen zu sprechen.

Hauptmann. Soll ich also den bangen Weg noch einmal gehn?

Luise. Es wird Sie nicht reuen. Kommen Sie nur Punkt acht Uhr wieder.

Hauptmann. Allein dann —

Luise. Ja, wenn Sie dann noch Lust haben, sich von mir zu trennen, will ich Sie keinen Augenblick länger aufhalten.

(Der Hauptmann geht ab, Luise begleitet ihn.)

Vierter Akt.

(Gasse vor Luisens Wohnung. Es ist Abend, und einige Laternen brennen im Hintergrunde.)

Erster Auftritt.

Sprosser (kömmt die Gasse herunter.)

Ich muß mein Glück noch einmal versuchen. — (Blickt herum.) Die Laternen sind aber auch hier so verflucht dünn gesät, daß man kaum seine eigne Nase, geschweige denn ein fremdes Haus finden kann. — Halt! hier wohnt der kleine Teufel. (Klinkt an der Thüre, findet sie verschlossen, und ruft.) Luise! Luise! — Hm! kein Mensch läßt sich am Fenster sehn. (Er klopft an, und lauscht ein Weilchen.) Auch das hilft nicht? — Nun muß ich schon mein Liedchen anstimmen. Vor Orpheus Gesang öfneten sich die ehernen Pforten der Hölle;

vor meinem Ständchen wird sich doch wenigstens diese hölzerne Paradiesthüre aufthun. (Singt.)

Horch, schönes Mädchen, horch!
Ich stehe hier, und friere
verdammt an deiner Thüre,
und klappre, wie ein Storch.
Horch, schönes Mädchen, horch!

Feins Liebchen, laß mich ein!
Könnt' ich mich vor den Stürmen
an deinem Busen schirmen,
wie glücklich würd' ich seyn!
Feins Liebchen, laß mich ein!

Zweyter Auftritt.

Der Stockmeister, mit Wache. Sprosser.

Stockmeister. Holla! was giebt's hier?

Sprosser (spöttisch.) Einen Menschen.

Stockmeister (leuchtet ihm mit der Laterne ins Gesicht.) Ich frage im Namen eines hochedlen und hochweisen Raths, dessen Stockmeister ich bin.

Sprosser. Der hochedle und hochweise Rath

hat mich nichts zu fragen. — Und Er, Monsje Stockmeister, kann seine Laterne auf die Gasse hängen; da ist sie nöthiger, als vor meiner Nase.

Stockmeister. Nicht so brutal, Herr! Was treibt Er hier Unfug und singt?

Sprosser. Weil ich just nicht beten wollte.

Stockmeister. Es ist aber wider die Polizey.

Sprosser. Ha ha ha! ich habe in London und Paris manch schönes Lied auf der Gasse gesungen, und es ist keiner naseweisen Polizey eingefallen, mich zu stören.

Stockmeister. Wie? was? Naseweise Polizey? Das Wort soll ihm theuer zu stehn kommen. Wache, fort mit ihm! (Sie greifen an.)

Sprosser. Schurken, laßt mich los!

(Wird sträubend abgeführt.)

Dritter Auftritt.

Anne (guckt zu ihrer Hausthüre heraus.)

Was war denn hier für ein Spektakel? — (Setzt sich auf die Bank vor der Thüre.) Das weiß aber auch der Himmel, wo mein Mann heu-

te bleibt. Seit ihn der Offizier meggeſchickt hat, iſt er nicht wieder nach Hauſe gekommen. Ich hatt' ihm ſo ein gut Süppchen gekocht, und nun packt ſich der Schlingel nicht heim. Wer weiß, in welcher Kneipe —

Vierter Auftritt.

von Simpel. Anne.

v. Simpel (läuft in Thomſens Mantel über die Gaſſe, nach Luiſens Wohnung zu.)

Anne (die ihn erblickt, für ſich.) Ich dächte mein Six! dort ging er. (Laut.) Pſt! pſt! Thoms! Thoms! (Sie läuft von Simpeln nach, und zupft ihn beym Mantel.) Mann! hörſt du denn nicht?

v. Simpel (kehrt ſich um.)

Anne. Wie ſiehſt du denn aus? Je, du biſt's wohl gar nicht?

v. Simpel. Was habt Ihr denn? was wollt Ihr denn?

Anne (den Mantel betrachtend.) Das iſt, gewiß und wahrhaftig! Thomſen ſein Mantel. — Herr,

wer ist Er? Wo hat Er den Mantel her? Wo ist mein Mann?

v. Simpel. Packt Euch zum Henker! Was geht mich Euer Mann, und Euch der Mantel an?

Anne (schnatternd.) Was er mich angeht? — Ey seht doch! das geht er mich an, daß es mein Mann ist, und daß das meines Mannes Mantel [illegible] weiß ich beschwören, bey offnen Thüren und Fenstern beschwören; aber auf Seine Unkosten, versteht Er mich? — Den Fleck da (sie hebt einen Zipfel des Mantels in die Höh) hab' ich Thomsen eingesetzt, wie er sich einmal auf die Ofenbank gelegt und verbrannt hatte. Ich weiß noch, als wenn's heute wäre; ich sagte —

v. Simpel. Ich geht zum Teufel, ihr Schnatergans! (Will sich davon machen.)

Anne (hält ihn beym Mantel und schreyt aus allen Kräften.) Diebe! Diebe! Diebe!

Fünfter Auftritt.

Der Stockmeister mit Wache. von Simpel. Anne.

Stockmeister (tritt herbey.) Ist denn heute der Teufel hier aar los?

Anne. Ach edler Herr Stockmeister, kommen Sie! helfen Sie! Hier steckt ein fremder Kerl in meines Mannes Mantel.

Stockmeister (zu v. Simpel.) Ist das wahr? oder habt Ihr etwas zu Eurer Verdefendation anzuführen?

v. Simpel (erschrocken.) Ich weiß nicht — kann nicht —

Anne. Ach ich armes, geschlagnes Weib! Der Spitzbube zittert und bebt, das böse Gewissen sieht ihm aus den Augen. Er hat meinen Thoms auf der Straße gemordet, hat ihm den Mantel genommen. (Heult.) Ho ho ho! wo krieg' ich wieder so einen Thoms her? Ach ich armes Weib, ich armes Weib!

Stockmeister. Stille, stille! daß wir in der Ordnung verfahren können. (Zu v. Simpel.) Wie kamt Ihr zu dem Mantel?

v. Simpel. Es gab mir ihn Jemand — weiß nicht, wer's war, — und ich gab ihm mein Kleid dafür.

Stockmeister. Also war's ein ehrlicher Tausch?

v. Simpel. Ja.

Stockmeister. Nun der ist in den Rechten erlaubt, und Eure Klage, Mutzer Anne, findet nicht Statt.

Anne. Was? meine Klage soll nicht Statt finden? Ich soll still seyn, da mein Mann ermordet und geplündert ist? Ja gewiß, das ist er; nun geht mir mein Traum aus. Es ist heute der dritte Tag, da träumte mir —

Stockmeister. Stille! Träume gelten im juri criminali keinen Pfifferling. Wenn Ihr nicht mehrere Indicibus habt, kann ich diesen Mann nicht zur Haft bringen.

Anne. Es ist aber doch himmelschreyend, einen Mörder und Strassenräuber laufen zu lassen.

Stockmeister. Ey! woher wißt Ihr denn schon, daß er das ist? Er ist ja weder confessum noch convicti. Hätten sich Waffen, oder andere verdächtige Instrumente bey ihm gefunden, dann wäre der Casus anders.

Anne. Mein Gott und Herr! er ist ja noch nicht visitirt worden. Thun Sie's doch erst, ehe Sie da lange kauderwelschen.

Stockmeister. Weib, Ihr setzt allen schuldigen Respekt aus den Augen, und unterstehe euch wohl gar, mein Verfahren zu tadeln? Doch euerm Suchen soll gewillfahrt werden. (Er durchsucht von Simpels Taschen, und findet ein paar kleine Pistolen.) He! Bursche, was ist das?

v. Simpel. Meine Reisepistolchen.

Anne. Nicht wahr, wenn du, Schnapphahn, in hole Wege reis'st, und ehrlichen Leuten auflauerst? — Sehn Sie, Herr Stockmeister, hab' ichs nicht gesagt? O mein Thoms! mein Thoms!

Stockmeister. Ruhe! Nun gewinnt die Sache freylich eine andere Gestalt, und es muß mit der Inquisition verfahren werden. Kerl, Ihr seyd mein Arrestant. Wache, führt ihn ab!

Anne. Ich will mit, und nicht von der Stelle gehn, bis ich weiß, wo mein Thoms ist.

v. Simpel. Oh oh oh! (Wird abgeführt; und Alle ab.)

Sechster Auftritt.

Simpel. Schnapp (kommen von einer andern Seite der Gasse, und gehn auf Luisens Haus zu.)

Simpel. Also das ist das Haus?

Schnapp. Ja, was soll aber werden?

Simpel. Ich will mit der Mamsell ein bissel schnacken, und ihr schönes, butterweiches Patschchen küssen. Die Dorfmädel haben dagegen Fäuste wie Baumrinde, wie Reibeisen —

Schnapp. Und Sie haben Einfälle, wie ein altes Haus, nehmen Sie mir's nicht übel. Ein Besuch um diese Zeit bey einer Dame, die man noch nicht genug kennt, schickt sich nicht. Alles hat seine Zeit.

Simpel. Sie wird's gewiß nicht krumm nehmen, denn ich schien ihr hübsch zu gefallen. Sie that so freundlich, wie ein Maykätzchen, lächelte, wenn ich was sagte, und gab mir immer Recht. Meiner Treu! ich glaube, Sie thäte mich heirathen, wenn mein Bruder nicht wäre.

Schnapp. Der lebt aber noch, und hat auch Luſt, länger zu leben.

Simpel. Unter uns geſagt, meinetwegen möcht' er todt ſeyn. Seitdem er ſich die drey Buchſtaben gekauft hat, bläſt er ſich auf, wie ein Froſch, und traktirt mich, wie einen Hundejungen. Ich bin ſonſt ein gutes Thier, aber einen ſolchen hochmuthigen Narren kann ich nicht lieb haben, durchaus nicht. — Wie geſagt, ich wollte, daß ich ihn auf eine gute Manier los wäre, und ſein Mädel kriegen könnte. —, Ich muß durchaus zu dem kleinen Neffchen. (Will ins Haus, findet es aber verſchloſſen.)

Schnapp. Da ſtehn die Ochſen am Berge.

Simpel. Ach, ich donnre an, bis aufgemacht wird.

Schnapp. Das wäre noch ſchöner. Die Mamſell dächte wahrhaftig! Sie hätten ſich einen Haarbeutel geſoffen, wenn Sie erſt die Thüre ſtürmten, und hernach ungemeldet zu ihr hinauf liefen.

Simpel. Nun ſo meld' Er mich, lieber Schnapp, meld' Er mich!

Schnapp (vor ſich.) Ich muß nur ſo thun, damit das Kind nicht weint. (Laut.) Gut, ich

will Sie melden, und zur Hinterthüre, die vielleicht noch auf ist, hineingehn, daß wir nicht erst hier einen Tumult anfangen dürfen. Die Antwort kann ich Ihnen aber voraus sagen. Es heißt: Wird heute nicht angenommen.

Simpel. Ach nein. Geh' Er nur!

Schnapp (vor sich.) Ja, ja, ein Huschchen ins Bierhaus.

(Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Simpel. Hernach Thoms.

Simpel (ihm nachsehend.) Was er auch langsam geht; wie der Bauer, wenn er in den Thurm kriechen soll. Ich kann's kaum erwarten, bis er wieder da ist.

Thoms (in von Simpels Kleide, kömmt auf Lulsens Hand zu.)

Simpel (ihn sehend, vor sich.) Blitz! da muß auch der Henker gleich meinen Bruder herführen. (Laut.) Guten Abend, gnädiger Herr Bruder!

Thoms. Ey! verirt die Leute nicht auf der Gasse.

Simpel (vor sich.) Das ist nicht mein Bruder, aber sein Rock. (Laut.) Hört, Landsmann, was macht Ihr mit dem Kleide?

Thoms. Ich trag's, und wen schiert das was?

Simpel. Mich, guter Freund, mich. Wer seyd Ihr?

Thoms. Ein Bethe.

Simpel. Und tragt ein solches Kleid? Das geht mit Kräutern zu. Kurz, Herr Patron, das Kleid gehört meinem Bruder, und mir schwant's, daß Ihr ihn todt geschlagen und ausgeschält habt. (Vor sich.) Ach, wenn's doch wahr wäre! (Laut.) Gesteht, habt Ihr das gethan?

Thoms. Ach Gott! wie können Sie nur so etwas denken?

Simpel. Gesteht, gesteht! Wenn Ihr läugnen thut, laß' ich Euch hängen und rädern; gesteht Ihr aber, so soll's gar nichts zu bedeuten haben, und ich will Euch einen Gulden obendrein geben.

Thoms (vor sich.) Hm! unter der Bedingung kann ich dem Einfaltspinsel gestehn, was er verlangt.

Simpel. Nun besinnt Euch nicht lange!

Thoms (vor ihm niederfallend.) Gnade! Gnade!

Simpel. Steht auf! Ihr habt also meinen Bruder wirklich todt geschlagen?

Thoms. Ach! — ja.

Simpel. Ganz mausetodt, wie's in Rechten gilt?

Thoms. Ja.

Simpel. Hier ist Euer Gulden. — Heydideldum! mein todtes Brüderchen, nun bin ich dein Erbe, und heirathe deine Braut! — Herunter mit dem Kleide! Es gehört auch zur Erbschaft. (Thoms zieht das Kleid aus, Simpel an, und wirft Thomsen seins zu.) Da! daß Ihr seht, daß ich gar keinen Groll auf Euch habe, nehmt den Lappen!

Thoms. Schönen Dank. Gute Nacht! (Will gehn.)

Simpel. Bleibt doch! Wir haben noch mehr zu thun. Nun müßt Ihr erst mit aufs Rathhaus, und da beschwören, daß Ihr meinen Bruder wirklich todt geschlagen habt. Sonst würden mir ja Schwierigkeiten wegen der Erbschaft gemacht. Wenn aber der Schwur vorbey ist, könnt Ihr gehn, wohin Ihr wollt.

Thoms. So haben wir nicht gewettet. (Entläuft.)

Zimpel (ihm nachellend.) Halt, halt, guter Freund! Ich will Euch für den Schwur noch einen halben Gulden nach geben.

Achter Auftritt.

(Der Schauplatz verändert sich in einen Vorsaal bey Luisen.)

Spargut (in Frauenzimmerkleidern.) Suschen.

Suschen (ihn hereinführend.) Kommen Sie, Madam Spargut.

Spargut. Ist deine Mamsell hier?

Suschen. Sie wird gleich kommen. Verziehn Sie nur ein wenig hier im Kabinet.

Spargut (Gut, gut, liebes Suschen; hier sind ein paar Dreyer für deine Mühe. Ich wollte dir gern mehr geben; aber es sind itzt gar zu geldklemme Zeiten. Der heutige Tag ist besonders ein Unglückstag für mich. Früh streifelte mich die Accise; dann prügelte mir Sprosser hundert Thaler ab, und itzt — ach ich armer Mann!

— bin ich gar in meinem Hause bestohlen worden.

Suschen. Ist das möglich?

Spargut. Leider! leider! hat, indem ich vorhin hier war, eine verruchte Hand meinen Schrank erbrochen, und mir mein Ein und mein Alles, hundert blanke Louisd'ors genommen.

Suschen. Haben Sie denn gar keine Spur?

Spargut. Nicht die geringste. Die Nachbarn haben Niemand, als meinen Vetter im Hause gesehn.

Suschen. Der wird doch nicht etwa —

Spargut. Ach das gute Kind! Eher glaubt' ich, daß ich mich selbst bestohlen hätte. Der gute Mensch geht alle Sonntage Vor- und Nachmittags in die Kirche, singt und betet fleißig, hört aufmerksam auf Gottes Wort, besucht keine liederlichen Gesellschaften, und ist kurz! ein frommer, stiller Jüngling, der —

Suschen (praktizirt ihm, indem er so spricht, zwey silberne Löffel in die Tasche.)

Spargut. Sage mir nur, Mädel, was du mir da am Schubsacke herum knabbelst? Was willst du denn? was suchst du denn?

Suschen. Nichts, nichts; ich brachte nur

Ihre Rockfalten ein wenig in Ordnung. — Nun für ins Kabinet, und gehn Sie, es mag kommen wer will, keinen Schritt heraus, bis die Mamsell ruft. Geben Sie sich auch gegen Niemand zu erkennen, oder Sie verderben alles.

(Spargut geht ins Kabinet. Suschen eilt ab, nimmt das Licht mit, und der Saal ist nun ganz dunkel.)

Spargut (steckt neugierig den Kopf aus dem Kabinet, und füllt die Zwischenzeit, bis zu Suschens Rückkunft, durch Pantomime aus.)

Neunter Auftritt.

Warnick. Suschen.

Suschen (hastig.) Geschwind hier herein! (führt ihn an ein, dem ersten entgegenstehendes Kabinet.) Rühren Sie sich aber bey Leib und Leben nicht von der Stelle! Die Mamsell wird Sie nicht lange warten lassen.

Warnick. Schön, schön. Hier hast du ein paar Küsse zum Dank. (Küßt sie, und schlüpft ins Kabinet.)

Suschen (den Mund abwischend.) Mit seinen

dummen paar Küſſen; da ſind mir des Alten paar Dreyer noch lieber.

(Geht eilend ab.)

Zehnter Auftritt.

Spargut. Warnick.

Warnick (guckt aus dem Kabinet, und ſpricht vor ſich.) O hätt' ich das himmliſche Mädchen ſchon in meinen Armen!

Spargut (mit dem Kopf heraus fahrend, vor ſich.) Was hör ich? Meines Vetters Stimme!

Warnick (vor ſich.) Ha! dort iſt Jemand. (Laut.) Luiſe, mein Leben, mein Glück, ſind Sie dort?

Spargut (vor ſich.) Warlich! mein Vetter, der mich für Luiſen hält. Ich muß ihn ausholen. (Laut, mit angenommener weiblichen Stimme, die er auch bis zum Ende des Akts beybehält.) Guten Abend, Herr Warnick!

Warnick. Tauſend gute Abende, mein Engel. Ich glühe vor Verlangen —

Spargut. Noch ein Weilchen Geduld, ſüſſer, lieber Junge. Es iſt im Hauſe noch

nicht alles ruhig. Man möcht' uns überraschen.

Warnick. Die Augenblicke bis zu unserer Umarmung werden mir Jahre dünken.

Spargut. Ey, ey, ey! wo ist Ihre Sittsamkeit?

Warnick. Die hole der Henker! Unter uns gesagt, schönes Mädchen, ich spiele den Sittsamen nur am Tage. Bey Nacht braucht man keine Maske.

Spargut. Sie, loser Vogel, stellen sich also wohl nur fromm?

Warnick. Ja freylich. Es ist ein guter Kunstgriff, das und jenes Vergnügen zu erhaschen. — Nicht wahr, mein Engel, Sie hätten mich nicht zu dieser süssen Zusammenkunft eingeladen, wenn ich der Welt als ein Leckerinsky bekannt wäre?

Spargut. Gewiß nicht.

Warnick. Sie hätten befürchtet, Ihre unbescholtene Tugend in übeln Ruf zu bringen?

Spargut. Ja wohl.

Warnick. Nun aber hoffen Sie, daß die Leute glauben werden, wir beten zusammen.

Spargut. Sie errathen meine geheimsten Gedanken.

Warnick. S[illegible]ie, so ist der Welt Lauf. Wer itzt fortkommen will, muß heimlich, gleichsam wie ein Maulwurf unter der Erde, nach Stillung seiner Lüste und Begierden graben, aber vor den Leuten den Kopf hängen, sittsam auf der Gasse gehn, und wie eine lebendige Moral sprechen. Dieß Kunststückchen ist zwar schon alt; doch die dumme Welt läßt sich noch immer damit betrügen. — Sie kennen doch wohl meinen Onkel Spargut?

Spargut. Ein wenig.

Warnick. Das ist der infamste alte Schurke auf Gottes Erdboden.

Spargut. Ey, ey! was Sie sagen!

Warnick. Nicht zu viel. Er schindet Leute durch Wucher, ißt sich nicht satt, giebt keinem Armen einen rothen Heller, buhlt noch —

Spargut (einfallend.) Ach! Sie brauchen mir ihn nicht so genau zu beschreiben; ich kenn' ihn recht gut.

Warnick. Unmöglich so wie ich. — Ja, er buhlt noch der alte, geile Bock, und doch hält die ganze Stadt diesen Inbegriff aller Niederträchtigkeit, dieses Handlexikon aller Laster, für eine vollständige Sammlung von Tugenden. Warum? Weil er in alle Kirchen läuft, und voll

verstellter Andächteley die Augen im Kopfe verdreht. — Von dem alten Schelm —

Spargut. Schimpfen Sie ihn nur nicht so entsetzlich!

Warnick. Ey was? Ich sag' es noch einmal: Von dem alten Schelm hab' ich eigentlich die Verstellungskunst gelernt; doch der Schüler ist nun über seinen Meister Ich hab' ihn so geblendet, daß er mich zum Erben einsetzen will, und mir gar nichts Böses zutraut.

Spargut. Sie werden ihm vermuthlich auch nichts Böses thun?

Warnick. Wie man's nimmt. — Ihnen, meine Traute, kann ich wohl gestehn, daß ich heute dem alten Drachen hundert Louisd'or weggestipitzt habe.

Spargut. O du — Sie böser Mensch, was haben Sie gethan?

Warnick. Nichts, als wozu mich der Knicker zwingt. Er giebt mir wöchentlich einen Gulden Taschengeld. Das reicht kaum zu wohlriechendem Wasser. Wovon soll ich nun noch auf Ball' und Kaffeehäuser gehn? wovon spielen, Wein und Punch trinken, und Ihnen, meine Göttin, eine Galanterie machen?

Spargut (schmeichelnd.) Haben Sie etwas bey sich?

Warnick. Morgen, meine Theuerste, will ich Ihnen einige Kleinigkeiten zu Füssen legen.

Spargut. Itzt wäre mir's just geschenknehmerlich. Haben Sie gar nichts bey sich?

Warnick. Nichts in der Welt, was Ihrer würdig wäre. — Läge nur der Alte schon etliche Klaftern tief unter der Erde, so wollt' ich Sie fürstlich kleiden, und mit Kutsch' und Pferden über sein Grab rasseln, daß er sich drinn umwenden sollte. — Ha! es kömmt Jemand mit Licht. Wir wollen uns zurückziehn. (Sie ziehn die Köpfe zurück.)

Eilfter Auftritt.

Christian (mit Licht.)

Hole der Henker alle Spitzbuben! (Leuchtet im Saal herum.) Schon wieder fehlt ein Paar silberne Löffel, und ich will wetten, daß sich eine Canaille ins Haus geschlichen, und sie einsteckt hat. — Doch halt! vielleicht liegen sie noch hier im Kabinet. (Geht in das, wo Spargut ist.)

Zwölfter Auftritt.

Spargut. Christian.

Christian (inwendig.) Heh! Wer ist hier? Was macht Sie hier? Warum kriecht Sie so zu Winkel? (Zieht Spargutes heraus.)

Spargut. Ich bin eine ehrliche Frau.

Christian. So? Sind Ihrer Ehrlichkeit etwa zwey silberne Löffel in dieser Gegend begegnet?

Spargut. Gott bewahre!

Christian. Kurz, es fehlen mir zwey Löffel, und ich glaube, daß sie Ihr angestanden haben.

Spargut. Verzeih's Ihm Gott, daß Er mich ehrliche, alte, siebzigjährige Frau so hart beschuldigt.

Christian. Ach! Alter hilft vor Thorheit nicht.

Spargut. Nun wenn Er meinen Worten nicht glauben will, so visitir' Er mich!

Christian. Das soll ohnedem geschehn. (Er durchsucht Spargut's Taschen, und findet die

von Suchen hinein gesteckten Löffel.) Siehst du, alte Canaille!

Spargut. Himmel! wie ist das zugegangen?

Christian. Stellt Euch nur noch fremd, ihr Hexe! Wer seyd ihr?

Spargut. Mamsell Luisens Wärterin. Ich habe sie auf meinen Armen getragen, da sie noch —

Dreyzehnter Auftritt.

Luise. Spargut. Christian.

Luise. Was geht denn hier vor?

Christian. Da ist ein altes Weib, das zwey silberne Löffel im Hause gestohlen hat, und sich für Ihre ehemalige Wärterin ausgiebt.

Luise. Für meine Wärterin? — O die Unverschämte! In meinem ganzen Leben hab' ich die Kreatur nicht gesehn.

Spargut. Kennen Sie mich denn nicht, Mamsell Luise? Besinnen Sie sich doch auf den Spas: Ein Mäulchen — ein Säulchen; ein Säulchen —

Luiſe. Die Frau fantaſirt. — Uebergebt ſie der Obrigkeit!

(Eilt ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Spargut. Chriſtian.

Chriſtian. Euch ſoll der Willkommen im Zuchthauſe treflich ſchmecken. Fort!

Spargut. Ach! ich bin unſchuldig.

Chriſtian. Fort, fort! (Will ihn mit Gewalt abführen.)

Spargut. Gleich, gleich; ich will nur erſt noch etwas entdecken.

Chriſtian. Was iſt's? Geſchwind!

Spargut. Hier in dieſes Kabinet, (auf das, wo Wamme ſteht, zeigend,) hat ſich ein Spitzbube verkrochen, der meinem guten Freunde, dem Kaufmann Spargut, funfhundert Thaler geſtohlen hat, und gewiß auch Stehlens halber ins Haus gekommen iſt.

Chriſtian. So? (Er geht ans Kabinet, ohne Sparguten loszulaſſen, und ſieht hinein.) Richtig! da ſteckt ſo ein Zeiſig. Warte! dich will ich ein-

riegeln und nachholen. (Er riegelt das Kabinet zu.) Nun, Madam, wollen wir vor allen Dingen bey dem Stockmeister Visite machen, und den Herrn Diebs-Kollegen dort anmelden. (Er führt Spargaten beym Arm ab.)

Spargut. Ach ich arme, unschuldige Frau!

Fünfter Akt.

(Ein Gefängniß-Saal.)

Erster Auftritt.

Sprosser. von Simpel.

Sprosser. Lustig, Herr von Simpel! Was hilft das Kopfhängen? Wir sind nicht die Ersten, die zwischen vier Mauern sitzen, und werden nicht die Letzten seyn. Mir macht, auf Ehre! die ganze Sache Spas.

v. Simpel. Mir nicht. Wären Sie nur so ein Ball des Schicksals, wie ich, Sie würden auch anders pfeifen. Jetzt, da ich in die weite Welt hinaus fliegen will; schon mit einem Buchhändler über den Verlag meiner Reisebeschreibung kontrahirt, und Postpferde bestellt habe, muß ich ins Gefängniß reisen. Das ist doch wahrlich kein Spas.

Sprosser. Aber gerechte Strafe für Ihre unbefugte Jagd in meinem Gehege.

v. Simpel. Dießmal dem blinden Jäger, Cupido, gefolgt, und nicht wieder.

Sprosser. Nein, ich denke noch manche Jagdpartie mit ihm zu machen. Soll ich etwa, weil ich heut einmal vergebens auf den Anstand ging, und darüber unter die Spürhunde der Polizey kam, nie wieder das Revier der Liebe betreten? Da wär' ich wohl ein großer Thor.

v. Simpel. Pst! es kömmt Jemand.

Sprosser. Wohl gar Gesellschaft.

Zweyter Auftritt.

Spargut. Der Stockmeister. Sprosser. von Simpel.

Stockmeister (Sparguten hereinführend.) Nu, nu, ob Sie unschuldig ist, oder nicht, das wird der hochedle Rath schon ausmachen. — Hier, meine Herren, bring' ich Ihnen ein Frauenzimmerchen.

Sprosser. Dank, Papachen, Dank.

Stockmeister. Endlich einmal ein vernünftiges Wort. Hat sich Ihre Hitze gelegt?

Sprosser. Hat sich, hat sich. Wer wird denn ein ewig feuerspeyender Berg seyn? Ich denke, wir wollen noch recht friedlich und schiedlich von einander gehn. (Besieht Sparguten, der sich in einen Winkel gesetzt hat, durchs Fernglas.) Aber, Papachen, es scheint verflucht alte Waare. Konntest du uns kein jüngeres Täubchen bringen?

Stockmeister. Hä hä hä! es hat sich just heute keins gefangen. Nu, scharmirt nicht miteinander!

(Geht lachend ab.)

Dritter Auftritt.

Sprosser. von Simpel. Sparguk. Hernach der Stockmeister mit Warnick.

Sprosser (zu von Simpel.) Mit der alten Kupplerin — denn das ist sie gewiß — will ich meinen Spas haben. (Gegen Sparguk.) Madam! — Madam! — Wollen Sie uns nicht durch Ihre nähere Gegenwart beglücken? Verlassen

Sie doch jenes melancholische Dunkel, das selbst der Stral Ihrer Augen nicht aufhellen kann. — Sie hören mich nicht? Würdigen mich keiner Antwort? — Ich bitte dringend — (Geht auf Spargutes zu.)

Spargut (drückt sich, mit abgewendetem Gesicht, tiefer in seinen Winkel.)

Sprosser (ein Licht bringend.) Und sollten Sie mein brennendes Verlangen, Ihr Graziengesicht zu sehn, Unbescheidenheit nennen, so kann ich mich nicht enthalten. (Er dreht Spargutes herum und beleuchtet ihn.)

Spargut (fährt auf) Herr! ist es nicht genug, daß Sie mich heute um hundert Thaler geprellt haben, müssen Sie mich auch noch hier turbiren?

Sprosser. Ich fall' aus den Wolken. — Herr Spargut! Sie hier, und in einem so komischen Anzuge hier? — Wie in aller Welt —?

v. Simpel. Unbegreiflich! Sagen Sie doch —

Spargut. Sie dürfen nur befehlen.

v. Simpel. Ein höchst sonderbares Abenteuer!

Spargut. Nicht sonderbarer, als der Sprung von der Ladenschürze zum Federhuthe.

Sprosser. Ey, ey! Herr von Simpel!

v. Simpel (heftig zu Spargut.) Herr! was wollten Sie damit sagen?

Spargut. Nichts, als was ich bereits damit gesagt habe.

Sprosser. Huß, huß, huß!

v. Simpel. Besser wär's, wenn Sie geschwiegen hätten; denn Sie schlagen sich mit Ihren eignen Worten. Wenn der Sprung vom Kaufmann zum Edelmann so gar groß und sonderbar ist, so muß jener ein sehr kleines Licht seyn.

Spargut. Je nun, ein sparsam brennendes Wachslicht ist mir lieber, als eine prahlende Pechfackel, deren Herrlichkeit nur ein Weilchen währt.

Sprosser. Nun, Herr von Simpel?

v. Simpel. O! Herr Spargut kann Recht haben; er versteht sich auf dergleichen Waaren.

Sprosser (zu Spargut.) Was sagen Sie dazu?

Spargut. Daß es rühmlicher ist, sich auf etwas, als auf gar nichts zu verstehn.

Sprosser. Doch nicht etwa wie der Herr von Simpel?

Spargut. Ey bewahre! Der gnädige Herr verſtehn ſich aufs Geldvertuhn; ich fürchte nur, daß dieſe Kunſt ſich nicht lange wird treiben laſſen.

v. Simpel. So lange mir's beliebt.

Sproſſer. Nun da haben Sie's!

Spargut. Ich trage dagegen unterthänigſten Zweifel. Leicht gewonnen, leicht zerronnen, iſt ein altes, wahres Sprüchwort.

v. Simpel. Und Sie ſind ein alter, wahrer Grobian.

Sproſſer (zu Spargut.) Leiden Sie denn das?

Spargut. Der nunmehr gnädige Herr haben von mir, als Sie noch mein Ladenjunge zu ſeyn geruhten, manche Tachtel gelitten; alſo kann ich doch wohl auch einmal —

v. Simpel. Eine Tachtel einſtecken. (Schlägt nach Spargutен.)

Sproſſer (dazwiſchen tretend.) Ruhig, ihr Herren! Ich hör' unſern Wirth kommen.

Stockmeiſter (bringt Warnicken.) Immer auch hier herein! (Die Arreſtanten zählend.) Eins, zwey, drey, vier Gäſte. Es iſt heute recht hübſche Nahrung.

(Mehr ab.)

Vierter Auftritt.

Warnick. Sprosser. von Simpel. Spargut.

Spargut. Ah, Spitzbube!

Warnick (fällt ihm zu Füßen.) Herr Onkel!

Spargut. Mir aus den Augen!

Warnick. Der böse Geist —

Spargut. Ja, schiebe nur die Schuld auf den!

Warnick. Der böse Geist hat nicht allein mich, sondern auch Sie, zu Schwachheiten verführt.

Spargut. Mich? mich zu Schwachheiten? — Du irrst dich sehr. Um hinter deine Streiche zu kommen, warf ich mich in diese Kleider —

Warnick. Ich muß meinem theuersten Herrn Onkel glauben.

Spargut. Und schlich mich in jenes Haus, weil ich durch Spion wußte, daß du, gottloser Bube, dahin kommen würdest.

Warnick. Ich will alles blindlings glauben; verzeihn Sie nur —

Spargut. Ich dir verzeihen? Eher will ich — Fort! — Ich habe mir einen Skorpion im Busen erzogen, will ihn aber von mir schleudern. (Stößt Warnicken von sich.)

Fünfter Auftritt.

Suschen. Warnick. Sprosser. von Simpel. Spargut.

Suschen (hereinhüpfend.) Ruhe, Ruhe, meine Herren!

Spargut. Ha! du verführende Schlange!

Suschen. Nicht geschimpft, Mutter Eva, sonst behalt' ich meine guten Nachrichten, die ich bringen wollte, für mich.

Spargut. Gute Nachrichten?
Warnick. Wem? wem?
Sprosser. Nicht wahr, Mäuschen, mir? (Zugleich.)
v. Simpel. Nicht doch, mir; auf alle Fälle mir.

Suschen. Allen, allen; lassen Sie mich nur zum Worte kommen. Meine arme Mamsell zerfließt fast in Thränen, daß sie an dem Unglück so schöner, lieber Herren Schuld ist.

Sprosser. Aha, Herr Spargut! Nun erfährt man — Doch rede weiter!

Suschen. Sie will alles bestmöglichst wieder gut machen, und bedauert nur, daß sie nicht mehr als Einem ihre Hand geben kann.

Spargut. Wem? O sage, wem?

Sprosser. Wie können Sie fragen? Mir.

Warnick. Ha! Sie müßte mich heute nicht haben rufen lassen.

v. Simpel. Und ich müßte nicht seyn, wer ich bin.

Sprosser. Rede doch! Wer ist der Glückliche?

Suschen. Ja, wenn ich das selbst wüßte.

Sprosser. Nun was weißt du denn?

Suschen. Nichts, als daß Mamsell Luise die sämtlichen Herren zu sich einladen läßt, und dann unter ihnen wählen will.

Warnick. Gefangene lassen sich gut einladen. Wie sollen wir denn hier heraus kommen?

Suschen (zieht einen Geldbeutel hervor.) Hier hab' ich goldne Dietriche, die alle Thüre schliessen. — Nur ein Paar Worte mit dem Stockmeister, und dann fort!

(Ab.)

Sechster Auftritt.

Warnick. Sprosser. von Simpel. Spargut.

Sprosser. Meine Herren, ich nehme Gratulation an.

Spargut. Oder Condolenz. — Sie machen's wie Jener, der die Bärenhaut verkaufte, eh' er den Bär hatte. — Wissen Sie die Fabel?

Sprosser. Cy! was kümmert mich itzt Ihre Fabel?

v. Simpel. Ich weiß doch eine Fabel, die Sie wohl kümmern wird.

Sprosser. Die ware?

v. Simpel. Ihre Hofnung auf Luisens Hand.

Sprosser. Ha ha ha! Sie denken doch nicht etwa — ?

v. Simpel. Ich verbitte, mich auszulachen.

Sprosser. O, Herr, ich kann auch verflucht ernsthaft seyn, wenn's darauf ankömmt. Verlangen Sie eine Probe?

v. Simpel. Ah! Suschen kömmt. Wir wollen abbrechen. — Suschen kömmt wieder.

Sprosser. Höchst erwünscht für Sie, tapfrer Ritter.

Siebenter Auftritt.

Suschen. Warnick. Sprosser. von Simpel. Spargut. Der Stockmeister.

Stockmeister (im Hereintreten zu Suschen.) Ja, ja, schönes Jüngferchen, da die Sachen so stehn. Man müßte sich ja ein Gewissen machen — Spas ist Spas.

Suschen. Sie sind frey, meine Herren, und nun fort, wie der Wind! Die arme, vierfache Braut wird mit Sehnsucht warten.

Spargut. Ich will nur erst ein Gängelchen nach Hause —

v. Simpel. Ich auch.

Suschen. Etwa um andre Kleider zu holen?

Spargut. Ja wohl.

v. Simpel. Man kann doch nicht so —

Suschen. Ey! was werden Sie sich erst lange putzen? Die Mamsell hat Sie einmal so gesehn, und sagte ausdrücklich: Die Herren sollen kommen, wie Sie gehn und stehn, und wer nicht so kommen will, mag gar wegbleiben. —

Fort, fort! Es ist finstre Abend, und der Weg nicht weit. Ade, Herr Stockmeister!

Stockmeister. Adieu, mein schönes Kind. Meinen unterthänigen Empfehl und Dank an Ihre Herrschaft. — Und Sie, meine Herren, leben Sie auch wohl! Aber — wenn ich bitten darf — von der ganzen Geschichte die Hand auf den Mund! Sonst möcht' ich —

Sprosser. Versteht sich, Papa, versteht sich. Der hochedle und hochweise Rath darf nicht alles wissen.

(Alle gehen ab.)

Achter Auftritt.

(Luisens Zimmer.)

Luise. Hernach Hauptmann Hohwald.

Luise (sieht im Hereinkommen nach der Uhr.) Schon acht Uhr. Ob er wohl pünktlich seyn wird? (Sie setzt sich, nimmt ein Buch und liest einen Augenblick.) Ah, er kömmt!

Hauptmann (tritt herein.)

Luise. Willkommen, lieber Hauptmann! Bringen Sie gute Laune mit?

Hauptmann. Die beste, die ich haben kann.

Luiſe. Das iſt ſchön. Wir werden ſie brauchen; denn ich hab' Ihnen mancherley Geſtändniſſe zu thun. — Ich hatte, wie jedes leidliche Mädchen, Liebhaber. Sproſſer —

Hauptmann. O ich bitte, erinnern Sie mich nicht durch dieſen Namen an mein Vergehn.

Luiſe. Laſſen Sie das, und hören Sie! Sproſſer war nicht mein einziger Verehrer. — Der Kaufmann Spargut, ſein Vetter Warnick, und ein gewiſſer Herr von Simpel waren's auch. — Nun, wie ſteht's mit der guten Laune?

Hauptmann. Ich vergienge mich aufs neue, wenn ich ſie darüber verlieren wollte.

Luiſe. Sie haben's auch nicht Urſach. Ich verachtete dieſe Herren und ihre Anträge, und rechne mir dieſes gar nicht als Verdienſt an. Ein Herz, das einen Hohwald liebte, mußte ſolche Gecken unleidlich finden.

Hauptmann. Beſte Luiſe!

Luiſe. Dieß war der erſte ernſthafte Theil meiner Geſtändniſſe. Der zweyte iſt luſtiger. Wiſſen Sie denn, wer der Mann war, den Sie vor einigen Stunden in meinem Zimmer etwas unſanft behandelten?

Hauptmann. Nun, der Bothe Thomas.

Luise. Nein, nur sein Mantel, in dem aber der Herr von Simpel steckte.

Hauptmann. Der Herr von Simpel? Wie kam der arme Tropf zu dieser unglücklichen Verkleidung?

Luise. Das, und wie er, nebst seinen Nebenbuhlern, theils durch Zufall und eigne Schuld, theils durch Kniff und Pfiffe meines Mädchens, ins Gefängniß gekommen ist, will ich Ihnen einmal bey anderer Gelegenheit erzählen. Itzt laß' ich die Märtyrer der Liebe befreyn und herholen, um sie vor Ihren Augen feyerlich zu verabschieden. — Sie kommen schon.

Neunter Auftritt.

Sprosser, von Simpel, Spargut, Warnick, Luise, Hauptmann Hohwald.

Luise (mit Würde.) Meine Herren, Sie haben mich in die Lage versetzt, daß ich Ihnen unangenehme Dinge sagen muß. Bey Ihnen, Herr Sprosser, will ich anfangen. Sie rühmen sich, wie ich höre, daß Sie Gunstbezeigungen und Briefe von mir erhalten hätten. Ich fodre Sie

ihr auf, diese Prahlerey in meiner Gegenwart zu wiederholen.

Sprosser. O Sie, böser Hauptmann! Mußten Sie denn auch gleich solche Scherzreden wieder plaudern?

Hauptmann. Die unebelste Art zu scherzen, die ich kenne, wenn man die Ehre eines Frauenzimmers zum Gegenstand macht.

Luise. Ich bin dadurch aufs empfindlichste beleidigt, werde mich aber in keinen Wortwechsel einlassen, und habe Ihnen auf der Welt nichts mehr zusagen, als das: Hier ist die Thür!

Sprosser. Ja, wie ich sehe, (Im Abgehn.) Glückliche Vermählung mit dem Herrn Hauptmann!

Hauptmann. Unverschämtheit ohne Gleichen!

Luise. Nun ein Wort mit Ihnen, Herr Spargut. Ihr possierlicher Aufzug bewährt die Wahrheit des Sprüchworts, daß Alter nicht vor Thorheit hilft. Für die unangenehmen Augenblicke, die Sie mir oft durch Ihre Liebesanträge gemacht haben, sind Sie durch die Unfälle des heutigen Tages genug gestraft. Ich will Ihnen daher weiter keine Vorwürfe machen, sondern Sie nur bitten, künftig blos als schlichter Geschäftsmann, nie aber wieder als zärtlicher Schäfer zu mir zu kommen.

Spargut. Sie wollen doch nicht etwa meinen gottlosen Vetter heirathen?

Luise. Gewiß nicht.

Spargut. Nun bin ich zufrieden. (Alle ab.)

Luise. Ihr Urtheil, Herr Warnick, haben Sie schon gehört. Da ich, unter allen hassenswürdigen Menschen, den Heuchler am bittersten hasse, so konnten Sie kein anderes erwarten.

Warnick. Ach! nun bin ich doppelt unglücklich. Mein Onkel will mich enterben —

Luise. Ein Glück für Sie. Armuth wird Sie künftig zwingen, Ihre Zeit zu nützlicher Beschäftigungen, als zu Liebesbriefen an unbekannte Frauenzimmer anzuwenden. Gehn Sie!

Warnick (geht beschämt ab.)

Zehnter Auftritt.

Luise. Hauptmann Hohwald. von Simpel. Christian. Hernach Simpel.

Christian. Herr Simpel will aufwarten.

Luise. So spät noch? Er mag kommen.

Christian (macht Simpeln die Thüre auf, und geht ab.)

Simpel (läuft, ohne seinen Bruder zu sehn, auf Luisen zu.) Schöne Mamsell, ich will Sie nur in aller Geschwindigkeit fragen, ob Sie mich heirathen wollen? Ich erbe Sie, so zu sagen, von meinem Bruder. Der arme Teufel ist todt, mausetodt.

v. Simpel (tritt hervor.) Bist du toll?

Simpel (fährt zusammen.) Uh! sein Geist —

v. Simpel. Narr, du sollst fühlen, daß ich lebe.

Simpel. Nun, so hat mich ein Spitzbube, der dich todtgeschlagen haben wollte, um einen Gulden geprellt. Den muß ich ihm wieder abjagen. (Läuft fort.)

Hauptmann. Ein sonderbarer Auftritt.

v. Simpel. Mir selbst ein Räthsel.

Luise. Sie werden am besten thun, wenn Sie Ihrem Herrn Bruder sogleich nachgehn, und es sich auflösen lassen.

v. Simpel Ich erwart' erst eine Erklärung, welche das Glück meines Lebens —

Luise. Das können Sie vielleicht noch irgendwo finden, wenn Sie Ihren lächerlichen Stolz ablegen, und dieses Haus, wo Sie sich einmal dadurch verächtlich gemacht haben, nie wieder betreten. Ich empfehle mich.

v. Simpel. So? So?

(Geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Luiſe. Hauptmann Hohwald.

Luiſe. Nun, Hohwald? (Reicht ihm die Hand.)

Hauptmann (küßt ſie mit Wehmuth.) Leben Sie wohl!

Luiſe (ſieht ihn an ſich.) Ich gehe mit Ihnen.

Hauptmann. Wenn ich Sie nun beym Wort nähme?

Luiſe. Das ſollen Sie.

Hauptmann. Iſt das Ernſt? Sie wollten mir in auswärtige Dienſte folgen?

Luiſe. Bis ans Ende der Welt.

Hauptmann. Engel! Nun ſind Sie mein!

(Sie umarmen ſich, und der Vorhang fällt.)

Ende.

Die Todtenerſcheinung.

Eine

Poße nach Hauteroche

von

A. F. C. Langbein.

Leipzig,
im Verlage der Dykiſchen Buchhandlung.
1788.

Personen.

Herr von Selbitz.
Lieutenant von Selbitz, dessen Sohn.
Walther, des Erstern Ritterguths-Pachter.
Die Pachterin.
Lorchen, ihre Tochter.
Heinrich, des Lieutenants Bedienter.

Die Scene ist ein grüner Baumplatz vor der Pachterwohnung.

Erſter Auftritt.

Lieutenant von Selbitz (in Montur mit Flor um den Arm.) Heinrich (in Trauer-Livree.)

Lieutenant (im Hereinkommen.)

Kann uns hier Jemand behorchen?

Heinrich. Ich ſehe Niemand. Die Bäume müßten's thun.

Lieutenant. Auch dieſe haben manchmal Ohren. (führt ihn bey Seite.) Weißt du, warum wir trauern?

Heinrich. Nun doch wohl, wie Sie geſagt haben, über Ihres Herrn Vaters Tod?

Lieutenant. Fehl geſchoſſen. Ueber ſein langes, zähes Leben.

Heinrich. Wie? Er lebt noch?

Lieutenant. So friſch und geſund, als wir.

Ich wollt' auch dem ehrlichen, braven Vater sein Wohlseyn herzlich gönnen, wenn nur nicht mein Beutel dabey an einer unheilbaren Schwindsucht laborirte.

Heinrich. Ach! das ist wohl wahr!

Lieutenant. Sey gutes Muths! Ich hoff' ihn heute zu kuriren.

Heinrich. Haben Sie etwa einen Juden zum Leibarzt angenommen?

Lieutenant. Nein. Die goldnen Pillen dieser Pfuscher machen Uebel nur ärger. Mein Rezept ist besser, und besteht in einem Briefe vom hiesigen Pachter Walther an meinen Vater. Er kam in dessen Abwesenheit an; ich brach ihn, durch Antrieb eines guten Geistes, auf, und fand den herzstärkenden Inhalt, daß die, nach Abzug der bereits bezahlten fünfhundert Thaler Pachtgeld, noch rückständige Summe von zweytausend Thalern, in Louisd'ors, bereit läge, und Schreiber dieses nur Befehl erwarte, ob sie überschickt oder abgeholt werden sollte.

Heinrich. (sich den Bauch kreischend.) Eine wahre Herz- und Magenstärkung! (Mit Achselzucken.) Nur leider! nicht für uns.

Lieutenant. Höre mich erst aus! — Kaum

hatt' ich gelesen, so dacht' ich: Ihr Kalben müßt mein werden! und fing an, auf Eroberungspläne zu sinnen. Den ersten Gedanken, in meines Vaters Namen das Geld einzukassiren, gab ich wieder auf, aus Furcht, der Pachter möchte mir nicht trauen. Sicher wär's mich so gekommen; denn er wird so gut, als die ganze Gegend wissen, daß ich wohl der letzte Mensch unter der Sonne bin, den mein Vater zu Geldgeschäften brauchen würde.

Heinrich. Ja, jedes Kind weiß, daß er Ihnen keinen Heller anvertraut.

Lieutenant. Das brauchst du nicht zu wiederholen. — Da also mein erster Einfall nichts taugte, sann ich auf einen andern Pfiff, und kam auf den, meinen Vater für todt auszugeben, und, als Erbe, das Summchen zu heben. Drauf eilt' ich von meinem Vater aus Birkendorf weg, sprengte seinen Tod in der Garnison aus, warf mich und dich in Trauer, und bin nun hier, mein christliches Vorhaben auszuführen. Was meynst du, ob's glücken wird?

Heinrich (kopfschüttelnd.) Ich fürcht' einen klaatrigen Ausgang.

Lieutenant. Warum? Mit Todtenscheinen

und dergleichen blauen Dunſt bin ich ſo gut verſehn, daß die Wahrheit nicht durchblicken kann —

Heinrich. Aber der Herr Vater wird mit Donner und Blitz wieder von den Todten aufſtehn.

Lieutenant. Wenn er ſich's nur ſo lange im Grabe gefallen läßt, bis ich meine Kalben im Stall habe. — Kurz, die Ausführung meines Plänchens iſt beſchloſſen; du mußt mir aber mit deiner vortreflichen Gabe zum Lügen beyſtehn.

Heinrich. Sollt' ich die wirklich beſitzen?

Lieutenant. Du weißt ſelbſt nicht, was du haſt. Dießmal brauche dein Talent, um unſre Fabel wahrſcheinlich zu machen.

Heinrich. Nun ſo will ich mir einmal eine Güte thun, und mit den Kalendermachern um die Wette lügen.

Lieutenant. Kannſt du aber auch weinen?

Heinrich. Trotz dem liſtigſten Krokodill.

Lieutenant. Nun ſo heul' und ſeufze brav, wenn wir beym Pachter ſind. — Ah! da kömmt ſeine Tochter. Bey der wollen wir Probe weinen.

(Beide bedecken ſich die Augen mit dem Schnupftuch.)

Zweyter Auftritt.

Lottchen. Lieutenant. Heinrich.

Lottchen (fröhlich auf ihn zu hüpfend.) Je, lieber Herr Lieutenant!

Lieutenant (weinerlich.) Gott grüß dich, gutes Lottchen.

Lottchen. Welch ein unvermutheter Besuch!

Lieutenant. Ach!

Heinrich. Ach!

Lottchen. Sie weinen und seufzen? Und auch Er, Heinrich!

Heinrich. Ach! es möcht' einen Stein erbarmen

Lottchen. Nun seh' ich gar Trauer. Gott! warum tragen Sie die?

Lieutenant (schluchzend.) Ach! ach!

Lottchen. Sagen Sie doch! Heinrich, erzähl' Er doch!

Heinrich (stöhnend.) Ich kann — vor Jammer — kaum sprechen — Sein Vater —

Lottchen. Nun?

Heinrich. Ist — todt.

Lottchen. Herr von Selbitz todt? — Unmöglich!

Heinrich. Todt, todt.

Lottchen (weinend.) Ach! der gute Herr! Wie dauert er mich!

Heinrich. Die halbe Welt bejammert ihn. — Aber fassen Sie sich, gnädiger Herr! Die Todten kommen doch einmal nicht wieder.

Lieutenant. Geh, leidiger Tröster; das ist es eben.

Lottchen. Lieber Herr von Selbitz, mäßigen Sie Ihren Schmerz! Wenn ist denn Ihr guter Vater gestorben?

Lieutenant. Heute vor acht Tagen.

Lottchen. Da hat ihn also mein Vater noch lebendig angetroffen. Er ist gewiß Geschäfte halber noch in Birkendorf geblieben?

Lieutenant. Wer? Dein Vater? — Dein Vater in Birkendorf?

Lottchen. Ja wohl. Er ist schon vor zwölf Tagen hin geritten.

Lieutenant (bey Seite zu Heinrich.) Verdammter Streich!

Lottchen. Haben Sie ihn denn nicht dort gesehn?

Lieutenant. Mit keinem Auge.

Lottchen. Und kommen von Bickendorf?

Lieutenant. Diesen Augenblick. (Er sagt Heinrichen etwas ins Ohr.)

Lottchen (die Hände ringend.) Gott! was ist das? Mein armer Vater! Wo muß er seyn?

Lieutenant. Die Sache ist immer sonderbar, aber gewiß nicht so schlimm, als du denkst. Beruhige dich! — Ist deine Mutter zu Hause?

Lottchen. Nein, auf dem Felde. — Mein Vater, mein armer Vater!

Lieutenant. Heinrich, geh hinaus zur Frau Pachterin, und melde ihr meinen Verlust.

Heinrich (geht ab.)

Dritter Auftritt.

Lottchen. Lieutenant.

Lieutenant. Ha ha ha!

Lottchen. Sie können itzt lachen?

Lieutenant. Wie du hörst; und noch dazu über deinen und meinen Vater.

Lottchen. Böser Mensch!

Lieutenant. Dafür krieg' ich einen Kuß. (Will sie küssen.)

Lottchen (wendet sich weg.) Pfuy! solcher Leichtsinn —.

Lieutenant. Ich muß dir nur aus dem Traume helfen, liebes Lottchen. Unsere Herren Papachen befinden sich wohl.

Lottchen. Im Grab' ist's freylich gut. — Ich begreif' aber gar nicht, wie Sie so hintereinander lachen und weinen können.

Lieutenant. Soll ich mir denn über ein Paar Leute, die wahrscheinlich itzt eine Flasche Wein zusammen ausstechen, die Haar' ausraufen? — Kurz, mein Vater lebt noch —

Lottchen. Und meiner?

Lieutenant. Ist vermuthlich in Birkendorf.

Lottchen. Sie haben ihn aber ja dort nicht gesehn.

Lieutenant. Ganz natürlich, weil ich nicht von Birkendorf, sondern vom Regimente komme.

Lottchen. Was Sie mich nun umsonst und um nichts erschreckt haben! (Schmollend.) Das ist nicht hübsch. — Worum gehn Sie aber in Trauer?

Lieutenant. Sieh, liebes Mädchen, dieser

Hier ist ein Netz, womit ich dich und etliche tausend Thaler fangen will.

Lottchen. Mich?

Lieutenant. Dich, dich. Du wirst dich wohl fangen lassen? Oder liebst du mich nicht mehr?

Lottchen (seufzend.) So möcht' ich fragen. Soldatenliebe —

Lieutenant. Ist treu bis in den Tod.

Lottchen. Ja, ja man kennt sie. Ein andres Städtchen, ein andres Mädchen.

Lieutenant. Denke besser von deinem Karl, der dich feuriger, als je, liebt. Ich habe zwar seit unserer Trennung manches reitzende Mädchen gesehn, aber dich, meine Gute, keinen Augenblick vergessen.

Lottchen. Lieber Karl!

Lieutenant. Bestes Lottchen! Liebst du mich auch noch so?

Lottchen. Können Sie zweifeln?

Lieutenant (sie umarmend.) Nichts soll uns trennen.

Lottchen. Das gebe Gott! — Nun sagen Sie mir aber, warum Sie eigentlich hier sind?

Lieutenant. Aus doppelter Urſache. Erſtlich, deinen Aeltern meines Vaters Tod weiß zu machen, und die Pachtgelder zu heben.

Lottchen. Ey ey ey! wenn die zweyte nicht beſſer iſt.

Lieutenant. Das iſt keine andere, als dich zu entführen.

Lottchen (erſtaunt.) Mich entführen? — Sie ſcherzen, und wollen mich darüber aufziehn, daß ich manchmal Romane leſe.

Lieutenant. Nein, nein; es iſt mein völliger Ernſt.

Lottchen. Das kann ich nicht glauben. Wir leben ja in keiner Romanenwelt.

Lieutenant. Haben aber Väter, ſo hart, ſo ſtarrſinnig, als man ſie kaum in Romanen findet.

Lottchen. Meinem guten Vater kann ich das nicht nachſagen.

Lieutenant. Ich aber dem meinigen. Wie oft hab' ich ſchon deinetwegen mit ihm geſprochen; hab' ihm geſagt: Ich kann von dem Mädchen nicht laſſen. Was gab er mir zur Antwort? Das Mädchen iſt gut; taugt aber nicht für dich.

Lottchen (weinend.) Ach!

Lieutenant. Will er nicht im Guten, so muß er im Bösen. Wir gehn heut Abend mit einander fort.

Lottchen. Fort von hier? Von meinen Aeltern fort? — Dazu kann ich mich nicht entschließen.

Lieutenant. Nun so liebst du mich nicht.

Lottchen. O Sie quälen mich durch diesen Vorwurf. — Muß ich denn deswegen meinen guten Vater, meine gute Mutter auf ewig verlassen?

Lieutenant. Nur auf eine kleine Ewigkeit von einigen Tagen. — Das Ding geht wie am Schnürchen: Wir verschwinden auf kurze Zeit; lassen uns heimlich trauen; kommen wieder und bitten um Verzeihung; unsre liebwerthesten Aeltern sehn, daß geschehene Dinge nicht zu ändern sind, und geben uns ihren Segen.

Lottchen. Nein, sie werden uns fluchen.

Lieutenant. Mache dir doch nicht so schreckliche Vorstellungen! Mein Vater ist im Grunde ein gutherziger Mann, der nur manchmal mit dem Kopfe durch die Wand will. Sieht er, daß es nicht geht, so läßt er sichs endlich auch gefallen.

Lottchen. Karl, Karl, wenn ich Sie nicht so liebte —

Lieutenant. Du willst's also mit mir wagen?

Lottchen. Das war das rechte Wort. Ja, ich will's wagen, ob ich gleich viel, sehr viel wage. Aber wenn Sie mich armes Mädchen unglücklich machen —

Lieutenant. Kränke mich nicht! Ich schwöre —

Lottchen. Keinen Schwur! Sie begingen dann doppelte Sünde.

Lieutenant. Gott soll mich vor der einfachen bewahren! — Doch nun müssen wir darauf denken, wie wir fortkommen wollen.

Lottchen. Ach!

Lieutenant. Seufze nicht, und rede! Wie und wenn können wir fort?

Lottchen. Vor Abends nicht.

Lieutenant. Der Abend ist nicht mehr weit. Wo treffen wir uns?

Lottchen. So bald es dämmert, im Gartenhause.

Lieutenant. Gut.

Lottchen. Wenn's dann völlig dunkel wird, geh' ich, wohin Sie mich führen, in Glück, oder Unglück.

Lieutenant. Still! mein Bedienter kömmt zurück. Geh' itzt.

Louchen (geht ab.)

Vierter Auftritt.

Lieutenant. Heinrich.

Heinrich. Die Pachterin fiel faſt vor Schrecken in Ohnmacht, und wird den Augenblick hier ſeyn.

Lieutenant. Nun iſt alles verloren, da der Henker ihren Mann nach Birkendorf geführt hat.

Heinrich. Nichts verloren; vielmehr gewonnen. Das dumme Weib läßt ſich leichter, als er, überliſten.

Lieutenant. Aber auch Geld abklügen?

Heinrich. Sie wird doch nicht von Stahl und Eiſen ſeyn. Laſſen Sie mich nur —

Lieutenant. Sie kömmt. Geh bey Seit' und weine!

Fünfter Auftritt.

Die Pachterin. Lieutenant. Heinrich.

Pachterin (mit über dem Kopfe zusammen geschlagenen Händen.) Ach, gnädiger Herr Lieutenant, was bringen Sie für traurige Nachrichten!

Lieutenant (seufzend.) Gott hat's so gewollt.

Pachterin. Ihr gnädiger Papa todt, und mein Mann — mein Mann auch todt!

Lieutenant. Das wollen wir noch nicht glauben.

Pachterin. Wie könnt' es anders seyn? Jeden Augenblick hofft' ich, er sollte mit dem gnädigen Herrn Papa zurückkommen, und nun muß ich hören, daß er gar nicht in Birkendorf ist. — Ach Gott! er ist gewiß verunglücke!

Lieutenant. Jammern Sie doch nicht vor der Zeit! Ihr lieber Mann hat vielleicht unterwegs meines Vaters Tod erfahren, und alsdann eine andere Reise gemacht, weil er nun ohnedem in Birkendorf unnütz gewesen wäre.

Pachterin. Nein, er ist gewiß todt. Am Tage, wie er fortgereist war, gab's ein Zeichen. Ich saß am Tische, und las den Abendsegen, da ging's klirr! auf dem Schranke. Hu! wie schauerte mir die Haut; ich sah hinauf, und ach! das schöne geschliffne Deckelglas, woraus mein Mann an seinem Geburtstage und hohen Festen sein bischen Wein trank, war mitten entzwey gesprungen. Was sagen Sie dazu?

Lieutenant. Daß es ein natürlicher Zufall war.

Pachterin. Ja — nehmen Sie mir's nicht ungnädig — so sagen die Freygeister in der Stadt; aber auf dem Lande weiß man, was man weiß. Gott gebe, daß ich mich irre; — aber —

Lieutenant. Lassen Sie uns etwas anders, und von der Sache reden, warum ich eigentlich hergekommen bin.

Pachterin. Was haben denn Eure Gnaden zu befehlen?

Lieutenant. Sie wissen, ich bin der einzige Sohn und Erbe meines verstorbenen Vaters. Da nun noch zweytausend Thaler Pachtgeld auf dieses Jahr rückständig sind —

Pächterin. Ach! der Schreck ist mir vorhin so in die Glieder gefahren; ich muß etwas Niederschlagendes einnehmen. Verzeihn Sie, ich bin gleich wieder bey Ihnen.

(Geht ab ins Haus.)

Sechster Auftritt.

Lieutenant. Heinrich.

Heinrich. Wie Sie vom Geld anfingen, fuhr's der Alten gleich in die Glieder.

Lieutenant. Ja, ich denk', ich denke, wir werden bey ihr nichts ausrichten.

Heinrich. Noch verlier' ich nicht alle Hofnung. — Glaubt sie denn gewiß, daß ihr Mann verunglückt und todt ist?

Lieutenant. Ja.

Heinrich. Nun so will ich als der Geist ihres Mannes erscheinen, und ihr befehlen, Sie zu befriedigen.

Lieutenant. Possen!

Heinrich. Wenn ich, durch meine Bekanntschaft mit dem Küchenmädchen, ein Kleid von

Pachter erwischen kann, so hab' ich gewonnen Spiel.

Lieutenant. Thu', was du willst; nur verdirb nicht mehr, als du gut machst. Ich kann deine Komödie nicht abwarten.

Heinrich. Warum nicht?

Lieutenant. Weil ich noch diesen Abend, wegen eines wichtigen Geschäfts, in die Stadt muß.

Heinrich. Nun so ist alle Müh umsonst; denn mir giebt sie das Geld nicht.

Lieutenant (ihm Papiere reichend.) Gegen diese von mir schon entworfenen Quittungen, ohne Bedenken.

Heinrich. Mir soll's lieb seyn.

Lieutenant. Wenn du deine Beute hast, suche mich im Gasthof zum schwarzen Adler auf. Bis um acht Uhr bin ich aber noch hier im Gartenhause zu treffen. Doch das alles bleibt unter uns.

Heinrich. Sie kömmt wieder. Reden Sie ihr nur auch etwas von Geistererscheinungen vor, damit sie immer ein bischen in Furcht gesetzt wird. Ich will horchen, und meinen Hokuspokus darnach einrichten.

(Geht ab.

Siebenter Auftritt.

Pachterin. Lieutenant.

Pachterin (unter der Thüre.) Wollen der Herr Lieutenant nicht so gnädig seyn, und ins Haus spatzieren?

Lieutenant. Ich danke, liebe Frau. Hier unter den Bäumen war meines seligen Vaters Lieblingsplätzchen.

Pachterin. Ja, hier saß er recht gern, der liebe Herr. Woran ist er denn gestorben?

Lieutenant. Am Schlagfluß.

Pachterin. So bald kömmt's mit dem Menschen. Gott geb' ihm die ewige Ruhe! Wir haben einen gütigen Herrn verloren.

Lieutenant. An mir sollen Sie ihn doppelt wieder finden.

Pachterin. Das hoffen und bitten wir.

Lieutenant. Es ist Menschenpflicht. Ich würde Sie auch an die Bezahlung der bewußten zweytausend Thaler noch nicht erinnern, wenn ich nicht wüßte, daß solche bereit liegen.

Pachterin. Ach, wäre nur mein Mann hier! Ich weiß von den Sachen nichts; bin vielleicht eine arme Wittwe —

Lieutenant. Die ich gar nicht drücken will. Aber Sie wissen, ich bin der einzige Erbe, und die Pachtgelder sind gefällig.

Pachterin. Es ist schon manche Post ohne Quittung bezahlt worden.

Lieutenant. Alles weiß ich, obgleich mein Vater so plötzlich starb, daß er sein Haus nicht bestellen konnte. Er erschien mir aber —

Pachterin. O Gott!

Lieutenant. Drey Tage nach seinem Tode um Mitternacht, und sprach: »Mein Sohn, ich ward von der Welt abgefodert, eh ich dir sagen konnte, wie ich mit dem Pachter Walther stehe. Du hast, als mein Erbe, nur noch zweytausend Thaler von Gott und Rechtswegen bey ihm zu fordern, welche, wie er mir geschrieben hat, bereit liegen. Fünfhundert Thaler hat der ehrliche Mann, ohne Quittung von mir zu bekommen, bereits in Abschlag bezahlt. Presse dieses Geld ihm nicht noch einmal ab, oder es wird dir fel-

nen Segen bringen.« Dieß waren des Geistes eigne Worte.

Pachterin. Ich wäre des Todes gewesen.

Lieutenant. Anfangs war mir auch nicht wohl zu Muthe; doch faße' ich mich bald. — Sie haben also gehört —

Pachterin. Wohl, wohl. Es kann und mag auch alles so richtig seyn, wie der gute Geist gesagt hat, aber mein Mann hat die Schlüssel zum Geldschrank mitgenommen.

Lieutenant. So lassen wir ihn aufschlagen.

Pachterin. Ach! das hülfe nichts; denn ist besinn' ich mich, daß er das Geld Jemanden aufzuheben gegeben hat.

Lieutenant. So wollen wir's holen.

Pachterin. Wenn ich nur wüßte, bey wem —

Lieutenant. Ich sehe wohl, Frau Pachterin, daß Sie lauter Ausflüchte suchen. Hüthen Sie sich, daß nicht der Geist Ihres wahrscheinlicher Weise verunglückten Mannes Ihnen erscheine, und Sie dafür straft.

Pachterin. Machen Sie mir armen Frau nicht so Angst! Ich will ja thun, was ich kann;

nur heute weiß ich keinen Rath. Haben Sie doch die Gnade bis morgen —

Lieutenant. So lange kann ich hier nicht warten. Doch damit Sie sehn, wie gut ich gegen Sie denke, so will ich heute nicht weiter in Sie dringen, sondern das Geld morgen durch meinen Bedienten abholen lassen.

Pachterin. Durch Ihren Bedienten? Kann man dem Menschen —

Lieutenant. Sie können ihm ganz trauen, wenn er Ihnen diese von mir unterschriebenen und besiegelten Quittungen einhändiget. (Er giebt sie ihr.) Nun aber keine Winkelzüge weiter! Leben Sie wohl. (Geht ab.)

Pachterin. Glückliche Reise, gnädiger Herr! (Geht ins Haus.)

Achter Auftritt.

Lottchen (kommt von der andern Seite, ohne dem Lieutenant begegnet zu haben, und sieht ihrer Mutter nach.)

Gute, bekümmerte Mutter, wenn du wüß-

test, was ich vorhabe! — O mir ist, als ob die ganze Welt auf mir läge! — Nie hab ich meine Aeltern mit Willen betrübt, und heute thu' ich einen Schritt, der ihnen das Herz brechen wird. — Wenn er mislingt, und Jammer sie in die Grube stürzt, so vergieb es, Gott, dem, der mich dazu verleitet hat. — O! wie ich noch, als Kind, unter diesen Bäumen spielte, noch nicht wußte, was Lieb' ist, wie leicht schlug da mein Herz! Leb wohl, du lieber Ort, wo ich so glücklich war! — Meine Mutter, meine arme Mutter! ich muß dich noch einmal sehn.

(Sie geht aufs Haus zu.)

Neunter Auftritt.

Lieutenant. Lottchen.

Lieutenant (kömmt eilend.) Lottchen, wohin? Ich suchte dich schon im Gartenhause.

Lottchen. Meine Mutter will ich noch einmal sehn.

Lieutenant. Tummle dich; wir haben nicht

mehr viel Zeit zu verlieren. Es dämmert schon stark.

Lottchen. Gehn Sie immer! Ich komme bald nach.

Lieutenant. O so geh' doch gleich mit!

Lottchen. Ich bitte, lassen Sie mich nur einen Augenblick zu meiner Mutter.

Lieutenant. Nun so mach' geschwind; aber verrathe dich nicht! (Er ab.)

Lottchen (will ins Haus gehn; die Mutter, welche heraus kömmt, begegnet ihr.)

Zehnter Auftritt.

Lottchen. Pachterin.

Lottchen. Guten Abend, liebe Mutter.

Pachterin. Guten Abend, Lotte. Ach unser Vater!

Lottchen. Grämen Sie sich nicht so: Ich hoffe, daß wir ihn bald wiedersehn werden.

Pachterin. Nichtige Hoffnung! Das Anzeichen an seinem Deckelglase — Erinnerst du dich?

Lottchen (hält sich die Hand vor die Stirne.) Das wohl, aber —

Pachterin. Was fehlt denn dir? Werde mir nicht etwa auch krank.

Lottchen. Der Kopf thut mir so weh; ich will zu Bette gehn.

Pachterin. Immer lege dich nieder!

Lottchen (giebt ihr gerührt die Hand.) Gute Nacht, liebe Mutter. Betrüben Sie sich nicht! (Geht mit bedecktem Gesicht ab.)

Eilfter Auftritt.

Die Pachterin (setzt sich auf eine Bank unter den Bäumen.)

Ich weiß nicht, wie mir die Lotte vorkam. Die verdammten Bücher, die sie sich aus der Stadt bringen läßt, haben sie ganz umgekehrt. Sonst war das Mädel wie ein Husar; itzt pimpelts, wenn nur ein rauhes Lüftchen weht. (Sie nimmt einen Beutel aus der Tasche, und liest den daran gebundenen Zettel.) »Zweytausend Thaler Pachtgeld in Louisdor's für den Herrn von Selbitz.« Da hab' ich dich, lie-

des Beutelchen; doch du wirst vergraben, bis ich weiß, wo mein Mann ist. Hat mich Gott zur Wittwe gemacht, so muß mir der Lieutenant etwas erlassen. — Ach mein Mann! mein armer Mann! Morgen mit dem frühsten will ich ausgehn, und ihn auf allen Wegen und Stegen suchen. Aber Gott weiß, wo er liegt und modert. Das Deckelglas — das Deckelglas —

Zwölfter Auftritt.

Heinrich (in Kleidern des Pachters, mit todtenbleichem, etwas verhülltem Gesicht.) Pachterin.

Heinrich (mit dumpfer Stimme.) Frau!

Pachterin (schrikt zusammen.) Wer ist da?

Heinrich. Der Geist deines armen, von Strassenräubern gemordeten Mannes.

Pachterin (will fliehn, sinkt aber entkräftet auf die Bank.) Ach Gott!

Heinrich. Du störst mich in meiner Todtenruhe, weil du dem rechtschafnen Sohn unsres verstorbnen Herrn sein Eigenthum zurück hältst.

Pächterin (mit matter Stimme.) Gott erbarme sich meiner!

Heinrich. Ich gebiethe dir, ihm unverzüglich seine zweytausend Thaler zu geben, wenn du nicht noch heute sterben, und die Martern der Hölle fühlen willst.

Pächterin (wird ohnmächtig.)

Heinrich (nach einer kleinen Pause, mit natürlicher Stimme, vor sich.) Sie rührt sich nicht? Liegt wohl gar in Ohnmacht? —. (Er schleicht heran und besieht sie.) Richtig, wie todt. — Was ist denn hier? (Indem er den Beutel erblickt.) Zweytausend Thaler Pachtgeld in Louisd'ors für den Herrn von Selbitz. Aha! finden wir einander hier? — Nun kannst du aufwachen, Mütterchen, wir sind richtig. (Er will mit dem Beutel fort gehen, kehrt aber wieder um.) Damit alles ehrlich und redlich zugehe, will ich ihr doch die Quittungen da lassen. (Er legt sie an den Platz, wo er den Beutel fand, läuft fort, und rennt an den alten Herrn von Selbitz, und den Pächter Walther.)

Dreyzehnter Auftritt.

Herr von Selbitz. Walther. Dessen Frau, Heinrich.

v. Selbitz. Ho! ho! geht der Weg durch die Leute?

Walther (fährt erschrocken zurück)

Heinrich (will auf der andern Seite entwischen)

v. Selbitz (faßt und hält ihn.) Steh, Patron!

Walther (mit zitternder Stimme.) Eine Todtengestalt, in meinen Kleidern — Gott! was ist das?

v. Selbitz. Fassen Sie sich, Herr Pachter. Das Gespenst hat Fleisch und Bein, und die Todtenfarb' ist Kreide. Aber sehn Sie doch dort Ihre Frau! (Er geht, ohne Heinrichen loszulassen, zur Pachterin, die noch in Ohnmacht liegt.)

Walther (nahert sich auch.) Ach, ach! Sie ist todt!

v. Selbitz. Warum nicht gar? (Stark.) Frau Pachterin!

Walther. Sophie! Sophie!

Pachterin (die Augen matt aufschlagend, mit schwacher Stimme.) Laßt mich! — Ich will ja alles thun — Gott sey Euern Seelen gnädig!

v. Selbitz. Besinnen Sie sich doch!

Walther. Sophie! Kennst du mich nicht?

Pachterin (wie.) Geht — geht in Euer Grab!

v. Selbitz. Mein Seel! Sie hält uns für Gespenster. (Er findet die Quittungen.) Was liegen denn hier für Papiere? (Lies.) „Nachdem mein Vater selig verstorben, so quittire ich, als dessen einziger Sohn und Erbe, über zweytausend Thaler Pachtgeld. Karl von Selbitz.“ — Donner und Wetter!

Walther. Wie? Der Herr Sohn —?

v. Selbitz. Ich soll todt seyn?

Walther. Mir ist alles dunkel.

v. Selbitz. Und mir alles klar und hell, bis auf das Gespenst hier. Herr Pachter, führen Sie Ihre kranke Frau ins Haus. Ich werd' itzt donnern müssen, und das möchte sie zu sehr erschüttern.

Walther (führt seine Frau ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Herr von Selbitz. Heinrich.

v. Selbitz. Nun reden wir ein Wörtchen zusammen. Wenn du nicht willst, daß mein Stock sich ins Gespräch mischen soll, so bekenne deine ganze Schelmerey. Wer bist du?

Heinrich (furchtsam.) Bedienter bey dem Herrn Lieutenant von Selbitz.

v. Selbitz. Aha! Was machst du hier?

Heinrich. Einen kleinen Spas.

v. Selbitz. Worüber ehrliche Leute fast des Todes sind. — Weiter, weiter in deiner Beichte!

Heinrich. Der Herr Sohn brauchte Geld —

v. Selbitz. Wie immer.

Heinrich. Und wußte, daß zweytausend Thaler hier lägen. Um diese zu bekommen — (Stockt.)

v. Selbitz. Rede, sonst spricht mein Stock.

Heinrich. Gab er Sie für todt aus.

v. Selbitz. Warte, Bursche, warte!

Heinrich. Die Pächterin hielt ihren Mann ebenfalls für verunglückt und todt, weil wir ihr weiß machten, daß wir von Birkendorf kämen, und ihn dort nicht gesehn hätten.

v. Selbitz. Schelmenzeug!

Heinrich. Sie macht' uns wegen des Geldes Späße, und ich kam auf den Einfall, als der Geist ihres Mannes zu erscheinen —

v. Selbitz. Kanaille!

Heinrich. Und ihr die Auszahlung zu gebieten. Sie ward ohnmächtig, und ich fand neben ihr diesen Beutel. (Er nimmt ihn aus der Tasche und überreicht ihn dem Herrn von Selbitz.)

v. Selbitz. Du bist, wie ich sehe, noch ein ziemlich ehrlicher Schelm. Wo ist mein Sohn?

Heinrich. Gnädiger Herr!

v. Selbitz (fährt.) Wo ist mein Sohn?

Heinrich. Ich bitt' unterthänig —

v. Selbitz. Daß dich der Donner! Sage, wo ist er?

Heinrich. Im Gartenhause.

v. Selbitz. Was macht er da?

Heinrich. Ich weiß nicht.

v. Selbitz. Ruf' ihn her!

Heinrich. Er wird kaum wagen —

v. Selbitz. Er soll itzt oder nie wieder unter meine Augen kommen. Das sag' ihm; geh!

Heinrich (geht ab.)

Funfzehnter Auftritt.

Walther. Dessen Frau (die aus dem Hause kommen.) Herr von Selbitz.

v. Selbitz. Nun Frau Pachterin, wie steht's? Besser?

Pachterin (noch matt.) Etwas, gnädiger Herr.

v. Selbitz. Ich bedaure, daß Ihnen mein Sohn den tollen Streich gemacht hat. (Zum Pachter.) Haben Sie denn nun gehört, wie alles zusammen hängt?

Walther. Ja, gnädiger Herr; ich lauschte ein wenig an der Thüre.

v. Selbitz. Solche Noth hat man mit Kindern. Doch Sie wissen nichts davon zu sagen. Ein so gutes Kind, wie Ihr Lottchen, ist ein Geschenk des Himmels. Wo ist denn mein kleiner Liebling?

Pachterin. Das arme Mädchen hatte Kopfschmerzen, und ist zu Bette gegangen.

v. Selbitz (der die Kommenden erblickt.) Nein, da kömmt sie ja mit meinem Sohn. Was machen die itzt beysammen?

Sechszehnter Auftritt.

Lieutenant. Lottchen. Herr von Selbitz. Walther. Dessen Frau.

Lieutenant (geht auf seinen Vater zu; bleibt aber stehen thut den Alten.)

Lottchen (schmiegt sich schüchtern an ihre Aeltern.) Vater! Mutter!

Walther. Was ist dir?

Pachterin. Machst du dem gnädigen Herrn kein Compliment?

Lottchen (verneigt sich mit niedergeschlagenen Augen.)

v. Selbitz. Guten Abend, liebes Kind. Du kamst in schlechter Gesellschaft. Pfuy! über den neumodischen Todtengräber, der die Leute lebendig ins Grab lügt.

Lieutenant (bittend.) Bester Vater!

v. Selbitz. Geh! — du hast in deinem Leben viel dumme Streiche gemacht, und ich vergab dir alle, weil sie blos Fehler deines unbesonnenen Kopfs waren; aber der heutige macht deinem Herzen Schande.

Lieutenant. Gott weiß, wie herzlich ich Sie ehr' und liebe.

v. Selbitz. O rufe bey deiner böse Sache nicht diesen Zeugen an! — Dein Wunsch soll erfüllt werden: Ich will für dich todt seyn.

Walther. Darf ich eine Vorbitte wagen?

Pachterin. Gnädiger Herr, verhärten Sie Ihr Vaterherz nicht!

Lieutenant. Lassen Sie mich und diese guten Leute nicht umsonst bitten. Vergeben Sie mir diesmal; ich will künftig —

v. Selbitz. Noch ſchlimmer werden; denn an Beſſerung iſt bey dir nicht zu denken.

Lieutenant. O Vater, Sie ſagen viel.

v. Selbitz. Aber wahrlich! nicht zu viel. Hab' ich nicht alle Wege, worauf jemals ein junger Wildfang gebeſſert wurde, mit dir eingeſchlagen? Ich habe dich ſtreng' und gut behandelt; aber alles umſonſt. Was für ein Mittel ſoll ich nun noch verſuchen?

Lieutenant (bittend.) Verzeihung!

v. Selbitz. Die war ſchon oft bey dir fruchtlos. Es iſt keine Hofnung mehr, dich zu einem vernünftigen Menſchen zu machen, ich müßte dir denn, wie jenem Taugenichts in der Fabel, eine böſe Frau geben.

Lieutenant (freudig.) Eine Frau?

v. Selbitz. Ja; aber eine böſe Sieben, einen wahren Teufel —

Lieutenant. Nein, Vater, ſo ein Drache finge nichts mit mir an. Wenn aber ein ſanfter weiblicher Engel —

v. Selbitz. Ha! der wird auch dich, du wilder Teufel, nehmen.

Lieutenant. Ja, Vater, ja. (Er führt Lottchen, die ihr Gesicht bedeckt, zu seinem Vater.) Ist dieß Mädchen nicht ein Engel?

v. Selbitz (zornig.) Was soll das?

Lieutenant. Sie verstehn mich. Ich liebe das Mädchen, und werd' es ewig lieben. Geben Sie Ihre Einwilligung —

v. Selbitz (geht mit finsterer Miene stark auf und ab.)

Walther. O Lotte, Lotte, was hast du gethan?

Pachterin. Ich stehe, wie versteint. Hast du denn keinen Verstand, an eine so vornehme Heirath zu denken?

Lieutenant (zu Lottchens Aeltern.) Zürnt nicht auf Eure unschuldige Tochter! (Zu seinem Vater.) Machen Sie mich glücklich! Es kostet Sie ja nur ein Wort.

v. Selbitz. Freylich nur ein Wort, das gute, mit dir, Tollkopf, verbundne Mädchen unglücklich zu machen.

Lieutenant. O wenn das je meine Lotte durch mich wird, so sey mir die Welt eine Hölle!

v. Selbitz. Larifari!

Lieutenant. Ich will ganz für sie leben, ein Blick von ihr soll mich, mächtiger als Drohung und Strafe, von Ausschweifungen abhalten.

v. Selbitz. Ja, wenn das wäre. — Lottchen, sieh mich an! Traust du dir die Zauberkraft zu, einen Wildfang zum gesetzten Mann umzuschaffen?

Lottchen. (Verlegen vor sich sehend.) Gnädiger Herr — ich — denke —

v. Selbitz. Nun so geh, kleine Hexe, und versuche dein Glück! (Er stößt sie sanft in des Lieutenants Arme.)

Lieutenant. (außer sich vor Freude.) O Lottchen! Bester Vater! Tausend Dank! (Er und Lottchen wollen dem Herrn von Selbitz zu Füßen fallen.)

v. Selbitz. Nicht doch, nicht doch! Gott segn' Euch!

Lottchen. Ich kann nicht Worte finden, gnädiger Herr —

v. Selbitz. Sprich: Vater! und gieb mir einen Kuß! (Er küßt sie.)

Walther. Ich bin alt worden, aber solche Freude dacht' ich nicht zu erleben. Lebt glücklich, meine Kinder!

Pachterin. Glücklich bis ins spätste Alter!

v. Selbitz. Da! (Indem er dem Lieutenant den Beutel mit zweytausend Thalern giebt.) Nimm das zum Hochzeitgeschenk!

Lieutenant (küßt ihm die Hand.)

v. Selbitz. Führst du dich gut auf, soll mehr folgen. Darf ich denn nun noch ein Weilchen leben?

Lieutenant. O vergeben und vergessen Sie!

v. Selbitz. Ist schon geschehn.

Walther. Sie sind die Güte selbst.

Pachterin. Wie sollen wir Ihnen danken, daß Sie unsre arme Tochter —

v. Selbitz. Keinen Dank! Ich habe mir selbst den größten Gefallen gethan. Wie ich vorhin lärmt' und tobte, war mir gar

nicht wehl, und nun ist mir wieder leicht ums Herz.

Walther. Das glaub' ich. Vergeben ist süsser, als strafen.

(Der Vorhang fällt.)

Ende.

Franz und Rosalie
oder
der Krämerzwist.

Von

A. F. E. Langbein.

Berlin,
in der Schuppelschen Buchhandlung.
1802.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Franz und Rosalie,

oder

der Krämerzwist.

I.

Schauplatz der Geschichte.

Franz und Moritz, ein Paar wackere Jünglinge von Geist und Gemüth, machten in der Blüthenzeit des Frühlings eine Fußreise, und hatten den Ort ihres Ausflugs schon funfzig Meilen hinter sich, als sie das Städtchen Fehdingen im Schooße eines anmuthigen Thales vor sich liegen sahen. Durch einen stillfluthenden Strom in zwey gleiche Hälften getheilt, lehnt es sich auf der einen Seite, in der Gestalt eines Amphitheaters, an einen grünbewachsenen Berg, und jenseits blicken seine rothen Dächer aus einem Wäldchen von Obstbäumen hervor. Den

Berggipfel bedeckt die schwarze Steinmasse einer zum Theil schon in Trümmer zerfallenen Burg, die ein Kreis uralter Eichen, wie eine Leibwache, umgiebt. So ist diese Gegend einer der schönsten Punkte von Deutschland, und sie erschien unsern Reisenden in doppelter Herrlichkeit, da eben die goldne Beleuchtung eines heitern Abends über ihr schwebte. „O, sieh dieß Paradies!“ rief Moritz: „Hier möcht' ich mir eine Hütte bauen, und mich um das Ameisengewühl der ganzen Welt nicht bekümmern.“

„Das Oertchen liegt trefflich;“ sagte Franz: „aber mich, wie ein Seidenwurm, hier einzuspinnen, dafür dank' ich. Man wird bald gleichgültig gegen Naturschönheiten, die man täglich vor Augen hat; der Reitz verschwindet; doch die ehrsamen Kleinstädter, mit ihren beschränkten Ideen und langweiligen Geschwätzen, behält man am Halse.“

Moritz nahm die kleinen Städte in Schutz, und sagte manches Gute von ihnen. Ueber diesen Gegenstand stritten die Freunde noch, als eine Gesellschaft wohlgekleideter Männer, mit dampfenden Tabakspfeifen, vom Städtchen her gegangen kam. Den Zug führte, wie der Weiser eines Bienenschwarms, eine breite, vollwangige Gestalt, mit einer gemeinen Gesichtsbildung, auf welcher sich Rohheit und Uebermuth kräftig aussprachen. Die letztere Tugend offenbarte sich sogar in des Mannes kecken, strampfenden Schritten, womit er so hastig vorwärts eilte, als wollt' er es seinen Begleitern unmöglich machen, mit ihm in gleicher Linie zu gehen. Sie maßten sich auch dieser Ehre nicht an, sondern traten geduldig in seine Fußstapfen, und bejahten und belachten jedes Wort, daß er ihnen über die Achsel zuwarf.

Er entschied eben mit lauter Stimme,

die in einer Entfernung von ein paar hundert Schritten deutlich zu vernehmen war, über den Werth eines gewiſſen Dorfbieres, dem ſie vermuthlich jetzt einen Beſuch abſtatten wollten. „Ich glaube,“ ſprach er, „es hielte die Probe aus, die man vor alten Zeiten in verſchiedenen deutſchen Städten mit jedem neuen Gebräude Bier anſtellte. Wenn es fertig war, verfügte ſich ein Ausſchuß der brauberechtigten Bürgerſchaft in die Stadtbrauerey, und ſetzte ſich auf hölzerne, mit Bier beſtrichene Stühle. Blieben nun die Herren, wenn ſie, nach einem reichlichen Koſttrunk, wieder aufſtehen wollten, an den Schämeln kleben, ſo ward das Bier für gut und tüchtig erklärt; widrigen Falls mußte der Bürger, der es nicht kräftig genug gebraut hatte, ein beſtimmtes Strafgeld erlegen.“

„Poz Veiten! da hätt' ich mittrinken mögen!“ rief einer von der Geſellſchaft ins

allgemeine Gelächter, und die Meiſten fuhren mit der Hand über den Mund, als hätten ſie den gerühmten Gerſtenſaft eben genoſſen.

Jetzt trafen unſere Reiſenden mit den Tabaksrauchern zuſammen, und wollten bey ihnen vorbey gehen. „Heh da!“ rief der Führer, mit der gebietheriſchen Stimme eines Straßenbereiters: „Kehren die Herren in der Stadt ein?“

Dieſe Frage, ſo unerwartet und plump ſie auch war, bejahte Moritz mit Höflichkeit und abgezogenem Hute.

„Nun, ſo kann ich einen guten Gaſthof nachweiſen;“ ſagte Jener: „einen vortrefflichen Gaſthof! Ich bin Beſitzer deſſelben, und hab' ihn von Grund aus neu gebaut. — Geht, ihr Herren, hinab an den Strom, da findet ihr eine Fähre, die bringt euch ans jenſeitige Ufer, und nicht weit vom Ankerplatze ſeht ihr ein goldnes Schiff über der

Thüre eines großen Hauses; das ist mein Gasthof, da kehret ein! Mein Pachter, der drin wirthschaftet, wird euch gut bedienen.“

Nach dieser Anweisung, die er durchaus mit einem rauhen, befehlenden Tone gab, schritt er fürbaß, und berührte seinen Hut eben so wenig als bey der Anrede.

„Wie gefiel Dir dieses feine Männchen?“ sagte Franz. „Hast Du wohl Lust, Dein Leben lang unter solchen Gesellen zu hausen?“

„Hm!“ sprach Moritz: „der Herr Gasthofsbesitzer konnte sich freylich artiger betragen; aber er schien doch ein ehrlicher Mann.“

„Dennoch muß er höflich seyn; das dank' ihm Herodes!“ erwiederte Franz.

2.

Ein ſchwarzer Ritter beſiegt das goldne Schiff.

Sie wanderten in das Städtchen ein, und wurden hier ſogleich von einer angenehmen Erſcheinung überraſcht. Aus einem der erſten Häuſer, das ſich durch ſeine Baufälligkeit als eine Wohnung der Armuth ankündigte, trat ein ſchlankes, wunderſchönes Mädchen heraus, und dankte den Jünglingen, die ſich grüßend verbeugten, ſehr artig, ward aber auf der Stelle von einer alten Matrone, die aus derſelben Hütte kam, mit einem finſtern Blicke dafür beſtraft, und faſt unſanft fortgedrängt. Eine ärmlich gekleidete Frau folgte den beyden Damen bis auf die Straße, und rief ihnen, mit Thränen im Auge, Segenswünſche nach.

Die Reiſenden waren neugierig, des Mäd-

chens Stand und Nahmen zu erfahren, und wandten sich deßhalb an die arme Frau.

„Liebe Herren," sagte sie, „ich weiß von der jungen Person wenig mehr, als daß sie ein freundlicher Engel und ganz das Gegenbild ihres Vaters ist, der eben so finster aussieht, als jenes alte Bergschloß, worin er wohnt."

Moritz fragte: wer der Mann sey, und was er treibe.

„Das alles ist mir unbekannt;" antwortete sie. „Er hält sich erst seit einigen Jahren in unserm Städchen auf, und lebt wie ein Einsiedler."

„Komm, komm! Laß uns hier keine Zeit verlieren!" rief Franz. „Es wird Nacht, wir müssen noch über den Strom, und wenn wir eilen, so sind wir vielleicht so glücklich, die Damen noch auf der Fähre zu treffen, und mit ihnen Bekanntschaft zu machen."

„Wohl schwerlich!“ — sprach die Arme. „Ja, wenn die alte Hofmeisterin nicht so streng wäre! Sie läßt das liebe Mädchen mit keiner Mannsperson sprechen. Drum reden Sie, mein Herr, um's Himmels willen das gute Kind nicht an! Sie würden ihm Verdruß zuziehen, und vielleicht Ursache seyn, daß es lange Zeit die finstern Schloßmauern nicht verlassen dürfte.“

„Das sollte mir unendlich leid thun!“ sagte Franz.

„Und mir noch mehr!“ seufzte die Frau. „Es wäre für mich und meine kranken, vaterlosen Kinder ein rechtes Unglück; denn der wohlthätige Engel kommt fast täglich unter mein Dach, und erleichtert auf vielfache Art unsere Noth.“

„Sehr edel!“ — rief Franz, und drückte der Frau ein Stück Geld in die Hand. „Fern sey es von mir, eine solche Seele zu betrüben! — Aber, Freund, über den Strom

müssen wir doch, um in den Gasthof zu kommen.“

Die Frau widerrieth die Einkehr im goldnen Schiffe. Der Wirth, sagte sie, schreibe mit doppelter Kreide, weil er den hohen Pachtzins, den ihm der Eigenthümer abpresse, nicht anders erschwingen könne. „Bleiben Sie doch auf dieser Seite!“ fuhr sie fort: „Sie finden einige hundert Schritte von hier ein treffliches Gasthaus, der schwarze Ritter genannt, wo Sie darauf rechnen können, besser und billiger, als dort, bewirthet zu werden. Es liegt gerade bey dem Platze, wo die Fähre abgeht und anlandet.“

„Das giebt eine lebhafte Aussicht,“ sprach Franz.

„Und Sie haben überdieß“ — setzte die Frau lächelnd hinzu — „den Vortheil, daß Sie das schöne Mädchen, wenn es über den Strom herüber und hinüber schifft, aus Ihrem Fenster beobachten können.“ —

Das entſchied bey Franzen für den ſchwarzen Ritter, und Moritz, der auch nichts gegen ihn einzuwenden hatte, lenkte ſeine Schritte dahin. In dem Momente, als er den Rücken wandte, ſchob Franz der guten Rathgeberin noch ein Geldgeſchenk leiſe in die Hand, und verbat durch einen Wink lauten Dank. Er eilte dann raſch voran, und ſah unverwandten Blickes hinauf nach dem Bergſchloſſe. „Bey Gott! eine romantiſche Zaubergegend!“ rief er aus. „Ich möchte mich ſelbſt hier niederlaſſen, und es ſollte mir, glaub' ich, nicht ſchwer werden, für einen ſolchen Reichthum von Anmuth ein wenig Spießbürgerey zu ertragen.“

„So ſchnell hat ſich Dein Sinn geändert?“ ſprach Moritz, und ſah ihm ſcharf in die Augen.

Franz erröthete, und es war ihm nicht unlieb, daß die Nähe des ſchwarzen Ritters dieſes Geſpräch unterbrach.

3.

Ein ſtummer Gaſtwirth, der Nachahmung verdient.

In der Gaſtſtube thronte der Thüre gegen über ein Mann von mächtigem Umfang in einem Lehnſeſſel. Es war Herr Faßmann, der Wirth zum ſchwarzen Ritter. Seine Arme ruhten links und rechts auf den Stuhlarmen, und er rührte ſich ſo wenig, als wär' er aus Stein gehauen. Die Reiſenden bothen ihm einen guten Abend, und bewirkten dadurch nichts als einen ſanften Griff an die Nachtmütze.

Franz forderte ein gutes Zimmer mit Fenſtern auf die Straße.

Der ſteinerne Wirth ſagte weder Ja noch Nein, ſondern führte ein kleines Horn, das über ſeinem Schlafrock an einem Bande hing, gemächlich zum Munde, und blies

darein. Ein Hausmädchen und ein Kellner kamen eilig gelaufen Herr Faßmann winkte den Reisenden, mit diesen Personen in Unterhandlung zu treten. Franz mußte seine Worte auf's neue anbringen. Die Leute antworteten: es sey ein Zimmer vorn heraus zu haben; doch erbaten sie sich ein Viertelstündchen Geduld, um es in Ordnung zu bringen. Hierauf traten sie wieder ab, und ihr Herr gab noch immer keinen Laut von sich.

„Der arme Mann ist wohl stumm?" flüsterte Franz, nach einer minutenlangen Stille, seinem Reisegefährten ins Ohr.

„Man muß es versuchen," sprach Dieser, und nahte sich dem Wirth, mit der Frage: „Sind Sie krank?"

„Nein, mein Herr, ich ruhe nur."

„Sie hatten vermuthlich heute eine starke Bewegung?"

„Ganz und gar nicht. Ich ruhe schon seit funfzehen Jahren.“

„Ist's möglich? So lange haben Sie sich nicht bewegt?“

„Wenig, sehr wenig; aber vorher desto mehr. Ich diente in meiner Jugend als Läufer, war Hans in allen Gassen, und trabte oft, wenn mich meine Herrschaft über Land schickte, zwölf Meilen in Einem Striche. Dann ward ich Gesandtschafts-Kourier, und ritt manch schönes Mahl von Wien nach St. Petersburg. Das waren tüchtige Strapazen, mein Herr! Ich setzte mich endlich, dieser Hetzen überdrüßig, hier zur Ruhe, ward zusehends dick und rund, und gewann nach und nach meinen weichen Stuhl so lieb, daß ich nun nicht gern einen Schritt gehe. Drum kommandir' ich meine Leute durch dieses Hörnchen, das einst ein Reisender ein Oberons-Horn nannte, weil ein Geist dieses Nahmens ein solches

Horn

Horn gehabt, und Alt und Jung damit zu Sprüngen und Tänzen gezwungen haben soll.“

„Ganz recht!“ fiel Moritz ein. „Wir kennen ihn.“

„Bey dem allen“ — fuhr der Ruhende fort — „ist mein Mund nicht träge. Ich spreche und esse gern; doch hab' ich mir das Gesetz gemacht, gegen Reisende, die bey mir einkehren, Anfangs stumm zu seyn, weil man den Gastwirthen nachsagt, sie wären zu redselig, und bestürmten jeden Fremdling, so bald er einen Fuß ins Haus setze, mit tausend neugierigen Fragen.“

„Es ist hier und da etwas an der Sache;“ sprach Moritz.

„Aber, Herr Wirth,“ sagte Franz, „Sie sind doch wohl kein so geschworner Feind der Fragen, daß es Ihnen zuwider wäre, mir eine zu beantworten?“

„Ey bewahre! Dazu hat ein Gastwirth den Mund.“

„Nun, so sagen Sie mir, wer bewohnt das alte Schloß auf dem Berge?“

„Ja, mein wertheſter Herr, über dieſen Punkt kann ich nur mit ſehr unvollkommenen Nachrichten dienen: denn das iſt ein geheimnißvoller Sonderling, aus dem kein Menſch klug wird. Er nennt ſich Hermann; aber die Götter mögen wiſſen, ob er uns ſeinen rechten Nahmen entdeckt hat. Ich, meines Theils, zweifele daran; doch was kümmert's mich? Man nennt ihn hier gewöhnlich den Alten vom Berge. Er kommt höchſt ſelten zum Vorſchein, und die wenigſten Einwohner haben ihn geſehen. Es ſind ungefähr ſieben oder acht Jahre her, als er wie aus den Wolken fiel. Er brachte vom Grafen Wartſtein (der die Stadt und Herrſchaft Fehdingen beſitzt, aber ſein Leben lang, wie der ewige Jude, in der

Welt herum reiset) einen eigenhändigen Befehl, ihm das Schloß zur Wohnung einzuräumen, und ihn als Bevollmächtigten des Grafen anzuerkennen. Seitdem hauset er hier, wie das Käuzlein in zerstörten Städten. Mancher hält ihn für einen Goldmacher, ein Anderer für einen Schatzgräber, ein Dritter für sonst etwas; doch sein eigentliches Thun und Wesen kennt niemand."

„Er hat, glaub' ich, eine Tochter;" sagte Franz mit einer gewissen Verzagtheit.

„Das wissen Sie schon?" — rief Faßmann. „Ja, es ist ein schmuckes, edelherziges Mädchen!"

Franz fühlte sein Gesicht erglühen, und schämte sich vor seinem lauernden Freunde, den er seitwärts lächeln sah. Er befürchtete, der Wirth möchte diese Gluth noch stärker anfachen, und fiel ihm schnell ins Wort: „Haben Sie guten Wein?"

„Aufrichtigen Burgunder und Rheinwein.“

„Mir gleichviel; nur vom besten! Wir wollen eine Flasche in Ihrer Gesellschaft trinken.“

Das Oberons-Horn ertönte; der Kellner erschien, und nach einigen Minuten stand Burgunder auf dem Tische.

4.

Invectiven gegen den Besitzer des goldnen Schiffes.

Gern hätte Franz das Gespräch wieder auf die schöne Tochter des Alten vom Berge geleitet; er scheute sich nur vor der Verrätherey seiner Wangen, und dachte still an das reitzende Mädchen, das ihm immer vor den Augen schwebte.

„Was hängst Du den Kopf?“ rief ihm Moritz zu. „Laß uns fröhlich seyn; der Wein ist gut! Wer weiß, ob wir ein so edles und unverfälschtes Getränk im goldnen Schiffe gefunden hätten; denn, wo Schiffe sind, giebt's auch Wasser.“

„Wie fallen Sie auf's goldne Schiff?“ fragte Faßmann. „Sind Sie denn in unserer Gegend so bekannt, daß Sie — — Doch Pardon! Ich sündigte gegen meinen Grundsatz, mich unbescheidener Fragen zu enthalten.“

Moritz erzählte jetzt, wie ihnen der Besitzer jenes Gasthofs gleichsam befohlen hatte, dort Herberge zu nehmen.

„O du vermaledeiter Jonas Bulling!“ rief Faßmann, und fuhr heftig aus seinem Sessel empor. „Sehen Sie,“ sprach er mit funkelnden Augen, „ich habe mich heute den ganzen Tag noch nicht vom Stuhle geregt, aber der Aerger über den neidischen

Brodräuber bringt mich noch so spät auf die Beine. Wenn ich wild werde, kann ich nicht sitzen.“

Er keuchte mit schwerfälligen Schritten, die keine Spur der vormahls geübten Laufkunst verriethen, in der Stube auf und ab, ergriff einen Stock, und that Lufthiebe.

Die Gäste bemühten sich, ihn zu beruhigen, und brachten ihn durch besänftigende Worte wieder auf seinen Stuhl.

„Der verdammte Jonas Bulling!“ — begann er jetzt von neuem — „der arbeitet mit aller Macht und Gewalt an meinem Sarge! Er ist der eigennützigste Mensch und der größte Neidhart auf Gottes Erdboden; er gönnt besonders mir nicht die Augen im Kopfe, und wir könnten doch gut neben einander bestehen. Er ist Kaufmann, hat den einzigen Laden im Orte, handelt mit Schnitt- und Spezereywaaren, mit Holz und Gesangbüchern, mit Getreide und

Schuhbürsten — kurz, mit allem, was der Mensch braucht, um jeden Heller und Pfennig, der im Städtchen ausgegeben wird, in seinen Kasten zu bannen. Doch damit ist der Nimmersatt nicht zufrieden. Er sah seit langer Zeit meine Wirthschaft mit scheelen Augen an, und bewegte Himmel und Erde, um auch die Gastgerechtigkeit zu erhalten. Es gelang ihm; ich mußte leiden, daß er sein goldnes Schiff zimmern und vom Stapel laufen ließ, und muckte nicht dagegen. Daß er aber, wie ein Bandwurm, alle Nahrung an sich zieht — daß er mich und mein Gasthaus verleumdet, und die niedrigsten Kniffe anwendet, seinen Pachtwirth reich und mich arm zu machen: das ist schändlich, und darüber brech' ich ihm noch den Hals!"

Er wollte jetzt wieder vom Stuhl aufspringen; doch, während der dazu nöthigen Anstalten, besann er sich anders, fiel in sei-

ne alte Lage zurück, und fuhr fort: „Ich bin nicht rachsüchtig, das weiß der Himmel! — ich bin auch gewisser Maßen zu bequem dazu, denn ich gehe nicht gern einen Schritt: — könnt' ich aber dem alten Jonas — ich nenn' ihn am liebsten so, weil ich weiß, daß er sich über seinen schnurrigen Vornahmen ärgert — könnt' ich ihm auf irgend eine Art Gleiches mit Gleichem vergelten, mich sollte keine Mühe verdrießen. Hätte doch nur ein unternehmender Mensch den glücklichen Einfall, sich hier als Kaufmann zu setzen! Ich wollt' ihn mit Rath, That und meinem ganzen Vermögen unterstützen. Das Städtchen, so klein es ist, nährt zwey Kaufleute, und bedarf sie: denn jenseit des Stromes herrscht der Alleinhändler Jonas, und wer dießseits für einen Pfennig Schwefel braucht, muß eine Wasserreise machen, und sechs Pfennige Fährgeld bezahlen." —

„Wie kommt's aber," fragte Moritz, „daß die beyden Stadtseiten durch keine Brücke verbunden sind?"

„Der leidige Krieg hat uns um diese Wohlthat gebracht;" antwortete Faßmann. „Die schöne Brücke, die wir hatten, ward angezündet und abgebrannt, um den siegenden Feind aufzuhalten; allein er bahnte sich dennoch einen Weg über den Fluß, und entkräftete unsern Fürsten und das ganze Land so sehr, daß wir uns wohl bis an den jüngsten Tag keiner Brücke wieder erfreuen werden. — Diesen Umstand nutzte Jonas, als er um sein Gasthofs-Privilegium ansuchte. Er stellte vor: es wären zwey Wirthshäuser nöthig, weil Reisende, die in der Nacht auf der Bergseite anlangten, den Fluß nicht passiren könnten, und daher bis zum Anbruch des Tages eines Obdachs entbehren müßten. Dieses Anführen war es hauptsächlich, wodurch er seinen Zweck erreichte;

doch derselbe Grund ließe sich zu einem Schwerte gegen ihn brauchen, wenn sich ein Kaufmann hier ansässig machen wollte."

„Allerdings!" — rief Franz mit einer wunderbaren Heftigkeit, die um so mehr auffiel, da er bisher, still und in sich gekehrt, an dem Gespräche keinen Theil genommen hatte.

Da die Flasche eben leer war, begaben sich die Reisenden in ihr Zimmer. Franz, der keine Neigung zum Sprechen hatte, schützte Kopfweh vor, um sich selbst überlassen zu bleiben. Er trat ans Fenster, und ein mattes Lichtflämmchen, das einsam aus dem alten Schlosse leuchtete, fesselte seine Augen, bis es erlosch.

5.

Lob der Handelschaft, nebst einer Beichte.

Nach einer schlaflosen Nacht, die er sich mit angenehmen Fantasien verkürzt hatte, machte Franz seinem Freunde bekannt: er sey entschlossen, in Fehdingen zu bleiben, und sich als Kaufmann zu etabliren.

Moritz lachte laut auf, und nahm die Sache für Scherz; doch Jener versicherte, er habe ganz ernstlich gesprochen.

„Unmöglich!“ rief Moritz: „Wie kann ein feuriger junger Mann, der sich bisher mit Poesie, Mahlerey und andern schönen Künsten eifrig beschäftigte, den lahmen Gedanken fassen, ein Krämer in einer kleinen Landstadt zu werden?“

„Warum nicht?“ erwiederte Franz. „Dein wackerer Vater erzog mich, wie Du

weißt, zum Kaufmann, und alles andere, was ich trieb, war Nebensache.“

„Aber Du triebst es mit Luſt, und die kaufmänniſchen Geſchäfte mit Unluſt.“

„Es war jugendliche Thorheit, daß ich die ſchöne Laufbahn, in die mich Dein Vater einleitete, rauh und dornig fand. Wer iſt glücklicher als der unabhängige Kaufmann?“

„Und wer iſt mehr Egoiſt?“ — fiel Moritz ein.

„Das ſagſt Du?“ — rief Franz mit Wärme: „Du, der Sohn eines Kaufmanns, der an Rechtſchaffenheit ſeines Gleichen ſuchte?“

„Ja, er war ein ſeltner Biedermann!“ erwiederte Moritz: „Aber von ihm, oder einem andern einzelnen Gliede der Kaufmannſchaft, red' ich auch nicht, ſondern von dem vorherrſchenden Geiſte der Zunft. —

Der sorgt und arbeitet doch in der That nur für sich selbst.“ —

„Das ist das alte Lied! Der ewig wiederhohlte ungerechte Vorwurf, den man einem nützlichen und unentbehrlichen Stande macht! — Sorgen und arbeiten denn nicht auch andere Leute für sich und die Ihrigen? Und ist nicht das ganze menschliche Leben ein beständiger Handel und Verkehr? — Wollte Gott, es machten sich alle Menschen um ihre Mitbürger so verdient, als der Kaufmann! Er versieht uns schnell und auf der Stelle mit allen Nothwendigkeiten des Lebens, die man, ohne ihn, weither mühsam zusammen bringen oder ganz entbehren müßte.“ —

„Je, Freund, so willst Du wohl gar aus reiner Menschenliebe einen Laden eröffnen?“ —

Mit brennenden Wangen verbat sich Franz allen Spott.

„Ich kann mir nicht helfen,“ entgegnete Moritz, „ich muß Dich einen Wetterhahn scheiten. Es sind kaum zwölf Stunden, als Du von der Kleinstädterey verächtlich sprachst, und nun willst Du Dich plötzlich hier einbürgern. Das ist doch wahrlich höchst wunderbar!“ —

Franz, dem diese neckenden Vorhaltungen etwas lästig wurden, unterbrach sie rasch durch das Geständniß: es habe ihn in dem Augenblicke, als er das Mädchen vom Schlosse gesehen, ein Blitzstrahl der Liebe getroffen, und dieß sey der wahre, einzige Grund seines Entschlusses, der weder durch Spott noch Ernst wankend gemacht werden könne. Er fühle, sprach er, daß er ohne den Besitz jenes Mädchens keine frohe Stunde haben würde; doch eine tröstliche Ahnung sichere ihm Gegenliebe zu. Aber freylich sey dieß kein Werk weniger Tage, weil der düstere Charakter des Va-

ters und die Grämlichkeit der alten Sittenmeisterin es ihm wahrscheinlich sehr erschweren werde, sich der Geliebten zu nähern. Drum müsse man auf eine lange stumme Liebe gefaßt seyn, und die Lösung des Knotens der Zeit und dem Schicksal überlassen. Bis dahin sey die Kaufmanns-Maske sehr bequem, um sich unter derselben in Fehdingen aufzuhalten; denn als Müßiggänger würde er für einen abenteuernden Glücksjäger gehalten werden, und sich dem Vater und der Tochter übel empfehlen. —

Diese Beichte entdeckte Moritzen nichts Neues. Er hatte längst, wie seine Neckereyen bewiesen, einen richtigen Blick in das Herz seines Freundes gethan, und gestand ihm zu, die schöne Burgbewohnerin sey eine sehr liebenswürdige Gestalt, und das allgemeine Lob ihrer Gutmüthigkeit mache sie doppelt anziehend. Allein er gab zu bedenken: es werde ihretwegen manchen harten

Kampf setzen, und der Ausgang der Sache sey zweifelhaft; denn der Alte vom Berge könnte ja wohl eine verkappte hohe Standesperson seyn, die sich nicht herablassen würde, einen kleinstädtischen Krämer mit der Hand ihrer Tochter zu beehren. Ueberdieß werde Jonas, auf seinen verjährten Alleinhandel eifersüchtig, keinen Nebenbuhler dulden, sondern sein Möglichstes thun, ihn zu verderben. —

„Das alles schreckt mich nicht;" sagte Franz. „Es ist beschlossen, und Du kennst meinen Sinn."

„Er ist eisern, das weiß ich;" erwiederte Moritz. „Und darum will ich's auch nicht weiter versuchen, ihn zu beugen." —

Sie besprachen sich nun über Franzens häusliche Einrichtung. Sein ganzes Vermögen bestand in zweytausend Thalern, die ihm der kurz zuvor verstorbene reiche Vater seines Freundes im Testamente vermacht hatte.

hatte. Moriz (der, als einziger Sohn und Erbe, in den blühendsten Umständen war) erboth sich, diese noch nicht ausgezahlte Summe sogleich herbey zu schaffen, und noch eben so viel aus eigenen Mitteln, als unzinsbares Darlehn, beyzufügen, damit ein ansehnliches Waarenlager aufgestellt, und dem Herrn Jonas in allen gangbaren Artikeln die Spitze gebothen werden könne. Dieses Erbiethen nahm Franz mit Dank an. Sie gingen dann hinunter zum Wirth, um über verschiedene Punkte seinen Rath zu vernehmen, und sich besonders von ihm eine bequeme und zur Anlegung eines Kaufladens schickliche Wohnung vorschlagen zu lassen.

6.

Grober Uebermuth.

Herr Faßmann saß wieder, wie eingefroren, in seinem Lehnstuhle; doch er thaute plötzlich auf, als man ihm die vorhabende Erfüllung seines am vorigen Abend geäußerten Wunsches bekannt machte. Mit einem Freudengeschrey fuhr er empor, und umarmte den angehenden Kaufmann. „Goldmännchen!“ rief er: „womit kann ich dienen? Ich schaffe Geld und Kredit, und laufe für Sie, wenn's nöthig ist, zwanzig Meilen, ungeachtet ich nicht gern einen Schritt gehe.“

Franz lehnte das alles ab, und erbat sich bloß, ihm den kürzesten Weg zur Erlangung der Handelsfreyheit zu zeigen, und für sein Unterkommen in einem anständigen und geräumigen Hause zu sorgen.

„Nichts leichter als das!“ sagte Faßmann. „Ich besitze selbst in der Nähe ein schönes Haus, das für einen Kaufmann trefflich paßt, und es steht Ihnen, zum Kauf oder zur Miethe, für ein Spottgeld zu Diensten. Auch bürg' ich Ihnen für die Erlaubniß, Handel zu treiben. Dazu wird uns der Stadtdirektor Schneller mit Vergnügen verhelfen. Er ist mein Freund und Gevatter, und lauert seit ein paar Monaten auf eine gute Gelegenheit, dem alten Jonas einen Rang abzulaufen, weil er ihm seine älteste Jungfer Tochter, die mein Herr Gevatter heirathen wollte, trotzig versagt hat.“

Hierauf erboth sich Faßmann, mit Franzen sogleich zum Direktor zu gehen, ungeachtet er voraus wisse, daß die ganze Stadt über seine ungewöhnliche Erscheinung auf der Straße erstaunen, und sie beynahe für ein Vorzeichen des jüngsten Tages ansehen werde.

Von Rachlust thätig gemacht, verließ er hüpfend und springend die beyden Freunde, um sich anzukleiden. Er blieb lange aus, und als er endlich zurück kam, war er in einen alten, abgetragenen Ueberrock gehüllt. „Verzeihen Sie, meine Herren," sprach er, „daß ich Ihren netten Kleidern zumuthe, sich neben meinem groben Kittel öffentlich sehen zu lassen. Ich kann mir nicht anders helfen. Meine ganze Prachtgarderobe, die ich seit mehrern Jahren nicht gebraucht habe, ist mir zu enge geworden; ich konnte kein Stück auf den Leib bringen, und mußte am Ende zu dieser unscheinbaren Hülle greifen."

„Was thut das?" sagte Franz. „Das Kleid macht nicht den Mann."

Sie gingen nun hin an den Strom; denn der Direktor wohnte auf jener Seite.

Der Fährmann ließ vor Verwunderung das Ruder sinken, und schlug die Hände zu-

ſammen, als das Fahrzeug unter der Laſt des einſchreitenden Koloſſes erbebte. „Um's Himmels willen fein ſachte!“ rief er: „wir gehen ſonſt mit Mann und Maus unter! — Wahrlich, Herr Faßmann, Sie ſollten hundertfaches Paſſagiergeld bezahlen! Sie ſind der ſeltenſte Kundmann, und geben die ſchwerſte Schiffsladung ab!“

In einem ähnlichen Tone neckten ihn noch verſchiedene andere Perſonen, die zugleich überfuhren. Er wehrte ſich mit lehrhaften Antworten rechts und links, bis die Fähre am jenſeitigen Ufer ankam.

„Sehen Sie, meine Herren,“ ſprach er zu den beyden Freunden, „dort ſchwimmt das goldne Schiff auf den Wellen der Habſucht, und zwanzig Schritte weiter hinauf ſchildert ein kleiner geflügelter Merkur vor dem Univerſal-Laden!“

Indem die jungen Männer ihre Augen dahin richteten, trat Bulling, mit einer lan-

gen, türkiſchen Tabakspfeife im Munde, an die Ladenthür, und warf übermüthige Blicke nach allen Seiten der Straße. „Verdammt!“ murmelte Faßmann. „Da führt ihn der Henker auch gleich auf den Lauerposten! — Was hilft's? Wir müſſen vorbey!“

Er ſchob ſich, um ſeine Flanken zu decken, in die Mitte ſeiner Begleiter, und ſo rückten ſie vor. Moritz hatte auf den rechten Flügel die gefährlichſte Stelle: denn der ſchmale Weg drängte ihn ſo nahe an das Handelsgewölbe, daß ihn Merkur mit ſeinem Stabe berühren konnte.

Ehe ſie aber noch dahin kamen, ward ſie Jonas gewahr, riß die Augen weit auf, rief etwas ins Gewölbe hinein, warf ſich in die Bruſt, ſpreitzte die Beine weit von einander, und erwartete in dieſer muthigen Stellung den Anmarſch. Ueber ſeiner Achſel guckte aus einer verworrenen Beutelpe-

rücke ein hämisch grinsender Krahenkopf, der einem alten Männlein gehörte, das, von Jonas gerufen, aus dem Hintergrunde des Ladens gelaufen kam, und sich neugierig auf die Zehen stellte, um zu sehen, was vorging.

„Guten Morgen!“ brummte Faßmann, in der friedlichen Absicht, durch diesen Gruß einem unhöflichen Anfall zuvor zu kommen; doch, anstatt zu danken, hüllte Bulling sein grimmiges Gesicht in eine ungeheure Dampfwolke, warf mit großem Geräusch Speichel aus, und erhob, als Faßmann mit seinen Gästen kaum einen Schritt vorüber war, ein gräßliches Gelächter. „Seht nur die wandelnde Tonne!“ sprach er laut: „Sie glaubt, sie wälze sich zwischen zwey Prinzen, und am Ende sind's doch wohl nur Fechtbrüder.“ —

Die Jünglinge wandten sich rasch, um diese Beleidigung zu ahnden; aber der Gast-

wirth faßte sie bey den Armen, zog sie vorwärts, und ermahnte sie, ruhig zu seyn. „Fort, fort!“ raunt' er ihnen zu: „Wir halten's im Schimpfen mit dem Grobian nicht aus, und sind auf dem Wege, uns schlimmer zu rächen, als er vermuthet.“

So gingen sie weiter, und als sie sich nach einem Veilchen umsahen, bemerkten sie, daß ihnen das Perückenmännlein in einer vorsichtigen Entfernung nachschlich. „Ich dacht's wohl,“ sagte Faßmann, „daß Monsieur Polykarp unsern Gang auskundschaften würde. Dieser alte Ladendiener und Ladenhüther ist in allen Dingen die rechte Hand seines Herrn. Wäre Jonas ein Fürst, so könnte man den Monsieur Polykarp seinen Premierminister nennen.“ —

7.

Der ehrliche Mann.

„Bringen Sie Glück oder Unglück?“ fuhr der Stadtdirektor hinter seinem Aktentisch auf. „Denn, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin! wegen einer gleichgültigen Sache hat sich Freund Faßmann nicht in Bewegung gesetzt.“

„Getroffen, hochedler Herr Gevatter!“ antwortete der Gastwirth, und trug Franzens Angelegenheit vor.

Aber seine Erwartung, daß darüber sogleich ein großer Jubel entstehen werde, blieb unerfüllt. Herr Schneller ging mit oft wiederhohltem „Hm! hm!“ auf und ab, nahm häufig Tabak, blieb bisweilen sinnend stehen, sah starr hin auf die Dielen, und setzte dann mit Kopfschütteln die Reise durch's Zimmer fort.

Als dieser innere Gedankenkampf, den Faßmann und seine Klienten schweigend beobachteten, einige Minuten gedauert hatte, begann die obrigkeitliche Person in einem feyerlichen Tone: „Meine Herren, es wäre löblich und gut, und, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin! für gemeines Bürgerwohl nützlich und ersprießlich, wenn dem drückenden Mangel eines Kaufladens auf jener Seite der Stadt abgeholfen würde: allein ich gestehe aufrichtig, daß ich Felsen von Schwierigkeiten und Hindernissen vor mir sehe, und ich fürchte, ich fürchte, sie werden sich nicht beseitigen lassen. Ihr wißt, Gevatter, weß Geistes Kind unser Bulling ist! Der Vortheil ist sein Gott, und er läßt keinen Mitwerber um den Segen dieser Gottheit neben sich aufkommen. Das war, so lange wir ihn kennen, sein Charakter, und er wird ihm auch jetzt treu bleiben. Drum giebt's sicher einen Krieg,

einen heftigen Krieg, bey dem ich, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin! neutral bleiben muß. Versuchen Sie, mein Herr, die landesfürstliche Bewilligung zum Handel in dieser Stadt zu erhalten. Es soll mir lieb seyn, wenn's Ihnen glückt; nur erwarten Sie von meiner Seite keine Unterstützung, wobey ich die heilige Richterpflicht der Unparteylichkeit aus den Augen setzen müßte." —

Indem er die letztern Worte sprach, trat seine Haushälterin ins Zimmer, zischelte ihm ein paar Wörtchen ins Ohr, und entfernte sich wieder.

Plötzlich war er ganz verändert. Die strenge Richtermiene verschwand, und lächelnde Heiterkeit trat an ihre Stelle. „Lieber, junger Mann," sprach er, und klopfte Franzen traulich auf die Schulter: „lassen Sie sich durch die Bedenklichkeiten, die ich vorhin äußerte, von Ihrem guten Vorha-

den nicht abschrecken! Die schwersten Dinge in der Welt gelingen, wenn man sie recht angreift. Und damit Sie sehen, daß ich ein ehrlicher Mann bin, und meinem Nächsten gern diene, so will ich Ihnen einen Weg zeigen, der Sie sicher zum Ziele führen wird. Doch beding' ich mir Verschwiegenheit. Es darf, außer uns Vieren, niemand wissen, daß ich Ihr Rathgeber war."

Er verriegelte jetzt die Thür, und fuhr dann mit leiser Stimme fort: „Bulling — unter uns gesagt — ist ein Schuft; dafür erkennt ihn die ganze Stadt: aber sie beugt sich vor seinem Geldkasten, und sogar sämmtliche Rathsglieder sind seine Sklaven. Drum würden Sie, mein Freund, das Gelenk von Hauf' aus verfahren, wenn Sie Ihr Gesuch bey dem Magistrat anbrächten, und sich auf dessen Bericht an die Landesregierung verließen. Dann bekäme Bulling so-

gleich Wind davon, und ließe hier und in der Reſidenz ſeine Maſchinen gegen Sie ſpielen. Uebergehen Sie deßhalb die erſte Inſtanz, und wenden Sie ſich unmittelbar an den Fürſten. Ich will das Memorial, wie es ſeyn muß, eigenhändig für Sie entwerfen, und wenn Sie, nach deſſen Uebergabe, an gewiſſen Orten, die ich Ihnen ſub roſa bezeichnen werde, eine Hand voll Dukaten vertheilen, ſo erfolgt — oder ich will ein falſcher Prophet heißen — in Kurzem an den hieſigen Magiſtrat ein gnädigſtes Reſcript, deſſen Inhalt ich Ihnen, als ein alter Practikus, voraus ſagen kann: Liebe Getreue, — wird es klingen — ihr erſehet aus der Beylage, was N. N. bey Uns in Unterthänigkeit angebracht hat. Im Fall ſich nun ſämmtliche von ihm angeführte Umſtände, die ihr genau zu unterſuchen habt, der Wahrheit gemäß verhalten: ſo iſt ihm die Eröffnung eines Schnitt- und Ma-

terial-Ladens ohne Weiterung zu gestatten, und sind Wir nachher eures unterthänigsten Berichts darüber gewärtig.“ —

„Bravo, hochedler Herr Gevatter!“ rief Faßmann, und klatschte fröhlich in die breiten Hände.

„Hab' ich nun“ — fiel Schneller rasch wieder ein — „diesen höchsten Befehl, als Stadtdirektor, empfangen und eröffnet: so geb' ich dem Magistrate davon nicht eher Notiz, als bis Sie, mein lieber Herr Franz, in der Verfassung sind, Ihr Gewölbe zu eröffnen. Dann geht's Schlag auf Schlag. Der Befehl wird publizirt, eine Stunde darauf hängen Sie Ihr Schild aus, und nun mögen Bulling und seine Anhänger murren und toben so viel sie wollen — ich schütze Sie, Herr Franz, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin!“

Franz bedankte sich für diese gütigen Gesinnungen, und versprach mit anständi-

gen Ausdrücken, ſich erkenntlich zu bezeigen.

„O, beleidigen Sie mich nicht!“ rief Schneller. „Ich und der Eigennutz ſind ſo weit von einander entfernt, als Himmel und Erde.“

Aber auf dem Rückwege, den ſie wohlbedächtig hinter Bullings Hauſe herum nahmen, erzählte der Gaſtwirth: er habe dem Direktor, während der Unterredung mit ihm, einen tüchtigen Braten in die Küche geſchickt. Dieſe erfreuliche Begebenheit habe die Haushälterin ihrem Herrn ins Ohr geflüſtert, und da er denn geſehen, daß man den Weg zu ſeinem Herzen zu finden wiſſe, ſo habe er augenblicklich den Ton umgeſtimmt, und die Larve der ſtrengſten Unparteylichkeit, womit er Anfangs zu ſchrecken und die Beutel zu öffnen pflege, bey Seite gelegt. „Ja, ja!“ ſchloß Faßmann: „ich kenne meinen Herrn Gevatter! Er macht's wie

mancher Charlatan, der die leichteste Krankheit, deren Heilung man ihm anvertraut, für tödtlich erklärt, damit er sich nachher, wenn die Natur dem Kranken wieder auf die Beine geholfen hat, einer wichtigen Meisterkur rühmen, und auf eine außerordentliche Belohnung Anspruch machen kann." —

8.

Franz erklärt sich über Bestechungen, und Herr Schneller wird nicht roth.

Nachmittags erschien der Direktor im schwarzen Ritter, und stattete unsern Freunden einen Gegenbesuch ab. Er habe, sprach er, für räthlich gehalten, die verabredete Schrift in eigner Person zu überbringen, um völlig sicher zu seyn, daß sie nicht durch ei-

nen

nen untreuen Bothen in fremde Hände gerathe: denn die heutige Morgen-Conferenz habe wahrscheinlich in Bullings Hause viel Aufsehen erregt, weil Monsieur Polykarp seitdem mehr als zwanzig Mahl bey seiner (des Direktors) Wohnung vorbey gegangen sey, und vermuthlich Gelegenheit gesucht habe, mit seinem Schreiber zu sprechen. „Mein alter Aktenwurm und Bullings Factotum" — fuhr er fort — „sind vertrautere Freunde, als mir lieb ist. Jener wäre, glaub' ich, im Stande, für ein Pfund Schnupftabak, den er leidenschaftlich liebt, alle meine Heimlichkeiten, und das Vaterland obendrein, zu verrathen. Doch hab' ich dafür gesorgt, daß Bullings Spion, wenn er nach Ihnen forscht, mit einer langen Nase versehen werde. Ich heftete nähmlich — so wahr ich ein ehrlicher Mann bin! — meinem Schreiber das Mährchen auf: Sie, meine Herren, wären auf der Reise, einige Meilen vor der Stadt,

von Straßenräubern angefallen worden, und hätten mir — ungeachtet Sie die Schnapphähne tapfer empfangen und in die Flucht geschlagen — darüber Anzeige gethan. Um das alles höchst glaubwürdig zu machen, entwarf ich sogar über die erdichtete Raubgeschichte eine blinde Registratur, schilderte die Strauchdiebe nach den Urbildern, die von solchen Zeisigen in hundert beliebten Romanen aufgestellt sind, und ließ dieses Protokoll von meinem Schreiber mehrmahls kopiren, als ob ich es den benachbarten Obrigkeiten mittheilen und sie auffordern wollte, die Räuber zu verfolgen." —

Faßmann — der sich, dem Herrn Gevatter zu Ehren, aus seinem Lehnstuhl ins Zimmer der Fremden erhoben hatte — jauchzte laut auf. Moritz lächelte ein wenig; aber Franz konnte sich auch zu dieser kleinen Heucheley nicht bequemen. Ernst und finster sah er vor sich hin, und mußte seine Zunge

mit Gewalt zähmen, um nicht dem Erfinder des Mährchens, das ihm durchaus mißfiel, harte Worte zu sagen. Es war seinem Geradsinn entgegen, krumme Wege zu wandeln. Schon bey der ersten Unterhandlung mit dem Direktor fand er Anstoß daran, und stand im Begriff, sich darüber zu erklären; allein damahls und jetzt schloß ihm die Hand der Liebe den Mund. Er sah ein, daß ihm des Direktors Beystand unentbehrlich war, und so genothdrungen nahm er sich vor, der Leitung desselben so lange zu folgen, als es mit den Gesetzen der Rechtschaffenheit nur irgend verträglich seyn werde.

Schnellers Machwerk, die Bittschrift an den Fürsten, enthielt nichts Anstößiges, und Franz billigte sie Wort für Wort. Nur die hinterher folgende Bestechungsliste war ihm ein Gräuel. „Ich wollte," sprach er, „die hier verzeichneten Dukaten lieber einer armen Familie schenken, als sie an habsüchtige

Menschen verschleudern, die für ihre Arbeiten von dem Fürsten besoldet werden, aber manches Geschäft bloß darum erschweren und auf die lange Bank schieben, damit der Wagen ihrer Pflicht geschmiert werden muß, wenn er rasch fortrücken soll.“ —

Herr Schneller fühlte sich getroffen; da er aber die Beschwerlichkeit des Rothwerdens längst überstanden hatte, so lächelt' er ruhig, und sagte mit Achselzucken: „Leben und leben lassen!“ — Er nahm auch selbst auf der Stelle, unter dem Nahmen eines Honorars für das abgelieferte Manuskript, eine gute Wagensalbe an.

Aeußerst freundlich rieth er hierauf den jungen Männern, das Handelsgesuch in der Residenz persönlich zu betreiben. Diese Reise, sprach er, werde die Sache ungemein beschleunigen, und den Nebenvortheil haben, daß ihr längerer Aufenthalt in Fehdingen

nicht neue Beſorgniſſe im Bullingſchen Hauſe veranlaſſe.

„Der Herr Gevatter hat Recht!“ fiel Faßmann ein. „Ich verliere freylich dadurch ein Paar wackere Gäſte; doch immerhin, damit nur unſer Plänchen gelinge! Alſo reiſen Sie, reiſen Sie, meine Herrn! Denn Jonas weiß, daß ich dahin trachte, ihm den Alleinhandel zu ſtören; drum iſt ihm jeder fremde Menſch, der bey mir aus und ein geht, verdächtig, und ganz gewiß verſieht er ſich auch von Ihnen nichts Gutes. Hört er aber, daß Sie abgereiſt ſind, ſo ſchläft ſein erwachter Verdacht wieder ein, und wir können ruhig ſchalten und walten.“ —

Franz hatte wenig Luſt zur Reiſe in die Hauptſtadt. Es ward ihm ſchwer, ſich ſo bald von Fehdingen zu trennen. Dieſes Städtchen war ſeit vier und zwanzig Stunden ſein Erdenhimmel, ungeachtet er ſchon einige ſchlimme Geiſter, die in der That nicht für Him-

melsbürger gelten konnten, darin gefunden hatte, und es sehr wahrscheinlich war, daß er in der Folge mit noch mehrern dieses Schlages in Berührung kommen werde. Aber ihn hätte wohl eine geliebte Seele gegen eine ganze verhaßte Welt duldsam gemacht. — Indessen erschien ihm doch auch, nach kurzer Ueberlegung, die unerwünschte Reise dadurch in einem bessern Lichte, daß sie den langen Schneckenweg, den er zur Bekanntschaft mit dem edlen Mädchen wandeln mußte, abzukürzen versprach; und so entschloß er sich, sie des folgenden Tages anzutreten.

Moritz, durch nichts an Fehdingen gefesselt, war um so geschwinder zur Abreise bereit, da er schon früher den Vorsatz hatte, in einer gewissen Handelsstadt, wo ein grosser Theil seines väterlichen Vermögens in der Bank lag, die seinem Freunde zugesagte Summe selbst zu erheben, und zugleich für ihn einen treuen Labengehülfen aufzusu-

chen; denn Franz, dem es bloß um den Schein und Nahmen eines Kaufmanns zu thun war, wollte die kleinlichen Krämergeschäfte nicht mit eigener Hand betreiben.

9.

Jonas und der Stadtdirektor spielen Pantomime.

Herr Schneller hätte sich nun, da mit ihm nichts mehr zu verabhandeln war, füglich hinweg begeben können; er gerieth aber mit dem Wirth in ein Gespräch über Stadt- und Vorstadtgeschichten, und beyde fühlten nicht die Unschicklichkeit, das Zimmer fremder Personen, die bey dem elenden Geträtsch die längste Weile hatten, zu einem Klatschmarkte zu machen. Franz stand am Fen-

ſter, wie auf Nadeln, und ließ die Fähre, ſammt den nebenher gleitenden Kähnen, nicht aus den Augen. Sie brachten viel gewöhnliche Menſchen, die ihn nichts angingen, von der Schloßſeite herüber. Endlich ſah er eine ſchlanke, weiße Geſtalt, von einer breitern und dunklern Figur begleitet, am jenſeitigen Ufer erſcheinen, und ein Fahrzeug beſteigen. Iſt ſie's oder nicht? fragte das klopfende Herz die Augen, und ſie ſtrengten ſich an, ihm zu antworten. Das Fahrzeug kam näher: ſie war es, die Erwartete! Franz nahm ſeine Zuflucht zu einem erkünſtelten Huſten, um die aufſteigende Röthe ſeines Geſichts damit zu bemänteln; und die Schüchternheit der erſten Liebe drängte ihn einen Schritt vom Fenſter zurück. Doch blieb er nahe genug, die heranſchiffenden Frauenzimmer zu beobachten. Sie gingen, als ſie das feſte Land betreten hatten, am Gaſthofe vorbey, und der Lauſcher bemerkte mit Ent-

zücken, daß die schönen Augen des Mädchens einen scheuen, flüchtigen Blick zu seinen Fenstern hinauf schickten. Er verwünschte jetzt doppelt die unermüdeten Schwätzer; denn er sehnte sich ins Freye, und wollte doch auch durch seinen Ausgang den Direktor nicht beleidigen. Glücklicher Weise ward Faßmann, wegen einer häuslichen Angelegenheit, abgerufen. Nun griff auch sein Gevatter nach Hut und Stock, und empfahl sich.

Während der Abschiedskomplimente (die in kleinen Städten nicht im Husch abgethan, sondern mit einem anständigen Aufwand von zierlichen Worten und Reverenzen vollzogen werden) war Herr Bulling mit der Fähre am dießseitigen Ufer angekommen, und stieg eben ans Land, als der Direktor den Fuß aus dem Gasthofe setzte. Dieß veranlaßte einen lustigen Auftritt, den Franz, der dem Direktor nicht stracks auf den Fer-

sen nachtreten wollte, noch am Fenster beobachtete.

Raschen Schrittes, wie man nach einem glücklich beendigten Geschäfte zu gehen pflegt, eilte Herr Schneller dem Strome zu, um überzufahren. Aber im Laufen berechnete er wahrscheinlich, wie viel noch von dem jungen Kaufmann zu gewinnen seyn könnte: denn die Schwerkraft irgend eines wichtigen Gedankens drückte sein Haupt gegen die Erde, und so bemerkte er nicht, daß ihm der fatale Mann, der ihn als Schwiegersohn verschmäht hatte, schnurstracks entgegen kam.

Um so schärfer hatte ihn Bulling auf dem Korne. Er bewachte jede seiner Bewegungen mit gespannten Augen, die in dem Momente, als sie ihn aus dem Gasthofe schlüpfen sahen, Feuer sprühten.

So kamen sie einander immer näher. Am Ende trennte sie nur noch ein kleiner Raum von funfzehn bis zwanzig Schritten.

Jetzt richtete Schneller, der mit seiner Rechnung fertig seyn mochte, den Kopf in die Höhe, und erblickte vor sich die verhaßte Gestalt. Er fuhr zurück, als hätt' er auf eine Schlange getreten, wandte sich geschwind nach einer andern Gegend, riß ein Papier aus der Tasche, und hielt es hastig vor die Augen. Diese Pantomime sollte vorstellen: er habe den Mann, der ihm so nahe war, nicht gesehen, sondern es sey ihm blitzschnell ein Geschäft eingefallen, das ihn nöthige, einen andern Weg zu nehmen.

Sie entfernten sich jetzt, Rücken gegen Rücken, einige Schritte von einander; aber im gleichen Nu drehten sie die Köpfe, und ihre Augen begegneten sich. Schneller konnte den stechenden Basiliskenblick seines Gegners nicht aushalten. Er warf den Kopf geschwind wieder herum, und ging eilfertiger, als vorher, seine Nothstraße.

Auch Jonas setzte seinen Weg fort. Da

er aber dennoch den scheuen Flüchtling mit den Augen verfolgte, so widerfuhr ihm der Unfall, daß er, über einen Stein strauchelnd, in Gefahr kam, die Mutter Erde zu küssen. Er stolperte heftig eine Strecke vor sich hin, und verlor den Hut. Daraus entstand ein kleines Geräusch. Der Direktor sah sich um, sah die lustigen Sturzsprünge, und lachte schadenfroh. Unglücklicher Weise ertappte ihn Jonas darüber, und zeigte seinen ganzen Geldstolz durch die Frechheit, dem Oberhaupte der Stadt mit dem Stocke zu drohen. Schneller ergriff die klügste Partie: erstellte sich blind, und entwich in ein Seitengäßchen, wo ihm Jener nicht weiter nachsehen konnte.

10.

Ein Engel und ein Teufel in Einem Hause.

Als Jonas auf der Straße nichts mehr zu thun fand, zog er den Gasthof in Untersuchung, durchmusterte scharf alle Fenster, und ging dann des Weges, den die beyden Frauenzimmer genommen hatten.

Auch Franz hatte Lust, einen Spaziergang nach jener Gegend zu machen. Die Wahrscheinlichkeit, dem Herrn Jonas zu begegnen, war etwas abschreckend; doch gab er deßhalb sein Vorhaben nicht auf. Er ging nach einigen Minuten aus, und sandte die Augen so weit als möglich auf Kundschaft vor sich her.

Sie entdeckten Anfangs weder Gutes noch Böses. So kam er bis in die Nähe des Hauses, wo ihm beym letztern Sonnen-

untergang eine Sonne aufging; aber er wagte sich nicht völlig hinan. In einem weiten Bogen es umkreisend, hob er erst, als er einige hundert Schritte vorbey war, die gesenkten Augen zu einem Blick auf die Thüre, und mit Erstaunen sah er den Herrn Bulling heraus kommen.

Er schien in einer starken Gemüthsbewegung zu seyn. Sein finsteres Gesicht glühte dunkelroth, seine Schritte waren heftig, und er sprach mit sich selbst. Plötzlich blieb er stehen, nahm aus der Westentasche zwey Stück harte Thaler, legte einen nach dem andern auf das vorderste Glied des linken Zeigefingers, und klopfte mit einem kleinen Schlüssel an beyde Münzen, um ihre Aechtheit zu prüfen. Sie bestanden wahrscheinlich in diesem Examen; denn er gab ihnen durch Kopfnicken eine gute Censur, und ging mit etwas mehr Ruhe weiter.

Bald darauf traten die Schloß-Damen

aus dem kleinen Hauſe, und auch ihnen ſah man es an, daß etwas Ungewöhnliches darin vorgefallen ſeyn mußte. Die Alte ſchalt, mit lebhaftem Händeſpiel, die ganze Straße hinab, obgleich das Mädchen ihr mehrmahls einen Finger liebkoſend auf den Mund legte, um den Strom ihrer Verweiſe zu hemmen. Ihnen nachſehend, ſtand die Hausbewohnerin an der Thüre, mit einem Thränentuche in der Hand. Alles das beobachtete Franz nicht ohne eigene Unruhe; und hätte er auch zuvor den Muth gehabt, den Damen unter die Augen zu treten, ſo wär' er durch dieſe bedenklichen Erſcheinungen furchtſam geworden.

Das einzige, was er wagte, war ein Gang in die Hütte der armen Frau.

„Ach, mein lieber Herr!" rief ſie ihm entgegen: „ich habe jetzt Ihretwegen einen harten Stand gehabt; aber Sie ſind freylich ganz unſchuldig. Denken Sie, wie mirs ging! Es iſt ein Elend in klei-

nen Städten: man darf kein Wort sprechen, so erfährt es gleich die ganze Gemeine. — Sie erinnern sich, daß ich Ihnen gestern vor meiner Hausthüre den Rath gab, lieber im schwarzen Ritter, als im goldnen Schiff, einzukehren. Dieses Gespräch muß irgend ein hämischer Mensch im Vorbeygehen behorcht, und dem Kaufmann Bulling hinterbracht haben: kurz, er kam vor einer Viertelstunde in meine Stube gepoltert, lüftete vor den Damen, die mich eben besuchten, nur ein wenig den Hut, fuhr dann auf mich los, und mahnte mich um einige Thaler, die ich ihm nach und nach für Waaren schuldig geworden war. Erschrocken bat ich um Nachsicht. Keine Stunde! war seine Antwort: Geht zum Gastwirth Faßmann, dem Ihr Reisende zuweiset, und laßt Euch dafür besolden: so bekommt ihr Geld, mich zu bezahlen. — Herr Bulling! sprach ich weinend: verfahren Sie nicht so hart mit mir!

Sie

Sie kennen meine Armuth, Sie wissen, daß mein seliger Mann hier vor der brennenden Brücke niedergeschossen ward, als er und seine tapfern Kameraden die Stadt gegen den eindringenden Feind vertheidigten. — Ha! was geht das mich an? fiel Bulling ein: Euer Mann war Soldat, und bekam seine Löhnung prompt und richtig; drum war's seine verdammte Schuldigkeit, sich todtschießen zu lassen. — Die beyden Frauenzimmer, die sich bis jetzt nicht in die Sache gemischt hatten, schauderten bey diesen grausamen Worten, und ermahnten ihn sanft, sich menschlicher gegen mich zu betragen. — Warum das nicht? erwiedert' er spöttisch: Ich will der guten Frau nichts thun, als sie anspfänden lassen. — Das junge Frauenzimmer griff, ohne ihm zu antworten, in den Strickbeutel, und legte zwey harte Thaler — so viel betrug gerade meine Schuld — auf den Tisch. Er raffte sie geschwind weg, als fürch-

tet' er, sie möchten ihm wieder genommen werden. — Gut! sprach er, zu mir gewandt: Ueber diesen Punkt sind wir nun ins Reine. Aber unterstehe Euch hinfort nicht, irgend einem Reisenden, der Euch um einen Gasthof befragt, den schwarzen Ritter, zum Nachtheil meines goldnen Schiffes, anzupreisen: sonst werd' ich Euch, für diese Augendienerey bey dem werthen Herrn Faßmann, zu strafen wissen. — Mit diesen Worten ging er trotzig fort, und konnte sich kaum überwinden, den Hut wieder ein wenig gegen die Damen zu rücken." —

„O, der Gefühllose!" sprach Franz. „Aber was hatten denn die Frauenzimmer mit einander? Es schien unter ihnen, als sie fortgingen, ein Zwiespalt zu herrschen. Die Alte redete viel, und es waren, nach ihren Geberden zu schließen, keine freundlichen Worte." —

„Ach, freylich wird sie gescholten haben!"

antwortete die Witwe: „Sie liebt die Sparsamkeit, und sieht nicht gern Geld verschenken, wenn sie auch selbst nichts dazu beyträgt.“ —

„Die Bezahlung dieser Schuld lag eigentlich mir ob;“ sagte Franz: „denn meinetwegen wurde sie mit solcher Strenge eingefordert.“

Er nöthigte der Armen, gleichsam als Schmerzengeld, einige Thaler auf, und machte ihr Hoffnung, sie künftig noch thätiger zu unterstützen. Er werde sich, sagte er, nach einer kurzen Reise, die er vorhabe, längere Zeit in Fehdingen aufhalten; doch solle sie dieß niemanden entdecken, und überhaupt von ihm mit keinem Menschen, als allenfalls mit ihrer jungen Wohlthäterin, sprechen. —

„Warum denn eben nur mit ihr?“ fragte die Frau, mit einem Anstrich von Lächeln.

Franz ward durch diese Frage etwas verlegen; doch half er sich bald durch die Er-

klärung: es sey gerade nicht sein Wille, daß sie dem Mädchen sagen solle, was sie von ihm gehört habe; er meine nur, es würde bey dieser einzigen Person, die sich so edel zeige, keine Gefahr haben, wenn sie von ungefähr das kleine Geheimniß erführe.

„Schon gut! Wir verstehen uns;" — sagte die Witwe: „Reisen Sie glücklich!"

Er verließ sie jetzt, und trug dem Gastwirth auf, ihr täglich, bis zu seiner Rückkunft aus der Hauptstadt, einige Schüsseln warme Speisen, auf seine Rechnung, zu senden. Faßmann stutzte über diesen Befehl; aber Franz hielt schon einen Deckmantel seiner geheimen Absicht bereit, und erzählte rasch, was die Witwe, wegen ihrer Empfehlung des schwarzen Ritters, gelitten hatte. Nun fand Herr Faßmann die angeordnete Speisung höchst billig, und versprach die pünktlichste Befolgung, da besonders sein eigener Nutzen dadurch befördert ward.

Am folgenden Morgen reiſten Franz und Moritz auf verſchiedenen Wegen von Fehdingen ab.

II.

Herr Jonas Bulling, wie er leibte und lebte.

Um indeſſen, bis ſie zurück kommen, nicht müßig zu ſeyn, wollen wir uns mit Herrn Bulling und ſeiner Familie näher bekannt machen.

Sein Großvater, weiland ein brittiſcher Seemann, hatte einſt mitten auf dem Meere das Unglück, über Bord zu fallen. Schon ſperrte ein ungeheurer Wallfiſch (doch nach andern Nachrichten war es nur ein ganz gewöhnlicher Hay) den Rachen auf, ihn zu ver-

ſchlingen; aber die entſchloſſenen Schiffleute gaben, ſtatt ſeiner, dem Seeriesen ein paar eiſerne Kugeln zu koſten, und retteten ihren werthen Kameraden aus der doppelten Todesgefahr. Er that auf der Stelle das feyerliche Gelübde, ſeinen künftigen erſtgebornen Sohn Jonas zu nennen, um ein Andenken zu ſtiften, daß er einſt nahe daran geweſen war, das Schickſal des bibliſchen Jonas zu haben.

Als der Seefahrer das feſte Land wieder betrat, nahm er ein Weib, und das gebar ihm einen Sohn, den er Jonas nannte.

Dieſen Jonas ſpie der Wallfiſch England aus, und warf ihn nach Deutſchland hinüber.

Er begleitete nähmlich den Sohn eines reichen Londner Schuhmachers, als Bedienter, auf Reiſen, und hielt ſich mit demſelben einige Jahre in Deutſchland auf. Hier gefiel's ſeinem Gebieter, weil man in den meiſten Städten, die er beſuchte, ſo ſchwach

und demüthig war, den ungezogenen Laffen, der das Handwerk seines Vaters gelernt hatte, und an Unwissenheit und Rohheit manchen deutschen Schuhknecht übertraf, als einen edlen Lord zu verehren.

Seinem Diener gefielen die deutschen Mädchen; wenigstens eins. Er verliebte und verlobte sich, machte Hochzeit, und blieb in Deutschland, als der Lord plötzlich nach London zurückgerufen ward, um dem großen Schuh- und Stiefelmagazin seines verstorbenen Vaters vorzustehen.

Aus dieser Ehe entsproß unser Bulling, und sein Vater pflanzte auf ihn, durch Beylegung des Nahmens Jonas, das Gedächtniß der Todesgefahr seines Ahnherrn fort.

Er erblickte das Licht der Welt in einem Dorfe, wo seine Aeltern ein Krämchen für die Bedürfnisse der Landleute angelegt hatten. Sie standen sich so wohl dabey, daß sie ihn, den einzigen Sohn, stattlich ausrü-

ſten konnten, nach Fehdingen zu ziehen, und dort die Handlung zu erlernen Er heirathete, nach einer Reihe von Jahren, die Tochter ſeines Lehrherrn, mit dem der Tod ſeine Rechnung abſchloß, als Jonas eben reif war, ſich ſelbſt zu etabliren. Bey dieſen Umſtänden blieb er in Fehdingen, übernahm die Handlung ſeines Schwiegervaters, und erweiterte ſie im Großen und Kleinen.

Er hatte ſchon acht und zwanzig Jahre einen geſegneten Alleinhandel getrieben, als der verwünſchte Mann, der ihm denſelben ſchmälern wollte, in Fehdingen ankam. Jonas war alſo jetzt ſchon ein Funfziger; aber noch kraftvoll und rüſtig.

Mit Stolz rühmte er ſich oft: in ſeinen Adern flieſſe engliſches Blut; und er war in der That ein ſo gediegener Egoiſt, wie es viele Engländer ſind. Aber von der vormahls ſo berühmten brittiſchen Großmuth, die jetzt auf jener Krämerinſel allmählig aus-

ſtirbt, entdeckte man in ſeinem Charakter keine Spur. Hätte er im September 1807 noch gelebt: er würde ſich nicht geſchämt haben, die grauenvolle, mordbrennerische Zerſtörung der unglücklichen Stadt Kopenhagen (wodurch ſich die engliſche Nation eine ewige Schandſäule in der Geſchichte geſetzt hat) als eine herrliche Großthat zu preiſen. Ja, ich glaube: er, der proſaiſchſte Menſch auf Erden, wäre ſogar noch in ſeinen alten Tagen zum Dichter geworden, und hätte Congreve's fluchwürdiger Erfindung der dort geſchleuderten Brandpfeile ein Loblied geſungen; denn die grauſamſten Gräuelthaten, die jemahls zur Beförderung und Behauptung des brittiſchen Seehandels verübt wurden, fanden an ihm einen warmen Vertheidiger, einen beredten Teufels-Advokaten.

Das Geld war in ſeinen Augen das Edelſte, was ein Sterblicher erringen und beſitzen könne. Er hielt es für das ſicher-

ste Mittel, sich alle andere Menschen unterzuordnen. Verstand, Tugend und Wissenschaft galten ihm dagegen weniger als nichts. Man sah ihn immer höhnisch lächeln, wenn in seiner Gegenwart irgend ein Mann, der nicht reich war, wegen geistiger Vorzüge gerühmt wurde. Er unterbrach oft dergleichen Gespräche mit dem Machtspruche: „Was hilft das alles? Der Mensch ist doch so arm, wie eine Kirchenmaus!“ —

„Der Mensch“ war sein gewöhnlicher Ausdruck der Verachtung, wenn er von unbegüterten Männern sprach; sie mochten übrigens seyn, wer sie wollten, und die größten Verdienste besitzen. Er bezeichnete sogar die ersten Männer im Staate damit, wenn sie bloß von ihren Amtseinkünften lebten, und keine Kapitale und liegenden Gründe besaßen. Dagegen bewies er reichen Bierbrauern oder wohlhabenden Bäckern, die aus [illegible]m Brod große Häuser gebaut hatten,

alle gebührende Achtung, und nannte nie ihre Nahmen, ohne ein volltönendes Herr voran treten zu lassen. Besonders hielt er vornehme Kaufherren für die Sonnen der Welt. Aber diese Sonnen durften auch, wenn er sie recht innig verehren sollte, keinen Flecken von Liberalität an sich haben. „Ein Kaufmann," sprach er oft, „muß Vater und Mutter verlassen, und seiner Kasse anhängen." —

Sein Aeußerliches entsprach dem Innern. Wer jemahls einen recht stammhaften, breitschulterigen Markthelfer oder Bierschröter beobachtete, der hat ein richtiges Bild von ihm. Er war, um auch darin englische Sitten nachzuäffen, ein starker Fleischesser, arbeitete dabey unanständig laut mit dem Munde, und nannte jeden einen Hungerleider, der feiner und mäßiger aß. So trug er auch gewöhnlich einen kurzen, runden Stuz, weil er gehört hatte, daß sich viele

Kaufleute in England und Holland solcher Perücken bedienten. Sein Hut war, wie er aus den Händen des Fabrikanten kam, in ein ungeschicktes Dreyeck zusammengedrückt und geheftet. Er selbst hatte sich mit dieser Arbeit befaßt, um die Kosten einer künstlichern Gestaltung zu sparen, und durch die schonungslose Schere des Hutstaffirers nichts umkommen zu lassen, was doch einmahl bezahlt war. Die braune Leibfarbe der Fleischer war auch die seinige; und er trotzte, mit eiserner Anhänglichkeit an einem uralten Kleiderschnitt, dem kostspieligen Wankelmuth der Mode.

12.

Fehdingens Oberrichterin und Geißel.

Madame Bulling, in Fehdingen geboren und erzogen, hatte beynahe ihr Leben lang der Stadt Weichbild nicht überschritten. In ihren jungfräulichen Jahren schmückte sie bisweilen die Kirchweihfeste nachbarlicher Dörfer durch ihre Gegenwart; doch auch diese kurzen Ausflüge versagte sie sich, sobald sie geheirathet hatte: denn nun hielt sie ihre scharfen Augen, die jeden Holzspan und jedes Brodschnittchen bewachten, für unentbehrlich im Hauswesen. Meisterhaft verstand sie die Kunst, aus Pfennigen Thaler zu schaffen; aber nach andern Vorzügen forschte man vergebens bey ihr. Sie war ein vollständiger Inbegriff aller Abgeschmacktheiten und Untugenden, durch die sich viele

kleinstädtische Frauen jedem gebildeten Menschen widrig machen.

Es giebt strenge Moralisten, die sogar im Kriege gegen den Feind keine Spione dulden wollen, und den Gebrauch derselben für unedel erklären: aber Madame Bulling unterhielt im tiefsten Frieden eine Menge Kundschafter, die sie in bedeutenden Häusern — selbst die Wohnungen ihrer vertrautesten Freunde nicht ausgenommen — herum sandte, um alles haarklein zu erfahren, was darin vorging. Durch diese Aufpasser zählte sie den meisten Menschen in Zehdingen jeden Bissen in den Mund; und sie ereiferte sich heftig, wenn man ihr meldete, daß eine oder die andere Person etwas mehr, als gerade zur Fristung des Lebens nöthig gewesen war, zu sich genommen hatte. Kuchenbacken gestattete sie wohlhabenden Leuten allenfalls an den drey hohen Festen; doch durfte mit Zuthaten, die nicht in ihrem Laden gekauft

waren, keine Verschwendung dabey getrieben werden. Hörte sie aber, daß zu anderer Zeit irgendwo ein Kuchen gegessen worden war: so schlug sie die Hände über dem Kopfe zusammen, und prophezeyte den Untergang dieses Hauses.

Mit gleicher Strenge verfuhr sie gegen die Uebertreter der Prachtgesetze, die sie für das weibliche Geschlecht in Fehdingen, nach Stand und Würden jeder Familie, entworfen hatte, und oft genug im öffentlichen Laden bekannt machte. Wehe der Frau oder Jungfrau, die mit einem neuen Kleidungsstücke über die ihr gezogene Schnur trat! Das ging — wenn besonders die Verbrecherin jung und artig war — nicht mit rechten Dingen zu, und konnte kein gutes Ende nehmen.

Am meisten machten ihr die räthselhaften Menschen auf dem Schlosse zu schaffen. In welche Klasse sollte man sie bringen?

Welchen Aufwand bey Tische und in der Kleidung sollte man ihnen gestatten oder verbiethen? — Der Alte vom Berge war ein Proteus: er schien bald reich, bald arm. Immer in einen unscheinbaren Ueberrock gehüllt, ging er düster, wie mit Nahrungssorgen belastet, umher; und dennoch ließ er oft plötzlich für Abgebrannte oder andere Nothleidende eine Goldquelle springen, die einem Fürsten keine Schande gemacht hätte. Madame Bulling gab sich seit sieben oder acht Jahren alle nur erfinnliche Mühe, wenigstens die Beschaffenheit seiner Tafel zu erfahren; aber es gelang ihr nicht. Seine alte Köchin, die er aus fernen Landen mitgebracht hatte, war eine ungesellige Eule, die durchaus in Fehdingen keine Bekanntschaften anknüpfen wollte. Sie entzog sich, wie taubstumm, den freundlichsten Gesprächen, die man ihr auf dem Markte anboth. Ueberhaupt erschien sie da selten und im La-

den

den nie; daher war es und blieb es eine Streitfrage: ob man sich in der Schloßkü-che, wie in manchem scharfgeregelten Klo-ster, aller Gewürze enthalte, oder sich durch andere Kanäle damit versorge

Diese Geheimnisse ließen sich um so we-niger entschleyern, da die finstre Ritterburg jedem Spion unzugänglich war. Der Alte vom Berge und seine Angehörigen hatten sich auf den Fuß gesetzt, keinen Besuch an-zunehmen. Mußte er, als Bevollmächtigter des Grafen Wartstein, jemand vor sich lassen, so bediente er sich dazu eines ganz öden und leeren Zimmers, wo die hungrigste Neugier keine Nahrung fand. Ueberdieß war er ab-schreckend ernst und wortkarg, und an seiner Seite stand immer ein tischhoher Hetzhund, der mit leuchtenden Augen alle Bewegun-gen des Fremden bewachte. Wer hätte da Muth und Lust gehabt, sich auf's Kundschaf-ten zu legen?

Aber Madame Bulling wußte sich zu helfen: sie füllte durch ihre lebhafte Einbildungskraft die Lücken der Wirklichkeit, und verbreitete von den Burgleuten die sonderbarsten Gerüchte. „Seht nur den Alten vom Berge!“ sagte sie: „Zieht er nicht mit seinem großen Hunde, wie ein Räuberhauptmann, auf? — Und ist er auch das gerade nicht, so steht er wenigstens mit dem bösen Feinde im Bunde. Woher bekäm' er denn sonst alles, was man zum täglichen Leben bedarf? Er kauft ja in unserm Laden für keinen Heller! Aber er hat Lieferanten, vor denen der Himmel jeden Christen bewahre! Ein kleines, graues Männlein, kaum einer Elle hoch, geht bey ihm aus und ein, und schleppt um Mitternacht große, große Säcke den Berg hinauf. Das weiß ich von sicherer Hand. Auch haben mir glaubwürdige Leute erzählt: sie hätten mit ihren eigenen Augen einen fliegenden, feurigen Dra-

chen gesehen, der, schwer beladen, durch die finstre Nacht daher gezogen, und in einen Schorstein des Schlosses hinabgefahren sey. Das ist wahr, das kann ich mit einem theuren Eide beschwören! Und allezeit, wenn der höllische Zahlmeister angekommen ist, theilt der alte Zauberer eine Menge Geld an Bettlergesindel aus. Heh! ist das eine Kunst? Wem das Geld so zufliegt, der kann's leicht wegwerfen, um ein Vater der Armen zu heißen." —

Ueberhaupt konnte Madame Bulling nicht leiden, daß von irgend einem Menschen etwas Gutes gesprochen wurde. Da schlug sie gleich mit einem zerschmetternden Aber, wie mit einem Blitzstrahl, dazwischen, und verwandelte durch bösen Leumund Weiß in Schwarz. Sie selbst stellte sich bisweilen, als lobte sie; doch plötzlich warf sie alles, was sie eben Rühmliches gesagt hatte, durch ein Aber wieder zu Boden,

und nun traf der Pfeil der Verleumdung um so gewisser sein Ziel.

Mit solcher Scheinliebe der Tugend und Gerechtigkeit strebte die Heuchlerin, deren hämische Klatschsucht die Geißel des Städtchens war, und rastlos den Hausfrieden vieler Familien störte, nach dem Ruf einer strengsittlichen, aber gutmüthigen Frau, und es fehlte ihr, wie allen reichen Leuten, nicht an Schmeichlern, welche sie, als das Muster eines edlen Weibes, ins Angesicht lobten.

13.

Die ungleichen Schwestern und Monsieur Polykarp.

Dorothee, Herrn Bullings ältere Tochter, war — und das ist genug von ihr gesagt —

ein sauerer, nicht weit vom mütterlichen Stamme gefallener Apfel, in den Herr Schneller dennoch muthig beißen wollte. Aber die Aeltern versagten ihm diesen Genuß, weil er zwar in Fehdingen den größten Titel, aber einen ziemlich unbedeutenden Gehalt, hatte.

Wilhelmine, die jüngere Tochter, ein wohlgebildetes Mädchen von sechzehen Jahren, glich an Geist und Körper ihrer Familie so wenig, daß oft die Mutter im Zorn sagte: sie sey ein Wechselbalg, den ihr im Wochenbette der böse Feind, statt ihres rechten Kindes, untergeschoben habe. Es war auch an dem, daß sich Wilhelmine ganz und gar nicht in die Sitten des Hauses fügte. Wenn ihre Mutter vor der dampfenden Kaffeekanne auf dem Richterstuhle saß und von redseligen Gevatterinnen, wie von Schöppen, umringt, über das ganze Städtchen den Stab brach: da redete die verstockte Dirne kein Wort,

und that sie ja den Mund auf, so geschah es bloß, um eine verurtheilte Person zu vertheidigen. Die Defensionsgebühren, die sie dafür erhielt, bestanden nicht selten in Ohrfeigen; doch das schreckte sie nicht ab, sich bey der nächsten Gerichtssitzung wieder eben so zu betragen.

Sie war ferner, zum höchsten Aerger ihrer Verwandten, die Schutzpatronin des von jenen unaufhörlich gepeinigten und verfolgten Hausgesindes, und vertuschte manche Verwahrlosung zerbrechlicher Küchengeschirre, oder andere kleine Fehler, die, ohne ihre Einmischung, der theuren Mutter eine herrliche Gelegenheit verschafft hätten, den Reichthum ihrer kernhaften Schimpfwörter von der Nachbarschaft bewundern zu lassen, sich mit Besen und Ofengabeln auf dem Rücken der Sünderin eine gesunde Bewegung zu machen, und ihr am Ende des Vierteljahres den schweren Liedlohn von baaren drey Tha-

lern, als Schadenersatz, abzusprechen oder zu kürzen.

Sollte Wilhelmine Hühner abkehlen oder Tauben würgen, so verkroch sie sich in irgend einen Winkel, wo sie niemand finden konnte, oder sie floh wohl gar so lange aus dem Hause, bis die Schlachtopfer, unter den rüstigen Händen ihrer Mutter und Schwester, ausgeblutet hatten. Man wollte der empfindsamen Närrin — wie sie bey solchen Gelegenheiten genannt wurde — dadurch Mordlust einflößen, daß man ihr von dem Geflügel, das sie nicht hatte tödten wollen, nichts zu genießen gab; aber sie ertrug diese Strafe ohne Murren, und war bey Salz und Brod sehr mit sich zufrieden, daß sie keine so rohe Seele war, als ihre Schwester, die sich über die Todeskrämpfe eines sterbenden Thieres außer Athem lachte.

So war Wilhelmine fast in allen Stücken mit ihren rauhen und handfesten Ver-

wandten uneins, und wich ihnen gern aus, weil sie oft hart behandelt wurde, und man ihr jedes zarte Gefühl und jede feine Empfindung, wovon jene ungebildeten Menschen keinen Begriff hatten, als Thorheit und Einfalt anrechnete. Sie duldete den Druck, unter dem sie lebte, mit stiller Geduld, wenn man ihr nur erlaubte, sich mit der Wartung ihrer Blumen zu beschäftigen, und mitunter ein halbes Stündchen zu lesen oder das Klavier zu spielen. Aber auch diese schuldlosen Freuden wurden ihr, wenn böse Launen in der Familie herrschten, theils durch abgeschmackten Spott verkümmert, theils ganz verbothen. „Blumen," sagte der Vater, „haben keinen soliden Werth; — über Büchern liegen nur Müßiggänger; — und die Musik ist weiter nichts, als ein dummer, verworrener Lärm." — Hieraus läßt sich schließen, daß er für Wilhelminens Unterricht in dieser tumultuarischen und brodlosen Kunst

keinen Heller ausgegeben hatte. Er bezahlte für seine Kinder bloß einen Schreib- und Rechenmeister, und dieser, ein alter, wackerer Schulmann, lehrte Wilhelminen unentgeldlich von der Tonkunst so viel, als er selbst davon wußte. —

Die Reihe dieser Familiengemälde mag Monsieur Polykarp schließen. Er war gleichsam ein Pertinenzstück des Hauses.

Seit funfzig Jahren stand er im Laden zu Fehdingen mit der Wage in der Hand, und er führte sie gewissenhafter, als Themis die ihrige. Er verschenkte mit Willen nicht so viel, als ein Sandkorn beträgt; doch ließ er auch am Gewichte der Waaren kein Gran fehlen, und verfuhr ganz ohne Ansehen der Person: das schönste junge Mädchen kaufte bey ihm nicht vortheilhafter, als die zahnlose Alte, die an der Krücke gehinkt kam. Bey dem allen benahm sich der schlaue Hagestolz gegen die Schönen von Fehdingen so galant,

daß ſie wirklich glaubten, er thue für ſie ein Uebriges. Er betheuerte der Einen, ihre Schönheit ſey von Prima-Sorte; mit einer Andern ſprach er vom ſteigenden und fallenden Wechſelkurs zärtlicher Geſinnungen; mit einer Dritten von der Bilanz der Herzen, und ſo weiter.

Eine ganz andere Sprache führte ſein Herr gegen ihn. „Monſieur Polykarp, Er iſt ein Eſel!“ war ein gewöhnliches Kompliment, das ohne beſondere Veranlaſſung gemacht, und ohne merkliche Gemüthsbewegung aufgenommen wurde. Polykarp war in ſolchen Fällen etwas hündiſcher Natur: er ließ ſich ohne Grund mißhandeln, blieb dennoch treu und ergeben, und das erſte halbfreundliche Wort, das er wieder empfing, that ihm ſo wohl, daß er auf der Stelle für ſeinen Herrn durch ein Feuer gelaufen wäre.

14.

Der Straßenräuber.

Der Leſer wird ſich erinnern, daß unſer Polykarpus dem Gaſtwirth und ſeinen Begleitern nachſpürte, als ſie zum Direktor gingen. Er verfolgte ſie bis an deſſen Haus, lief dann ſo ſchnell zurück, als ſeine alten Beine vermochten, und meldete athemlos dem ungeduldig harrenden Prinzipal, was er geſehen hatte.

Jenem war nie wohl zu Muthe, wenn ſich Faßmann, der erklärte Gegner ſeiner merkantiliſchen Alleinherrſchaft, vom Stuhle bewegte. Dieſes Phänomen ſchien jetzt um ſo bedenklicher, da er ſich, in der Mitte zweyer Fremden, zur erſten Magiſtratsperſon — mit welcher man, leider! auch über den Fuß geſpant war — begeben hatte. Dabey konnte Jonas nicht ruhig ſeyn. Er

berührte Mittags keinen Biſſen, ungeachtet man ihm ein Leibgericht auftrug. Auch der arme Polykarp, dem das Eſſen vielleicht geſchmeckt hätte, mußte faſten, weil ihm ſcharf anbefohlen war, mit ſeinem Jonathan, dem Schreiber Kielhaſe, zu ſprechen, Faßmanns Anbringen auszukundſchaften, und ſich nicht eher, als bis er vollkommen davon unterrichtet ſey, wieder ſehen zu laſſen. Darum ſtrich er, von Schnellern bemerkt, ſo oft bey dem Hauſe vorbey. Er hoffte von einer Minute zur andern, ſein Freund würde heraus kommen; aber das geſchah nicht: denn der Direktor hielt ihn am Schreibtiſche feſt, und beſchäftigte ihn mit der erdichteten Raubgeſchichte.

Als auf dieſe Art der ehrliche Kielhaſe, ohne daß er's wußte, ſeine Trugrolle einſtudirt hatte, fand ſein Herr nicht länger nöthig, ihn zu bewachen. Er ging in den Gaſthof. Hinter ſeinem Rücken ſchlüpfte der

hungrige Laurer ins Haus, nahm das für ihn ersonnene Mährchen in Empfang, und flog damit zu seinem Prinzipal, dessen gepreßtes Herz nun wieder Luft schöpfte.

Indessen war die Soldatenwitwe von einer boßhaften Nachbarin, die sich dadurch einige Waaren auf Kredit verschaffen wollte, bey ihm angeschwärzt worden, und er eilte zu ihr, um sie zu bestrafen.

Dieß war der Faden der Begebenheiten, die Franz bis jetzt in Fehdingen veranlaßte.

Ungefähr acht Tage nach seiner Abreise trat ein Fremder in Bullings Laden, und forderte Tabak. Polykarp, der eben allein war, erschrak über diesen Menschen: denn es war offenbar einer der Räuber, die auf dem Papiere des Stadtdirektors die Straßen unsicher machten. Die Habichtsnase, der wilde Backenbart, der große Sturmhut, der Hirschfänger — kurz, alles entsprach dem Protokolle, das Polykarp bey dem Schreiber gele-

sen hatte, und, wie sein Einmahleins, auswendig wußte. In der größten Verlegenheit, wie er den Böſewicht feſt machen ſollte, kramte er, um Zeit zu gewinnen, und vielleicht ſeinen Herrn oder den Hausknecht herbey zu zögern, im Laden herum; aber der Mann mit der Habichtsnaſe drang auf ſchnelle Abfertigung. Polykarp wägte keinen längern Aufſchub, um den ungeduldigen Galgenvogel nicht aus dem Garne zu laſſen. Er kam mit einer großen Büchſe geſchlichen, hielt ſie zwiſchen beyden zitternden Händen, und fragte mit ſchwankender Stimme: „Mein Herr, wer ſind Sie?“ —

„Ich bezahle nicht mit meinem Nahmen, ſondern mit baarem Gelde;“ antwortete der Fremdling.

Polykarp ſtellte ſeine Büchſe ſchnell auf den Tiſch, fuhr wie ein Stoßvogel auf den Verdächtigen los, ergriff und hielt ihn am

Kragen, und schrie mörderlich: „Hülfe: Hülfe!“ —

„Der Mensch ist toll!“ sagte der Fremde, und rang mit dem Häscher. Doch dieser ließ nicht ab; und so schleppte ihn der stärkere Mann, wie ein wildes Schwein den verfangenen Jagdhund, auf die Straße hinaus. Es liefen Leute zu. „Haltet den Räuber!“ schrie Polykarp. Der Unbekannte ward übermannt, und ins Gefängniß geführt.

15.

Ein Hausmittel für Obrigkeiten, sich von überlästigen Menschen zu befreyen.

Zum Unglück war der Stadtdirektor verreist, und man erwartete ihn erst in eini-

gen Tagen zurück. Der indessen am Ruder sitzende Bürgermeister, ein ehrlicher Handwerksmann, war über den wichtigen Vorfall, der sich unter seiner Regierung begab, in größerer Angst, als der Gefangene. Dieser hatte sich bey ihm, als Marionettenspieler, gemeldet, und um die Erlaubniß, sein Theater in Fehdingen aufzuschlagen, angesucht. „Seht die Schlange unter Blumen!“ sagte der Consul, als ihm Schnellers Protokoll von dessen Schreiber vorgelegt wurde. Er befahl, den Arrestanten mit schweren Hand- und Fußschellen zu fesseln, und meldete dem Stadtdirektor durch einen Eilboten, was sich in der guten Stadt Fehdingen zugetragen hatte.

Herr Schneller kam, und sah sich mit Verdruß in eine unangenehme Lage verwickelt. Er konnte nicht laut bekennen, daß er eine falsche Registratur geschmiedet hatte; und sonst gab es keinen Ausweg, den schuldlosen

losen Gefangenen frey und ledig zu lassen. Man mußte sogar das Possenspiel fortsetzen, und ihn auf dem Rathhause verhören.

Unerschrocken erschien er vor den Gerichtsschranken, und beschwerte sich mit heftigen Ausdrücken über seine Verhaftung. Er fand es lächerlich, daß man ihn für einen Straßenräuber hielt; er erboth sich, zu beweisen, daß er an dem Tage, da er in der Gegend von Fehdingen ein Paar Reisende angefallen haben sollte, zwanzig Meilen entfernt gewesen sey; er drohte, den Magistrat zu verklagen, um eine öffentliche Wiederherstellung seiner Ehre und Schadenersatz zu erhalten: kurz, er geberdete sich so wild, daß dem Direktor und seinen gesammten Kollegen ganz schwül dabey wurde.

„Wir sind in einer fatalen Klemme, meine Herren!" sagte Schneller, als der Arrestant ins Gefängniß zurück geführt war. „Haben wir einen Mißgriff gethan, und ei-

nen Unschuldigen in Ketten und Banden gelegt, so wirft er uns — so wahr ich ein ehrlicher Mann bin! — einen Prozeß an den Hals. Ist er aber wirklich ein Räuber: desto schlimmer für uns! Dann müssen wir ihn ein paar Jahre im Gefängnisse füttern, und zuletzt mit großen Kosten köpfen oder rädern lassen. Das wird unserer Kämmerey, deren schwacher Zustand Ihnen allerseits bekannt ist, einen unerschwinglichen Aufwand verursachen." —

„Was ist aber zu thun?" fragten die Senatoren.

„Es giebt ein Mittel," sagte Schneller, „ein probates Mittel, den Kerl los zu werden. — Mich wundert, daß es Ihnen nicht schon einfiel, meine Herren!"

Die Rathsverwandten sahen einander an, und schüttelten die Köpfe.

„Ein Mittel," — setzte der Direktor erläuternd hinzu — „das vielleicht von

mehrern Gerichtsobrigkeiten, die ſich, wie wir, vor langen und koſtſpieligen Unterſuchungen ſcheuen, angewandt wird.“ —

Die Wohlweiſen ſannen und ſannen, und erriethen es nicht.

„Leſen Sie denn keine Zeitungen?“ fuhr Schneller, faſt unwillig, auf: „Finden Sie nicht beynahe in allen Blättern, daß gefangene Verbrecher entwiſcht ſind, und daß man ihnen pro forma Steckbriefe nachſchickt?“ —

„Pro forma?“ fragten die Unlateiner.

„Das iſt verdolmetſchet: zum Schein, des guten Anſtands wegen;“ antwortete Schneller: „denn man wünſcht die Vögel, die man mit Willen ausfliegen ließ, nicht ernſtlich wieder zurück.“ —

Die Herren des Raths fanden dieſe Methode, zum Nutzen und Frommen ihres leeren Schatzkämmerleins, vortrefflich, und der Direktor befahl ſofort dem herbey geru-

senen Kerkermeister, den Gefangenen zu entfesseln, ihn auch allenfalls im Stockhause frank und frey herum gehen zu lassen. „Der Mann scheint unschuldig;“ setzte er hinzu: „er wird den Ausgang der Untersuchung ruhig abwarten.“ —

„Hochedler Herr Stadtdirektor,“ sagte der Stockmeister, „das ist, mit Dero Wohlnehmen, eine gefährliche Sache! Entspringt der Mensch über kurz oder lang, wer hat's auszubaden, als ich?“

„Thut, was wir befehlen,“ sprach der Hochedle, „so habt Ihr nichts zu verantworten!“ —

Der Stockmeister verstand den Wink, und gab seinem Hausgenossen die schönsten Gelegenheiten, den Abschied hinter der Thüre zu nehmen; aber der Trotzkopf ging nicht von dannen, und der Stadtdirektor ärgerte sich vierzehen Tage lang jeden Morgen, daß

er von der immer erwarteten Flucht keine Meldung erhielt.

16.

Geldtrotz.

Indessen kam aus der Hauptstadt ein Brief, der ihn erfreute. Franz schrieb ihm: er werde nach Verlauf weniger Tage in Fehdingen wieder eintreffen. Das war es, was der Direktor wünschte. Er entwarf nun rasch den Plan, den Gefangenen von ihm vor Gericht für unschuldig erklären zu lassen, und dann in Freyheit zu setzen.

Mit derselben Post ersuchte Franz den Gastwirth, das ihm vermiethete Haus so geschwind als möglich zu einem Kaufladen einzurichten. Faßmann vollzog diesen Auftrag

mit Freuden. Aber kaum hatten Maurer und Zimmerleute Hand angelegt, als Jones schon Wind davon bekam. Bestürzt ließ er alles stehen und liegen, um den bedenklichen Bau in Augenschein zu nehmen.

Die Maurer waren, unter Faßmanns persönlicher Aufsicht, eben beschäftiget, ein Fenster des Erdgeschosses zu einer Thür zu erweitern. Jonas sah ihnen von fern mit Erstaunen zu, und brannte vor Begierde, sie um die Absicht dieser Arbeit zu befragen; nur der dicke Bauinspektor, der seinen bequemen Ruhesessel ganz vergessen zu haben schien, war ihm im Wege. Doch am Ende trieb ihn die Neugier aus seinem Hinterhalte hervor. Er ging beherzt auf den Gastwirth zu, grüßte ihn ungemein höflich, und erkundigte sich mit hämischer Freundlichkeit, was er hier vorhabe.

„Sehen Sie denn nicht, daß es eine Thür wird?" antwortete Faßmann. „Ich

bin gesonnen, einen Laden anzulegen, und mit Menschenliebe und Verträglichkeit zu handeln, weil diese Artikel, so viel ich weiß, in Ihrem Gewölbe nicht zu finden sind." —

„Spaßvogel!" rief Jonas: „Mir sind Biederkeit und Großmuth angeboren; denn ich stamme aus altenglischem Samen" —

„Alter Samen artet leicht aus;" erwiederte Faßmann.

„Daß Ihr doch so gern scherzt und neckt!" sprach Jonas. „Kann man denn nicht im Ernst erfahren, was Ihr da baut?"

„Nun, ich will Euch reinen Wein einschenken;" sagte der Gastwirth: „Ich lege mich, wie Ihr, auf Spekulationen Dieses Haus trug mir bisher wenig Zinsen; drum richte ich es für einen Kaufmann ein: denn ich hoffe, der Himmel wird mein und meiner sämmtlichen Nachbarn Gebet erhören, und bald einen Mann hierher senden, der

uns die Waaren, die wir täglich brauchen, näher und billiger liefert als Ihr!" —

„Das ist mir zum Lachen!" schrie Jonas, und stieß mit seinem Stocke heftig in den Erdboden. „Ich — ich — ich habe durch Privilegien und Verjährung einzig und allein das Recht, in Fehdingen Handel zu treiben. Wehe dem, der's wagt, sich mir entgegen zu stellen! Ich schlag' ihn mit meinen Geldsäcken zu Boden; darauf verlaßt Euch!" —

Mit einem satanischen Hohngelächter strobte er, ohne Abschied, fort. Ein paar friedfertige Hunde, die ihm begegneten, bekamen grimmige Hiebe, und ein Gleiches wäre einem Bettelknaben widerfahren, wenn er sich nicht dem gegen ihn aufgehobenen Stocke durch die eiligste Flucht entzogen hätte.

Wutschnaubend kam Jonas nach Hause, und rief seinen alten Getreuen in die

Schreibſtube. „Monſieur Polykarp,“ ſprach er, „es thürmt ſich über unſern Häuptern ein Ungewitter: der Gaſtwirth baut einen Kaufladen! — Auf Spekulation, ſagt der Narr; aber er hat ſicher ſchon einen Wagehals auf der Seite, der ſich, mir zum Verderben, dort einniſten ſoll. — Gott ſey Dank, ich habe Geld! — Damit trotz' ich dem Teufel in der Hölle! Ich bin gegen Jeden, der in mein Recht eingreifen will, zum Kampfe gerüſtet, und wehre mich bis zum letzten Athemzuge. Steh' Er mir treulich bey, Monſieur Polykarp! Geh' Er vor allen Dingen zum Schreiber des Direktors, forſch' Er nach, ob etwas gegen uns im Werk iſt, und werf' Er allenfalls ein halbes Pfund des etwas muffig gewordenen Schnupftabaks Seinem Freunde an den Hals; denn die Zunge dieſes Menſchen hängt mit ſeiner Naſe genau zuſammen.“ —

Polykarp geſtand das lächelnd ein; aber

er hatte seinen Freund Kielhase zu lieb, als daß er ihn mit einer anbrüchigen und halbverdorbenen Waare hätte beschenken sollen. Er wählte im Gegentheil die beste Sorte; doch die Spende war verloren weil die Zunge, die er damit lösen wollte, nichts zu verrathen hatte. Der dankbare Empfänger durchwühlte vergebens alle Papiere seines abwesenden Herrn, um dem Geheimniß auf die Spur zu kommen. Glücklicher Weise hatte der Direktor Franzens Brief verbrannt, und so fand sich kein schriftliches Wort, das auf die Sache Bezug hatte. Wohlgemuth erstattete Polykarp seinem Prinzipal darüber Bericht: aber Herr Jonas schöpfte wenig Trost daraus, da er von Stunde zu Stunde Nachricht erhielt, daß der Ladenbau jenseit des Stromes rasch fortrückte.

17.

Ein lateiniſches Sprüchlein, das allen Vorwitzlingen zur Beherzigung empfohlen wird.

Nach zwey oder drey Tagen kehrte Franz, unter dem Schutz eines dunklen Abends, unbemerkt zum ſchwarzen Ritter zurück. Einige Stunden ſpäter traf auch Moritz wieder ein. Er kam in Geſellſchaft eines jungen Handlungsdieners, Nahmens Windmantel, den er für Franzen geworben hatte. Ihnen folgte ein Wagen, mit Kaffee, Zukker und Gewürzen beladen; und das alles geſchah ohne Aufſehen und Geräuſch, weil Fehdingen ein offner, accisfreyer Ort war.

Am folgenden Morgen überreichte Franz dem Direktor den ausgewirkten landesfürſtlichen Befehl, ihm den Handel in gleicher Art und Weiſe, wie ihn Bulling betrieb,

zu gestatten. „Sehn Sie, mein Herr!“ triumphirte Schneller: „Bin ich wohl ein Mann, der auf den Kopf gefallen ist? Was ich angreife, gelingt!“ —

Doch in derselben Minute mußte er bekennen, daß die von ihm erdichtete und mit der Amtsfeder aufgezeichnete Räubergeschichte einen schlimmen Ausgang gewonnen hatte. Franz, vom Gastwirth schon davon unterrichtet, gestand freymüthig, daß er vom Anfang an mit dieser Dichtung nicht zufrieden gewesen sey; und dabey hielt er der edlen Wahrheit eine kräftige Lobrede.

„Sie haben Recht! So wahr ich ein ehrlicher Mann bin, Sie haben Recht!“ fiel Schneller ein: „Aber geschehn, ist geschehn! Es giebt nun keinen andern Rath, als daß ich Ihnen und Ihrem Freunde den Puppenspieler auf dem Rathhause vorstelle, und daß Sie sagen: wir kennen den Menschen

nicht; er hat uns auf der Straße nicht angefallen.“ —

Diesen gerichtlichen Auftritt konnte Franz, so unangenehm er ihm auch war, nicht von sich ablehnen. Er versprach, mit seinem Freunde, ohne weitere Vorladung, zu rechter Gerichtszeit auf dem Rathhause zu erscheinen, und äußerte den Wunsch, daß sogleich hinterher sein Handels-Privilegium dem Magistrat bekannt gemacht werde; denn sein Gewölbe sey zur augenblicklichen Oeffnung bereit.

„Sie sind ein rascher Mann!“ rief Schneller: „Doch einen solchen Gegner muß Jonas Bulling auch haben. Eine Schlafmütze richtet nichts wider ihn aus.“ — Er gab hierauf Franzen sein Wort, das Handelsgeschäft sofort, nach abgemachter Kriminalsache, vorzunehmen.

Die Freunde erschienen vor dem Senat; der Puppenspieler ward vorgeführt; sie spra-

chen ihn frey von der angeschuldigten That; doch es beruhigte ihn nicht. Er bestand darauf: Monsieur Polykarp — im Fall er nicht entschieden wahnsinnig sey — müsse ihm Abbitte und Ehrenerklärung leisten, und für die erlittene Gefangenschaft entschädigen.

„Nicht mehr als billig!" sagte der Direktor, dem die Gelegenheit, dem Bullingschen Allmacher *) einen Streich zu versetzen, willkommen war.

Einige Rathsglieder vertheidigten, aus Respekt gegen den hochachtbaren Herrn Jonas, seinen treuen Diener; doch Schneller warf ihnen mit verblümten Worten ihre Unwissenheit in Rechtshändeln vor, und wies sie zur Ruhe. „Polykarp," fuhr er fort, „ist schon deßhalb strafbar, daß er in eine noch nicht öffentlich bekannte Gerichtssache seine Nase steckte. Hätte der neugierige

*) So übersetzt Herr Campe das Wort Factotum.

Stänker nicht meine Akten durchgeſchnüffelt, ſo wär' er nicht in die Verſuchung gerathen, dieſen braven Mann ſo hart zu beleidigen."

Monſieur Polykarp ward ſogleich vorgeladen, und trat mit einer ſehr heitern Miene in die Gerichtsſtube. Er hielt es für kein geringes Verdienſt, einen gefährlichen Wegelagerer in die Hände der Obrigkeit geliefert zu haben, und erwartete dafür Dank und Lobſprüche von ihr. Bey Erblickung der beyden Jünglinge, die man mit Strühlen beehrt hatte, ſtutzte er ein wenig; doch dieſer kleine Schrecken wich ſchnell der Vermuthung, ſie wären bloß wegen des Straßenräubers nach Fehdingen zurück gekommen, und er hoffte nun ſogar, eine Belohnung von ihnen zu empfangen.

Dieſe herrlichen Luftſchlöſſer warf der Direktor plötzlich, wie ein Kartenhaus, über den Haufen. „Monſieur," begann er mit

einem finstern Amtsgesichte, „Er hat sich vor einiger Zeit unterstanden, in meinem Hause eine Registratur zu lesen, die für Ihn nicht geschrieben war; und diese Unbefugniß hat Ihn verleitet, einen ehrlichen Mann als einen Räuber zu behandeln. Wie konnt' Er sich in Seinen alten Tagen so albern benehmen? — Jene Registratur war ein angelegtes Ey, um das Er sich gar nicht hätte bekümmern sollen; denn ein altes Sprüchlein sagt:

Judicium de ovis,
Quae non cacata, est bovis.

Kurz, Er ist straffällig, und es wird Ihm hiermit auferlegt, diesem unschuldigen Manne Abbitte und Ehrenerklärung zu leisten, sich mit ihm über eine billige Schadloshaltung zu vergleichen, und die Gerichtskosten zu bezahlen." —

Todtenbleich und mit offenem Munde starrte der Verurtheilte den Direktor an.

Etl-

Seine Geſtalt verkürzte ſich; er ſank immer tiefer in die zitternden, vorwärts gebogenen Knie, als ob er vor dem ſtrengen Richter einen Fußfall thun wollte.

Dieſes Jammerbild erbarmte den Marionettenſpieler. „Faſſen Sie ſich, mein Freund!“ ſprach er mit ſanfter Stimme: „Ich erlaſſe Ihnen die Abbitte, und allenfalls auch die Schadloshaltung, wenn vielleicht Ihre Vermögensumſtände dadurch einen zu ſtarken Stoß leiden ſollten.“ —

„Machen Sie ſich darüber kein Bedenken!“ ſagte Schneller: „Er ſteht im Lohn und Brod eines reichen Herrn, der ihn im Nothfalle vertreten mag.“

Aber das arme alte Männchen warf auf den Puppenſpieler einen ſo flehenden Thränenblick, daß er ſich nicht überwinden konnte, der Aufhetzung Gehör zu geben. „Ich verzeih' Ihnen,“ ſprach er mit dargebothe-

ner Hand, „und verzichte auf jeden Anspruch.“ —

„Gottes Lohn!“ stammelte Polykarp, und trocknete seine Augen.

Herr Schneller berechnete indessen die aufgelaufenen Gerichtskosten, und übersprang unbedenklich die Schranken der Sporteltaxe, um dem ächzenden Ladendiener die paar Thaler noch abzujagen, die des Beleidigten Großmuth ihm geschenkt hatte. Er erhielt einen lateinischen Zettel voll Zahlen, die in eine fürchterliche Summe zusammenflossen, und er ward bedeutet, sie binnen vier und zwanzig Stunden zu bezahlen, oder der schleunigsten Anwendung rechtlicher Zwangsmittel gewärtig zu seyn.

Polykarp und der Puppenspieler traten friedlich mit einander ab. Franz lud den Letztern, dessen edles Betragen ihm gefallen hatte, zum Mittagessen in den Gasthof

ein, um seine nähere Bekanntschaft zu machen.

Wie der Direktor übrigens sein gesetzwidriges Verfahren bey der Landesregierung dargestellt und beschöniget haben wird: darüber mögen sich Juristen den Kopf zerbrechen. Unsere Sorge ist es nicht.

18.

Das schwarze Meer und das Wettrennen.

Als unsere Freunde sich nun mit dem Magistrat allein befanden, öffnete der Direktor seine große, verschlossene Brieftasche, die er sich, so oft er auf's Rathhaus ging, feyerlich nachtragen ließ, wenn sie auch bisweilen ganz leer war, oder nichts als ein

Zeitungsblatt enthielt. Jetzt langte er den ihm von Franzen überbrachten fürstlichen Befehl daraus hervor, las ihn mit lauter Stimme ab, und setzte dadurch die überraschten Zuhörer so in Staunen und Schrecken, als meldete plötzlich eine Lärmtrommel, die Stadt stehe in Feuer. Sämmtlichen Rathsfreunden wuchsen die Gesichter in die Länge. Einige schoben geschwind die Perücken hinter die Ohren zurück, weil sie die wunderbare Verkündigung falsch zu verstehen glaubten. Andere ließen Tabaksdosen und Brillen aus den erstarrten Händen fallen. Der Stadtschreiber, der eben ein Blatt mit Sande bestreuen wollte, ergriff in der Betäubung das nachbarliche Tintenfaß, und goß über den Rathstisch ein schwarzes Meer, dessen stärksten Wellenstrom der regierende Bürgermeister auf sich zuellen sah. Er wollte sich und die bunte Blumenflur seiner damastenen Weste retten, that aber in Angst

und Eile der Sache zu viel, stürzte rücklings mit dem Stuhle zu Boden, und erschütterte mit seinen empor schnellenden Beinen so heftig die Gerichtstafel, daß mehrere darauf stehende Tintenfässer ihre Ströme mit der großen See vereinigten. Es entstand eine allgemeine Flucht vor der einbrechenden Sündfluth, und der Direktor mußte im Vorlesen eine Pause machen, bis die dringendste Gefahr abgewendet, und die Ordnung wieder hergestellt war.

Als er nun endlich des höchsten Befehls kategorischen Schluß: „Worauf sich zu achten!" — ausgesprochen hatte, glotzten und glupten die Rathmänner den jungen Kaufmann finster an, und es erhob sich nach dem Direktor hin ein unwilliges Gemurmel: „Was wird Herr Bulling dazu sagen? — Er wird es durchaus nicht geschehn lassen!" —

„Herr Bulling," versetzte der Direktor

„hat zwar nicht Urſache, ſich dieſes Ereig-niſſes zu freuen; doch kann es dem verſtän-digen Manne wohl nicht in den Sinn kommen, ſich gegen den Willen des Landes-herrn aufzulehnen.“ —

„Wer ſpricht vom Auflehnen?“ fiel ein Senator hitzig ein: „Vorſtellung, unterthä-nigſte Vorſtellung wird Herr Bulling dage-gen thun; und dazu muß man ihm Zeit laſſen. Herr Franz darf indeſſen keinen Schwefelfaden verkaufen.“ —

„So?“ — erwiederte Schneller mit Hohnlächeln: „Das wollen Sie ihm ver-bieten? Sie wollen das höchſte Privilegi-um brevi manu kaſſiren?“ —

Senator Naſeweis ward feuerroth, und biß ſich vor Zorn in die Lippen.

„Das gnädigſte Reſcript“ — fuhr der Direktor in einem gelaſſenen Lehrtone fort — „ſtattet dem Herrn Franz von dieſem Au-genblick an die vollkommenſte Handelsfrey-

heit, unter den beyden Bedingungen: daß er, erſtens, den baaren Beſitz einer Summe von dreytauſend Thalern erweiſe, und, zweytens, ſeinen Kaufladen jenſeit des Stromes anlege. — Nun iſt er zu jeder Stunde bereit, Ihnen ein Tauſend mehr, als nöthig wäre, vorzuzeigen, und zu ſeinem Laden hat er das Faßmannſche Haus, in der Nachbarſchaft des ſchwarzen Ritters, gemiethet: alſo ſind die ihm auferlegten Bedingungen erfüllt. Er kann daher, ohne Hinderniß und Anfechtung, ſein Gewölbe von Stund' an eröffnen, und er wird es thun, da er ſchon mit den nöthigſten Waaren verſehen iſt" —

„Was der Teufel! Die Waaren ſchon da? — O Jemine! das muß Herr Bulling augenblicklich erfahren!" —

Mit dieſen Ausrufungen griffen die Rathsherren haſtig nach ihren Hüten und Stöcken, und ſtürzten, wie Ameiſen durch einander wimmelnd, aus dem Zimmer.

„Lassen Sie die Pinsel laufen!“ sprach der Direktor zu unsern Freunden: „Es sind Schwachköpfe, die bloß darum, weil Bulling reich ist, nach seiner Pfeife tanzen. Doch er und seine Speichellecker sollen Ihnen, mein werther Herr Franz, kein Härchen krümmen: dafür steh' ich, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin! — Wenn Sie's erlauben, werde ich mir diesen Nachmittag das Vergnügen machen, Ihre schöne Einrichtung in Augenschein zu nehmen.“ —

Franz antwortete, wie sich's gebührt, und so trennten sie sich.

Indessen gab es auf der Straße ein lustiges Schauspiel, die alten, steifbeinigen Rathsherren mit einander wettrennen zu sehen. Jeder wollte das Verdienst haben, dem hohen Patron zuerst die wichtige Nachricht zu bringen, und seinen gehorsamsten Diensteifer dadurch an den Tag zu legen. Da sie aber insgesammt nicht schnellfüßig

waren, und die Hintermänner ihre Vordermänner fest am Rocke hielten, um sich nicht von ihnen den Rang ablaufen zu lassen: so kamen sie alle zugleich bey Bullings Hause an, stürmten hinein, und drangen, ohne sich mit Klopfen an die Thür aufzuhalten, in seine Wohnstube, wo er sich eben zu Tisch gesetzt hatte, um sein Lieblingsgericht, einen köstlichen Pudding, zu verzehren.

„Gott bewahre mich in Gnaden!“ fuhr er auf: „Haben wir denn schon die Hundstage, daß Ihr allesammt närrisch geworden seyd? Oder habt Ihr kein Brod zu Hause? — Hier ist für Euch nicht angerichtet!“ —

Die Wettläufer waren so entathmet, daß sie nicht sogleich antworten konnten. Sie ächzten nur, mit kläglichen Geberden, unverständliche Töne hervor. Jonas, der nach seinem Pudding lüstern war, sprang zornig vom Stuhle, um das ganze Raths-

kollegium zur Thür hinaus zu schieben. Doch ehe er sich noch an seiner Obrigkeit vergriff, gewann einer der Herren die verlaufene Sprache wieder. „Liebster Herr Bulling!“ begann er keuchend: „Wir begehren nichts von Ihrer Mahlzeit, die Ihnen der Himmel segnen mag; aber ein heilloser Fremdling versucht es, Ihnen vom Brode zu helfen.“ — Und nun erzählten alle zugleich, was auf dem Rathhause vorgegangen war.

Mit großen, stieren Eulenaugen, zitternden Lippen und geballten Fäusten stand Jonas, und hörte schweigend zu. Aber um so mehr tobte seine Frau. Sie riß sich vor Wuth die Haube vom Kopfe, warf sie dem regierenden Bürgermeister ins Gesicht, fluchte und betete durch einander, und stieß rechts und links Tische und Stühle über den Haufen, um ungehindert die Stube durchrasen zu können. Wilhelmine flüchtete still in einen Winkel. Dorothee hingegen stellte sich

beynahe eben so ungeberdig, als die Mama; doch verdiente das hoffnungsvolle Töchterlein mit dieser Nachahmung schlechten Dank. „Halt's Maul, einfältiges Ding!" schrie die Mutter, und schlug nach ihr: „Du bist an dem Unglücke Schuld! Dein lumpiger Freyer, der Direktor, rächt sich jetzt für den Korb, den wir ihm, aus Sorge für Dein Wohl, aufpackten." —

„Gott verdamm' ihn und den Faßmann!" rief Jonas: „Sie haben den Handel gemeinschaftlich angesponnen; aber sie sollen die Freude nicht haben, daß ich mich darüber erbose. Ich erkenne den Quidam, den sie gegen mich ins Feld stellen, gar nicht für einen Kaufmann an, und werde ihn — soll's auch mein halbes Vermögen kosten — ganz gemächlich wieder aus der Stadt hinaus manövriren." —

„Eine schöne Bande zusammen!" fiel

Madame Bulling ein: „Der Straßenräuber — der Kaufmann —“

„Nenn' ihn nicht so!“ fuhr sie Jonas an: „Ich habe schon erklärt, daß ich ihn nicht dafür anerkenne.“ —

„Nun, ich wollte sagen: der Alte vom Berge, und die beyden Gelbschnäbel, die bey Faßmann logirten, gehören vermuthlich zu Einer Bande, und haben sich hier zusammenbestellt, um uns auszuplündern.“ —

„Ey, ey, Madam!“ sprach der regierende Bürgermeister, der die ihm ins Angesicht geworfene Haube noch nicht vergessen hatte: „Halten Sie Ihre Zunge im Zaum! Die Wände haben Ohren, und es können verdrießliche Injurienklagen daraus erwachsen.“ —

„Das kümmert mich nicht so viel!“ kreischte die Furie, und schlug dem Warner ein Schnippchen: „Ihr alle, wie Ihr da steht, seyd Jaherren, Maulfreunde, Strohköpfe, feige Memmen!“ —

So ging's in Einem Athem fort. Die Rathsherren hielten die Ohren zu, und liefen davon.

19.

Geschichte des Marionettenspielers.

Unter der Zeit, da man dem Herrn Jonas seinen Pudding so versalzte, daß er keinen Bissen davon genießen mochte, hielten Franz und Moritz, mit ihrem auf dem Rathhause eingeladenen Gaste, eine frohe Mahlzeit im schwarzen Ritter. Lorenz, der Marionettenspieler, ward durch Faßmanns guten Burgunder sehr offenherzig, und gab zum Nachtisch seine Geschichte:

„Auch ich war einst auf dem Wege, ein

Kaufmann zu werden. Die Lehrjahre, die mancher arme Jüngling, der sich diesem Stande widmet, unter ewigen Plackereyen und Mißhandlungen verseufzt, waren die glücklichsten meines Lebens. Mein Lehrherr, ein gutherziger, kreuzbraver Mann, betrug sich gegen mich wie ein zärtlicher Vater. Er ließ mich, weil ich in meiner frühern Jugend wenig zur Schule gehalten worden war, drey bis vier Stunden des Tages, auf seine Kosten, von Hauslehrern unterweisen, ungeachtet er indessen die mir im Laden obliegenden Geschäfte selbst verrichten mußte. Im Handel und Wandel war er ein Spiegel der Ehrlichkeit. Er wog so gewissenhaft, als läge sein zeitliches und ewiges Wohl in der Wagschale, und nie both er schlechte oder verdorbene Waaren, um sie an den Mann zu bringen, lobpreisend aus. Noch weniger erlaubt' er sich den niedrigen Krämerkniff, unnützes Brackgut durch täuschen-

de Trugkünste aufzustutzen, und unerfahrene Käufer damit zu prellen. Gutes Geld, gute Waare! war sein Grundsatz, den er bey Reichen und Armen — besonders bey den Letztern — befolgte. Er eiferte oft darüber, daß viele Kaufleute nur den Reichen, dem, ohne Sorgen und Mühe, Gold von Gold geboren werde, rechtlich behandelten, aber sich kein Gewissen machten, den bedrängten Armen, der sich um ein paar Groschen fast um's Leben arbeiten müsse, zu drücken und zu bevortheilen. — Bey ihm hatten Arme immer den besten Kauf, und den Dürftigsten gab er nicht selten mit den verlangten Waaren zugleich ihr Geld zurück. Darum nannten sie ihn ihren Vater, und Hunderte von ihnen folgten weinend seinem Sarge.

Meine Lehrjahre gingen eben zu Ende, als er starb. Der Kaufmann, in dessen Dienste ich nun trat, hatte mit jenem edlen Manne nichts gemein, als daß er den Rei-

chen vor den Armen keinen Vorzug gab: er betrog beyde, so oft es sich thun ließ. Der Urian mußte bey einem Taschenspieler durch die Schule gelaufen seyn; denn er verstand es meisterhaft, durch einen in der Hand verborgen gehaltenen Magnet den Hebel der Wage zu beherrschen, daß er sich auf der Seite, wo die Waare in der Schale lag, so zeitig und so tief senken mußte, als es dem Betrieger beliebte. Er wollte mich, zu seinem Vortheile, in dieses Geheimniß einweihen; allein ich verbat seinen Unterricht, und wog ehrlich und redlich fort. Darüber hatten wir täglich Zwist. Er beschuldigte mich: ich gehe mit seinen Waaren zu freygebig um, und sey besonders dann ein Verschwender, wenn ein Paar hübsche blaue oder schwarze Augen über den Ladentisch zu mir herüber glänzten.

Ich kann nicht läugnen, daß diese lieblichen Magnete bisweilen bey mir auf das

Zün-

Zünglein der Wage einwirkten; doch war der Ueberschlag immer unbedeutend, und in der That des Lärms nicht werth, der einst darüber entstand.

Es kam ein Marionettenspieler in die Stadt, und gab Vorstellungen. Der arme alte Mann war stockblind; aber desto hellere Augen hatte Luise, seine schöne, sechzehnjährige Tochter. Ich vergaffte mich in sie, machte mit ihr und dem Vater Bekanntschaft, unterrichtete mich gelegentlich von der innern Einrichtung des Puppentheaters, und sprach bisweilen sogar, wenn ich meinem Prinzipal ein paar Stunden abstehlen konnte, eine Rolle. Die Familie nahm ihre Bedürfnisse aus unserm Laden, und Luise machte gern, mir zu Liebe, aus Einem Gange zwey. Meinem gestrengen Herrn fielen diese fleißigen Besuche bald auf, und er bemächtigte sich, wenn er Luisen ins Gewölbe treten sah, sogleich der Wage, um durch seinen

Magnet die anziehende Kraft ihrer Augen unwirksam zu machen.

Eines Tages, als er sich eben nicht im Laden befand, forderte sie ein Pfund Zucker. Ich ergriff diese Gelegenheit, ihr den Verlust, den sie durch seine Taschenspielerkunst mehrmahls erlitten hatte, einiger Maßen zu ersetzen, und wog ihr sehr reichlich zu. Aber er hatte mich hinter dem Thürvorhange seiner Schreibstube belauert, und überfiel mich in dem Augenblicke, da ich Luisen den Zucker übergab. Mit Ungestüm riß er ihr das Packchen aus der Hand, wog es nach, entdeckte das Uebergewicht, und überzeugte sich zugleich durch das noch auf der Tafel liegende Geld, daß ich den feinsten und theuersten Zucker um den Preis des geringsten verkauft hatte. Er gerieth darüber in eine unbeschreibliche Wuth, und belegte mich und das unschuldige Mädchen mit den härtesten Schimpfnahmen. Ich erboth mich, ihn dop-

pelt und dreyfach zu entschädigen; aber der Rasende hörte nicht, und schlug mich sogar ins Gesicht. Diese gräuliche Beschimpfung, in Gegenwart eines geliebten Mädchens, entflammte mich zur entschlossensten Gegenwehr. Ich stürzte mich auf ihn, warf ihn zu Boden, und kühlte meinen Muth. Er schrie Zeter und Mord, und plötzlich sah ich mich von Soldaten umringt, die irgend jemand von der nahen Hauptwache herbey gerufen hatte. Ich ward verhaftet, dem Magistrat übergeben, aber nach einigen Stunden gegen das Handgelöbniß, mich vor ausgemachter Sache nicht aus der Stadt zu entfernen, wieder entlassen.

Es versteht sich, daß ich des Unholds Schwelle nicht mehr betrat. Ich schlug meine Wohnung bey Luisens Vater auf, ward sein Theatergehülfe, und ihr Bräutigam. Aber ein junger, reicher Ausländer verleitete sie durch die Macht des Goldes, mir un-

treu zu werden. Sie verließ mich und ihren blinden Vater, und entfloh bey Nacht und Nebel mit ihrem neuen Liebhaber in sein fernes Vaterland.

Mich fesselte Mitleiden an den unglücklichen Greis. Ich hielt bey ihm aus bis auf seinen Tod, der vor einigen Monaten erfolgte.

So, meine Herren, ward ich Marionettenspieler. Der alte Mann ernannte mich aus Dankbarkeit zum Erben seiner geringen Habe, die ich Luisen unverzüglich abtreten werde, wenn sie etwa über kurz oder lang in dürftigen Umständen zurück kommt: denn leichtsinnige Mädchen ihres Schlages verlassen und werden verlassen, bis ihnen der Bettelstab treu bleibt.“ —

20.

Der erste Kunde.

„So wahr ich ein ehrlicher Mann bin die Herren tafeln noch!“ rief's durch die aufgehende Thür. Der Direktor trat herein. Hinter ihm ein Dienstmädchen, mit einem großen, leeren Korbe. Franz und seine Tischgenossen standen auf.

„Ruhe, Ruhe, ihr Herren! Ich pasche sonst gleich wieder ab.“

Er ließ sich einige Gläser Burgunder gefallen, und erklärte dabey: er komme bloß darum so zeitig, damit er die Ehre habe, Franzens erster Kundmann zu seyn.

„Nun, so wollen wir denn sogleich den Laden einweihen!“ sagte Franz.

Sie zogen, wie in Prozession, aus dem schwarzen Ritter ins Kaufhaus. Schneller und Moritz führten Franzen in der Mitte;

Lorenz und Monsieur Windmantel saßen, und das Mädchen mit dem Korbe bildete die Spitze der wandelnden Pyramide.

Herr Schneller stellte sich, als er in den Laden trat, ganz geblendet von der zierlichen Ordnung und Fülle desselben; doch Moritz sagte: sie erwarteten des nächsten Tages ein Schiff mit Waaren, die dem Gewölbe ein noch viel stattlicheres Ansehen geben würden.

„So recht!" rief Schneller: „Dem alten Knasterbart da drüben zum Trotz, die Sache recht mit Ernst angegriffen!" —

Er ließ sich einen halben Zentner Kaffee und einige Hüte Zucker abwiegen, füllte mit noch mehrern Waaren den dazu mitgebrachten geräumigen Korb, und forderte die Rechnung, die er sich, nach kläglicher Vorstellung der gegenwärtigen schlechten Zeiten, so billig als möglich erbat.

Franz faßte ihn sanft am Arme, führte ihn in die anstoßende Schreibstube, und er-

ſuchte ihn dort mit leiſer Stimme, nach dem Preiſe der ausgewählten Waaren nicht weiter zu fragen. „Erlauben Sie mir,“ ſprach er, „daß ich mit dieſen Kleinigkeiten anfange, die große Schuld meiner Erkenntlichkeit abzutragen.“ —

Heftig und lange ſträubte ſich der Direktor gegen das beabſichtete und erwinſelte Geſchenk; doch nahm er es endlich in Gnaden an.

Als ſie in den Laden zurück kamen, ſah er einen Lotterieplan liegen. „Ah!“ rief er: „wollen Sie uns auch in Fortunens Arme führen? Haben Sie Looſe?“

Man könne damit dienen, war die Antwort: aber die laufende Lotterie nahe ſich ihrem Ende; es werde eben jetzt in der Hauptſtadt die vorletzte Klaſſe gezogen.

„Deſto beſſer!“ ſagte Schneller: „Im Zipfel fängt man die Fiſche.“ —

Monſieur Windmantel, der durch An-

preisung der Lotterie seinem Herrn einen Dienst zu thun glaubte, versicherte freundlich: es wären im nächsten Monat zwanzigtausend Thaler mit Einem Zuge zu gewinnen.

Dem Direktor wässerte der Mund. Schnell entschlossen, das Glück auf die Probe zu stellen, forderte er ein Loos, fragte muthig, was es koste, und lüftete schon ein wenig den einen Arm, weil er nichts für gewisser hielt, als daß Franz seine Hand sogleich darunter schieben, und ihn wieder in die Schreibstube führen werde. Aber, o weh! der junge Kaufmann behandelte dieses Geschäft öffentlich, und erbat sich ohne Umstände zehn Dukaten. Der Direktor erschrak. Doch, um die Blöße seines Eigennutzes nicht völlig aufzudecken, griff er nach der Börse, wählte daraus ein halbes Dutzend leichte Holländer, die sich der jüdischen Beschneidung hatten unterwerfen müssen, und em-

pfing dagegen eine Anweiſung auf Fortunens Schatzkammer.

Da nun, nach der eben gemachten traurigen Erfahrung, keine Spende weiter zu erwarten war, ſo befahl er ſeiner Dienerin, die eroberten Waaren nach Hauſe zu tragen.

21.

Man erfährt, wem der Strom bey Fehdingen eigenthümlich gehört.

Mißtrauiſch folgte der Direktor dem Mädchen in einiger Ferne, und ließ den köſtlichen Korb nicht aus den Augen. Aber mit unbeſchreiblichem Schrecken erblickte er plötzlich eine Perſon, deren Begegnung ihm jetzt die widrigſte war, die ihm aufſtoßen konnte. Jonas kam mit haſtigen Doppel-

ſchritten, den Stock wild vor ſich her ſchwingend, des Weges daher, hielt das Mädchen an, und durchwühlte, wie ein Viſitator, den Korb. „Weiß Sie wohl“ brummte der Bär, „daß ich Fug und Macht hätte, dieß lumpige Bettelgut wegzunehmen und in den Strom zu werfen? — Doch eben weil's Bettelgut iſt, will ich's paſſiren laſſen. Zieh Sie im Frieden!“ —

Indeſſen ſchlüpfte der feige Direktor hinter ein Schilderhaus, das, noch vom Kriege her, am Wege ſtand, und von der bequemen Polizey bis jetzt geduldet wurde, weil es durch eingerammelte Pfähle an den Erdboden befeſtiget war, und ſich alſo nicht ohne Mühe wegſchaffen ließ. Dahinter verſteckte ſich Schneller vor dem annahenden Grobian. Um jedoch die Zuſchauer an Fenſter und Thüren zu täuſchen, und ſeine Flucht vor ihnen zu bemänteln, bückte er ſich zu ſeinen Schuhſchnallen hinab, als ſey da eine

Unordnung vorgefallen, die er unverzüglich abstellen müsse.

Jonas, mit Luchsaugen begabt, sah ihn ausreißen, und wußte recht gut, wo er sich incognito aufhielt; doch gab sich Jener das Ansehen, als hätte er nichts davon bemerkt. Er ging, immer mit dem Stocke in der Luft fechtend, strack und rasch auf das Soldaten-Futteral zu, und schlug, als er es erreicht hatte, so geschickt in eine da stehende Pfütze, daß der aufspritzende Kothregen nicht ihn traf, sondern ganz dem Direktor zu Theil wurde. Nach dieser wohlgelungenen Heldenthat, die er im steten Gehen ausführte, lächelte er hämisch in den Bart, und schritt weiter.

Der unglückliche, vom Fuß bis zum Kopf nasse und getiegerte Direktor fluchte schrecklich — in Gedanken, reinigte Gesicht und Kleider, so gut es mit dem Taschentuche möglich war, und enteilte schamroth,

mit zur Erde geschlagenen Blicken. Er mochte gar nicht sehen, wie an Fenstern und Thüren gelacht wurde.

Während der Zeit setzte Bulling seinen Renommistenzug nach Franzens Hause fort. Das Schild war ausgehangen. Er starrte es eine Weile an, als wollt' er es mit den Brennspiegeln seiner flammenden Augen vernichten. Dann strich er einige Minuten lang, wie ein streitlustiger Bramarbas, vor dem Laden hin und her, und wetzte den Stachel seines spanischen Rohres auf dem Steinpflaster. Franz und Moritz beobachteten hinter einem Fenstervorhange seine Aufforderungen, und belustigten sich herzlich daran, ohne den hingeworfenen Fehdehandschuh aufzuheben. Zuletzt entlud er sich seines Grimms an einem unschuldigen Kinde, das aus dem Laden kam. Er schlug ihm ein Töpfchen voll Syrup aus der Hand, und verließ nach diesem Triumphe die Gegend.

Franz rief das weinende Kind in den Laden zurück, und ersetzte ihm zehnfach seinen Verlust.

Sobald Jonas heim kam, befahl er seiner Frau und ältern Tochter, des Direktors Magd durch ein kleines Geschenk an sich zu locken, und über alles, was sie in dem neuen Laden gesehen und gehört habe, genau zu befragen. Hierauf ließ er einen etwas übel berüchtigten Advokaten, Nahmens Rauf, zu sich rufen, und schloß sich mit dem alten Rabulisten und Monsieur Polykarp ein. Die geheime Conferenz dauerte mehrere Stunden. Indessen ward Schnellers Dienstmädchen, das durch einen glücklichen Zufall den Kommissaren in die Hände lief, ausführlich vernommen, und nachher getreuer Bericht erstattet.

„Was?" — rief Bulling: „Noch mehr Waaren will der Mensch einschleppen? Und sogar zu Schiffe will er sie kommen lassen? —

Ha! das soll er sich unterstehen! Der Strom ist mein! Er trug seit Menschengedenken nur meine Waaren, und so soll es und muß es bleiben!“ —

Auch über die Lotterieloose gerieth er in Eifer Er war bisher in Fehdingen und der umliegenden Gegend der Einzige, der mit diesen Papieren Geschäfte machte; doch nun war zu befürchten, daß alle die Leute, die seit vielen Jahren bey ihm Reue und Aergerniß theuer gekauft hatten, der neuen Glücksbude zueilen würden. Darum fand er für nöthig, einen öffentlichen Aufruf an seine Lotteriekunden ergehen zu lassen, und er entwarf ihn auf der Stelle mit folgenden Worten:

„Ich mußte bisher häufige Klagen vernehmen, daß man in meiner Lotteriekollekte mehr Nieten als Gewinne ziehe; aber man verliere deßhalb nicht den Muth! Die Hand des Höchsten ist

nicht zum Helfen verkürzt; und ich verspreche mir jetzt um so mehr in allen meinen Geschäften den Segen des Himmels, da sich Menschen unterfangen, an dem Umsturz meines Wohls zu arbeiten."

Diese Note übersandte er dem nächsten Zeitungscomtor zum Druck, und der Geschichtschreiber des Fehdingschen Krämerzwistes erinnert sich selbst, sie gelesen zu haben.

22.

Der Alte vom Berge.

Es müßte wohl mit einem Wunder zugegangen seyn, wenn Franz, da er nun schon wieder vier und zwanzig Stunden

in Fehdingen war, die Soldatenwitwe noch nicht besucht hätte. Er that dieß gleich nach seiner Ankunft. „O mein gütiger Wohlthäter!“ schrie sie freudig auf, und küßte ihm schneller, als er es verhindern konnte, die Hände. „Ich verdanke den kräftigen Speisen, die Sie mir täglich aus dem Gasthofe zugeschickt haben, die wiederkehrende Gesundheit meiner zuvor halbverhungerten Kinder.“ —

„Das freut mich;“ sprach Franz: „aber ich bitte, kein Wort weiter darüber! Was macht das edle, liebe Mädchen vom Schlosse?“ —

„Die himmlische Seele!“ sagte die Witwe. „Sie hat mich, während Ihrer Abwesenheit, fleißiger als jemahls besucht, und oft, recht oft, hinter dem Rücken der alten Dame, nach Ihnen gefragt.“

„Nach mir?“ — rief Franz mit freudigem Erstaunen. „Das ist kaum möglich!

Ich

Ich habe ja nicht das Glück, sie zu kennen.“ —

„Ey! denken Sie denn, mein werther Herr, daß ich Ihre Wohlthaten, wie ein stummer Fisch das ihm zugeworfene Brod, empfange, ohne Ihr gutes Herz allen meinen Bekannten zu rühmen? — Das habe ich denn auch gegen die junge Dame vom Schlosse gethan, und sie erinnert sich recht wohl, Sie bey Ihrer Ankunft gesehen zu haben.“ —

Es versteht sich, daß Franzen bey dieser Nachricht sehr wohl ward.

„Aber auch recht häßliche Leute fragen nach Ihnen;“ fuhr die Witwe fort. „Der alte Monsieur Polykarp aus Bullings Laden hat mich wohl zehn Mahl überlaufen, und nach Ihnen und Ihrem Gesellschafter dringend geforscht. Wer sind die Leute? wo kamen sie her? wo reis'ten sie hin? was machten sie hier? — So ging's im-

mer, wie ein Uhrwerk. Meine Antwort war: ich wisse von dem allen nichts; doch er glaubte mir nicht, und quengelte gemeiniglich so lange, bis ich vor Verdruß aus der Stube lief, und ihn mit den tauben Wänden allein ließ." —

Franz lächelte darüber, daß er dem Jonas Bullingschen Hause ein so furchtbarer Mann war; und, als er fortging, gab er der Witwe wieder reichlichen Stoff, seiner gegen das Mädchen vom Schlosse rühmlich zu gedenken.

Am folgenden Morgen sagte ihm der Direktor: es sey schicklich, dem Alten vom Berge, als Bevollmächtigtem des Grafen Wartstein, einen Besuch zu machen, wie jeder neue Einwohner des Städtchens zu thun pflege; doch möge er erst des nächsten Tages auf's Schloß gehen, damit er, der Direktor, zuvor Zeit habe, den Herrn Hermann von der Sache pflichtmäßig zu unter-

richten. Franz scheute sich ein wenig vor der ersten Zusammenkunft mit dem ungeselligen Manne, dessen Gunst oder Abgunst für das Loos seiner Liebe entscheidend war. Darum erstieg er, der sonst keine Furche kannte, mit klopfendem Herzen den Schloßberg.

Als er in den weiten Vorhof der Burg trat, sah er — ein glückverkündendes Zeichen! — die Geliebte, mit einem Buche in der Hand, unter schattigen Bäumen wandeln. Sie kehrte ihm den Rücken zu; doch, durch seine Fußtritte aufmerksam gemacht, wandte sie sich. Er ging, von Wonneschauern der ersten Liebe durchzittert, mit bescheidener Lebhaftigkeit auf sie zu, und war schon nahe genug, sie anzureden, als in demselben Augenblicke hinten aus der Burgpforte ein alter, hagerer Mann, von einem großen Hunde begleitet, trat. „Rosalie!“ sprach er halblaut, und berührte zugleich

mit einem Finger ihre Schulter. Ueberraſcht — denn ſie hatte ſein Kommen nicht gehört — ſah ſie ſich um. Er winkte mit der rechten Hand nach der Pforte. Mit einem heitern, kindlichen Blicke, der die Schönheit ihres Gemüths ganz enthüllte, befolgte ſie den ſtummen Befehl, und ging, nach einer leichten Verneigung gegen den Jüngling, in die Burg.

Der Alte kam nun einige Schritte näher. Franz ſtellte ſich ihm vor, und ſagte, was zu ſagen war.

„Glauben Sie hier Glück zu machen?“ fragte Jener mit einem froſtigen Tone.

Franz antwortete: er ſtrebe nicht nach dem Glücke, das der gewöhnliche Kaufmann durch den Handel zu erreichen ſuche; er treibe bloß das unternommene Geſchäft, um an dem Orte, den ihm der Reitz der ſchönen Natur anziehend gemacht habe, nicht ganz müßig zu ſeyn.

„Die Natur," sagte der Alte, „ist in den meisten Weltgegenden mild: aber die Menschen sind überall hart. — Ich wünsche, daß Sie das hier nicht erfahren. Leben Sie wohl!" —

Er trat mit einer kleinen Kopfbeugung ein paar Schritte zurück, und endigte so die Audienz. Franz empfahl sich, und wußte selbst nicht, ob er gut oder übel aufgenommen worden sey. Dennoch — wie viel war gewonnen! Er hatte die Geliebte gesehen, hatte ihren, ihm bisher unbekannten Nahmen gehört, und dieser Nahme war noch von seinen Knabenjahren her seinem Ohre ein Silberton.

23.

Die Wasserschlacht.

Bey Sonnen Aufgang desselben Tages sprang Jonas Bulling hastig von seinem Lager auf, warf sich schnell in die Kleider, und umgürtete seine Lenden mit einem langen Raufdegen, den vor vielen Jahren ein reisender Studiosus bey ihm verpfändet und nicht wieder eingelöst hatte. So gerüstet bestieg unser Held, mit der stolzen Miene eines Admirals, sein eigenthümliches Schiff, um damit gegen Franzens Kauffahrer zu kreuzen, und ihn, wo möglich, in den Grund zu segeln. Auch Monsieur Polykarp begab sich, als Schiffslieutenant, an Bord. Die Fregatte war, ausser den Matrosen, mit einigen übel berüchtigten Tagdieben bemannt, die der Lieutenant Tages vorher in einer Kneipe geworben

hatte. Der Schiffskapitän — denn für einen Admiral konnte Herr Jonas doch wohl nicht gelten, da er nur ein einziges Fahrzeug befehligte — ließ, bevor er unter Segel ging, seine Mannschaft reichlich mit Branntwein bewirthen, und bediente sie sogar mit eigener, hoher Hand. Von dieser Ehre und dem feurigen Getränke begeistert, schwenkte das gesammte Schiffsvolk bey der Abfahrt die Hüte, und rief ohne Aufhören: „Hurrah!“ und: „Vivat Jonas Bulling!“ — Die Felsen am Ufer wurden es am Ende ganz überdrüßig, den dummen Nahmen so oft wiederzuhallen.

Der Kapitän stand auf dem Verdeck, und lugte mit einem Fernrohre, um den Feind zu entdecken; doch weit und breit zeigte sich kein Fahrzeug. „Ha! sie wagen's nicht!“ rief er: „Sie kennen mein altes Recht an den Strom, und haben vermuthlich Wind davon, daß ich gegen sie

ausgelaufen bin!" — Er wollte schon die Rückfahrt antreten; da erschien in der Ferne ein Schiff, das stromau von Pferden gezogen ward. Er befahl, darauf Jagd zu machen. Die berauschten Matrosen ruderten aus Leibeskräften, und bald war es erreicht.

„Halt!" brüllte Jonas den fremden Schiffern zu. „Was habt ihr geladen?"

„Kaufmannsgut nach Fehdingen!" war die Antwort.

„Zurück!" schrie er grimmig: „Ich bin der einzige Kaufmann des Orts, und leide keinen Pfuscher und Störer" —

„Was wissen wir davon!" sagten die Gegner: „Mach' Er Seine Sache in Fehdingen aus! Hier auf dem freyen Strome hat Er nichts zu gebiethen!"

„Wie? was? — Freyer Strom? — Das spricht der Teufel! — Für Handels-

waaren, die zu meinem Schaden hergeführt werden, ist er nicht frey! Ich — hört ihr's? — ich, Jonas Bulling, bin in Fehdingen der einzige Kaufmann, und handle mit Allem." —

„Doch gewiß nicht mit Vernunft; denn Er hat keine!" — rief der Führer des Frachtschiffes, und gab damit seiner Partey das Signal zu einem schmetternden Hohngelächter.

Wüthend kommandirte Kapitän Jonas zum Angriff. Sein Schiff durchflog, wie ein Pfeil, den kleinen Raum, der es von dem feindlichen trennte, und donnernd und krachend stießen sie an einander. Der Kapitän hieb mit blankem Sarras in die Zugseile des Pferdegespanns, und seine trunknen Korsaren versuchten, unter Anführung des Lieutenants, zu entern. Sie wurden aber von dem Feinde so tapfer ins Raubschiff zurück geworfen, daß sie die

Beine gen Himmel ſtreckten. Noch ſchlimmer erging's dem Kapitän. Ein handfeſter feindlicher Bothsknecht ſchlug ihn, indem er das Studentenſchwert wacker auf die Stränge losarbeiten ließ, mit der Ruderſtange vor die Bruſt; er taumelte zurück; der treue Lieutenant ſprang zu, fing ihn in ſeinen Armen auf, war aber der ſtürzenden Laſt nicht gewachſen, und der ſchwere Herr riß den leichten Diener mit ſich hinab in den Strom. Zum Glück war kein Wallfiſch bey der Hand, der ſie verſchlingen konnte. Sie wurden, ſammt den ſchwimmenden Hüten, wieder glücklich herausgefiſcht; nur die Perücken waren ohne Rettung verſunken.

Indeſſen entkam der Kauffahrer, und ſetzte mit Jubelgeſchrey den Weg nach Fehdingen fort. An Nachjagd war nicht zu denken, da man nun den Strom gegen ſich hatte, und nicht darauf eingerichtet war, das Schiff von Pferden oder Menſchen zie-

hen zu laſſen. Die gebadeten Schiffsofficiere hatten auch den Muth, wie ihre Perüken, verloren. Unthätig ließen ſie ſich von der Sonne trocknen, die, bey der langen Dauer der Rückreiſe, zu dieſem Geſchäfte Zeit genug hatte.

Das Waarenſchiff kam einige Stunden früher in Fehdingen an. Franz lachte über das Abenteuer, als es ihm die Schiffer erzählten. Sie aber nahmen den Vorfall ſehr ernſthaft, und verklagten den Kaperkapitän beym Stadtdirektor, dem es Waſſer auf ſeine Mühle war.

24.

Die Prügeltaxe.

„Bier! Bier!“ rief Jonas beym Eintritt in sein Haus. „Ich sterbe vor Durst!“

„Ach, daß Gott!“ schrie seine Frau: „Wo hast Du die Perücke gelassen?“ —

„Das Maul gehalten, und Bier geschafft!“ —

Sie gehorchte; denn mit dem durstigen oder hungrigen Jonas Bulling war nicht zu spaßen.

Er trank, bis ihm die Augen aus dem Kopfe hervor quollen, und er ganz athemlos war.

„Na! was ist während meiner Abwesenheit vorgefallen?“ sprach er, als er krächzend den Krug wieder niedergesetzt hatte.

Er erfuhr: man habe schon viele Kun-

den, die sonst keinen Tag auszubleiben pfleg-ten, im Gewölbe vermißt, und dagegen ge-hört, daß der Laden des Antagonisten stark besucht werde. Es wären, hieß es weiter, von den Einwohnern jenseit des Flusses nur zwey oder drey erschienen, und auch diese hätten gedroht, in Zukunft untreu zu wer-den, wenn nicht der Preis ihrer Bedürf-nisse vermindert und so billig gestellt würde, daß sie wenigstens den Ersatz des Fährgel-des gewännen.

„Pah! das Volk darf nur befehlen!“ rief Jonas. „Am Ende will's alles, was ihm im Laden ansteht, geschenkt haben. Nein, nein! Kein rother Heller wird nach-gelassen! Der Hudler da drüben muß wie-der einpacken; und dann, wenn diese Ne-bensonne verschwunden ist, dann will ich erst die Macht meiner Strahlen zeigen, und das Gesindel, das sich an jener flüchti-gen Dunsterscheinung ergötzte, so auf die

Haut brennen, daß es Blut schwitzen soll!“ —

„Wie verstehst Du das?“ fragte Madame Bulling: „Du sprichst mir heute zu hoch!“

„Weil Du eine Gans bist!“ sagte der zärtliche Gemahl: „Ich meine, daß ich alsdann, wenn ich in Fehdingen wieder allein herrsche, die Waarenpreise dreyfach erhöhen will.“

„Recht so, lieber Jon! Wenn wir nur schon wieder allein regierten!“

„Dafür laß Du mich und den Polykarp sorgen!“ —

„Aber ich frage nochmahls: wenn, wie und wo bist Du Deiner Perücke verlustig gegangen?“

Er rückte jetzt mit dem officiellen Bericht von dem unglücklichen Treffen heraus. Sie erhob ein jämmerliches Heulen und Wehklagen über den ewig verlorenen Stutz

und weißagte: Franz werde den Schaden, den er ihnen anrichte, noch an jenem Tage verantworten müssen.

Jonas hielt bald nachher eine neue Berathschlagung mit seinem Getreuen.

„Lieber Monsieur Polykarp," begann er, „es haben sich, während unserer kurzen, und leider! verunglückten Expedition, schon gefährliche Spaltungen in der Stadt gezeigt. Sie theilt sich in zwey Parteyen; und wir müssen sorgen, uns die meisten Anhänger zu verschaffen. Hauptsächlich brauchen wir ein paar muthige, entschlossene Kerl, die den Menschen da drüben so lange necken und ängsten, bis er den Aufenthalt in Fehdingen satt bekommt, und mit Sack und Pack wieder auswandert. Sie müssen ihn schimpfen, ihm die Fenster einwerfen, seine Waaren an öffentlichen Orten verschreyen, und Jedem, der sich mit

Worten oder Werken seiner annimmt, tüchtig den Kopf waschen.

Polykarp antwortete: dergleichen Wagehälse wären wohl aufzutreiben; aber sie würden ihre Haut nicht umsonst zu Markte tragen.

„Es koste, was es wolle!“ sagte Jonas: „Ich schone bey dieser Sache kein Geld.“

„Nun gut!“ sprach Polykarp: „Doch wollen wir vorsichtig verfahren, und für die Schläge, die unsere Verfechter wahrscheinlich mitunter bekommen werden, eine gewisse Taxe festsetzen: sonst rechnen sie uns einen erhaltenen Nasenstüber eben so hoch, als einen zerschlagenen Arm, an.“ —

Jonas erkannte und lobte die Weisheit seines geheimen Raths, und sie fingen sogleich an, eine Prügeltaxe zu entwerfen. Mitten in dieser Arbeit störte sie aber der Schreiber Kielhase, der athemlos gelaufen kam, und mit Bedauern meldete, die fremden

den Schiffer hätten eben jetzt eine bittre Klage gegen Bulling und Konsorten bey dem Direktor angebracht. Polykarp erblaßte; doch Jonas lächelte kaltblütig, und befahl ihm, Kielhasens Schnupftabaksdose zu füllen. Es geschah, und der Klätscher eilte, mit dieser angenehmen Erkenntlichkeit sehr zufrieden, sogleich wieder fort, um nicht durch langes Ausbleiben seinem Herrn verdächtig zu werden.

„Pfuy, schäm' Er Sich, Monsieur Polykarp!" sprach Jonas unter vier Augen: „Er entsetzte sich ja über die unbedeutende Nachricht, daß Er so weiß wie meine Nachtmütze wurde! Vergaß Er denn ganz, daß ich ein reicher Mann bin, der sich ungestraft alles erlauben darf? — Mögen auch hundert Klagen bey dem Direktor gegen uns einlaufen: es kümmert mich nicht. Der Mensch hat sich zwar jetzt auf ein hohes Pferd gesetzt, und sieht keck auf mich herun-

ter; doch ich darf nur winken, so steigt er ab, und kriecht vor mir." —

Polykarp, durch diese Tröstungen wieder mit Muth erfüllt, arbeitete jetzt den angefangenen Marktzettel vollends aus, und ging dann mit so glücklichem Erfolg auf Werbung, daß Franzen schon in der nächsten Nacht die Fenster eingeworfen wurden, und er am Morgen ein pöbelhaftes Pasquill an die Thür genagelt fand.

25.

Nur kühn verleumdet: es haftet doch etwas!

Da Jonas alle Schritte seines Antagonisten bewachen ließ, und daher auch erfahren hatte, daß er bey dem Alten vom Ver-

ge gewesen war: so fand er für nöthig, den Keim der Gewogenheit, der Jenem etwa dort sprießen könnte, sofort wieder zu vertilgen, und an dessen Stelle das Unkraut des Hasses zu pflanzen.

Hermann, dem der geldstolze Bulling ein widriger und verächtlicher Mensch war, empfing ihn mit äußerster Kälte, und fragte kurz und rauh, was er anzubringen habe. Jonas antwortete: er wolle sich bey ihm, dem Statthalter des Grafen Wartstein, gegen den Neuling, der sich seit einigen Tagen des Handels in Fehdingen anmaße, Schutz erbitten.

„Ich kann niemand schützen;" antwortete Hermann. „Und könnt' ich es auch, so seh' ich nicht ein, was mich in dem gegenwärtigen Falle dazu bewegen sollte."

„Wäre denn," versetzte Bulling, „das himmelschreyende Unrecht, das mir ehrlichem Manne geschieht, kein hinreichender Bewe-

gungsgrund? — Ich handle hier seit so vielen Jahren ruhig und ungestört, und Gott hat sein Wohlgefallen an mir dadurch verkündet, daß er mich mit Reichthum segnete — —"

„Reichthum! Reichthum!" fiel ihm Hermann, bitter lachend, ins Wort: „Der Reichthum hat in Gottes Augen keinen Werth: er würde ihn sonst ganz anders auf Erden vertheilen." —

Jonas faltete bey dieser vermeinten Gotteslästerung scheinheilig die Hände, und richtete die rollenden Augen gen Himmel.

„Und welches Unrecht widerfährt Ihnen denn?" fuhr Hermann fort: „Sie sind, nach Ihrem eigenen Geständnisse, ein reicher Mann: warum wollen Sie nicht einem andern Menschen auch ein Stück Brod gönnen? — Wollen Sie nicht, so müssen Sie! Fehdingen ist nicht für Sie allein

gebaut: Sie können also keinen Bannkreis umher ziehen." —

„Es kommt auf einen Versuch an;" versetzte Jonas. „Ich habe Mittel in den Händen, das erschlichene neue Privilegium zu vernichten, und ich werde davon Gebrauch machen."

„Das ist die Sache des Fürsten, der das Privilegium gab;" sagte Hermann: „Mit mir haben Sie über diesen Punkt nichts zu verabhandeln."

„Nun, mein Herr," fuhr Jonas auf, „wollen Sie mir nicht beystehen, so nehmen Sie sich wenigstens selbst vor dem Burschen da drüben in Acht! Er stellt Ihrer Tochter nach." —

„Meiner Tochter? — Der fremde, junge Mann, der noch kein Wort mit ihr gesprochen, sie kaum gesehen hat?" —

„Ha! ha! ha! das weiß ich besser! Gesehen hat er sie in der ersten Minute, da

ihn der Henker nach Fehdingen führte. Sie kam eben aus dem Hause der Soldatenwitwe, die in der Nähe des schwarzen Ritters wohnt. Die Mademoiselle stach ihm ins Auge, und er forschte sogleich bey dem Weibe nach ihr. Das sahen und hörten ehrliche Leute, die mir's nachher erzählten; und seitdem ward die Bettlerin von beyden Seiten fleißig besucht, und so freygebig beschenkt, daß sie sich jetzt in den blühendsten Umständen befindet. Dahinter steckt etwas! Wer verschleudert sein Geld ohne Nutzen?" —

„Sie freylich nicht!" antwortete Hermann: „Uebrigens sind mir meiner Tochter schuldlose Gänge zu jener Wittwe bekannt, und ich bin um so mehr darüber außer Sorgen, da sie nie, ohne von einer bejahrten Freundin begleitet zu werden, einen Schritt aus dem Hause thut." —

Jonas lächelte giftig, und ging. Hermann achtete im ersten Augenblicke die

Worte des Verleumders nicht, und dennoch hatten sie in sein Herz einen Stachel gedrückt, den er erst später empfand. Er fragte Rosalien, ob sie den jungen Kaufmann kenne. Sie erröthete, wie das wohl der reinsten Seele begegnet, die unerwartet, in einem ungewöhnlichen Tone und mit scharf auf sie gerichteten Blicken, über etwas zur Rede gesetzt wird. „Warum wirst Du roth?" fragte der Vater schnell, und sie ward es natürlich noch mehr; doch ihr Unschuldsgefühl überwand auch sogleich die flüchtige Bestürzung, und sie antwortete ganz unbefangen: sie kenne den jungen Mann nicht weiter, als daß sie ihn einst einen Augenblick auf der Straße, indem er bey der Wohnung der Witwe vorüber gegangen sey, und dann auf dem Schlosse gesehen habe. Hermann schwieg beruhigt; aber nun fing Rosalie an, im Stillen über seine Frage zu grübeln.

26.

Der geräucherte Gnadenbrief.

Die Hauptmaschine, womit Herr Jonas das neue Privilegium umzustürzen hoffte, befand sich bey dem Advokaten Rauf in der Arbeit. Dieser geschickte Mann fiel sogleich, als ihn Jonas zu Rathe zog, auf den glücklichen Gedanken, im Nahmen eines vor beynahe funfzig Jahren verstorbenen Landesfürsten, einen Gnadenbrief auszufertigen, worin dem Vater der Madame Bulling, (der damahls Alleinhändler in Fehdingen war) sammt allen seinen Nachkommen, ein ausschließliches Handels-Privilegium in dieser Stadt ertheilt wurde. Zu diesem Behuf studirte Herr Rauf die ein wenig aus der Mode gekommenen Schriftzüge der damahligen Zeit, mahlte sie mit gelblicher Tinte nach, und befestigte unter das Doku-

ment die papierne Larve eines in Wachs abgedrückten Regierungsſiegels, die er von einer andern Urkunde ſauber abgelöſet hatte.

Da aber bey dem allen ſein Machwerk, wegen des friſchen Papiers, eine jugendliche Geſtalt behielt, ſo hängte er die Schrift einige Tage in den Rauchfang. Sie gewann auf dieſe Art ein ſo altes und ehrwürdiges Anſehen, daß er keinen Augenblick zweifelte, der Regierung ſelbſt, die das Privilegium vor funfzig Jahren ausgefertiget haben ſollte, einen blauen Dunſt damit vor den Augen zu machen. Dieß zu hoffen, wäre Wahnſinn geweſen, hätte nicht zwanzig oder dreyßig Jahre nach der Zeit, von welcher der angebliche Gnadenbrief datirt war, eine Feuersbrunſt im Regierungsarchive gewüthet, und eine Menge der dort aufbewahrten Schriften verzehrt. Herr Rauf meinte daher, die Regierung würde ſich — wenn ſie nach einer Spur des Privilegiums,

das er ihr vorlegen wollte, in ihrem Archive vergebens gesucht hätte — gutwillig vorstellen: die darüber gehaltenen Akten wären verbrannt.

Doch das alles war noch nicht genug. Der Direktor mußte nothwendig mit in die Intrigue gezogen werden: denn das Rathsarchiv war nie vom Feuer heimgesucht worden, es hätte sich also wenigstens hier ein Aktenstück über das oft erwähnte Privilegium finden müssen, und war keins vorhanden, so lag der Betrug am Tage. Der Advokat rieth deßhalb seinem Klienten, mit dem Direktor ohne Verzug Frieden zu machen, und sich, als die erste neue Freundschaftsprobe, seinen Beystand zu erbitten. Er sagte: es sey dem gewandten Rechtsmann etwas Kleines, ein Protokollchen, im Geschmack der Vorzeit, abzufassen, und alle Bedenklichkeiten, die der Regierung etwa

noch aufstoßen könnten, dadurch aus dem Grunde zu heben.

Jonas sah dieß vollkommen ein, konnte sich aber nicht entschließen, dem Direktor nachzugeben, und ihm mit einem Friedensantrage entgegen zu gehen. „Potz tausend!“ rief er aus: „was würde der Mensch stolz werden, wenn ich, der reichste Mann der Stadt, mich so vor ihm beugte! — Nein! ehe nicht alle Stränge reißen, geschieht das nicht!“ —

Es ward also beschlossen, das geräucherte Privilegium vor der Hand ruhen zu lassen, und noch ein Weilchen zu versuchen, ob Franz durch Privatneckereyen dahin zu bringen sey, das Feld zu räumen.

27.

Die Nachtwache.

Bullings Laden ward immer einsamer, und Franz hatte gewaltigen Zulauf. Der Grund davon lag nicht so wohl in dem gewöhnlichen Hange der Menschen, das Neue dem Alten vorzuziehen, als vielmehr in Bullings eigennütziger und wucherlicher Handelsweise, die jetzt, mit Franzens Liberalität verglichen, fühlbarer als jemahls war, und seine Kunden verscheuchte. Man war es zwar von langer Zeit her gewohnt, daß er seine Waaren durch List und Betrug gewichtiger machte; daß er, zum Beyspiel, die Kaffeebohnen mit Steinen und den weißen Farinzucker mit Puder oder Kreide vermischte: aber der neue Wucher, den er seit Kurzem anfing, empörte die ganze Stadt.

Es herrschte damahls in Fehdingen, wie

in dem ganzen Lande, eine babyloniſche Geldverwirrung, die der Krieg angerichtet hatte. Die Land-Scheidemünze fiel, das harte Geld ſtieg, und Falſchmünzer, die in ihren Diebshöhlen fleißig arbeiteten, vermehrten die Unordnung. Das war für Kipper und Wipper eine goldne Zeit, die Herr Jonas, ſo lange er noch der einzige Geldwechsler in Fehdingen war, trefflich benutzte. Eigenmächtig ſetzte er von Tage zu Tage die Scheidemünze tiefer herab, um ſeine Waaren (die er jetzt obendrein noch mit doppelter Schamloſigkeit verfälſchte) deſto höher anſchlagen zu können. Wer nicht im Stande war, mit grobem Gelde bey ihm zu kaufen, der fuhr übel: denn der Wucherer begnügte ſich nicht, den Preis ſeiner Waaren, nach dem Verhältniß der ſchlechten Münze gegen das beſſere Geld, zu erhöhen, ſondern er trieb dieſe Steigerung ſo weit, daß er doppelt und dreyfach dabey gewann. —

Das war ein Unglück für Handwerker und alle andere Leute, die ihre Arbeiten nur in Scheidemünze bezahlt erhielten, und es nicht wagen durften, einen verhältnißmäßig höhern Lohn zu fordern, wenn sie nicht ihre Kundschaft verlieren, und völlig brodlos werden wollten. —

Dieser gedrückten Klasse war Franz ein wahrer Wohlthäter. Er verkaufte, da er sich durch den Handel gar nicht bereichern wollte, alle seine Waaren um den Preis, den er selbst dafür bezahlt hatte, und ließ sich auch in den kleinen Wechselgeschäften, die im Städtchen vorfielen, sehr billig finden. Ein tödlicher Schlag für jenen Blutsauger! Es gab sich ihm niemand mehr Preis, als wer etwa durch eine alte Schuld an ihn gebunden war, und sich nicht losringen konnte.

Er glühte vor Rache. Die Miethlinge

wurden gegen den schädlichen Nebenhändler immer heftiger aufgereitzt.

Aber Franz war, seit der Beschießung seiner Fenster, mehr auf der Huth, und besonders durchwachten Moritz und Lorenz, bey einer Schale Punsch, einen Theil der folgenden Nächte, um die Ruhestörer zu ertappen. Sie wählten ein Zimmer, das nur drey Schritte von der unverschlossenen Hausthür entfernt war, zu ihrer Wachstube, und verhängten die Fenster so dicht, daß man auf der Straße keinen Lichtstrahl bemerken konnte.

Nur eine einzige Nacht waren sie vergebens auf ihrem Posten. In der folgenden wurden die Fenster wieder beschossen. Die lauernden Wächter stürzten, sobald sie die erste Steinbombe einschlagen hörten, wie ein Donnerwetter aus dem Hause, und ergriffen einen Kerl, der sich über Hals und Kopf in die Flucht warf, doch bald von ih-

nen eingehohlt wurde. Sie wollten ihn in eine Kammer einsperren, und bey Anbruch des Tages dem Magistrat überliefern; aber er bat fußfällig um Pardon, bekannte, daß er von Bulling gedungen sey, und warnte vor größerm Unheil. Er wisse, sagte er, daß ein Hauptbösewicht, der zur Bande gehöre, ihnen einen rothen Hahn auf's Haus setzen wolle.

„O, ihr Schelmenpack!" sagte Lorenz, und strafte mit seinem Stocke den Sünder weidlich ab. Dann ließen sie ihn laufen, um den Mordbrenner, den sie in ihre Gewalt zu bekommen wünschten, durch die Gefangennehmung seines Spießgesellen, von seinem Vorsatze nicht abzuschrecken.

Der Fensterkanonirer ging am frühen Morgen zu Bulling, berechnete sich mit ihm über die erhaltenen Schläge, und empfing die taxmäßigen Gebühren; doch verschwieg

er

er weislich, daß er die Geheimniſſe des Bundes verrathen hatte.

28.

Es entſpinnt ſich ein neuer Liebeshandel.

„Hab' ich Dir nicht alles prophezeyt?" ſagte Moritz zu Franz, als er ihm am Morgen die Begebenheit der vorigen Nacht gemeldet hatte. „Ich, an Deiner Stelle, böthe noch heute meinen Laden in den Zeitungen zum Verkauf aus." —

„Ey, warum nicht gar!" antwortete Franz. „Um keinen Preis iſt er mir feil! Ich habe die Sache nun einmahl unternommen, und will und muß ſie durchſetzen. Was würde Jonas Bulling frohlocken, wenn

ich ihm aus Feigheit den Sieg so leicht machte!“ —

„Franz, sage was Du willst: es ist ein toller Streich, daß Du, vor dem die ganze Welt offen liegt, in diesem Erdenwinkel mit einem elenden Krämer kämpfst!“

„Ich mit ihm kämpfen? — Das fällt mir nicht ein! Ich stehe nur fest, und lache über seine Angriffe.“

„Aber was nutzt das? — Du bist seit dem Tage, da wir hier eintrafen, Deinem Ziele noch um keinen Schritt näher gekommen.“

„Wie? — Sah ich sie seitdem nicht vier Mahl, und erfuhr ihren Nahmen? — Sprach ich nicht mit dem Vater, und ward von ihm, nach seiner Art, gut genug aufgenommen? — Fragte nicht Rosalie bey der Soldatenwitwe nach mir? Verändert nicht, wenn wir uns begegnen, ihr Gesicht

die Farbe? Und ſchießt nicht die alte Gouvernante immer wildere Blicke auf mich? —

„Ein köſtlicher Gewinn, der letzte!“ rief Moritz, mit lautem Gelächter.

„Das verſtehſt Du nicht!“ ſagte Franz. „Der Gouvernante Zorn iſt ein ſicheres Merkmahl von des Mädchens Liebe.“ —

Das Geſpräch lenkte ſich nun wieder auf Bullings Befehdungen. Franz hatte den Einfall, einen höflichen Brief an ihn zu ſchreiben, und ihn, ohne Erwähnung der ſchon vorgefallenen Feindſeligkeiten, um nachbarliche Freundſchaft zu erſuchen.

„Vergebliche Mühe!“ ſagte Moritz.

„Wenn auch;“ erwiederte Franz. „Ich thue das Meinige, und beweiſe mich friedliebend.“ —

Er ſchrieb den Brief, und fertigte ſeinen Ladendiener damit ab.

Monſieur Windmantel war ein junger,

schlanker, wohlgebildeter Bursch, der sich recht artig zu benehmen wußte. Er hatte das Glück, daß ihm, als er Bullings Schwelle betrat, das freundlichste Gesicht des Hauses entgegen kam. Ueberrascht, ein so schönes Mädchen in Fehoingen zu finden, machte er den zierlichsten Bückling, den ihn sein Tanzmeister gelehrt hatte, drang Wilhelminen einen Handkuß auf, und fragte mit der süßesten Melodie seiner Stimme, ob er die Ehre haben könne, den Herrn Papa zu sprechen. „Ich will Sie zu ihm führen," sagte das Mädchen, und trippelte flüchtig voran. Windmantel bat, nicht so zu eilen, damit der kurze Weg, den er in ihrer Gesellschaft zu einer Tage- oder Lebensreise auszudehnen wünschte, nicht noch kürzer werde. — Das erröthende Mädchen hatte nicht Zeit, das niedliche Kompliment zu beantworten; denn schon trat der Papa, der eine fremde Stimme gehört hatte, aus seiner

Stube heraus, und fragte den jungen Menschen, was er bringe.

„Einen Brief vom Kaufmann Franz;“ antwortete Windmantel, mit einer feyerlichen Verbeugung.

„Was - Kaufmann! was Kaufmann!“ fuhr Jonas auf. „Ich kenne keinen Kaufmann Franz.“ —

„So werden Sie ihn hieraus kennen lernen;“ sagte der Bothe, und reichte das schon zurückgestoßene Schreiben nochmahls hin.

Jonas nahm und erbrach es mit Hast, las ein paar Worte, zerriß das Papier in kleine Stücke, und warf sie dem Abgesandten vor die Füße. „Da ist meine Antwort!“ schrie er dabey. — „Ach, lieber Vater!“ sagte Wilhelmine mit einem flehenden Tone, und streichelte seine Hand. Aber er stieß die Friedensvermittlerin vor sich her in die Stube, und schlug hinter

ſich die Thür ſo gewaltig zu, daß der Kalk von der Wand fiel.

Da ſtand nun der zierliche Ladendiener allein, und ging mit ſich zu Rathe, was er thun wolle. Es war ihm, Wilhelminens wegen, ſehr unangenehm, daß zwiſchen ſeinem Herrn und dem Bullingſchen Hauſe ſolcher Unfriede herrſchte. Er ſah voraus, er würde Oehl in die Gluth gießen, wenn er ſeinem Prinzipal die Wahrheit ohne Schminke vortrüge; drum meldete er ihm: Herr Bulling laſſe ſich empfehlen, und werde den Brief gelegentlich beantworten.

„Wahrſcheinlich mit Feuerbränden!“ ſagte Moritz. „Ich traue dem Dickkopf nicht.“ —

29.

Der Blumentopf.

Die beyden Wächter umſchlichen, als die Nacht eingebrochen war, von allen Seiten das Haus, und verbargen ſich bisweilen in nahen Schlupfwinkeln, aus welchen ſie es beobachten konnten.

In den erſten Stunden bemerkten ſie keinen verdächtigen Menſchen; aber nach Mitternacht erſchien eine vermummte Geſtalt, die ſich bey jedem ſcheuen Schritte, den ſie that, vorſichtig umſah. Die verſteckten Wächter rührten ſich nicht. Etwas beherzter nahm ſie nun ihren Weg nach dem Hintergebäude des Kaufhauſes, und näherte ſich einem Wagenſchoppen, den man mit Willen für ſie, wie einen Meiſenkaſten, halb offen gelaſſen hatte. Sie trat an die Thür, und huſtete einige Mahl, um zu ver-

ſuchen, ob man ihr ein: Wer da? zurufen würde. Es geſchah nicht. Sie ſchlüpfte hinein.

Die Wächter ließen ſie darin ſo lange wirthſchaften, als es ihr beliebte. Nach zehn Minuten ſteckte ſie den Kopf wieder heraus, und blickte ſchüchtern umher, ob es in der Gegend geheuer ſey. Jetzt ſprangen die Wächter zu, und ergriffen den flehenden Nachtgeiſt beym Mantel, den er, wie der keuſche Joſeph, fahren ließ; aber von dem Arme, woran er nun gehalten wurde, konnte er ſich nicht losmachen. Man nöthigte ihn, ſich wieder in den Schoppen zu bemühen. Da fand man ein Feuerchen, das ſchon recht hoffnungsvoll brannte, doch mit geringer Mühe wieder gelöſcht wurde.

Der Brandſtifter geſtand, wie der erſte Gefangene, daß er Bullings Werkzeug ſey. Er bat, ſich an Jenen zu halten, und ihn frey zu laſſen; dieſer Vorſchlag zur Güte

ward aber nicht angenommen. Man brachte den Vogel in enge Verwahrung.

Am Morgen ging Franz zum Stadtdirektor, um die Sache zu melden. Der kürzeste Weg führte ihn bey Bullings Hause vorbey, und er war nicht der Mann, der aus Furcht und Scheu Umwege machte. Er schritt darauf zu, blickte unbefangen hin, und sah schon von weiten im ersten Stockwerke, hinter der grünen Blätterwand eines Fenstergärtchens, ein veraltetes Frauengesicht, das ihn aufmerksam betrachtete. Schnell ward daneben auch über einem dichten Rosenstrauche Bullings Nachtmütze sichtbar. Ihr emporstehender Zipfel bewegte sich stark: ein sicheres Zeichen, daß ein heftiger Gemüthessturm das Haupt des reichsten Mannes in Fehdingen erschütterte. Darauf nicht achtend, ging Franz hart an der Hausthüre vorbey. Plötzlich stürzte von oben ein großer Blumentopf herab, und schlug ihn

den Hut vom Kopfe, ohne ihn weiter zu beschädigen. Gelassen hob er den Hut auf, und sah von der Mitte der Straße nach dem Fenster empor. Ein vorher geschlossener Flügel war geöffnet; doch das alte Gesicht und die Nachtmütze waren verschwunden.

Franz setzte seinen Weg ruhig fort, und zeigte die schändlichen Vorfälle dem Direktor an. Dieser gerieth darüber in Feuer und Flammen. „Solche Bubenstücke hat man in Fehdingen noch nicht erlebt!“ rief er aus: „Aber ich will auch, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin! mit dem Schwerte der Gerechtigkeit drein schlagen, daß die späte Nachwelt noch davon reden soll! — Kielhase, lauf' Er, was er kann, und sammle Er vor Bullings Hause die Scherben des herab geworfenen Blumentopfs; denn sie sind ein wichtiges Corpus delicti! — Drum lass Er ja nicht, aus Parteylichkeit gegen

die Verbrecher, den kleinſten Splitter liegen! Bring' Er ſogar die Erd· mit, um alles zuſammen wiegen und berechnen zu können, ob der Wurf einer ſolchen Laſt abſolut tödtlich iſt oder nicht. — Dann ſchick' Er den Stockmeiſter, mit ſeinem ſchwerſten Geſchmeide, in Herrn Franzens Haus, damit er den dort eingefangenen Mordbrenner abholle. Sag' Er ihm aber dabey: er möge den Böſewicht nicht entſpringen laſſen; er müſſe mir mit ſeinem Kopfe für ihn haften!" —

30.

Nikodemus.

Die Scherben des Blumentopfs waren vor dem Bullingſchen Hauſe ſchon ſäuberlich

weggeräumt, als Kielhase dort ankam. Ein erfreulicher Anblick für ihn! Er hatte sich unter Weges vorgenommen, nur die Hälfte derselben aufzulesen, um dem verehrten Wohlthäter seiner Nase die schwere Untersuchung zu erleichtern; nun aber sah er sich der Untreue und Verantwortlichkeit gegen seinen Herrn glücklich überhoben, und er beging weiter nichts Unziemliches, als daß er einen Sprung ins Haus that, und Franzens Anklagen hinterbrachte.

Jonas lachte Anfangs, und sagte: man möge den Wind vor Gericht ziehen; dieser habe den Blumentopf vom Fenster geworfen. Als er aber hörte, daß ihn der eingefangene Brandfuchs verrathen hatte: da überfiel ihn eine gewaltige Bestürzung, die ihn sogar vergessen ließ, den wohlmeinenden Referenten zu belohnen. Vergebens öffnete Dieser zu wiederhohlten Mahlen seine leere Schnupftabaksdose, und kratzte den Grund-

ſtaub zuſammen: es ward nicht bemerkt; er mußte unbeſchenkt fortgehen, und war darüber ſo erbittert, daß er nun den Geitzhals, der ihm für einen ſo wichtigen Beweis ſeiner Anhänglichkeit keine Priſe Tabak gab, an den Galgen wünſchte.

Jonas berief den großen Rath ſeines Hauſes, der aus ſeiner Frau und Monſieur Polykarp beſtand, eilig zuſammen. Er ſchalt Jene, daß ſie, ohne ſein ausdrückliches Geheiß, den Blumenaſch vom Fenſter geſtoßen habe, und überhäufte Dieſen mit Vorwürfen, daß er Lumpenhunde gedungen, die nicht ſchweigen könnten. „Durch Eure Dummheit,“ rief er, „komm' ich um Haus und Hof, und endlich wohl gar um den Hals! — Die Klage der Schiffer und das Fenſtereinwerfen hätten wenig bedeutet; nun aber bin ich ohne Rettung in Schnellers Klauen gefallen, und er wird mich aus

Rachsucht so kahl rupfen, wie der Habicht die Taube!“ —

Madame Bulling konnte vor Ingrimm und Trotz nicht antworten. Auch Polykarp schwieg, mit gesenktem Haupte. Er hatte mancherley zu seiner Vertheidigung auf dem Herzen; es war aber nicht zu hoffen, daß bey dem aufgebrachten Hausgebiether ein gutes Wort eine gute Statt finden werde.

„Nun, so redet doch!“ fuhr Jonas auf. „Was soll ich anfangen, um Gut und Blut zu retten?“ —

„Würdiges Ehepaar,“ nahm Polykarp jetzt das Wort, „geben Sie der Muthlosigkeit in Ihren edlen Herzen nicht Raum! Es kommt allerdings, wenn man unsere kleinen Unternehmungen gegen den jungen Böhnhasen summirt, ein ansehnliches Facit heraus; doch ist deßhalb kein totaler Glücksbankrott zu befürchten. Ein erneuertes Freundschaftsbündniß mit dem Herrn Stadt-

direktor kann unſere fallenden Actien ſchnell wieder heben; und das iſt, meines geringen Ermeſſens, nicht nur das einzige Mittel, aus der gegenwärtigen Tinte zu kommen, ſondern es wird uns auch in den Stand ſetzen, den Handelsverderber mit vereinter Liſt und Gewalt aus der Stadt zu treiben. — O, der Herr Direktor iſt ein verſchlagener Mann! Und kann er ehrenwerthen Perſonen, die ihn an irgend einer ſchwachen Seite faſſen, gefällig ſeyn, ſo macht er ohne Bedenken in ſeinen Akten ein N für ein U.“ —

Das würdige Ehepaar mißbilligte Polykarps Rath. Es wollte die geliebte Tochter nicht gern zum Söhnopfer ausliefern, und wohlfeilern Kaufes war, bey der jetzigen verwickelten Lage der Dinge, des Direktors Freundſchaft nicht zu erwarten. Doch was half alles Sträuben? Das Meſſer ſtand an der Kehle; man mußte den mächtigen Arm,

der es hinein ſtoßen konnte, durch Nachgeben entgegnen. Polykarp ward abgefertigt, den Direktor zu einem freundſchaftlichen Abendeſſen einzuladen.

Herr Schneller lächelte hinterliſtig, und entſchuldigte ſich mit dringender Amtsarbeit. „Ueberdieß befinde ich mich," ſagte er, „in meinen vier Pfählen ſo wohl, daß ich mich gar nicht hinaus wünſche. Ihr dachtet, es übel mit mir zu machen, aber Ihr habt's gut gemacht! Kein Weibergezänk, kein Kindergeſchrey, keine böſe Schwiegermutter — nichts, in der Welt nichts ſtört meine häusliche Ruhe. Es lebe der goldne Junggeſellenſtand!" —

„Ich bin in dieſem Punkte ganz Dero Meinung, mein hochgeehrteſter Herr!" antwortete Polykarp. „Aber ein paar Stündchen könnten Sie doch unmaßgeblich Ihren Geſchäften entziehen, um meine Herrſchaft mit einem Beſuche zu erfreuen."

„Gu-

„Guter Freund," ſagte Schneller mit Kopfſchütteln, „die Tage der Freude ſind unter uns vorbey!" —

„Sie werden retourniren, die ſchönen Tage!" ſprach Polykarp. „Haben Sie nur dieſen Abend die Güte, an unſerm Familientiſche fürlieb zu nehmen. Mamſell Dorchen laſſen beſonders darum erſuchen."

„Danke ſehr. Doch die Einladung, mein Lieber, muß ich nochmahls verbitten. Es wär' ein zu gefährlicher Schritt! Eure Blumentöpfe fallen, wie ich höre, den darunter hingehenden Menſchen auf die Köpfe; auch laſſen ſich in unſrer ſonſt ſo tugendhaften Stadt Feueranleger wittern: kurz, man muß in dieſer böſen Zeit zu Hauſe bleiben, um ſich und ſein Eigenthum vor Unglück zu wahren." —

Polykarp zitterte bey dieſen Stacheireden, und ſeine ſtammelnde Zunge hatte kaum Kraft, die Einladung zum dritten

Mahl zu wiederhohlen. Der Direktor glaubte, es sey nun, wie in einer öffentlichen Versteigerung, das höchste und letzte Geboth gethan; darum schlug er zu, und versprach, sich einzustellen. Doch möge man ihn, sagte er dabey, nicht früher, als nach völlig eingebrochener Dunkelheit, erwarten; denn gewisse Ursachen nöthigten ihn, die Rolle des Nachtschleichers Nikodemus zu spielen.

31.

Verschiedene Gedanken bey einem alten Trinkspruche.

Dorothee liebte den Stadtdirektor so wenig, als irgend einen andern Menschen; aber mit seinem Titel hätte sie sich gern vermählt. Sie schmückte sich daher sehr

sorgfältig für den vornehmen Abendgast; die Mutter bereitete seine Lieblingsspeisen, die sie noch von alten Zeiten her kannte, und der Vater krönte diese feyerlichen Anstalten mit seiner besten Perücke, die er aufsetzte. Das war kein geringes Zeichen der Achtung. Er pflegte sonst jeden Besuch im Schlafrock und mit der Nachtmütze zu empfangen.

Nikodemus kam. Anfangs betrug er sich bey aller Ehre, die man ihm erwies, wie ein kalter, gefühlloser Block. Er sprach einsylbig vom Wetter und von Zeitungsgeschichten, und schien das reitzende Dorchen, dem er noch vor wenigen Monaten so zärtlich gefröhnt hatte, kaum zu bemerken. Vergebens bemühte sich die Mutter, durch Anspielungen und Neckereyen die getrennten Seelen einander wieder so nahe zu bringen, wie sie die Körper bey der Tafel in nachbarliche Berührung gesetzt hatte.

Der Direktor fuhr eine Stunde lang fort, ſich koſtbar zu machen. Die Demüthigung der Leute, die noch vor Kurzem mit Geldſtolz hoch über ihn wegſahen, that ihm ſehr wohl. Herr Jonas hatte, wegen dieſes ſeltſamen Benehmens, die größte Luſt, mit Grobheiten gegen ihn auszufallen; doch das Schwert der Gerechtigkeit, das über ſeinem Haupte an einem Roßhaare hing, erhielt ihn in Furcht. Er ſtürzte voll Ingrimm ein Glas über das andere aus, und auch Dorchen ſchenkte, durch der Mutter Winke dazu aufgefordert, ihrem Nachbar fleißig ein. Das Feuer der Reben ſchmelzte nach und nach den künſtlichen Eispanzer, womit er ſich umgeben hatte. Er fing an, mit der Nachbarin zu liebäugeln, und ihr unter dem Tiſche die Hand zu drücken. Bald folgte ſogar ein Kuß, und die Aeltern erhoben darüber ein Jubelgeſchrey.

Nun ging das Geſpräch aus einem an-

dern Tone. Herr Jonas, der bisher der Hauptsache mit keinem Worte gedacht hatte, nannte Franzens Nahmen mit Verwünschungen, und versicherte: er wollte das theuerste Kleinod, das er besitze, mit Freuden hingeben, wenn er durch dieses Opfer jene Raubbiene aus Fehdingen verjagen könnte. Dorchen, die es wußte, das sie unter dem Kleinod gemeint war, sah mit Erröthen in ihren Schooß, und ließ ein Krokodillsthränchen hinein fallen. Der Direktor ward darüber gerührt. Er war, wenn er ein Räuschchen hatte, ein sehr empfindsamer Mann. „Vater Bulling!“ sprach er mit wehmüthigem Lallen, und reichte ihm über den Tisch die Hand: „Wir wollen sehn, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin! wir wollen sehen, was wir thun können, um alles wieder ins alte Gleis zu bringen.“ — Madame Bulling weinte vor Freuden. Schneller umarmte sein Mägd-

lein, und überlegte zugleich, wie viel er sich zur baaren Mitgift bedingen wolle.

Indessen entsiegelte Jonas eine Flasche seines besten Ehrenweines, und brachte die Gesundheit aus: „Was wir lieben!" Der Direktor und seine künftigen Schwiegeraltern dachten dabey an das liebe Geld; Dorchen nannte sich im Geiste Frau Stadtdirektorin; nur die einzige Wilhelmine verstand den Trinkspruch im rechten Sinne, und ließ über den Fluß hinüber einen flüchtigen Gedanken schweifen, der dem jungen Windmantel Ohrenklingen verursachte.

Unter der Hülle freundschaftlicher Scherze machte nun Bulling seinem Gast sehr ernste Vorwürfe, daß er sich wider ihn mit Faßmann verbunden, und Franzens häusliche Niederlassung in Fehdingen befördert habe. Herr Schneller entschuldigte sich so gut er konnte, bezeugte Reue und Leid, und ver-

ſprach mit ſeiner gewöhnlichen Betheurung, ſich von aller Gemeinſchaft mit dem Fremdlinge loszumachen.

„Gut!“ ſagte Bulling: „Ich nehme Sie beym Worte! Doch beſteh' ich darauf, daß auch der ſchwächſte Verbindungsfaden ohne Aufſchub zerriſſen werde. Sie haben, zum Beyſpiel, bey dem Menſchen in die Lotterie geſetzt. Laſſen Sie ihm bey der letzten Klaſſe das Loos auf dem Halſe!“ —

„Aber, goldenſter Freund,“ ſprach der Direktor, „mein Loos kann ja einen anſehnlichen Gewinn erhalten!“

„Männchen, das geſchieht nicht!“ fiel Madame Bulling ein: „Ich habe mich darüber bey Mutter Reginen, der bekannten klugen Frau, befragt, und ſie hat mir aus ihren Karten bewieſen, daß alle Looſe, die unſer Feind ausgegeben hat oder ausgeben wird, mit hellen, klaren Nieten herauskommen.“ —

„Vestes Mamachen," erwiederte Schneller, „ich traue der Kartenprophetin nicht ganz! Mein Loos ist mit der Zahl 333 bezeichnet: die wichtigste und wunderkräftigste Nummer, die sich denken läßt! — Vom Anbeginn der Welt galt die Drey für eine geheimnißvolle, heilige Zahl, und hier — erwägen Sie das um's Himmels willen! — hier stehen gar drey Dreyen beysammen!" —

„Narrenpossen!" rief Jonas: „Drey Mahl Drey ist Neun: das ist das ganze Geheimniß." —

„Spotten Sie nach Lust und Belieben, Herr Bulling! Ich kann mich durchaus, ohne Garantie, von diesem mystischen Loose nicht trennen. Wollen Sie mir für den darauf fallenden Gewinn Bürge seyn?" —

„Ja, das kannst Du, mein Schatz!" rief Madame Bulling: „Verlaß Dich auf Mutter Reginen!"

„Topp, Herr Sohn!" sagte Jonas:

„Ich garantire Ihnen, daß Sie — durchfallen.“ —

„Gehorsamer Diener, Papachen! So haben wir nicht gewettet! Sie sind so gütig, und geben mir eine schriftliche Versicherung, daß Sie mich für jeden Gewinn, der das Loos trifft, er sey klein oder groß, schadlos halten.“ —

Hierzu wollte sich der Kaufmann nicht verstehen. Er sagte: sein Wort sey so gut als ein Wechselbrief. Doch der vorsichtige Rechtsgelehrte verlangte schlechterdings Schwarz auf Weiß, und Madame Bulling schrie immer dazwischen: „Schreib doch, schreib! Verlaß Dich auf Mutter Reginen!“ — Herr Jonas sprach indessen der Flasche weidlich zu; der Wein machte ihn gefällig und leichtsinnig; er schrieb den Assecuranzschein.

„Vortrefflich!“ sagte Schneller, und schob das Blatt in die Tasche: „nun geb'

ich das Loos mit voller Gemüthsruhe zurück.“ —

„Aber nicht eher als kurz vor der Ziehung der letzten Klasse!“ sprach Jonas: „Der Mensch darf nicht Zeit haben, es anderwärts zu verkaufen; die Niete muß ihn treffen.“ —

Hierauf ward noch mancherley, was sich zum Theil schon im nächsten Kapitel offenbaren wird, besprochen und abgemacht. Dann ging der Direktor, als Dorchens erklärter Bräutigam, fröhlich nach Hause.

32.

Die Dinge gewinnen plötzlich eine andere Gestalt.

In der folgenden Nacht setzte sich der gefangene Mordbrenner auf flüchtigen Fuß, und nahm wahrscheinlich seinen guten Freund, den Moritz und Lorenz auf der That des Fenstereinwerfens ertappt hatten, zur Gesellschaft mit auf die Reise; denn auch Dieser ward seitdem in Fehdingen nicht mehr gesehen. Doch war er ohne Zweifel so höflich, sich von Monsieur Polykarp zu beurlauben. Sie sprachen, im Zwielicht des Tages nach dem Versöhnungsmahle, an einem einsamen Orte vertraulich mit einander, und es schien, als unterstützte Polykarp den armen Emigranten mit Reisegeld. Er hatte vermuthlich bey dieser Gelegenheit den Freund im Stockhause zu gleicher Wohlthä-

tigkeit empfohlen: wenigstens begab sich der menschenfreundliche Lebendiener sogleich nachher in die Frohnfeste, und blieb fast eine Stunde darin. Der Stockmeister begleitete ihn heraus vor die Thür, und machte ihm einen so tiefen Bückling, daß alle Menschen, die eben vorbey gingen, darüber erstaunten. Man wollte sagen: er habe sich nachher, vor Freude über den ehrenvollen Zuspruch, einen starken Rausch getrunken, und der Gefangene sey so klug gewesen, den sinnlosen Zustand seines Wirths zur Flucht zu benutzen.

Auf diese Art entschuldigte sich der Stockmeister selbst — ohne jedoch Polykarps Besuch zu erwähnen — bey dem Direktor, der über den Vorfall aus der Haut fahren wollte. Die Meldung geschah zufällig in Gegenwart verschiedener Personen, denen er das Schauspiel eines äußerst erzürnten Richters zu geben für gut fand. Er wü-

thete so fürchterlich, daß die Anwesenden für des Stockmeisters Leben besorgt wurden, ihn schützend umringten, und zur Thür hinaus schoben, damit er entfliehen konnte. Aber die Schutzengel wußten nicht, was sie von der Sache denken sollten, als der Gerettete ruhig und langsam die Treppe hinab stieg, und in sich hinein lachte.

In Ansehung der Steckbriefe ward — wie sich Schneller einst ausdrückte — der gute Anstand beobachtet. Kielhase schrieb deren so viel, als sollten sie in allen europäischen Zeitungen abgedruckt werden. Sie mußten aber wohl auf den Posten verloren gegangen seyn: es kam nur ein einziger in einem öffentlichen Blatte zum Vorschein, und die Zeitungsexpedition war noch überdieß so saumselig gewesen, ihn erst nach vollen sechs Wochen unter die Presse zu geben. Der Flüchtling hatte daher, wenn er sonst wollte, Zeit genug, einen gemächlichen Spa-

ziergang von mehrern hundert Meilen ungehindert zu machen.

Der Direktor und Bullings Sachwalter rathschlagten indessen fleißig mit einander, und Jener übte sich bey verschlossenen Thüren, die Handschrift eines Stadtschreibers, der vor funfzig Jahren auf dem Rathhause zu Fehdingen die Feder geführt hatte, getreu nachzubilden. In dessen Manier schrieb er über die angebliche Publication des saubern Privilegiums, woraus Bulling das Recht des Alleinhandels beweisen wollte, ein gründliches Protokoll, und fügte eine Abschrift des Raufschen Originals den Akten bey. Diese mußten ein paar Stunden oder Tage den Schinken und Würsten im Schornsteine Gesellschaft leisten, wurden nachher dick mit Staub bestreut, und in einen Winkel des Rathsarchivs geworfen.

Bey diesen dringenden Amtsgeschäften ließ man dennoch auch die Familienangele-

genheiten nicht aus der Acht. Jungfer Dorothee Bulling und der Herr Stadtdirektor Theophilus Schneller thaten den nächsten Sonntag, zum Erstaunen der ganzen unvorbereiteten Kirchenversammlung, ihren Ehrensprung von der Kanzel.«

33.

Der unparteyliche Richter.

Des Brautpaars Aufgeboth, das sich kein Mensch hatte träumen lassen, setzte ganz Fehdingen in Bewegung. Besonders hatten die Zungen der Weiber keinen Augenblick Ruhe, und ihre Hände thaten in den ersten Stunden fast nichts, als daß sie vor Verwunderung gegen einander schlugen. Vergebens ermahnten die hungrigen Haus-

väter, die Küche gehörig zu besorgen. Die Braten kamen theils verbrannt, theils roh auf den Tisch.

Mit schnellen Schwingen nahm das Gerücht seinen Flug zum schwarzen Ritter, und ließ dort seine Posaune erschallen. Herr Faßmann, den wir seit langer Zeit nicht aus seinem Lehnstuhle heraus bemüht haben, fuhr mit einem derben Fluch empor, lief ungewöhnlich behend zum Nachbar Franz, erzählte keuchend, was er gehört hatte, und schimpfte, wie ein Rohrsperling, auf seinen treulosen Herrn Gevatter. Ruhig lächelnd vernahm Franz die neue Mähr, und antwortete kaltblütig: er habe von Leuten, die immer den Selbstruhm der Ehrlichkeit im Munde führten, zeitlebens wenig gehalten, und es sey ihm also nicht unerwartet, daß Herr Schneller keine Ausnahme von der Regel mache. Uebrigens ändere sein Uebersprung zum Feinde in der Hauptsache nichts.

„Das

„Das ist recht!“ sagte Faßmann: „Weichen und wanken Sie nicht! Ich will auch den Tänzen, die es geben wird, in meinem Stuhle gelassen zusehen.“ —

Und auf diesen Posten begab er sich nun wieder.

Franz glaubte, die Feindseligkeiten würden, unter Schnellers Panier, mit verstärkter Thätigkeit fortgehen; aber die Stein- und Feuerwaffen ruhten; es begann dagegen ein stiller Federkrieg. Mit eherner Stirne erschien Bullings Anwald vor dem versammelten Senat, legte demselben das geräucherte Privilegium vor, und übergab dabey eine weitläuftige Deduction, worin er sagte: es sey unbegreiflich, wie die hochpreisliche Landesregierung dem Herrn Franz die Erlaubniß, sich als Kaufmann in Fehdingen niederzulassen, habe ertheilen können, da doch Herr Jonas Bulling durch jenen Gnadenbrief das Recht des Alleinhandels von sei-

nem Schwiegervater geerbt habe. — Das Ende vom Liede war eine Bitte an den wohlweisen Rath: sogleich mit der Hand der Gerechtigkeit den neuen Laden zu schließen, und dann, mittelst gehorsamsten Berichts, bey der Landesregierung darauf anzutragen, daß Franzens erschlichenes Privilegium wieder vernichtet werde.

Die guten, frommen Rathsherren (die, kürzlich von Herrn Bulling beschenkt und zu Tische geladen, seines Weibes Beleidigungen völlig verziehen und vergessen hatten) freuten sich kindisch über die herrliche Urkunde, die, ihres Erachtens, dem werthen Gönner und Freunde einen vollständigen Sieg über seinen Feind verschaffen mußte. Ungleich kälter nahm sie der Stadtdirektor auf. Er war sogar frech genug, einige leise Zweifel gegen ihre Aechtheit fallen zu lassen. Herr Bulling, sagte er, habe ihm schon vor einiger Zeit das Dokument gezeigt,

doch finde sich, seines fleißigen Nachsuchens ungeachtet, im Rathsarchive kein Wort davon. Es sey indessen wohl möglich, daß die darüber gehaltenen Akten noch in irgend einem Winkel versteckt lägen. Sie wären freylich auch im allgemeinen Register nicht aufgeführt; allein das beweise nichts, weil man sich in ältern Zeiten dergleichen Fahrlässigkeiten erlaubt habe. Er versprach, das ganze Archiv nochmahls umzuwühlen, und verwies den Advokaten zur Geduld: denn es könne in dieser Sache nichts eher verfügt werden, als bis sich die fehlenden Akten gefunden hätten.

Mit so listigem Zaudern ging er zu Werke, um sich nicht durch allzu gefällige Handbiethung der Gegenpartey verdächtig zu machen. Ein gemeiner Betrieger hätte auch gewiß nicht versäumt, die selbstgeschaffenen Akten ins Repertorium einzutragen: aber seine Schlauheit unterließ es, um den

Schein eines Betrugs desto weiter dadurch zu entfernen. Er hatte überdieß den Advokaten zuvor gestimmt, sich gegen den kalten Bescheid, der ihm ertheilt werden würde, aufzulehnen. Rauf spielte, auf seine Original-Urkunde pochend, den Grobian meisterhaft. Der Direktor bedeutete ihn, sich an Gerichtsstelle bescheidener zu betragen. Es kam zu einem lebhaften Wortwechsel. Der Advokat schrie laut über verweigerte Justiz, und ging trotzig und ohne Abschied fort.

Diese Scene war vortrefflich gelungen. Herr Schneller freute sich innig darüber.

34.

Das Lotterieloos.

„Aber, beſter Herr Direktor!“ begann der Bürgermeiſter in einem kläglichen Tone: „Sie ſollten ſich doch der Sache des braven Herrn Bulling etwas wärmer annehmen! Bedenken Sie, daß er in wenigen Wochen Ihr ſehr naher Verwandter iſt!“ —

„Das darf an dieſem Orte nicht in Anſchlag kommen, mein Herr Bürgermeiſter!“ antwortete Schneller mit Würde: „Die Gerechtigkeit hat keine Verwandten.“ —

Der Schlaukopf wußte, daß ſeine Kollegen alles, was ſich auf dem Rathhauſe begab, ihren Weibern erzählten, und daß dieſe mit den ihnen anvertrauten Geheimniſſen nicht geizten: er war alſo überzeugt, der Ruf ſeiner ſtrengen Parteyloſigkeit werde bald auf dem öffentlichen Marktplatz

ertönen, und zu Franzens und Faßmanns Ohren dringen.

Der Schalk ging noch weiter. Er machte in den ersten Tagen nach jenem gerichtlichen Spiegelgefechte nicht die geringste Anstalt, die wichtigen Akten zu suchen. Die Senatoren erinnerten ihn oft daran; aber sie predigten tauben Ohren. Es habe damit Zeit, war seine gewöhnliche kurze und runde Antwort. Die guten Herren wurden darüber ganz stutzig. Sie glaubten am Ende: er habe sich mit dem Bullingschen Hause entzweyt, und die Heirath gehe wohl gar den Krebsgang. Diese Sage durchlief schon die Stadt. Ein Vornehmer des Raths sagte ihm dieß ins Angesicht. Er lächelte zweydeutig, und schwieg.

Bullings Rechtssache ruhte eine volle Woche, ohne daß ihretwegen ein Finger gerührt wurde. Die Rathsherren konnten diese unbillige Verschleifung nicht länger er-

tragen. Sie begaben ſich ſelbſt, mit Brillen auf den Naſen, ins Archiv, und durchſtöberten es Blatt für Blatt. Ihre Mühe war nicht fruchtlos; die geſuchten Akten fanden ſich auf. Der Entdecker jauchzte, wie ein Kind über die Weihnachtsbeſcherung, und zitterte an allen Gliedern vor Freude. Mit lautem Triumph trug er den Fund ins Seſſionszimmer, und ſeine mit Staub bedeckten Amtsbrüder frohlockten hinter ihm her.

Der Direktor ſtimmte nicht in dieſen Jubel ein. Er nahm die wohlbekannten Papiere gleichgültig in die Hand, durchblätterte ſie ein Weilchen, und legte ſie ſtill bey Seite. Die Herren des Raths ärgerten ſich über dieſe Kälte nicht wenig. „Soll denn," fragten ſie, „der Prozeß nun noch weiter auf die lange Bank geſchoben, und der neue Laden nicht ſofort gerichtlich geſchloſſen und verſiegelt werden?" —

„Bewahre der Himmel!“ rief Schneller „Wie dürften wir uns dieser Gewaltthat gegen ein fürstliches Privilegium anmaßen? — Wir können nichts thun, als Bericht erstatten, und das soll gelegentlich geschehen.“ —

„Gelegentlich! — gelegentlich!“ — murmelten die Rathsglieder gegen einander, und warfen stechende Seitenblicke auf den Direktor, der die einfältigen Tropfen im Herzen verlachte.

Doch vor hellern Köpfen machte ihn, trotz diesem Maskenspiele, sein böses Gewissen scheu. Er ging so wenig als möglich über die Straße, um Franzen nicht zu begegnen, und sogar hinter seinen papiernen Bollwerken zitterte er vor ihm, wenn jemand an die Thür klopfte. Franz hatte mit ihm nichts zu sprechen, und hielt sich fern von ihm.

Aber die Ziehung der letzten Lotterie-Klasse rückte heran, und der Direktor hatte

sein Loos noch nicht abgehohlt. Franz entschloß sich zu der Höflichkeit, es ihm ins Haus zu schicken, und sandte seinen Ladendiener damit ab.

Mit großer Bestürzung empfing ihn Herr Schneller, und nöthigte ihn in der Angst, auf dem Sopha Platz zu nehmen: eine Ehre, die er sonst dergleichen dienstbaren Geistern nicht erzeigte. Windmantel öffnete seine Brieftasche, und übergab ihm das Loos.

„Lieber Mann," — sagte der Direktor, und wusch sich vor Verlegenheit trocken die Hände — „ich bedaure sehr, daß ich dieses Blättchen ablehnen muß. Die Zeiten sind jetzt schwer; das baare Geld wird immer seltener; und ein Sperling in der Hand ist besser, als eine Taube auf dem Dache. Kurz: die Einlage, die ich noch zu bezahlen hätte, inkommodirt mich, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin! Herr Franz mögen daher die

Güte haben, mich von dem Loose freyzusprechen. Es wird nicht an Gelegenheit fehlen, es anderswo unterzubringen.“ —

Windmantel zuckte die Achseln, steckte das Loos wieder ein, und trat ab. Der Direktor, dem nun ein Stein vom Herzen war, begleitete ihn freudig bis an die Treppe, und beund ihn hier noch mit tausend Empfehlungen an seinen Herrn.

Als Windmantel Rapport erstattet hatte, legte Franz mit Lächeln das Loos in sein Pult, und rächte sich auf der Stelle: er übersandte dem Direktor die dafür bezahlten sechs Dukaten, die er, nach der Regel, nicht zurückfordern und nicht mit Ehren annehmen konnte. Aber er nahm sie an, und ließ sich herzlich bedanken.

35.

Windmantel iſt glücklicher als ſein Herr.

Franz war in dieſen Tagen nicht frohſinnig. Die Kämpfe mit Bulling und deſſen Söldnern hatten an ſich keinen nachtheiligen Einfluß auf ſein Gemüth; ſie ergötzten ihn vielmehr: aber er haderte mit dem Schickſal, daß es ſeine Liebe zu Roſalien, für die er ſich jenen Neckereyen bloß ſtellte, ſo wenig begünſtigte, und die zwiſchen ihr und ihm ſtehenden Berge, anſtatt ſie aus dem Wege zu räumen, immer noch höher wachſen ließ. Seltner, als jemahls, ward ihm das zufällige Glück, die Geliebte zu ſehen. Viele Tage durchſchweifte er fruchtlos die Gegenden, wo er ſie zu finden hoffte; und gelang es ihm, ihr zu begegnen, ſo war ſie nie allein, und ſeinen lebendigſten Ent-

schluß, sie auf eine anständige Art anzureden, ertödtete jedes Mahl ihrer Begleiterin zorniges Mienen- und Geberdenspiel, womit sie immer auffallender seine Begrüßung erwiederte. Rosalie, dadurch in Furcht gesetzt, wagte kaum mehr, die Augen gegen ihn aufzuschlagen.

Bey der Soldatenwittwe, wo er fleißig nach dem lieben Mädchen forschte, erhielt er theils widrige, theils angenehme Nachrichten. „Es muß," sagte sie, „zwischen Vater und Tochter etwas vorgefallen seyn. Rosalie kommt sehr sparsam, und scheint einen Kummer auf dem Herzen zu haben. Sie flüsterte mir neulich, hinter dem Rükken der Alten, die eben von einem gewaltigen Husten befallen wurde, flüchtig ins Ohr: sie dürfe nicht mehr so oft ausgehen, als sonst; dann fragte sie schnell und so leise als möglich nach Ihnen, und dabey ward

ſie roth, ſo roth, daß ich's Ihnen nicht beſchreiben kann." —

(Kürzer hätte die Erzählerin ſagen können: „ſo roth als Sie, mein Herr!" denn Franzens Geſicht ſtand in Feuer.)

„Ich antwortete:" — fuhr die Witwe fort — „Sie beglückten mich durch manchen wohlthätigen Beſuch, und Ihr erſtes Wort ſey immer eine Frage nach ihr und ihrem Ergehen. — Da ward ſie vollends, wie mit Blut begoſſen, und, mit einem ſchüchternen Blick auf die Alte, winkte ſie mir, zu ſchweigen." —

Das war für den Verliebten Stoff genug, ganze Tage und Nächte darüber nachzudenken, und ſeine Hoffnung damit zu nähren. Was konnte er anders thun? Raſches Vordringen zur Entwickelung hätte wahrſcheinlich alles verdorben. Er rechnete darauf, dem Alten vom Berge mit der Zeit vortheilhaft bekannt zu werden, und ſich da-

durch den Weg zu ihm und Rosalien zu bahnen. Indessen mußte er den Zufall sein Spiel treiben lassen.

Glücklicher war Windmantel. Er hatte seine sonntägliche Muße benuzt, sich Wilhelminen auf Spaziergängen in zierlichen Kleidern zu zeigen, und freundliche Worte mit ihr zu wechseln. Er brachte es sogar dahin, daß er ihr an schönen Sommerabenden, wenn sie auf der steinernen Bank vor ihrer Hausthüre saß, einige Minuten Gesellschaft leisten und an ihrer Seite Platz nehmen durfte. Die Aeltern sahen dieser aufkeimenden Liebschaft durch die Finger zu. Sie versprachen sich davon den Nuzen, daß Windmantel zu ihrer Partey übertreten, und auf den ersten Wink bereit seyn werde, sich zur Schlange im Busen seines Herrn brauchen zu lassen. Diesen Antrag verschoben sie vor der Hand nur aus Besorgniß,

der junge Burſch ſey noch nicht feſt genug im Netze der Liebe gefangen.

Moritz (der ſich oft in häuslichen Angelegenheiten zum Vormund ſeines hochherzigen, und daher in manchen kleinen Dingen ſorgloſen Freundes aufwarf) entdeckte ihm den bedenklichen Umgang ſeines Dieners, und rieth zu einem ſtrengen Verboth: allein Franz hielt ſich dazu nicht befugt. Es ſchien ihm zu hart, die natürliche Freyheit des Jünglings zu beſchränken, da er beſonders in ſeinen Geſchäften brauchbar und thätig war, und ſich noch nicht der geringſten Untreue verdächtig gemacht hatte

36.

Das Hochzeitmahl.

Die Edlen des Raths fuhren unabläſſig fort, über den Aufſchub des Berichts zu eifern, und ſie hatten es doch gar nicht nöthig, da der planmäßige Schildkrötengang der Sache von Herrn Jonas ſelbſt gebilliget ward. Der Direktor ärgerte die guten Leute bis beynahe zu ſeiner Hochzeit. Wenige Tage zuvor machte er ſich endlich an das gefährliche Geſchäft. Er überſandte der Regierung Bullings Klageſchrift; die neugeborenen alten Rathsakten und die eben ſo beſchaffene Original-Urkunde behielt er aber noch an ſich. Das Glück, dachte er, thut große Dinge in der Welt, und ſteht auch uns vielleicht bey, daß dieſe Papiere nicht zur Anſicht verlangt werden.

Herr Jonas und ſeine Gemahlin trafen

indeſ-

indeſſen Anſtalten, Dorchens Ehrentag glänzend zu feyern. Man ſollte mit Staunen ſehen, was reiche Leute vermögen. Sie wollten ſich durch Prunk und Ueberfluß in Fehdingens Chronik unſterblich machen. Der ganze wohlweiſe Rath und alle Vornehme des Orts wurden von einem gravitätiſchen Hochzeitbitter mit vielem Wortgepränge eingeladen. Die theuerſten Leckereyen, ſammt Köchen und Muſikanten, kamen aus der Hauptſtadt an. Kurz, Herr Jonas richtete ſich ein, an Einem Tage ſo viel aufgehen zu laſſen, als er ein Jahr lang durch Wucher aller Art ſeinen Mitbürgern abgezwackt hatte.

Nicht minder thätig bereiteten ſich die Eingeladenen zum Feſte. Indem die Damen alles aufbothen, einander in Kleiderpracht zu übertreffen, ſtudirten die Herren auf wohltönende Glückwünſchungs-Komplimente, erſannen zweydeutige Scherze, wo-

mit ſie das junge Paar über der Tafel ängſtigen wollten, und memorirten aus Anekdotenſammlungen paſſende Schnurren, um die Geſellſchaft damit zu beluſtigen. Das Rathskollegium ſetzte überdieß einen Gelegenheitsdichter in Nahrung, und erhielt für baare zwey Gulden ein Hochzeitcarmen, das ſich gewaſchen hatte.

Außer Nahrung ſetzten aber einige gute Wirthe — den Magen, und vertröſteten ihn, wenn er darüber murrte, auf das nahe Hochzeitmahl, bey dem er ſich für die Faſten, die ſie ihm Tags vorher auflegten, ſchadlos halten ſollte.

Wir wollen, ohne erſt bey der Trauungs-Ceremonie zu verweilen, ſogleich mit zur Tafel gehen.

Die bunte Doppelreihe der Herren und Damen ſaß ſteif und zierlich da, und konnte vor lauter ehrbarlicher Umſtändlichkeit kaum einen Biſſen zum Munde bringen.

An herzliche Freude war nicht zu denken. Das Hauptgespräch bestand Anfangs bloß in Schmeicheleyen, die der Hochzeitmutter über den Wohlgeschmack der Speisen gesagt wurden.

„Gott sey Dank!" sprach der Hochzeitvater: „wir sind's im Stande, guten Freunden eine gute Schüssel vorzusetzen; und ich hoffe, wir bleiben in dieser Verfassung, Trotz dem fremden Menschen, der uns verderben will!" —

Bey diesen aufgeblasenen Worten bewiesen alle Gäste die lebhafteste Theilnahme. Sie runzelten die Stirnen, zuckten die Achseln, lächelten Hohn, und machten mehrere solche Grimassen, um Haß und Verachtung gegen den Feind des Hauses zu bezeugen. „Ehrlich währt am längsten!" rief Herr Jonas, und hob sein Glas. Die ganze Gesellschaft folgte seinem Beyspiel, und stieß, den Spruch wiederhohlend, ihre Gläser mit

dem seinigen zusammen. Des Bräutigams goldgeränderter Kelch machte sich am meisten laut, ungeachtet er bey dem gegenwärtigen Anlaß das wenigste Recht dazu hatte. Es wurden nun mehrere Trinksprüche, die sich auf den Fehdingschen Krämerzwist bezogen, bey Becherklang ausgebracht, und die Gesellschaft gerieth darüber, auf Franzens Unkosten, in eine ausgelassene Fröhlichkeit. Der etwas benebelte Stadtschreiber, dem der Geist seiner längst abgeschiedenen Universitätsjahre erschien, rief dem jungen Kaufmann sogar ein grimmiges „Pereat!“

37.

O, Mutter Regine! Mutter Regine!

„Pereat!“ fiel das Chor ein; und indem das Wort des Verderbens noch schallte, tönte ein lustiges Posthorn die Straße herab. So etwas hörte man in Fehdingen nicht oft, und es hatte immer ein allgemeines Stürzen an die Fenster zur Folge. Auch ein Theil unserer Tafelgesellschaft sprang von den Sessein auf. „Gewiß eine Stafette, die mir das große Loos meldet!“ scherzte Jonas. Aber der Postillon trabte vorbey, und nahm seinen Weg nach der Gegenseite der Stadt. Man erschöpfte sich in Muthmaßungen, was er wohl bringe. Ein Lotteriegewinn konnte es nun nicht seyn: denn in jener Gegend hielt nur Franz ein Comtor dieses Glücksspiels, und

Mutter Regine hatte geweißaget, daß alle Looſe, die durch ſeine Hand gingen, mit Nieten gezogen würden. Das verſicherte Madame Bulling den Gäſten, und ſie glaubten es ihr und der Prophetin. Doch um ſo mehr war man neugierig, was ſonſt die Stafette zu bedeuten habe. Monſieur Polykarp, der die Ehre hatte, den letzten Platz an der Tafel einzunehmen, büßte darüber den köſtlichen Nachtiſch ein. Sein Herr befahl ihm, dem Poſtreiter nachzulaufen, und ſich nach der Urſache ſeiner Ankunft zu erkundigen. Höchſt ungern ſchied er von der großen, ambroſiſch düftenden Mandeltorte und der ihm ſo ſeltenen Weinflaſche; doch er mußte gehorchen.

Als er an den Strom kam, brachte ſchon die Fähre den Poſtillon ans jenſeitige Ufer. Polykarp ſprang in einen Kahn, und drang auf möglichſte Eile. Der Schiffer ſtrengte ſich an, und ruderte mit ſolcher

Gewalt, daß des Passagiers hochzeitliches Kleid von unten bis oben mit Wasser benetzt wurde. Verdrießlich stieg er ans Land, und noch verdrießlicher sah er das Postpferd vor Franzens Ladenthür stehen.

Was wird daraus werden? dachte er, und lauschte von fern. Nach einigen Minuten erschien Monsieur Windmantel an der Ladenthür, und befestigte daran ein schwarzes Täflein, worauf mit fingerlangen Zahlen und Buchstaben gekreidet war: „Nummer 333 hat zwanzigtausend Thaler gewonnen.“ —

„Ach, daß sich Gott erbarme!“ rief Polykarp laut gen Himmel, und fühlte sich an allen Gliedern gelähmt. Aber er raffte sich zusammen, kam bleich, wie ein Gespenst, ins Hochzeithaus, und machte der ansehnlichen Versammlung mit stammelnder Zunge bekannt, was er auf dem Täflein gelesen hatte.

„Esel!“ schnob ihn Jonas an: „Er hat ein Glas über den Durst getrunken!“

Polykarp betheuerte, er sey so nüchtern, wie ein Fisch, und könne seit funfzig bis sechzig Jahren vortrefflich lesen.

„Aber es ist nicht möglich!“ sagte Madame Bullyng: „Mutter Regine muß das ja besser wissen!“ —

„Ich wollte, daß sie der Henker sammt ihren Karten hohlte!“ rief der Hochzeitvater, und fuhr so wüthend auf, daß der Stuhl hinter ihm umschlug. Er winkte dem Bräutigam. Sie gingen mit einander in ein Nebenzimmer.

„Seyn Sie aufrichtig, Herr Sohn!“ sprach der Alte bittend: „Haben Sie vielleicht das Loos an sich behalten?“ —

„Wollte Gott, Papachen, ich könnte mit Ja antworten!“ sagte der Direktor: „Aber ich war Ihnen, leider! gehorsam; ich gab

den Looszettel, den mir Franz überſandte, zurück.“ —

„Raſend möcht' ich werden!“ ſchrie Jonas. „Ich wollte den Menſchen um einige Thaler bringen, und dadurch gewinnt er zwanzigtauſend!“ —

Herr Schneller ſpielte gelaſſen mit ſeiner Doſe, und zuckte die Achſeln.

„Zwanzigtauſend! — zwanzigtauſend!“ — wiederhohlte Jonas mit ſteigender Verzweiflung. Er ſtürmte dabey im Zimmer herum, ſchlug ſich vor die Stirn, riß die Weſte auf, ſchob die Perücke von einem Ohre zum andern, und zerfetzte das Schnupftuch mit den Zähnen. Endlich warf er ſich auf einen Stuhl, zog den Direktor neben ſich, und ſtreichelte ihm die Wangen. „Söhnchen,“ ſprach er mit zärtlicher Stimme, „nicht wahr, liebes, goldnes Söhnchen, Sie haben den Verſicherungsſchein, den ich im Scherz

ausstellte, auch bloß im Scherz angenommen?“ —

„Mit nichten, Väterchen!“ antwortete der Direktor: „Es war Ihr und mein voller Ernst!“ —

„Nun, so lassen Sie uns jetzt ein Späßchen daraus machen!“ sagte Jonas, und krabbelte ihm freundlich den Bart. „Sie, mein theurer, werther Herr Schwiegersohn, erben ja doch einst mit Ihrer Frau mein ganzes Bißchen Hab' und Gut! — Euch, ihr Kinderchen, zu Liebe errichte ich ein Testament, setze Wilhelminen auf den Pflichttheil — —“

„Recht schön!“ fiel Herr Schneller ein: „Aber, lieber Papa, im Betreff des Assecuranzscheins, bitte ich gehorsamst, auf baldige Auszahlung der mir verfallenen Summe zu denken.“ —

Der liebe Papa sah ihn an, als wollte

er ihn mit den Augen erſtechen, ſprang auf, lief aus dem Zimmer, und ſchlug gräßlich die Thür hinter ſich zu.

Die Spielleute machten eben einen Verſuch, durch den Zauber der Tonkunſt die Gährung der Gemüther zu beſänftigen. „Schweigt ihr elenden Fiedler!“ brüllte ſie Bulling an, und verſetzte der brummenden Baßgeige einen ſo grimmigen Fußtritt, daß ſie in Stücke zerfiel. Mit Grauſen fuhren die Muſikanten von den Stühlen auf, und retteten ſich und ihre Inſtrumente durch ſchnelle Flucht.

Die Gäſte tranken geſchwind ihre Weingläſer aus, und ſuchten Hüte, Degen und Fächer zuſammen. Jonas ging, wie blind und taub, mit großen Schritten auf und ab. Er ſchien das Gewühl des Aufbruchs nicht zu bemerken. Die Abſchiedskomplimente begannen; er nöthigte niemand, zu bleiben. Sämmtliche Herrſchaften, die ſich

darauf eingerichtet hatten, weit in den folgenden Tag hinein zu tanzen und zu schmausen, mußten sich nach Hause begeben. Sie schämten sich, über die Straße zu gehen, und ihr frühzeitiger Rückzug ward auch wirklich aus allen Fenstern mit großen Augen angestaunt. Lustig aber war es, wie das artige Sümmchen, das dem von ihnen verspotteten und verunglimpften Manne zugefallen war, sie plötzlich gegen ihn umgestimmt hatte. Sie versicherten einander: er solle doch im Grunde, wie sie gehört hätten, ein recht wackerer Mensch seyn. Sie bereuten, daß sie von ihm übel geredet hatten, und waren sehr in Sorgen, er möchte es erfahren. Der Stadtschreiber widerrief feyerlich, sein Pereat; und bat flehentlich, von dieser im Rausche begangenen Uebereilung nicht zu sprechen.

38.

Die frostige Brautnacht.

Im Hochzeithause ging es indessen noch tumultuarisch zu. Herr Bulling ließ seiner Wuth freyen Lauf. Er wollte Teller, Flaschen, Fenster und Spiegel zerschlagen. Seine Frau und Töchter mußten flehen und ringen, um ihn von Verwüstungen abzuhalten. Der Direktor hätte ihn durch ein einziges Wort besänftigen können; aber er that es nicht. Er stand ruhig am Fenster, kehrte dem Tummelplatze den Rücken, und berechnete in Gedanken, wie viel ein Lotteriegewinn von zwanzigtausend Thalern, nach Wegfall der gewöhnlichen Abzugsgelder, betrage. Mehr konnte er von seinem Schwiegervater nicht fordern; davon wollte er ihm aber auch keinen Pfennig erlassen.

Herr Jonas packte ihn unsanft am

Arme, und fragte: „Was wird mit uns? Wollen Sie der verbürgten Summe oder meiner Tochter entsagen?“ —

„Weder Ihr noch dem Gelde!“ antwortete Schneller: „Mir sind beyde gewiß!“ —

„Und beyde sollen Sie verlieren!“ rief Jonas. „Ich dringe auf Scheidung, und erkläre mich bankrott!“ —

„Das hat gute Wege!“ sagte der kalte Jurist.

„Trotzen Sie nicht, Herr Direktor! Ich fordere zum letzten Mahl Ihren Entschluß.“

„Sie haben ihn schon gehört! Ich gebe meine Rechte nicht auf, so wahr ich ein ehrlicher — —“

Ein tobendes Gelächter unterbrach ihn. „Ueber den ehrlichen Mann! — Entwöhnen Sie sich doch um's Himmels willen

dieſes Schwurs! Er paßt nicht mehr — Sie verſtehen mich!" —

„O, ſchwarzer Undank!" rief Schneller. „Wer ſchlechten Leuten dient, hat ſchlechten Lohn." —

Kaum waren dieſe Worte über ſeine Lippen, ſo lag er draußen im Vorſaal, und drückte ſeine Geſtalt in den reichlich da geſtreuten ſchneeweißen Sand. Dieſe gewaltſame Exmiſſion lief nicht ohne Schaden ab. Er bekam einen blutigen Gedankenſtrich über die Stirn; das Unterfutter der ſeidnen Beinkleider guckte neugierig über dem einen Knie aus dem Oberzeuge hervor, und einige Weſtenknöpfe ſpielten in fernen Winkeln Verſtecken. Wüthend raffte er ſich auf, um dem Schwiegerpapa in die Perücke zu fallen; aber die verſchloſſene Thür öffnete ſich nicht dem Donner ſeiner Fauſt. Er forderte fluchend die Auslieferung ſeiner jungen Frau. Es ward ihm zur Antwort: er

könne sie nicht anders, als gegen Rückgabe des Bürgscheins, erhalten. Er schickte Legionen Teufel durch's Schlüsselloch ins Zimmer. Jonas Bulling lachte darüber.

Zum Unglück für Diesen war Schneilers Leidenschaft gegen sein Weiblein von etwas kalter Natur. Er wußte sich allenfalls über den Aufschub der Brautnachtsfreuden zu fassen. Das erklärte er ganz unverhohlen durch's Schlüsselloch, reservirte sich aber feyerlich seine Rechte auf's Hochzeitbett. Dann schlich er in der Abenddämmerung nach Hause, stopfte sich eine Pfeife, berechnete seine Ansprüche an den Schwiegervater, warf sich, ohne Liebesqual, auf sein einsames Lager, und schlief fröhlich ein.

Am folgenden Tage übersandte er dem Schuldner das Verzeichniß seiner Anforderungen, worin auch die zerschlitzten Beinkleider nicht vergessen waren. Jonas hatte die ganze Nacht kein Auge geschlossen, und

indes-

indeſſen überlegt, daß er aus vielen Gründen ſeinen Schwiegerſohn nicht entbehren könne. Er machte ſich alſo zu ihm auf, und es kam zu einem gütlichen Vergleich. Ein Theil der verbürgten Lotterieſumme ward, nebſt der verſprochenen Ausſteuer, ſogleich baar bezahlt; der Reſt blieb gegen billige Jahrzinſen in der Handlung ſtehen. Die Frau Stadtdirektorin hielt nun einen feyerlichen Einzug ins Haus ihres Gemahls, und die verſöhnten Männer beeiferten ſich durch tägliche Zuſammenkünfte und andere Freundſchaftsbezeigungen, die ſie ſich im Angeſicht der Stadt erwieſen, das Andenken der ärgerlichen Auftritte des Hochzeittages auszulöſchen.

Indem ſo, dem Außenſchein nach, der Himmel voll Geigen hing, kam ein Regierungsbefehl, der den Magiſtrat mit etwas bedenklichen Ausdrücken aufforderte, das Original-Privilegium des Alleinhandels, deſſen

Jonas Bulling ſich anmaßen wolle, ſammt den darüber ergangenen alten Rathsakten, ohne Verzug einzuſenden. Der Stadtdirektor gehorchte mit Zittern und Zagen; und ehe er ſich noch von dieſem Schrecken erhohlte, folgte ein anderes Reſcript, das von den Schiffern, denen Bulling einſt die bekannte Waſſerſchlacht lieferte, veranlaſſet worden war. Sie hatten ſich beſchwert, daß ſie in Fehdingen keine Genugthuung erhielten, und es ward dem Rath darüber Verantwortung abgefordert. Herr Schneller entwarf ſofort einen Entſchuldigungsbericht, und verſprach unterthänigſt, die Gerechtigkeit zu handhaben.

39.

Der Komödienzettel.

Franz erfuhr bald, daß man an der Hochzeittafel über ihn gespottet, und die Becher auf sein Verderben geleert hatte; er erfuhr es sogar von Mitschuldigen, die sich selbst, als Sünder der Trunkenheit, bey ihm anklagten, und dringend um seine Verzeihung und Freundschaft baten. Jene gestand er ohne Weigerung zu; doch über das letztere Gesuch, das eigentlich an seine Geldsäkke gerichtet war, erklärte er sich nur mit einer stummen Verbeugung, die man nach Belieben auslegen konnte.

Moritz rieth ihm, sich nicht so geduldig beschimpfen zu lassen, sondern Rache zu nehmen, und sich furchtbar zu machen, damit er nicht immer die Zielscheibe der Verleumdung sey.

„Sie straft sich endlich selbst;“ antwortete Franz: „Der Verleumder gleicht einem

Bogenschützen, der seine Pfeile gegen einen Felsen schießt, und von ihnen verwundet wird, wenn sie zurück prallen." —

„Ein artiges Bild!" sagte Lorenz: „Doch bin ich Freund Moritzens Meinung: man muß loses Gesindel, das sich zu maussig macht, auf den Mund schlagen. Ich besitze in der Bibliothek meines Puppentheaters ein Possenspiel, das eine Satyre auf jenen Hochzeitschmaus abgeben könnte, wenn besonders Sie, Herr Franz, Ihr poetisches Talent zu einigen nähern Beziehungen auf jene Gesellschaft anwendeten."

Moritz fand diesen Einfall allerliebst, und ersuchte den Marionettenspieler, sein Drama vorzulesen. Es geschah, die Schnurre ward belacht, Franz ließ sich überreden, sie noch mit ein paar Knüttelversen zu bereichern, und Lorenz (der bis jetzt nicht mehr daran gedacht hatte, sein Theater in Fehdingen aufzuschlagen, weil er in Frau-

zens Hause ohne eigene Unkosten lebte) entschloß sich, einige Vorstellungen, zum Besten der Armen, zu geben.

Die Erlaubniß hierzu mußte bey dem Direktor gesucht werden. Lorenz ging hin. Herr Schneller empfing ihn in der Angst seines bösen Gewissens ungemein höflich, und zitterte mit veränderter Gesichtsfarbe vor seinem Anbringen. Es war nicht so schlimm, als er sich vorgestellt hatte; dennoch ging ihm die Bewilligung der vorgetragenen Bitte schwer vom Munde. Er besorgte, Herr Jonas würde es ihm sehr übel nehmen, wenn er sich gegen ein Mitglied der feindlichen Partey gefällig bezeigte. Doch auf der andern Seite wagte er keine abschlägige Antwort, um die zahlreiche Klasse der Armen, die er und sein Schwiegervater größten Theils in ihren Nothstand versetzt hatten, nicht gegen sich aufzubringen. Auch schien es ihm nicht rathsam, den Marionet-

tenſpieler ſelbſt vor den Kopf zu ſtoßen. Konnte er nicht die wahre Veranlaſſung ſeiner Gefangenſchaft von Franzen erfahren haben, und den Urheber derſelben bey der Regierung verklagen? — So ſiegten zwey Gründe über Einen, und Lorenz erhielt die Erlaubniß, ſeine Bühne auf einem Saale des Rathhauſes zu errichten.

Schnellers Ahnung traf ein: ſein Schwiegervater kapitelte ihn derb, ungeachtet er ſich durch Anführung der bewegenden Urſachen zu entſchuldigen ſuchte. Jonas Bulling wollte nun einmahl mit ſeinem Kopfe überall durch, und dünkte ſich Oberherr und Befehlshaber jedes Menſchen, der nicht ſo reich war als er.

Ihn und wenige ſeiner Getreuen ausgenommen, verſetzte die Ankündigung des Puppenſpiels ganz Fehdingen in Freude. Jubelnd laß Alt und Jung folgenden Zettel, der an den Straßenecken angeheftet war.

Mit geneigter Bewilligung

wird, zum Beſten der Armen, aufgeführt:

Der Nachtſchmaus.

Ein Poſſenſpiel in Einem Akt.

Perſonen.

Reichthum, unter der Geſtalt eines aufgeblaſenen Mannes.

Wohlleben: eine runde männliche Figur.

Schmarotzerey: ein hagerer Tellerlecker.

Mäßigkeit: ein Arzt, mit einer, großen ſpaniſchen Perücke.

Koketterie: eine Modedame.

Faulheit: ein altes, dickes Weib.

Harlekin, als Bedienter.

Gicht,
Zipperlein,
Schlagfluß,
} handfeſte Schergengeſtalten.

40.

Skizze des Possenspiels.

Die Bühne stellt einen Speisesaal vor. Reichthum, Wohlleben, Schmarotzerey, Koketterie, Faulheit und Mäßigkeit sitzen an einer mit köstlichen Speisen und Weinen überladenen Tafel. Harlekin trägt noch mehr auf. Der Reichthum, als Wirth vom Hause, spricht:

Pasteten düften, Flaschen winken,
Beliebt, zu essen und zu trinken!
Ihr wißt, ich bin ein reicher Mann,
Der Euch was Gutes bieten kann.

Die Schmarotzerey verbeugt sich gegen ihn so tief, daß sie mit der Nasenspitze ihren Teller berührt. Der Reichthum fährt fort:

Es ist ein schönes Ding um's Gold!
Wer's hat, dem sind die Menschen hold.

Man dienet ihm mit Mund und Feder,
Und zieht sogar für ihn vom Leder.
Er sitzt indeß in stolzer Ruh,
Und sieht dem Kampf der Söldner zu,
Die sich mit seinen Feinden schlagen,
Und Gut und Leben für ihn wagen.

Etwas schüchtern nickt die Schmarotzerey mit dem Kopfe; das Wohlleben beschäftiget sich untheilnehmend mit seinen Genüssen; die Faulheit ißt, trinkt und gähnt; die Koketterie liebäugelt mit dem Reichthum. Er spricht weiter:

Das alles hab' ich wohl bedacht,
Und mich durch Handel reich gemacht.
Nur Schade, daß man nicht allein
Kann immer Hahn im Korbe seyn!
Es stellt bald hier, bald da, zum Kauf
Ein Neuling seinen Plunder auf,
Und störet mich durch niedre Preise
In meiner alten Handelsweise.

Die Schmarotzerey geberdet sich sehr zornig, und ruft: „Pereat jeder

Meuling!" — Der Reichthum nimmt es gnädig auf, und setzt seine Rede fort:

Nun immerhin! Ich habe Geld,
Und so behaupt' ich doch das Feld.
Drum darf Euch, Freunde, drob nicht grausen:
Ihr sollt mich nach wie vor beschmausen!

Jauchzend klatscht die Schmarotzerey in die Hände. Der Reichthum schiebt ihr eine leckre Schüssel, an die sie sich, aus Respekt gegen ihn, noch nicht gewagt hatte, tölpisch hin, und schenkt ihr ein. Sie küßt ihm, ohne Widerstand von seiner Seite, dankbar die Hand, überschüttet ihn mit Schmeicheleyen, und ißt wie ein hungriger Wolf. Auch die übrigen Gäste speisen und zechen tapfer. Es werden mancherley Trinksprüche ausgebracht; unter andern: „Ehrlich währt am längsten!" — Endlich zieht die Mäßigkeit eine Uhr aus

der Taſche, ſchüttelt ihre Wolkenperücke, und ſagt:

Ey, ey! Schon über Mitternacht!
Nun werde Tafelſchicht gemacht!
Leicht kann ſo ſpätes Banketiren
Uns in des Todes Arme führen.

Wirth und Gäſte ſpotten über dieſe Ermahnung. Nur die Faulheit ſagt nichts dazu; denn ſie iſt, mit einem Biſſen im Munde, eingeſchlafen. Die Uebrigen fahren fort, ſich gütlich zu thun, und ſingen luſtige Lieder.

Mitten im größten Jubel kommt Harlekin mit drolligen Schreckensgeberden gelaufen, und meldet:

Vermummte Kerl umgehn das Haus,
Und brummen hohl: „Giebt's hier noch Schmaus?"
Sie wachſen manchmahl, wie Geſpenſter,
Und ſehen baumlang in die Fenſter.

Der Reichthum befiehlt ihm, die

Hauspforte fest zu verschließen. Harlekin antwortet: es sey schon geschehen. Die Mäßigkeit sagt:

Was hilft uns der Verschluß des Thores?
Wir gehn doch allesammt kapores!
Die Geister, die das Haus umkreisen,
Durchwandeln Holz und Stein und Eisen:
Denn, ach! wer wird es anders seyn,
Als Schlagfluß, Gicht und Zipperlein?

Man lacht über die Angst der großen Perücke, und schmauset fort. Sie aber flieht von der Tafel, und verkriecht sich in einen Winkel.

Jetzt werden drey gräßliche Fratzengesichter an einem Fenster von außen sichtbar. Sie verschwinden wieder, und bald darauf hört man an die Hauspforte andonnern. Die Gesellschaft fährt zusammen, und hält sich mäuschenstill. Der wiederhohlte Donner kracht immer stärker; die Thür wird

aufgesprengt; die Unholde stürzen bewaffnet in den Saal, und fallen über die Schmausenden her. Diese wehren sich Anfangs, werden aber insgesammt, nach einem kurzen Gefechte, von den Dienern des Todes überwältiget und zu Boden gestreckt. Nur die Mäßigkeit und Harlekin (der sich in ihren Schlupfwinkel flüchtet, und sein Gesicht mit ihrer ungeheuern Perücke bedeckt) bleiben verschont. Sie hält, als die Sieger wieder abgezogen sind, den Leichen eine Standrede, wendet sich dann an die Zuschauer, und warnt vor nächtlicher Schwelgerey.

41.

Herr Jonas verübt Thätlichkeiten.

Bey der Vorstellung dieser Posse, nach welcher noch ein Ballet gegeben wurde, hatte der Marionettenspieler einen außerordentlichen Zulauf. Der Saal war mit Menschen überfüllt; nur Jonas Bulling und seine Familie fehlten. Der Direktor durfte von seinem Freybillet keinen Gebrauch machen. Doch Herr Bulling befand sich auf der Bühne: er spielte die Rolle des Reichthums. Sein kleines Ebenbild trug, wie er, einen braunen Rock, runden Stutz und unförmlichen Hut. Die Aehnlichkeit sprang in die Augen, und in die Ohren zugleich: denn Lorenz ahmte, wenn der Reichthum das große Wort führte, Bullings rauhe Stimme sehr täuschend nach. Er war deßhalb bey dem Gastwirth Faß-

mann, der ſie vollkommen nachſprechen konnte, einige Stunden in die Lehre gegangen.

Spott über die Perſönlichkeit eines Menſchen macht bey dem groſſen Haufen immer Glück. Drum ward auch dieſe Poſſe von den meiſten Zuſchauern mit einen rauſchenden Beyfall beehrt. Man hätte den Reichthum, ungeachtet er todt auf dem Platze blieb, ſicher hervorgerufen, wenn man mit dieſer ſo oft gemißbrauchten Ehrenbezeigung in Fehdingen bekannt geweſen wäre.

Bullings Anhänger hingegen glühten vor Unwillen. Sie wagten es nur nicht durch Pochen und Pfeifen gegen den Strom zu ſchwimmen. Aber ſie eilten ins Haus ihres Gönners, gaben ihm Kunde von der öffentlichen Verhöhnung ſeiner Perſon, und meldeten ihm: das Schimpfſpiel werde morgen, auf lautes Begehren, wiederhohlt.

Er ſtaunte, zürnte, und faßte den herz-

haften Entschluß, seine Ausstellung am theatralischen Pranger selbst anzusehen. Am Abend des folgenden Tages begab er sich auch wirklich, mit seiner Gattin und jüngern Tochter, in den Komödiensaal, und bezahlte die Einlaßkarten mit falschen Groschen, die man ihm, Trotz seiner Vorsicht, aufgehangen hatte. Es dünkte ihn jetzt die schönste Gelegenheit, sie wieder los zu werden: denn die Einnahme war ja für die Armen bestimmt. —

Seine Ankunft auf den ersten Plätzen, vorn an der Bühne, setzte alle Anwesenden in Verwunderung. Man war neugierig, wie er sich bey der Vorstellung benehmen würde.

Sie begann. Er schüttelte mit dem Kopfe, und knurrte laut, als er sein Nachbild erblickte. Es fing an zu sprechen; er hörte mit Erstaunen seine eigene Stimme, und stampfte einige Mahl mit dem Stocke.

Doch verhielt er ſich außerdem ruhig bis zu den Worten:

Nur Schade, daß man nicht allein
Kann immer Hahn im Korbe ſeyn!

Jetzt fuhr er von ſeinem Sitz auf, und erhob den Stock. In dieſer drohenden Stellung wartete er noch die folgenden vier Verszeilen mit Geduld ab; doch nun that er vorwärts einen Sprung, und ſchlug, indem die Schmäroherey ihr Perdat rief, mit wüthender Gewalt unter die ſpeiſenden Herrſchaften. Wilhelmine ſuchte ihn durch ängſtliche Bitten zu entwaffnen; aber die Mutter befeuerte ſeinen Zorn noch mehr, und er richtete in wenigen Augenblicken eine jämmerliche Niederlage auf dem Theater an. Der Marionetten-Direktor ließ plötzlich über dieſen Gräuel der Verwüſtung den Vorhang fallen. Jonas, der ſeine Rache vor der Hand geſättiget hatte, ergriff ſeine Damen am Arme, und drängte ſich haſtig

mit ihnen durch die lachende Volksmenge aus dem Saale. Viele ſeiner Getreuen folgten ihm.

42.

Herr Jonas verwundet ſich ſelbſt.

Auch Windmantel ſchlich Wilhelminen von weiten nach. Ihr Vater bemerkte ihn, und fragte ihn leiſe: ob er ihm wohl das Manuſcript des eben aufgeführten Puppenſpiels heimlich verſchaffen könne. — Windmantel ſtutzte einen Augenblick, und ſagte: Ja. Er wußte, daß ein vollſtändiges, von ſeines Herrn eigener Hand geſchriebenes Exemplar auf deſſen Schreibtiſche lag; die Liebe machte ihn zum Scheim; er ſtahl es am folgenden Tage weg, und übergab es

dem Vater seines Liebchens, mit der dringenden Bitte, ihn nicht zu verrathen.

Das versprach Herr Jonas; aber er bediente sich der erhaltenen Blätter zum Grundstoff einer heftigen Klageschrift, die er von seinem Sachwalter entwerfen ließ, und bey dem Fürsten unmittelbar einreichte. Franz war darin mit den häßlichsten Farben abgemahlt, und Supplikant bat unterthänigst, den fremden Ruhestörer und Pasquillanten aus Stadt und Land zu verweisen.

Allein der Erfolg entsprach nicht der Erwartung. Herr Jonas hatte unter den Hofleuten, die den Fürsten täglich umgaben und viel bey ihm galten, einen Feind. Es war ein Kammerherr, der in der Nähe der Stadt Fehdingen ein Gut besaß, vormahls mit Herrn Bulling in Schuldverhältnissen stand, und bey diesen Geschäften so von ihm behandelt wurde, daß er ihn nicht lieben

konnte. Er ergriff diese Gelegenheit, sich an dem Wucherer, der ihn hart gedrückt hatte, zu rächen, und schilderte ihn dem Fürsten als einen Mann, der die Geißel der Satyre verdiene. — „Franz hingegen" — sagte der rachlustige Höfling — „hat allgemein das Lob der Rechtlichkeit, und zeigt sich in dem eingesandten Schwank als ein Mann von Talent. Er ist überdieß durch den Gewinn des großen Looses zum Besitz eines ansehnlichen Vermögens gekommen, und es wäre daher wohl nicht übel gethan, diesen Fremdling durch eine Gnadenbezeigung zu fesseln, damit er sich nicht, des Zwistes mit dem alten Neidhart überdrüßig, an einen andern Ort begebe, und die hier gewonnene Geldsumme dem Lande entführe." —

Der Fürst, den das Puppenspiel belustiget hatte, antwortete: es käme ihm nicht

auf ein Titelchen an, wenn ihm Franz dieſen Wunſch eröffnete.

Sogleich ſchrieb der Kammerherr Dieſem den Vorgang, und forderte ihn auf, um das Prädicat eines Hofkammerraths anzuſuchen. Der Höfling hatte vielleicht die Nebenabſicht, mit Franzen in dieſelben Verbindungen zu treten, in welche er vor Zeiten mit Herrn Bulling verflochten geweſen war: doch enthielt ſein Brief hierauf nicht die entfernteſte Anſpielung, und um ſo mehr erſtaunte Franz über dieſe gleichſam vom Himmel fallende Gnade. Dagegen ward ihm nun klar, daß ihm ſein Manuſcript, deſſen Verluſt er bis jetzt einem bloßen Zufall beygemeſſen hatte, entwendet worden war. Sein Verdacht fiel aber nicht auf den wahren Thäter. Er glaubte: es habe ſich ein Bullingſcher Rottgeſell eingeſchlichen, und lange Finger gemacht.

Franz hatte übrigens zu dem angetrage

nen Titel nicht die geringste Neigung; doch Moritz und der Marionettenspieler ließen ihm nicht Ruhe: er mußte den Wink des Kammerherrn befolgen, um den stolzen und heimtückischen Feind dadurch zu kränken. Die Bittschrift ward also geschrieben und abgesandt. Kurz darauf erhielt Franz einen kostenfreyen Bestallungsbrief als Titular-Hofkammerrath. Er machte dieß, seinen Freunden zu Gefallen, in den Zeitungen bekannt.

Herr Jonas wollte rasend werden, daß er — er selbst — seinen Gegner, indem er ihn in den Staub zu treten dachte, erhöht hatte. Es war ihm unbegreiflich, wie man einen Verseler so ehren könnte. „Wenn solche Fantasten," sprach er, „über solide Kauf- und Handelsherren erhoben werden, dann muß der Staat zu Grunde gehen!" —

43.

Monsieur Polykarp stiehlt.

Gold und Rang machten dem Hofkammerrath Muth, das Geheimniß seines Herzens zu offenbaren. Er that es in einem gefühlvollen Briefe an Rosalien; aber wie sollte er ihn in ihre Hände bringen? Einen Bothen auf's Schloß zu senden, war nicht schicklich, noch weniger rathsam, weil Franz des Mädchens Gesinnungen im Stillen erforschen wollte, bevor er sich dem Vater entdeckte. Es gab daher keinen andern Rath, als der Soldatenwitwe den Brief zu gelegentlicher Bestellung anzuvertrauen.

Sie übernahm ihn; doch bezweifelte sie, daß es ihr gelingen würde, ihn bald abzugeben. Rosaliens Besuche waren zeither immer seltener geworden, und es schien, als wollte oder müßte sie solche ganz einstellen.

Das Letztere war wirklich der Fall. Ihre Hofmeisterin hatte dem Vater in die Ohren geblasen: Franz begegne ihnen auf allen Wegen und Stegen, dringe sich mit Komplimenten auf, und lasse sich durch den Ernst und Zorn ihrer Blicke kaum abhalten, Rosalien anzureden. Hermann, der den Verdacht, den Balling bey ihm erwecket hatte, dadurch bestätiget fand, ordnete hierauf an, jenseit des Flusses hinfort nicht spazieren zu gehen.

Franz erkundigte sich eine Woche lang Tag für Tag durch den Schalk seines Briefes, und immer traf er ihn noch in den Händen seiner Agentin. Diese oftmahligen Gänge zu ihr verursachten bey seinem Widersacher, der ihm unermüdet aufpassen ließ, um so mehr Verwunderung und Neugier, da überhaupt ganz Fehdingen der Meinung war, daß sich dergleichen Hüttenbesuche für einen Hofkammerrath gar nicht

ſchickten. Herr Jonas nahm auch jetzt ſeinen Gegenmann darum ſchärfer als jemahls auf's Korn, weil Dieſer, von den Privilegiums-Kabalen halb und halb unterrichtet, einen thätigen Sachwalter in der Hauptſtadt bevollmächtiget hatte, ſeine angefochtene Handelsgerechtigkeit zu vertheidigen, und die gegen ihn verübten criminellen Unthaten zur Kenntniß des höchſten Landestribunals zu bringen. Die Folge war, daß ein benachbarter Juſtiz-Amtmann, in deſſen Gerichtsbezirke die Stadt Fehdingen lag, von der Regierung Auftrag bekam, dieſe geſammten Händel zu unterſuchen. Jonas hoffte zwar, den neuen Richter durch Beſtechungen auf ſeine Seite zu lenken; doch bey dem allen fürchtete er Franzen, ſeitdem er Vertheidigungswaffen ergriffen hatte, mehr als zuvor, alle Schritte deſſelben waren ihm verdächtig, und ſein böſes Gewiſſen webte ſogar das Hirngeſpinſt,

daß seines Gegners häufige Unterredungen mit der Soldatenwitwe den Rechtshandel beträfen, weil die Frauenzimmer vom Schlosse bey ihr aus und ein gingen, und der Amtmann mit dem Alten vom Berge persönlich bekannt war, ihn auch bisweilen besuchte. Kurz, Herr Jonas wollte durchaus wissen, was Franz so oft bey der Witwe zu schaffen habe, und Monsieur Polykarp ward befehliget, sich zu ihr zu begeben, und ihr das bedenkliche Geheimniß mit guter Manier zu entlocken.

Der alte Schlaukopf fing die Sache recht klug an. Er ging bey der Wohnung der Witwe vorbey, sah sie am Fenster, grüßte sie, und setzte mit behenden Schritten seinen Weg fort. Aber schnell kehrte er um. „Apropos, liebes Krauchen!" sprach er, in ihre Stube tretend: „warum läßt Sie sich denn in unserm Laden gar nicht mehr sehn? Komm Sie getrost! Herr Bulling zürnt

nicht mehr auf Sie, und hat mir ausdrücklich befohlen, Ihr so viel zu kreditiren, als Sie verlangt."

Die Frau antwortete: sie bedürfe jetzt nichts.

„Aha! der Herr Hofkammerrath!" — sagte Polykarp: „Nun, ich habe nichts dagegen; er wohnt näher, hat treffliche Waaren, ist ein billiger Mann. Ich verdenk' es Ihr nicht im geringsten, daß Sie sich seine Gewogenheit zu erhalten sucht." —

Dieser Einleitung folgte eine lange Reihe zudringlicher Fragen, die endlich die Witwe aus der Stube vertrieben.

Sie glaubte, der Ueberlästige werde sich nun entfernen; aber er machte sich die Einsamkeit zu Nutze, sah sich überall um, und öffnete mit der Behutsamkeit eines Taschendiebes ein Wandschränkchen, woran der Schlüssel steckte. Hier fiel Franzens Brief, an Demoiselle Rosalie Hermann

überschrieben, dem Spion sogleich in die Augen. Wips! schob er ihn in den Busen, eilte fort, und übergab ihn seinem Herrn.

Jonas, dem jeder Schurkenstreich geläufig war, wollte mit tölpischer Hand das Siegel augenblicklich erbrechen; doch schnell besann er sich anders. „Was werden wir finden, als Liebeleyen?“ sprach er: „Drum ist's besser, ich überliefere den Wisch dem Alten vom Berge, und hetze ihn so mit dem zärtlichen Briefsteller zusammen.“ —

44.

Franz und Moritz vereinigen sich.

„Endlich siegt doch die Wahrheit!“ begann Bulling seinen Vortrag auf dem Schlosse: „Erinnern Sie sich noch, mein

Herr, daß ich Sie vor dem Menſchen, der einen Kaufmann vorſtellen will, und ſich jetzt Hofkammerrath nennt, freundſchaftlich warnte, und Ihnen ſagte, er trachte Ihrer Tochter nach? — Sie wollten mir nicht glauben; nun, hier haben Sie einen ſchriftlichen Beweis!"

„Wie kommen Sie zu dieſem Briefe?" fragte Hermann.

„Ich fand ihn auf der Straße, und habe ihn, wie Sie ſehen, nicht erbrochen."

„Das wär' auch eine ſehr ſchlechte Handlung geweſen;" verſetzte Hermann: „Und wenig beſſer iſt die, daß Sie den Brief mir bringen. Sie hätten ihn, da Sie wiſſen, daß ihn der Hofkammerrath geſchrieben hat, demſelben zuſtellen ſollen." —

„Ihnen mag's der Teufel recht machen!" rief Jonas, und rannte kollerig fort.

Das geſchah gegen Abend. Eine Stunde ſpäter erhielt Franz einen Brief, in wel-

chen der seinige an Rosalien unerröffnet eingeschlossen war. Jener bestand aus den wenigen Worten:

Mein Herr Hofkammerrath,

Der angebliche Finder des beyliegenden Briefs übergab ihn mir, und versicherte mich, er sey von Ihrer Hand. Ich weiß es nicht, und entsage der Gewalt, die mir, als Vater, allenfalls zustände, das Siegel zu brechen. Sind Sie wirklich der Schreiber des Briefs, so verbitte ich alle weitere Versuche, eine Correspondenz mit meiner Tochter einzuleiten.

Hermann.

Franz stürzte fort. Er stellte sich das Schlimmste vor: er glaubte, Rosalie selbst habe den Brief ihrem Vater überliefert. Als er aber von der Witwe (die Polykarps Mauserey sogleich nach seinem Weggange bemerkt hatte) den wahren Verlauf der Sa-

che erfuhr, ward er ruhiger. Er beſchied ſich: ein Vater könne in einem ſolchen Falle nicht gelinder verfahren. Darum ſchien ihm der Vorfall nicht ſehr bedeutend, und er kam ziemlich heiter zurück.

Aber Moritz machte ihm den Kopf wieder warm. Er erklärte Hermanns Brief, den er inzwiſchen geleſen hatte, für ein unwiderrufliches Geboth, ſich alle Abſichten und Hoffnungen auf Roſalien aus dem Sinne zu ſchlagen. „Was willſt Du nun noch länger in dieſem Neſte?" ſetzte er hinzu: „Pack' ein, und zieh weiter!" —

Franz widerſprach. Moritz blieb bey ſeiner Meinung, und ſchalt ihn einen verliebten Thoren. Ueber dieſen Ausdruck geriethen ſie mit harten Worten zuſammen, und Moritz ging voll Zorn hinweg in ſein Zimmer.

45.

Franzens Jugendgeschichte.

„Ein Hitzkopf, aber ein braver Junge!“ sagte Franz zu Lorenz, der bey diesem Wortwechsel zugegen war. „Es schmerzt mich, daß wir uns entzweyten, ungeachtet ich weiß, daß wir uns morgen, sobald wir einander sehen, versöhnt in die Arme fallen. — Ich verdanke ihm und besonders seinem Vater sehr viel. Dieser nahm mich vor zehn Jahren als einen Bettelknaben auf, und war mit unaussprechlicher Güte mein Pfleger und Versorger bis an seinen Tod.“ —

Lorenz hielt es für Scherz, was der Hofkammerrath von dem Schicksale seiner Jugend erwähnte. Das bewog Jenen, seine Geschichte zu erzählen.

„Meine Herkunft,“ fing er an, „ist mir ein Geheimniß. Ich kenne weder mei-

ne

ne Aeltern noch meinen Geſchlechtsnahmen Die frühſten Erinnerungen meiner Jugend verſetzen mich nach P** in das Haus eines Mannes, den ich Vater nannte, obgleich manche Leute, als ich ein verſtändiger Knabe ward, gegen mich die Muthmaßung äußerten, er ſey es nicht. Er ſelbſt war in P** fremd. Man wußte nichts von ihm, als daß er Kammerdiener eines Grafen geweſen, und mit mir, ungefähr im dritten Jahre meines Alters, dahin gekommen war. Der vormahlige Kammerdiener leuchtete auch noch aus ſeiner ganzen Lebensweiſe hervor. Er ſtand alle Morgen ſehr früh auf, kleidete ſich auf der Stelle äußerſt ſorgfältig an, und ſaß ganze Tage lang in ſteifer Unthätigkeit auf ſeinem Seſſel, wie er ehmahls, die Befehle ſeines Herrn erwartend, im Vorzimmer geſeſſen haben mochte. In Allem, was er that, beobachtete er ein abgemeſſenes, immer ſich gleich

bleibendes Ceremoniell, und die gleichgültigsten Dinge flüsterte er seinen wenigen Bekannten ins Ohr.

Er ließ mich mit keinem Kinde, dessen Aeltern nicht einen gewissen ansehnlichen Rang hatten, spielen und umgehen. Ich hatte daher, da wir mit Standespersonen nie zusammen kamen, immer die peinlichste lange Weile, und beneidete die Knaben, die ich durch's Fenster auf der Straße schwärmen und kurzweilen sah.

Ich war neun Jahre alt, als Frau von Tannenfeld, eine junge Witwe, ein Quartier in unserm Wohnhause bezog. Mein Vater freute sich über diese vornehme Nachbarschaft; und ich nicht minder, da ich bey dem Einzuge der Dame ein niedliches Mädchen von ungefähr sieben Jahren bemerkte. „Ach, Vater!" rief ich, „werden Sie mir wohl erlauben, mit dem kleinen Fräulein zu spielen?" — „Nach advenant;" war seine

bedächtige Antwort: „Wenn das Kind wirklich ein Fräulein iſt, und Deinen Umgang nicht refüſirt, ſo mag es geſchehen.“ — Am folgenden Tage ſtattete er mit vieler Feyerlichkeit der Dame einen Beſuch ab, und ward gütig von ihr aufgenommen. Er konnte, als er zurück kam, ihre Herablaſſung nicht genug rühmen; und für mich brachte er die angenehme Nachricht mit: Frau von Tannenfeld habe zu genehmigen geruht, daß ich mit Fräulein Roſa, ihrer wohlgearteten Tochter, bisweilen converſire.

Bald nachher kam ich mit Roſa zuſammen, und wir wurden in der erſten Stunde Ein Herz und Eine Seele. Das Mädchen war ein Engel von Gemüth; aber die Mutter hatte kein mütterliches Herz. Eitelkeit und Gefallſucht beſchäftigten ſie immerfort am Putztiſche, und jagten ſie von Geſellſchaft zu Geſellſchaft. Indeſſen war

Rosa der Aufsicht einer gemeinen, ungesitteten Wärterin überlassen.

Nach und nach entwickelte sich bey der Mutter ein offenbarer Haß gegen das Kind: denn sie die gern jünger scheinen wollte als sie war, betrachtete das heranwachsende Mädchen als eine Verrätherin ihres dreyßigjährigen Alters. Sie konnte deßhalb ihre Tochter nicht vor Augen sehen, und verwies sie in ein abgelegenes Hintergemach, ohne sich Wochen lang um sie zu bekümmern. Nur unter der Zeit, wenn die liebloſe Mutter im Schauspielhause oder in Assembleen glänzte, entschlüpfte Rosa ihrem Gefängnisse, und wir plauderten mit einander. Sie klagte mir ihre Leiden; ich ergrimmte gegen die Mutter, und faßte oft den Entschluß, sie tapfer zur Rede zu stellen; aber Rosa, die dann noch härtere Behandlungen befürchtete, mahnte mich mit den dringendsten Bitten davon ab.

Einſt aber, als ſie, ohne Grund, auf eine unmenſchliche Weiſe geſchlagen worden war, ſagte ich der Tyrannin ins Angeſicht: ſie ſey eine Rabenmutter. — Das Weib, das mir ſonſt immer freundlich begegnete, ward darüber zu einer Furie, warf mich zur Thür hinaus, verklagte mich bey meinem Vater, mißhandelte von nun an ihre Tochter noch grauſamer als zuvor, ließ ihr keine andere Nahrung, als Waſſer und Brod, zukommen, und ſchien ſo entſchloſſen, das unglückliche Kind durch langſame Martern aus der Welt zu ſchaffen. Roſa verging wie ein Schatten; niemand nahm ſich ihrer an; ich, ihr einziger Freund, ein unbedeutender Knabe von zwölf Jahren, konnte nichts Wirkſames für ſie thun, und doch war es mein höchſter Wunſch, ſie aus den Händen ihrer Verderberin zu befreyen. Ich entwarf, bey meiner damahligen Unkenntniß der Welt, wunderliche Plane, und den

wunderlichſten führten wir aus: Roſa und ich entfl.hen mit einander." — —

„Was giebt's hier zu horchen?" ſchallte jetzt Moritzens Stimme draußen vor der Thüre. Er trat ins Zimmer, und ehe er noch hier ein Wort ſprach, umarmten ſich die entzweyten Freunde.

„Da hab' ich wieder ein Mahl die Polizey in Deinem Hauſe verwaltet;" ſagte Moritz. „Mich litt die Unruhe über unſern Zwiſt nicht in meiner Stube; ich ging fort, um mich mit Dir zu verſöhnen; und als ich hierher kam, fand ich Windmanteln mit dem Ohr am Schlüſſelloche." —

„Das iſt mir nicht lieb;" ſprach Franz. „Ich erzählte eben meine Jugendgeſchichte." —

„Und Windmantel wird ſie bald weiter erzählen;" verſetzte Moritz. „Ich habe Dich längſt vor dieſem Schuft gewarnt. — Doch jetzt kannſt Du mit Sicherheit fort-

fahren. Ich stehe dafür, daß er heute nicht wieder horcht.“ —

46.

Franz erzählt weiter.

„Ich hatte mir von meinem wöchentlichen Taschengelde einen Schatz von funfzig Thalern gesammelt, und mein junger Verstand machte sich Rechnung, mit dieser Summe eine Reise von hundert Meilen zu bestreiten. Wir wollten uns in keiner nähern Gegend niederlassen, um vor Nachstellungen sicher zu seyn.

Es begann Abend zu werden, als wir P** verließen. Mein Vater und Rosa's Mutter waren nicht zu Hause; niemand

gab auf uns Acht; wir erreichten glücklich die Landstraße. Hier aber machten alle Menschen, die uns, mit Bündeln unter den Armen, pilgern sahen, große Augen. Wir zitterten vor der Möglichkeit, einem Bekannten aufzustoßen, und von ihm mit Gewalt nach P** zurück geführt zu werden. Ich versicherte zwar, ich würde mich in einem solchen Falle, wie ein Löwe, vertheidigen; aber Rosa, klüger als ich, hielt es für rathsamer, die Heerstraße zu verlassen, und allenfalls die kurze Sommernacht, die wir vor uns hatten, in einem nahen Walde hinzubringen. Ich schlug dagegen ein altes, verfallenes Ritterschloß, das mir mein Vater einst auf einem Spaziergange gezeigt hatte, zu unserm Nachtquartier vor. Meiner Gefährtin schauderte vor den öden Mauern; doch sie ließ sich überreden. Wir lagerten uns in einer Halle, die noch nicht völlig zusammengestürzt war, und kämpften

bis an den Morgen mit Fledermäuſen, ohne einen Augenblick ruhen zu können.

Als wir unſern Stab weiter ſetzen wollten, fühlten wir uns ſehr ermüdet, und beſorgten überdieß, von einem der Bothen, die man uns wahrſcheinlich nachgeſandt hatte, aufgegriffen zu werden. Aus dieſen Urſachen beſchloſſen wir, in dem wüſten Schloſſe einen Raſttag zu machen. Aber uns quälten Hunger und Durſt. Ich mußte mich ins Freye wagen, um Lebensmittel zu kaufen. Roſa blieb zurück. Wir nahmen wehmüthig Abſchied, als ſollten wir uns nicht wieder ſehen; und — wir ſahen uns nicht wieder.

Ich lief eine Meile ins Kreuz und in die Quere, ehe ich in ein Dorf kam, wo ich mich mit Brod und Milch — denn ſonſt war nichts zu haben — verſorgte. Schwer beladen keuchte ich zurück, verirrte mich auf den Buſchpfaden, die zu den Rui-

nen führten, und langte erst nach einer Abwesenheit von acht Stunden dort wieder an. Ich flog in die Halle, wo ich meine Freundin zu finden hoffte. Sie war nicht da. Ich durchsuchte das ganze wüste Gebäude und den Wald umher: sie war nirgends. Der Tag sank; meine Verzweiflung stieg auf's höchste. Ich hätte jetzt für einen Lichtstrahl von Allwissenheit mein Leben verkauft!

Nach einer jammervollen Nacht durchirrte ich nochmahls die Gegend. Ein alter Schäfer, der seine Heerde weidete, fragte mich, wen ich suche. Meine Schwester, antwortete ich, und beschrieb ihm Rosa's Gestalt Ich sah sie gestern; sagte der Hirt: Sie stand weinend hier an der Strasse, und blickte rechts und links. Da kam eine Kutsche mit Postpferden. Darin saß ein Herr mit einem Ordenszeichen, und auf dem Bock ein Bedienter. Der Wagen

hielt; der Herr beugte ſich heraus, und ſprach mit dem Mädchen. Es ſchien, als wollte er ſie bereden, mit ihm zu fahren; aber ſie ſchüttelte den Kopf, und ging fort. Er ſprang ſchnell aus dem Wagen, lief ihr nach, ergriff und trug ſie, ihres Schreyens ungeachtet, in die Kutſche, und ließ forjagen. —

Ueber dieſe Nachricht außer mir, ſchalt ich den Hirten, daß er dem Menſchenraube ſo gelaſſen zugeſehen, und das Kind nicht aus des Entführers Händen gerettet habe. Er entſchuldigte ſich: er ſey zu weit entfernt geweſen, und ſein ſchwaches Alter hätte doch gegen die Jugendkraft des Herrn und des Dieners nichts vermocht. Ueberdieß habe er nicht gewußt: ob die Kleine vielleicht entlaufen, und der Ordensherr ein Verwandter ſey, der ſie in ihre Heimath zurück bringen wolle.

Ich fragte, welchen Weg er genommen

habe. Der Hirt zeigte mir die große Hauptstraße nach W**, und ich rannte auf derselben fort, als wollte ich die vierzig Meilen, die mich von der benannten Stadt trennten, in Einem Athem zurück legen. Von einer Station zur andern verfolgte ich durch Forschen und Fragen des Räubers Spur bis nach W**. Hier aber (wo ich zwölf bis vierzehn Tage später, als er, ankam) verlor ich sie ganz, und es fehlte mir an Weitererfahrung, sie in dem Gewühl der großen Stadt wieder aufzusuchen. Planlos lief ich auf den Straßen herum, sah alle Menschen an, und an alle Fenster hinauf. Ich bekam gleich Anfangs Irrungen mit der Polizey. Sie wollte mit Gewalt wissen, was ich in W** zu thun habe. Einige Tage hielt ich sie mit Nothlügen hin; dann ward ich von ihr aus der Stadt gewiesen. Ich wäre aber von selbst gegangen, weil ich in meiner Herberge davon sprechen hörte, daß ein frem-

der Herr, der in einem nahen Hotel logirt und ein kleines Mädchen bey ſich gehabt habe, kürzlich nach D** gereiſ't ſey.

Ha! dachte ich mit kindiſcher Leichtgläubigkeit, das ſind die Leute, die ich ſuche! — Ich wanderte auf D** zu, umging P** auf weiten Abwegen, und kam endlich, beynahe ſchon ganz von Geld entblößt, in jene Stadt, wo ich mich abermahl vergebens eine Woche lang auf allen Straßen herum trieb. Von da leiteten mich neue Irrlichter grundloſer Nachrichten über B** nach H**. Auf den letzten funfzig Meilen zwang mich die Noth, den Bettelſtab zu ergreifen.

Barfuß und mit zerriſſenen Kleidern ſchlich ich, bey meiner Ankunft vor H**, an einigen Gartenhäuſern voll fröhlicher Geſellſchaften hin. Vor einem derſelben ſaßen junge Herren und Damen in einem Kreiſe. Sie bemerkten mich, und lachten und witzelten über meinen traurigen Aufzug.

Ich sah ihnen muthig ins Gesicht. Ein alberner Geck warf mir den Hut vom Kopfe; ein anderer Laffe hetzte auf mich einen Hund, der mich in die Beine biß. Ich wehrte mich mit meinem Wanderstabe, traf den Kläffer auf die Nase, und er streckte alle Viere von sich. Mit wildem Geschrey drangen die Gelbschnäbel beyderley Geschlechts auf mich ein, um des Hundes wahrscheinlichen Tod an mir zu rächen. Ich schlug mit meinem Dornenstocke ein Rad um mich her, und vertheidigte mich eine halbe Minute gegen das feige Völkchen. Indessen erhielt ich Succurs. Ein ehrwürdiger Mann — es war Moritzens Vater — kam rasch aus dem Hintergrunde eines Gartensaales, und rief; „Nicht doch! nicht doch! Ein Kampf so Vieler gegen Einen würde uns wenig Ruhm bringen!“ — Alle wichen still und beschämt zurück; nur ein einziges junges Frauenzimmer klagte mich mit kreischenden

Tönen als den Mörder ihres Hündchens an. — Der Knabe ist deßhalb nicht strafbar; sagte der edle Mann: Ein Mensch kann sich gegen einen Hund — und wäre es der Leibhund eines Kaisers — mit Recht vertheidigen.

Die Klägerin schwieg. Auch niemand anders wagte ein Widerwort. Dein Muth gefällt mir! sagte mein Beschützer: Wer bist Du? — Ich antwortete: ich sey ein elternloses Kind, und suche einen guten Herrn. — Er befahl mir, in seine Stadtwohnung zu gehen, und ihn dort zu erwarten. Ich gehorchte; er folgte mir bald ließ mich auf der Stelle neu kleiden, und seit dieser Stunde genoß ich des Glücks, einen Vater zu haben. — Mehr zum Ruhme dieses Biedermannes zu sagen, verbiethet mir jetzt die Gegenwart seines bescheidenen Sohnes. —

Rosa war und blieb für mich verloren

Nur in Träumen erschien mir das holde Kind. — Nach einigen Jahren erfuhr ich, Rosa's Mutter habe sich von P** weggewandt, und mein sogenannter Vater sey dort gestorben. Mit seinem Tode erlosch mir jede Hoffnung, über meine dunkle Herkunft Licht zu erhalten. Ich wählte meinen Vornahmen, mit dem man mich von Jugend an rief, zum Geschlechtsnahmen, und bediene mich seiner noch jetzt dazu." —

47.

Herr Jonas hat abermahl das Unglück, seinem Feinde nützlich zu werden.

Es ist nun darüber Aufschluß zu geben, warum Windmantel eigentlich horchte.

Er

Er ging, als Franz und Moritz in einem warmen Wortwechsel begriffen waren, von ungefähr an der Thüre vorbey, sah Letztern mit ungestümen Schritten heraus kommen, schloß aus dem allen auf ein merkwürdiges Ereigniß, dessen Kunde vielleicht dem Herrn Bulling angenehm seyn könnte, und geschwind legte er sein Ohr an. Es entging seinem leisen Gehör von dem ersten Theile der Erzählung kein Wort. Er bedauerte nur, daß ihn Moritzens Dazwischenkunft hinderte, den Rest der interessanten Geschichte zu vernehmen. Doch er wußte die Hauptsache: daß sein Herr weder Nahmen noch Vaterland hatte, und mit einem Mädchen entlaufen war. Das schien dem Horcher schon genug, seinem künftigen Schwiegervater — denn er rechnete fest auf eine Verbindung mit Wilhelminen — eine herzliche Freude zu machen.

Er eilte noch am späten Abend zu ihm,

und berichtete Franzens Abenteuer, mit witzelnden Glossen verbrämt. Herr und Madame Bulling waren über seine Relation entzückt, dankten ihm mit schmeichelhaften Worten, und behandelten ihn als einen sehr werthen Hausfreund. Aber stumm und finster saß Wilhelmine dabey, sah ihn nicht an, und antwortete, wenn er sie anredete, nur mit einem kurzen Ja oder Nein. Er begriff diesen Kaltsinn nicht, und nahm bestürzt Abschied.

Herr Jonas begleitete ihn, wie vornehme Leute thun, nur bis an die Stubenthür; doch Wilhelmine leuchtete ihm die Hausflur entlang. Er wollte zärtlich werden; sie wich ihm aus. „Herr Windmantel," sagte sie ernst, „enthalten Sie sich solcher Vertraulichkeiten! Der Verrath, den Sie jetzt an Ihrem braven Herrn begingen, hat mein Herz auf ewig von Ihnen abgewandt." — Sie verneigte sich ein wenig, und fort war sie!

Monſieur Windmantel ſtand kalt und ſtarr, wie ein Eiszapfen, ließ die Flügel ſeiner Liebeshoffnung ſinken, und ſchlich betrübt nach Hauſe.

In der Frühe des nächſten Tages erhob ſich Herr Jonas auf's Schloß. Hermann wollte ihn nicht ſprechen; doch er ließ ſich wiederhohlt anmelden, und ward endlich vorgelaſſen.

„Was führt Sie ſchon wieder zu mir?" fragte der Alte vom Berge.

„Mein redlicher Eifer für das Wohl und die Ehre Ihrer Demoiſelle Tochter;" antwortete Jonas. „Ich bringe Ihnen neue Nachrichten, wichtige Nachrichten, die Ihnen über den ſaubern Hofkammerrath die Augen vollends öffnen werden. — Er iſt ein Vagabund, ein Baſtard, er weiß ſeinen eigenen Geſchlechtsnahmen nicht. Bis in ſein zwölftes Jahr hat ihn ein Kam-

merdiener in P** als seinen Sohn gepflegt — —"

„Wie? was?" — fiel ihm Hermann, mit verwandelter Gesichtsfarbe, ins Wort: „Ein Kammerdiener in P**?" —

„Ja doch!" sprach Jonas. „Aber er ist entlaufen, mit einem zehnjährigen Mädchen entlaufen, das Rosa von Tannenfeld geheißen hat." —

„Herr Bulling!" — sagte Hermann, und faßte ihn heftig an beyden Schultern: „Ich beschwöre Sie: ist das Wahrheit?" —

„So wahr, als sprächʼ es eine Stimme aus den Wolken!" entgegnete Jonas mit einer frommen Miene, und schlug an seine Brust. „Der lockre Zeisig hatʼ gestern Abend — ohne zu wissen, daß man ihn belorcht — seine Fata selbst erzählt." —

„Ewige Vorsicht!" — rief Hermann, und blickte mit hochgefalteten Händen gen

Himmel — „Du ſchenkſt mir meinen verlornen Sohn wieder!“ —

„Was heißt das?“ fragte Jonas ſtutzig.

„Umarmen möcht ich Sie!“ ſprach Hermann mit Feuer der Freude: „Sie leiſteten mir den wichtigſten Dienſt, den mir ein Sterblicher leiſten konnte! Franz iſt mein Sohn! — Doch ohne Ihre Einwirkung, Herr Bulling, hätten wir uns nie gefunden, nie erkannt!“ —

„Nun, nun!“ ſagte Bulling mit Zähneknirſchen: „Der Fund iſt eben nicht groß! Sie gewinnen beyde nicht viel an einander.“ —

Mit einem wiehernden Gelächter ging er fort; doch Hermanns Gemüth war in dieſem Augenblicke ſo bewegt, daß er es gar nicht bemerkte.

48.

Adels- und Bürgerblut gleicht sich an Farbe — War unsre Wiege nicht edel, so lasset uns dahin trachten, daß es unser Grab sey!*)

Franz saß, den Kopf auf den Arm gestützt, und sann schwermüthig nach, wie er Hermanns Schreiben beantworten wollte. Plötzlich stürzte Dieser ins Zimmer, drückte ihn mit feurigen Küssen an seine Brust, und rief: „Mein Sohn! mein theurer Sohn! ich habe Dich wieder!“ —

Der Jüngling erstaunte, und wollte

---

*) Diese Worte — eine geringe Sprachverbesserung abgerechnet — sind das Motto eines im siebzehnten Jahrhunderte geschriebenen satyrischen Romans: „Der Edelmann,“ dessen Verfasser selbst ein Edelmann, Paul von Winkler, war.

ſich, in der Vermuthung eines ſeltſamen Mißverſtändniſſes, der Umarmung entwinden; doch Hermann überzeugte ihn mit wenigen Fingerzeigen auf ſeine Jugendgeſchichte, daß kein Irrthum im Spiele war. Der Sohn fiel mit Freudenzähren ans Herz des Vaters.

Aber — ſo unvollkommen iſt alles Erdenglück! — des Jünglings Freude, daß er ſeinen Vater gefunden hatte, ſchwächte der Schmerz über den Verluſt einer Geliebten, den ihm der Gewinn einer Schweſter nicht erſetzte. — Er unterdrückte indeſſen dieſe geheimen Empfindungen, erſuchte den Vater, ihm das Dunkel, das über ſeine Kinderjahre verbreitet lag, aufzuhellen, und der Alte begann:

„Wir ſind Grafen von Falkenburg. — Neunzehn Jahre lang mußte ich dieſen Nahmen verläugnen; doch ich nehme ihn nun mit Sicherheit wieder an. Ich war

erster Staatsminister des Herzogs von **, und fühlte mich als Menschenfreund berufen, des Adels ungerechten Anmaßungen, die damahls in jenem Lande alle Schranken der Ordnung und Bescheidenheit überschritten, mit Muth entgegen zu kämpfen. Der Adel, von dem schwachen Herzog begünstiget, drängte sich in alle bedeutende Aemter, ohne dazu tüchtig zu seyn. Er überhob sich der Mühe, nach Verdiensten zu streben, weil seine Geburt für das höchste Verdienst galt. Was waren die Folgen? — Alle Zweige der Staatsverwaltung, denen Landeswohl entblühen sollte, verdorrten unter der Pflege ungeschickter Hände, und dienten bloß zu Zuchtruthen für die Unterthanen. Auf diese wälzte der Adel alle Bürden, und hielt seine eigenen Schultern davon frey. Er häufte überdieß das Getreide seiner Güter zusammen, führte es ins Ausland, bewirkte dadurch im Herzogthume Mangel und Theue-

rung, und verübte, mit Einem Worte, jeden nur möglichen egoistischen Unfug, der in seiner Gewalt stand. Dabey war sein hochbrüstiger Uebermuth gegen den Bürgerstand empörend und unerträglich. Es versteht sich, daß nicht die ganze Ritterschaft des Herzogthums so zügellos verfuhr. Es gab unter ihr vortreffliche Männer ohne Tadel; doch die Ausgearteten hatten die Oberhand.

Ich drang in den Herzog, ihren Unbilden zu steuern. Ich predigte ihm den Grundsatz: Alle Menschen hätten, nach dem Willen der Natur, gleiche Ansprüche; daher dürfe bey der Wahl zu Aemtern nur Tugend und Tüchtigkeit den Ausschlag geben. — Und, in Ansehung der Staatslasten, lehrte ich ihn das Sprichwort: Gleiche Bürde bricht niemand den Rükken. — Ich fand lange kein williges Gehör; doch nach und nach ließ er sich über-

zeugen. Es wurden nun verschiedene unbrauchbare Staatsbeamten, ungeachtet sie aus hohen Familien stammten, ihrer Aemter entsetzt, und verdienstvolle Bürger traten an ihre Stelle. Des Adels Steuerfreyheit ward aufgehoben, die Kornausfuhr verbothen, und einige wilde Junker, die sich thätliche Mißhandlungen bürgerlicher Personen erlaubt hatten, büßten dafür nach der vollen Strenge der Gesetze. Der Adel, über diese Verletzungen seiner eingebildeten Vorrechte erbittert, feindete mich an, und bäumte sich sogar gegen den Herzog auf. Ich rieth, die Trotzer auf die Festung zu schicken, und es geschah.

Man versuchte es im Guten und im Bösen, mich von dieser Adelsverfolgung — wie man die unparteyischste Ausübung der Gerechtigkeit nannte — abzulenken. Am Tage umlagerte man mich mit Aufwartungen, Schmeicheleyen und Bittschriften; des

Nachts wetzte man, sorgfältig vermantelt, vor meinem Hause die Degen auf dem Steinpflaster, sang Spottlieder unter meinen Fenstern, und warf sie ein. Ich blieb unerschüttert. Drum beschloß man, mich durch eine recht empfindliche Züchtigung auf bessere Gedanken zu bringen.

Ich befand mich eine Meile von der Hauptstadt auf meinem Landgute. Es war Mitternacht. Ich schlief ruhig. Auf Ein Mahl wird das Thor mit Gewalt erstürmt. Eine Schaar verlarvter und bewaffneter Männer dringt ins Haus. Meine wenigen Diener, die ich bey mir habe, und sich ihnen entgegen stellen, werden verwundet niedergeworfen. Die Rotte tobt, mit Windlichtern in den Händen, die Treppe hinauf, zerhaut und zertrümmert in einer Reihe von Zimmern, die sie durchzieht, alle Gerähte, sprengt die Thür meines Schlafge-

machs, und ſtürzt mit gezogenen Degen vor mein Bett.

Ich erwachte, glaubte mich von Räubern überfallen, riß eine geladene Piſtole von der Wand, und drückte ſie auf den Anführer ab, als er mir eben den Degen auf die Bruſt ſetzte. Er fiel; Beſtürzung durchſchauderte ſeine Spießgeſellen; ſie ergriffen die Flucht. Ich that noch einen Schuß über ihre Köpfe hin, und war nun allein mit dem Verwundeten, der ſich am Boden wälzte.

Mit Hülfe meiner Leute, die mit Lichtern herbey eilten, trug ich ihn auf ein Bett, und befahl meinem Kammerdiener, der ein geſchickter Wundarzt war, ihn zu verbinden. Wir befreyten ſein Geſicht von der Maske, und mit Schrecken erkannte ich einen jungen Edelmann, der, als Officier, bey der herzoglichen Leibwache diente. Er wandte ſeine brechenden Augen von mir ab, und verſchied. In ſeiner Taſche fand ſich der

Entwurf eines Entſagungsbriefes, durch den ich mich bey Allem, was mir heilig war, hatte verbindlich machen ſollen, die Privilegien des Adels nicht mehr anzutaſten, und dieſen Ueberfall zu verſchweigen.

Ich fuhr eilig nach der Hauptſtadt, und meldete dem Herzog den blutigen Ausgang der mir abgedrungenen Nothwehr. Er entſetzte ſich, weil er eine Schweſter des Getödteten liebte. Drum befahl er mir mit Unwillen, mich aus ſeinen Augen zu entfernen, und ſeine weitere Entſchließung außerhalb der Gränzen des Herzogthums abzuwarten. Ich verſprach Folgeleiſtung; doch bat ich, meinen Gehorſam nicht als Flucht zu betrachten, weil ich aus eigener Bewegung, auf die Gerechtigkeit meiner Sache fußend, keinen Schritt von der Stelle weichen würde.

Du, Franz, warſt damahls noch nicht drey Jahre alt. Deine Mutter war einige Mo-

nate vorher gestorben. Ich ging mit Dir und meinem Kammerdiener, der nachher Dein Pflegevater ward, über die nächste Gränze, und hoffte von einem Tage zum andern, zurück gerufen zu werden. Ich glaubte, das Volk würde den Herzog darum mit Bitten bestürmen; ich fürchtete sogar, wegen meiner Verweisung, einen Aufruhr. Aber statt dessen hörte ich, daß die undankbare Menge keine lebhafte Theilnehmung an mir und meinem Schicksale zeigte. Sie hatte sich im Gegentheil, durch schlaue Künste geblendet, das alte Joch wieder auflegen lassen, und ich — war vergessen. Das kränkte mich; ich fing an die Menschen zu hassen, und allen entbehrlichen Umgang mit ihnen zu meiden.

Der Herzog ließ mein Landgut und alles bewegliche Vermögen, das ich in seinem Gebiethe zurückgelassen hatte, in Beschlag nehmen, und meine Feinde gewannen auf's

neue so viel Gewalt über ihn, daß ich auch Leib und Leben in der Nähe seiner Staaten nicht mehr für sicher hielt. Ich entschloß mich deßhalb, unter einem fremden Nahmen, in ferne Länder zu reisen. - Dich vertraute ich der Obhuth meines Kammerdieners an, und sandte Euch nach P**.

Ich verlebte zehn Jahre theils in England, theils in Frankreich und Italien; doch sehnte ich mich endlich wieder nach Deutschland, und beschleunigte meine Rückreise dahin, als ich mit Erstaunen von Deinem Verschwinden Nachricht erhielt. Alle Bemühungen, Deinen Aufenthalt zu erforschen, waren fruchtlos. Ich suchte Dich zwey Jahre lang vergebens in allen deutschen Hauptstädten, und ward darüber so schwermüthig, daß ich mir eine Einsiedeley wünschte, wo ich, von dem Geräusch der Welt abgesondert, mein freudenloses Leben beschließen könnte.

Dieſen Wunſch gewährte mir der Graf von Wartſtein, den ich in W** traf. Ich hatte ihn auf frühern Reiſen kennen gelernt, und vor ungefähr dreyßig Jahren hier in Fehdingen einige frohe Tage bey ihm genoſſen. Wir erinnerten uns derſelben in W**. Ich geſtand, daß ich ihn um dieſe anmuthige Beſitzung beneide. Er ſagte: ſie ſey ihm feil. Der Preis, den er forderte, war billig. Ich überſchlug mein Vermögen; es reichte hin, den Handel mit ihm zu ſchließen, und Fehdingen ward mein Eigenthum. Doch bedung ich mir, nicht ſogleich als Beſitzer deſſelben bekannt zu werden, ſondern ſo lange, als es mir gefiele, für einen Bevollmächtigten oder Statthalter des Grafen zu gelten.

Dieſer Vorſicht bedarf ich nun nicht mehr. Der Herzog, in deſſen Dienſten ich ſtand, iſt todt; ſein Nachfolger hat mich von aller Verantwortlichkeit über jene Nothwehr frey-

freygeſprochen, und mir mein von ſeinem Vorfahr eingezogenes Vermögen zurück gegeben. Ich nenne mich von dieſer Stunde an wieder Falkenburg: was nie geſchehen wäre, wenn ich Dich, mein Sohn, nicht gefunden hätte; und dieſes Glück verdanken wir einzig und allein dem Herrn Bulling." —

49.

Roſalie.

Falkenburg erzählte jetzt ſeinem Sohne die Auftritte, die er mit Herrn Bulling gehabt hatte. Franz hörte nur mit halben Ohren darauf. Sein Herz, Geiſt und Sinn waren bey Roſalien. Es wunderte ihn, daß der Vater ihrer mit keinem Worte

gedachte. Er wünschte, von ihr sprechen zu hören, und fürchtete sich gleichwohl davor. Jeden Augenblick wollte er nach ihr fragen; doch Muth und Stimme fehlten ihm. Der Vater, der die Bewegungen seines Gemüths wahrnahm, und die Ursache derselben leicht errieth, hielt diesen Zeitpunkt nicht für schicklich, ihn zur Erzählung seines Lebenslaufes in den letztern zehn Jahren aufzufordern. Er lud den Zerstreuten ein, ihn auf's Schloß zu begleiten. Franz folgte ihm stumm und zagend.

Rosalie, die von allen Vorgängen dieses Tages nicht die geringste Kenntniß hatte, zog sich erschrocken von ihrem Fenster zurück, als sie Franzen und ihren Vater in den Schloßhof treten sah. Es war ihr ein Räthsel, was dieß zu bedeuten habe. Unruhe und Bangigkeit zitterten durch ihr Herz. Sie setzte sich vor den Stickrahmen, sie ergriff ein Buch; aber sie hatte für nichts

Sinn und Gedanken; auf keiner Stelle konnte ſie bleiben.

Nach einigen Minuten ließ ſie der Vater rufen. Sie eilte mit geflügelten Schritten zu ihm, um ſich ſo geſchwind als möglich von ihrer dunklen, nahmenloſen Angſt zu befreyen. Als ſie in des Vaters Zimmer trat, erblickte ſie Franzen; er und ſie errötheten, und begrüßten ſich ſchüchtern.

„Nun?“ — ſagte Falkenburg: „Ihr thut ſo fremd, und ſeyd doch, meines Wiſſens, alte Bekannte! — Kennen ſich Franz und Roſa von Tannenfeld nicht mehr?“ —

Der Jüngling erſtarrte bey dem theuern Nahmen. Roſalie ſchlug, wenig erſchüttert, die Augen nieder. Sie glaubte, es ſey nur davon die Rede, daß ſie den Hofkammerrath bisweilen auf Spaziergängen geſehen habe: denn wie konnte ſie in dem hochgewachſenen und ausgebildeten Manne ihren kleinen Jugendfreund ahnen? — Er hinge

gen fand, je mehr er sie ansah, die Gesichtszüge des geliebten Kindes in dem Antlitze der blühenden Jungfrau wieder, und sank, vor Entzücken sich seiner selbst nicht bewußt, ihr zu Füßen. Falkenburg erklärte der Staunenden die Wunder des Tages, und die jungen, liebenden Herzen durchwallte ein Strom von Gefühlen, deren Beschreibung keine Feder wagen darf.

Als sich Beyde wieder etwas gefaßt hatten, und des ruhigen Sprechens und Hörens fähig waren, bat Franz Rosalien um Mittheilung ihrer Geschichte.

„Sie erinnern sich," sagte sie, „daß Sie mich, um Lebensmittel anzuschaffen, in dem wüsten Schlosse allein ließen. Ich hoffte, Sie würden bald zurück kehren; aber es vergingen acht oder neun Stunden, die mir eine Ewigkeit schienen, und ach! Sie kamen noch nicht! Meine Verzweiflung war ohne Gränzen.

Ich ſtand weinend an der Landſtraße. Ein Reiſender fragte, was mich betrübe. — Ich habe meinen Bruder hier im Walde verloren, antwortete ich. — Reiſen Sie mit mir, ſchönes Kind! ſprach er: Wir wollen ihn ſuchen. — Ich ſagte Nein, und floh. Aber er ſprang aus dem Wagen, ergriff mich, trug mich hinein, und befahl dem Poſtillon, ſchnell fortzufahren. Bitten und Geſchrey waren vergebens; er ließ mich nicht wieder frey, und verſprach mir goldne Berge, wenn ich mich ruhig verhielte. Er rühmte ſich des Beſitzes großer Reichthümer, und erboth ſich mit den heiligſten Betheuerungen, väterlich für mich zu ſorgen, und mich wie ein Fürſtenkind erziehen zu laſſen. Ich ſchwieg, und nahm mir vor, ihm zu entſpringen; doch es war nicht möglich. Er bewachte mich auf der ganzen Reiſe, wie eine Gefangene; und ſo kamen wir nach W**.

Hier übergab er mich der Aufſicht einer Hofmeiſterin, die mir keinen Augenblick von der Seite wich. Ich konnte den Vorſatz des Entfliehens nie ausführen. Uebrigens ging es mir wohl. Ich ward von ihm und ihr anſtändig behandelt, und in allen weiblichen Künſten der feinen Welt unterrichtet. In dieſer Rückſicht befand ich mich in beſſern Händen, als vormahls bey meiner harten, ſorgloſen Mutter: aber dennoch war mein Gemüth nie ruhig, weil ich von Ihnen, mein werther Jugendfreund, keine Nachrichten hatte, und ſich meine Fantaſie von Ihrem Geſchick die traurigſten Bilder ſchuf. Ueberdieß ward mir der Mann, der ſich mir zum Vater aufgedrungen hatte, nach und nach verdächtig und furchtbar. Er brachte alle Nächte außer dem Hauſe zu, und am Tage beſuchten ihn wilde, ſittenloſe Männer, die bey jedem dritten Worte einen Fluch ausſtießen, und mit mir auf

die frechſte Weiſe ſcherzten, ohne daß er dadurch beleidiget ſchien. Am Ende, als ich beynahe zwey Jahre in ſeiner Gewalt war, fand ich von ungefähr einen an ihn gerichteten, offnen Brief, worin ſchreckliche Dinge ſtanden. Der Schreiber deſſelben, der ein Jüngling von guter Herkunft zu ſeyn ſchien, nannte ihn mit den gräßlichſten Verwünſchungen einen Betrieger, der ihn dahin gebracht habe, daß er ohne Rettung verloren ſey, und ſein Leben durch Selbſtmord endigen müſſe.“ —

„Dieſe Geſchichte iſt mir bekannt;“ fiel Falkenburg, der Vater, ein: „Der Unglückliche war ein junger Edelmann, der in Einer Nacht ſein ganzes, nicht unbeträchtliches Vermögen im Spiele verloren hatte, und ſich am folgenden Tage eine Kugel durch den Kopf jagte. — Du mußt wiſſen, mein Sohn, daß der Abenteurer, der Roſalien — denn das iſt ihr eigentlicher, unverkürzter Nah-

me — von der Landstraße hinweg raubte, ein Spieler von Profession, und noch dazu ein Falschspieler war. Er gab sich für einen italiänischen Obersten aus, und prangte mit verschiedenen unbekannten Ordenszeichen, die er wahrscheinlich selbst geschaffen, und sich zugetheilt hatte. Doch war er wirklich Ritter vom goldnen Sporn: ein armseliger Orden, der bey dem Papst und seinen Nuntien um den billigen Preis einer vollwichtigen Pistole zu haben ist; daher denn die Sacri Palatii Comites et Equites aurati, wie sie in den Diplomen genannt werden, in keinem großen Ansehen stehen. — Unser Spornritter war Inhaber einer Pharobank, und entführte Rosalien in der Absicht, sie in spätern Jahren als einen Lockvogel zu brauchen. Sie sollte in seinen nächtlichen Geschäftsstunden an seiner Seite sitzen, um durch die Magie ihrer Schönheit Spielkunden an die Glückstafel zu ziehen, und die An-

gen derſelben ſo zu feſſeln und zu beſchäfti-gen, daß ſie nicht Zeit hätten, dem Bank-halter auf die behenden Diebsfinger zu ſe-hen. —

Dieſen Plan entdeckte er einem ſeiner Vertrauten, und von Dieſem erfuhr ihn der Graf von Wartſtein, der mir zufällig die Sache erzählte. Der Ritter hatte ſeinem Buſenfreunde ſogar Roſaliens Geſchlechts-nahmen entdeckt, und ihm nicht verſchwie-gen, daß er ſie in der Nähe von P**, aus welcher Stadt ſie mit einem Knaben entflohen ſey, auf der Straße gefunden, und ſich ihrer mit Gewalt bemächtiget habe. Das war mir wichtig; denn ich wußte aus den Briefen meines Kammerdieners, daß dieſelbe Roſalie und mein Franz mit einan-der fortgewandert waren.

Ich konnte nicht ruhen: ich mußte das Mädchen ſehen und ſprechen. Das verſetz-te mich in die Nothwendigkeit, mit dem

Ritter Bekanntſchaft zu machen. Der Weg dazu war leicht gefunden. Ich verlor, ungeachtet ich mich ſonſt nie in Haſardſpiele einließ, eine Hand voll Dukaten an ihn, und zeigte bey dieſer Gelegenheit ſo viel Gold, daß er mich für einen ſteinreichen Mann halten mußte. Da ich vollends die erlaubte Liſt brauchte, mich im Umgang mit den Karten ungeſchickter anzuſtellen, als ich eigentlich war: ſo mochte er wohl glauben, einen guten Fang an mir zu thun, und mich nach und nach völlig ausplündern zu können. Er zeichnete mich daher vor allen andern Spielern durch zuvorkommende Höflichkeit aus, und lud mich auf den folgenden Tag zum Frühſtück in ſeine Wohnung ein.“ —

„Unvergeßlich iſt mir dieſer denkwürdige Tag!“ unterbrach ihn Roſalie: „Es war mir, da Sie kamen, als träte ein Engel ins Haus. Ich weiß dem ahnenden Luſtgefühl, das mich ergriff, keinen Nahmen

zu geben. Die Gesichtszüge meines jungen Freundes sprachen mich aus den Ihrigen an; selbst der Ton Ihrer Stimme erinnerte mich an die seinige. Ich faßte sogleich ein kindliches, unbegränztes Vertrauen zu Ihnen.“ —

„Auch Du gewannst auf der Stelle mein Herz!“ sagte Falkenburg: „Es nahm Dich in den ersten Minuten, statt des verlorenen Sohnes, zur Tochter an.“ —

„Aber“ — fuhr er, zum Sohne sich wendend, fort — „wie sollte ich unsere Rosalie aus des Ritters Händen erlangen? Ich wußte freylich, daß durch Gold bey ihm Alles auszurichten war; doch es widerte mich, über sie mit ihm zu handeln; und er hätte gewiß ein unmäßiges, mein Vermögen übersteigendes Lösegeld gefordert. Drum dünkte mich's der beste Rath, ihm Gleiches mit Gleichen zu vergelten, und sie zu entführen.

Des nächsten Abends, da ich wußte, daß

er fest vor seiner Bank saß, ging ich in seine Wohnung. Rosalie und ihre Erzieherin waren allein. Ich knüpfte mit der letztern ein aushohlendes Gespräch an, und sie verrieth durch Achselzucken und leise Seufzer, daß sie mit dem Herrn Ritter nicht sonderlich zufrieden war. Indessen kam, nach der mit ihm genommenen Abrede, der Graf von Wartstein. Ich schritt nun rasch zum Ziele, nannte Rosalien bey ihrem Geschlechtsnahmen, entdeckte mich als Dein Vater, und sagte ihr: sie befinde sich in den Stricken eines gefährlichen Menschen, der nichts Gutes mit ihr im Sinn habe; aber sie solle sich mit Vertrauen in meine Arme werfen; ich würde sie retten. —

Die Alte rang staunend die Hände. Rosalie stürzte schluchzend vor mir auf die Knie. Der Graf von Wartstein, den die Gouvernante seit langer Zeit kannte, nahm jetzt das Wort, und erklärte sich für mich als

Bürge, daß ich ein Mann sey, auf den man sich verlassen könne. Ich machte ihr den Antrag, Rosalien hierher zu begleiten, und verstand mich zu vortheilhaftern Bedingungen, als sie bey dem Ritter gehabt hatte. Sie entschloß sich ohne langes Bedenken. Wir setzten die nächste Nacht zur Abreise fest, und ich übergab ihr eine Summe Geld, um Rosalien mit den nöthigsten Kleidern zu versehen; denn ich verlangte, sie solle jeden Faden, den ihr der Ritter geschenkt hatte, zurück lassen.

Als alles Nöthige nach meinem Wunsche verabredet war, eilte ich zur Pharobank, damit mich der Ritter nicht vermisse. Ich war darauf gefaßt, wieder eine Menge Dukaten an ihn zu verspielen; er aber ließ mich doppelt so viel, als ich am vorigen Abend verloren hatte, gewinnen, um mich dadurch für die Zukunft anzuködern. Ich

lachte in meinem Herzen, und wir schieden im besten Vernehmen von einander.

In der folgenden Nacht verschwand ich mit Rosalien und ihrer Hofmeisterin, die sich noch bis den heutigen Tag bey mir aufhält. Unsere Abreise von W** ward in den kleinsten Umständen vom Glücke begünstiget. Ich hinterließ in der Wohnung des Ritters einen Brief, worin ich ihn warnte, weder Hand noch Fuß zu regen, um sich etwa Rosaliens wieder zu bemächtigen: ich würde sonst — setzte ich drohend hinzu — den Arm der Gerechtigkeit gegen ihn aufrufen. —

Von diesem Arme ward er, ungeachtet er uns auf keine Weise verfolgte, bald erreicht. Der Graf von Wartstein meldete mir ein halbes Jahr nachher: der Ritter sey, wegen ungeheurer Betriegereyen, in Untersuchung gerathen, und auf Lebenszeit zum Schiffziehen verurtheilt worden. Es hatte

ſich bey ſeinem Prozeß ausgewieſen, daß er nie in Kriegsdienſten geſtanden hatte, ſondern urſprünglich ein italiäniſcher Mäuſefallen- und Hechelträmer war.“ —

50.

Ein Brösamlein Moral.

Franz erzählte hierauf ſeine uns ſchon bekannten Abenteuer, und die Wiedervereinten fühlten ſich ſo unausſprechbar ſelig, daß es Thorheit wäre, darüber viel Worte zu machen. —

Unter der Zeit, als oben auf dem Schloſſe gleichſam ein Himmel geöffnet war, that ſich unten in der Stadt für gewiſſe Leute eine Hölle auf.

Der Leſer wird ſich erinnern, daß die

fürſtliche Regierung einem Juſtizbeamten aufgetragen hatte, Bullings Ränke und Verbrechen zu unterſuchen. Der geldtrotzige Mann machte ſich, als er es erfuhr, wenig daraus. Er hoffte, den Amtmann durch ein derbes Geſchenk in eine Krähe zu verwandeln, die einer andern die Augen nicht aushackt. Doch weit gefehlt! Die abgeſandte Spendung kam unberührt zurück, und der ehrliche Richter, durch dieſen Beſtechungsverſuch beleidiget, nahm ſich um ſo mehr vor, den erhaltenen Auftrag mit ſchonungsloſer Strenge zu vollziehen. Er entdeckte bald, daß Bullings geräuchertes Privilegium, ſammt den dazu geſchmiedeten Rathsakten, elende Machwerke eines eben ſo frechen als einfältigen Betrugs waren. Advokat Rauf und der Direktor hatten die Dummheit begangen, ſich dazu eines Papiers zu bedienen, das in einer erſt ſeit wenigen Jahren erbauten Mühle verfertiget war.

Es verrieth ſeine Jugend durch den eingezeichneten Nahmen des Müllers, der kaum dreyßig Jahre alt ſeyn mochte, und alſo nicht ſchon vor funfzig Jahren Papier gemacht haben konnte. —

Gerade zu derſelben Stunde, da Jonas ſeinen Feind, indem er ihn zu einem Landſtreicher erniedrigen wollte, in den Grafenſtand erhob, traf der Amtmann in Fehdingen ein, um an Ort und Stelle Gericht zu halten. Er ließ ſogleich die Herren Jonas und Schneller in ſein Abſteige-Quartier rufen, und verhörte einen nach dem andern über den geſpielten Betrug. Natürlich läugneten Beyde; doch der überführende Zeuge, der aus dem Papiere ſelbſt wider ſie auftrat, zwang ſie zum Geſtändniſſe der Wahrheit. Jonas ſchob raſch die Schuld auf ſeinen Sachwalter; allein es half ihm nichts, da er beſonders noch viel anderes Werg am Rocken hatte. Der Amt-

mann kündigte ihm und seinem Eidam Hausarrest an, und hatte schon bewaffnete Mannschaft bey sich, die sie bewachen sollte. Durch diese Maßregel erschreckt, baten sie dringend, sie nicht vor der ganzen Stadt zu beschimpfen. Der Amtmann wollte eben nicht härter verfahren, als ihm seine Pflicht geboth: er ließ sie daher, in Betrachtung ihrer Ansässigkeit, gegen gehörige Sicherheitsstellung frey. Doch entsetzte er vor der Hand, bis zum Ausgang der Sache, den Direktor seines Amtes, und Jonas mußte noch auf der Stelle ein summarisches, bis zum späten Abend dauerndes Verhör über die andern ihm zur Last fallenden Vergehungen aushalten, damit er sich nicht vorher mit seinem Schwiegersohne darüber besprechen und berathen konnte.

Von diesen Vorgängen wußte man im glücklichen Schlosse nichts, und Herr Schneller erhielt, indem noch sein Schwie-

gervater vor dem peinlichen Richter auf einem heißen Brete ſtand, von oben herab dieſes Billet:

Mein Herr Stadtdirektor,

Ich mache Ihnen hiermit bekannt, daß ich ſchon ſeit acht Jahren, durch einen mit dem Grafen von Wartſtein abgeſchloſſenen Kauf, Erb- und Eigenthumsherr der Stadt und Herrſchaft Fehdingen bin, und mir eben jetzt das Vergnügen gewährt habe, ſie meinem leiblichen Sohne, der bisher am hieſigen Orte, unter dem Nahmen Franz, Handelsgeſchäfte trieb, zum Geſchenk abzutreten.

Ich erſuche Sie, dem Magiſtrat und der Bürgerſchaft davon Nachricht zu ertheilen.

Graf von Falkenburg,
ſonſt Hermann genannt.

Schneller rieb sich die Augen: er glaubte zu träumen. Der Alte vom Berge — ein Graf? — Der Hofkammerrath Franz — sein leiblicher Sohn und Erb- und Gerichtsherr von Fehdingen? — Das klang ihm wie ein Mährchen aus Tausend und Einer Nacht. Aber es stand mit den deutlichsten Buchstaben von Hermanns wohlbekannter Hand vor ihm auf dem Papiere, und es änderte sich keine Sylbe, er mochte das Billet von vorn oder von hinten lesen. Er rannte damit ohne Hut aus dem Hause, schrie die Schreckenskunde bey seinem Schwiegervater, der noch im Verhör war, in den Laden hinein, stürmte dann vor die Thüren und Fenster der Rathsherren, und forderte sie Knall und Fall auf's Rathhaus. In zehen Minuten waren sie beysammen. Er machte ihnen mit keuchender Stimme die wunderbare Neuigkeit bekannt. Alle sperrten Mund und Nase auf, und es ward ein-

stimmig resolvirt: sich des folgenden Morgens gesammtschaftlich, mit Feyerkleidern angethan, auf's Schloß zu begeben, und den beyden Herren Grafen von Falkenburg in Unterthänigkeit aufzuwarten.

Hierauf verließen sie schnell das Rathhaus, um der Neugier und Schwatzlust ihrer Frauen (die zum Theil schon an der Thüre des Sessionszimmers gehorcht hatten) eine angenehme Nahrung zu bringen.

Herr Jonas, der eben aus dem Verhör kam, begegnete ihnen auf der Straße. Sie waren ehedem gewohnt, in einer ziemlichen Entfernung das Haupt vor ihm zu entblößen; doch jetzt griffen sie nicht einmahl in der Nähe an ihre Hüte, und riefen ihm fast höhnisch die Frage zu: ob auch er dem jungen Grafen von Falkenburg seine Aufwartung machen werde.

Er verstand sie nicht. Sein Eidam

reichte ihm seufzend den Brief des Grafen. Er las mit fieberhaftem Zittern, ließ das Blatt aus der Hand fallen, schlug sich einige Mahl mit der geballten Faust vor die Stirn, riß seinen Schwiegersohn aus dem Kreise der Rathmänner, und zog ihn fort.

Sie trabten einige zwanzig Schritte ohne Wort und Laut. Dann machte Jonas seinem Herzen Luft. „Der jüngste Tag kommt!“ rief er mit gepreßter Stimme: „Es geschehen Zeichen und Wunder! — O, ich Dummkopf! ich Dummkopf! — Möchte der Alte vom Berge immerhin Graf oder Fürst seyn: wenn ich ihm nur nicht zu der Entdeckung, daß Franz sein Sohn ist, verholfen hätte! — O, dieser verfluchte Streich bringt mich unter die Erde!“ —

Schneller, der von jener unglücklichen Klatscherey nichts wußte, bat sich eine Erklärung aus, und erhielt sie.

„Hat sich nicht die ganze Hölle gegen mich verschworen?“ fuhr Jonas fort. „Alles, was ich that, um meinen Gegner zu stürzen, das hob ihn empor! Durch mich gewann er zwanzigtausend Thaler, durch mich ward er Hofkammerrath, und endlich sogar Graf und Erbherr von Fehdingen! — Ja, wenn ich nicht ruhe, so wird er noch ein Fürst und ein Gott! — Nun, ich will ruhen — mit mir ist's vorbey!“ —

Der Eidam suchte ihn zu trösten; aber er rief immer heftiger: „Mit mir ist's vorbey!“ So fuhr er wild in sein Haus, und verboth dem Direkor, ihm zu folgen.

Er wühlte die ganze Nacht, ohne sich einen Augenblick zu Bett zu legen, in seinen Geldkisten. Es durfte sich niemand ihm nahen. Er hatte sich in seiner Stube eingeschlossen, und zankte mit sich selbst. Bisweilen war er still, und es schien, als

durchzählte er sein Geld mit Vergnügen; aber plötzlich schmetterte er eine Menge harter Thaler auf den Fußboden, und sprang, wie rasend, auf ihnen herum. „Unnützer Plunder!“ schrie er: „was hilfst du mir jetzt, in der Zeit der Noth? — Kannst du meinen zerrütteten Alleinhandel wiederherstellen? — mich vom Zuchthause retten? — den Triumph meines Feindes vernichten? — und von mir abwenden die Schmach, mich vor ihm zu beugen? — Nichts, nichts von dem allen kannst du, elender Abgott!“ — Er rannte, nach solchen Ausströmungen seiner Wuth, mit dem Kopfe gegen die Wand. Seine Familie fürchtete, er werde Hand an sich legen.

Gegen Morgen ward er ruhiger, nahm ein gutes Frühstück ein, ließ sich seine Handelsbücher bringen, verglich Einnahme und Ausgabe, und schien mit der Bilanz zufrie-

den. Dieſe Sturmſtille dauerte aber nicht länger, als bis er hörte, daß ſich das Rathskollegium, unter Anführung des Direktors, in Bewegung geſetzt hatte, um den beyden Grafen von Falkenburg ſeine Ehrerbiethung zu bezeigen. Darüber tobte er fürchterlich, und drohte, auf der Stelle ein Teſtament zu machen, und ſeine verheirathete Tochter zu enterben.

Der Senat kam auf's Schloß, ließ ſich anmelden, und fand, mit Ausſchluß ſeines Oberhauptes, eine gute Aufnahme. Des Direktors Beſuch ward von den Grafen verbeten, weil ſie aus dem Munde des Amtmanns, der Abends vorher auf dem Schloſſe geweſen war, des Aktenverfälſchers Entſetzung erfahren hatten. Die übrigen Rathsglieder wurden vorgelaſſen, und, nach einer freundlichen Unterhaltung mit ihnen, zur Mittagstafel eingeladen.

Bis dahin war es noch einige Stunden Zeit. Indeſſen gingen die Senatoren wieder in die Stadt hinab, und mit ſtolzen Schritten bey Bullings Hauſe vorbey. Keiner von ihnen hatte jemahls die Ehre gehabt, an einer gräflichen Tafel zu ſpeiſen: darum blähten ſie ſich jetzt ſo auf, und würdigten ihren noch vor vier und zwanzig Stunden hochverehrten Gönner, der eben am Fenſter ſtand, kaum eines Blicks. Nur ein einziger alter deutſcher Degenknopf konnte nicht ſo kaltſinnig vorbey ſtrohen. Er beſuchte den betrübten Freund, erzählte ihm haarklein, was auf dem Schloſſe geſprochen und nicht geſprochen worden war, und meldete ihm unter andern: er habe dort gehört, der junge Graf trete die bisher geführte Handlung dem Marionettenſpieler Lorenz ab.

„Geht zum Teufel, alter Schwätzer!“ rief Jonas. „Müßt Ihr mir auch noch meinen letzten Troſt rauben! — Ich hoffte,

die vermaledeite Bude sollte geschlossen werden; aber nein! man übergiebt sie einem lumpigen Puppenspieler, um den Handelsstand zu entehren, und mich zu Tode zu ärgern. — Nun, Welt ade! ich bin dein müde!“ — Mit diesem Seufzer schob er den ehrlichen Graukopf zur Thür hinaus, und verschloß und verriegelte sich.

Eine Viertelstunde nachher ging er aus. Er hatte, ungeachtet das Wetter sehr heiter war, einen großen Regenmantel um sich geschlagen, den Hut tief in die Augen gedrückt, und wanderte mit hastigen Schritten hinaus an den Strom, den er einst den seinigen nannte. Er lief eine Weile am Ufer hin und her, und schien mit dem Strome zu sprechen. Dann erstieg er eine von dem Flusse bespülte Felsklippe, warf den Mantel hinter sich von den Schultern, und sprang hinab in die Fluth.

Ein angelnder Fischer, der von fern den Todessprung sah, eilte herbey, tauchte bey der Felsklippe unter das Wasser, fand und ergriff den Leichnam, konnte ihn aber, wegen dessen ungewöhnlicher Schwere, nicht ans Land bringen. Es gelang ihm erst mit Hülfe einiger Leute, die er aus der Stadt herzu rief Doch der Körper war schon erstarrt und erkaltet. Kein Belebungsmittel schlug an. Der Selbstmörder hatte sich rings um den Leib große, straff gefüllte Geldsäcke gebunden, um sie in jene Welt mit hinüber zu nehmen.

Laßt uns von diesem widrigen Gegenstande die Augen obwenden! — —

Franz und Rosalie wurden bald ein sehr glückliches Paar. Moritz wartete noch ihre Vermählung ab, und folgte dann seiner Neigung, fremde Länder zu sehen. Der Direktor verlor auf immer sein Amt. Rauf

gewann: dagegen eine Stelle — im Zuchthause. — Windmantel, der Horcher und Klätscher, erhielt plötzlich seinen Abschied. Wilhelminen, die Gute, heirathete, nach Verfluß eines Jahres, der wackre Lorenz, dem Graf Franz sein Handelsgewölbe übergab, und das ganze Waarenlager zum Geschenk machte. Die Bullingsche Handlung ward, unter Polykarps Beystande, von der Witwe fortgesetzt; doch von nun an hörten alle Feindseligkeiten zwischen den verwandten Häusern auf.

Und so endete sich denn der Fehdingsche Krämerzwist, dessen Geschichte vielleicht hier und da einem Leser zum Lebens- und Sittenspiegel dienen kann. Die Welt hegt noch manchen Jonas Bulling, der, ohne gerade Kaufmann zu seyn, den Wohlstand Anderer heimlich und öffentlich untergräbt. Ein solcher Neidhart lege, mit ernstlichen Besse-

rungsentschlüssen, dieses Buch aus der Hand! Setzt er aber dennoch das Spiel seiner Ränke fort, so strafe ihn dafür der Verdruß, das Glück des Gegners, an dessen Verderben er arbeitet, mit jedem Tage herrlicher blühen zu sehen!

Berichtigung.

Seite 272, in der vierten Zeile von unten, lese man, statt Jenen, Diesen.

Jocus und Phantasus.

Von

A. F. E. Langbein.

Berlin.
In der Schüppelschen Buchhandlung.
1824.

I.

Der glückliche Traum.

Der Kammerpräsident von Eschborn gab ein glänzendes Abendfest. Schon neigte sich das Gastmahl zum Nachtisch, als ein Lärm im Vorsaal entstand. Die derbe Stimme eines Fremden zankte mit den Bedienten, die ihm den Eintritt ins Speisezimmer streitig machten. Plötzlich flog die Thür auf, und herein trat ein stämmiger Mann in einem unfeinen und abgetragenen Reisekleide. Der Präsident erschrak, sprang auf, lief ihm entgegen, und sagte mit leiser, ängstlicher Stim-

me: „Ums Himmelswillen, Bruder! wo kommst Du her? — Und in welcher gemeinen Tracht! — Willst Du mir vor allen den Leuten von Stande, die bei mir speisen, Schande machen? — Ich bitte Dich, geh' still wieder fort, und komm' morgen wieder!"

Der ungebetene Gast wollte sich schweigend zurück ziehen; aber Raimund, ein vielgeltender Hausfreund des Präsidenten, eilte von der Tafel herbei, mischte sich in die Sache, und stellte vor: es sey unbillig, einen leiblichen Bruder, den man lange nicht gesehen, an der Thür abzuweisen. Er sprach so laut, daß es der speisenden Gesellschaft vernehmlich wurde. Sogleich foderten verschiedene vornehme Gäste den Wirth auf, seinen Bruder am Tische Platz nehmen zu lassen.

Valentin Eschborn, ein wohlhabender Gutsbesitzer, machte der Gesellschaft seinen Bückling, setzte sich, und sagte mit einer

kräftigen Stimme, dergleichen man in den geselligen Kreisen der feinen Welt selten donnern hört, zu dem Präsidenten: „Du darfst nicht denken, Herr Bruder, daß ich zum Carnaval, oder sonst aus langer Weile, hierher gekommen bin. Ich erhielt vor einigen Tagen einen Brief ohne Unterschrift, worin mir berichtet wurde: es wolle mich jemand in der Stadt, wegen einer wichtigen Angelegenheit, sprechen. Darum bin ich denn hier, und will ein Weilchen abwarten, ob sich der ungenannte Briefsteller melden wird, oder ob er mich, ungeachtet wir erst im Monat Februar leben, in den April geschickt hat." — Herr von Eschborn versicherte: er wisse nichts von der Sache. „Sie wird sich morgen wohl aufklären;" fiel Raimund ein. „Wir wollen ihr jetzt nicht weiter nachgrübeln."

Die hohen Herrschaften ließen sich aus Höflichkeit zu dem Landmann herab, redeten mit ihm von der Feldwirthschaft, und gaben

aus großstädtischer Unkunde derselben manche lächerliche Blöße. Als er unter andern auf die Frage, wie die vorjährige Ernte ausgefallen sey, über Brand im Weitzen klagte, fuhr ein hoher Staatsbeamter hitzig auf: „Das verdammte Tabackrauchen! Sicher hat ein Schnitter mit seiner dampfenden Pfeife das Feld entzündet!“ — Aber Valentin belehrte den Eiferer: daß der Brand, der ihm Schaden gethan, eine Krankheit des Weitzens sey, die man schon vor ein paar tausend Jahren, als noch lange nicht an den Genuß der Tabacksyflanze gedacht worden, gekannt habe.

Fräulein Hermine, die Tochter des Präsidenten, ein stolzes, überkluges Mädchen, fragte den Oheim mit einem kalten, nachläßigen Tone nach seinen Kindern. „Die Krabben wollen Hochzeit machen!“ rief er lachend. „Der junge Pfarrer in meinem Dorfe freit um Lieschen, und dem Fritz sticht die hübsche Müllerstochter in's Auge. Ich

werde dem Blitzjungen wohl mein Vorwerk Ruhthal abtreten müssen, damit er dort wirthschaften und das Mädel heirathen kann."

Die ganze Familie von Eschborn (die außer den schon aufgetretenen Personen noch aus der Gemahlin des Präsidenten und einem erwachsenen Sohne bestand) ward schamroth, daß vor der erlauchten Gesellschaft, die sich theils taub stellte, theils verlegen auf den Teller sah, ein so ärgerliches Mißbündniß zur Sprache kam. Hermine versuchte, den Schandfleck zu übertünchen. „Sie scherzen, Herr Onkel!" sagte sie. „Vetter Fritz wirft sich gewiß nicht weg, und die Dirne würde wohl auch im Nothfalle so bescheiden und verständig seyn, wie Goethe's schöne Müllerin, die einem Edelknaben, der sie in eine stille Laube einlud, antwortete:

Mit nichten!
Das gäbe Geschichten!
Denn wer die artige Müllerin küßt,

Auf dem Steine verrathen ist.
Euer schönes dunkles Kleid
Läßt mir leid
Es weiß zu färben.
Gleich und gleich! so allein ist's recht!
Darauf will ich leben und sterben.
Ich lobe mir den Müllerknecht;
An dem ist nichts zu verderben.“

Die Gesellschaft lachte und klatschte in die Hände. Nur Valentin sagte ernsthaft: „Mein Fritz ist kein Edelmann; das Ebbliche Gleich und Gleich wird also durch seine Verbindung mit der tugendsamen Tochter eines wackern Mühlmeisters keineswegs verletzt. Die Sache könnte nun auch nicht rückgängig werden, da sie bereits bis zur Verlobung gediehen ist.“

„Darüber sprechen wir morgen!“ murmelte der Präsident, und setzte sein Weinglas, das er eben zum Munde führen wollte, hastig wieder auf den Tisch.

Es entstand eine tiefe Stille; der vornehmste Gast erhob sich vom Stuhle; die übrigen folgten. Herr von Eschborn führte seinen Bruder bei Seite, und sagte mürrisch: „Die jungen Leute tanzen jetzt; das wird Dir kein Vergnügen machen; schlaf' indessen im Gasthof aus, und stelle Dich morgen zum Mittagsessen bei mir ein. Gute Nacht!" Damit kehrte er ihm den Rücken, und eilte nach dem Tanzsaale, wo schon die Geigen gestimmt wurden.

Valentin entfernte sich gern. Als er aus dem Speisezimmer ins Vorgemach trat, fand er drei oder vier gemeine, widrige Gestalten, die ihm, wie Güterbeschauer, scharf auf die Hände und Taschen sahen. Er wunderte sich darüber; denn es ahnte ihm nicht, daß diese aufmerksamen Beobachter vorsichtige Pfandgläubiger waren, die dem Präsidenten sein bei ihnen versetztes Silbergeschirr zu dem festlichen Abend, gegen eine Erkenntlichkeit, ge-

lieben hatten, und jetzt darauf lauerten, es wieder in Empfang und Gewahrsam zu nehmen.

Gewohnt, zeitig zu essen, ging Valentin des folgenden Tages mit dem Schlage der zwölften Stunde in des Präsidenten Wohnung. Er eilte recht, um nicht etwa auf sich warten zu lassen. Ein gähnender Bedienter fragte, was er wolle; und als er denn antwortete, daß er zu Tische gebeten sey, lachte der Mensch laut auf, und sagte: „Damit hat's noch fünf Stunden Zeit!"

„Mit dem Mittagsessen?" fragte Valentin.

„Ja wohl, mit dem Mittagsessen!" spottete der Buntrock ihm nach. „Wir speisen täglich erst um fünf Uhr, und besonders heute, da die Herrschaft noch schläft, und ver-

muthlich erſt um drei Uhr frühſtücken wird."

Mit Erſtaunen zog Valentin ab. Auf der Straße begegnete ihm Raimund, der ihn im Gaſthofe geſucht hatte. Sie gingen mit einander dahin zurück.

„Ich will Ihnen," ſagte Raimund dort, „ohne längern Verzug geſtehen, daß ich der Schreiber des Briefes bin, den Sie vor einigen Tagen empfingen. Der Gegenſtand, worüber ich mit Ihnen zu ſprechen wünſchte, iſt Ihres Bruders glänzendes Elend. Ich bin erſt ſechs Wochen hier in der Stadt und eben ſo lange ſein Hausfreund; aber ich kenne ſeine Lage vollkommen. Der ſorgloſe Weltmann, der allzu nachſichtige Hausvater, iſt ohne Rettung verloren, wenn wir ihm nicht vereint mit Rath und That unter die Arme greifen."

„O, mein armer Bruder!" rief Valentin. „Ich will ihn retten, will ihm Hab' und Gut aufopfern."

„Das würde kaum zureichen, und nicht lange helfen;“ verſetzte Raimund. „Im nächſten Jahre wär' er wieder in der alten Noth. Er und ſeine Familie könnten wohl einen Brunnen voll Gold erſchöpfen. Frau und Tochter verſchwenden unermeßlich in Kleidern und Schmuck, und er ſieht ruhig zu. Junker Achilles, der Augapfel ſeiner Aeltern, verliert ungeheuere Summen in Spielhäuſern, und der gutwillige Vater, ein zweiter Eli, ſchilt ihn nicht, ſondern ſetzt ihn vielmehr immer wieder in den Stand, mit neuem Futter für die Karten bei der Farobank zu erſcheinen. Der junge Wüſtling kann leidlich tanzen, reiten und fechten; außer dieſen Künſten iſt aber jeder Schulknabe gelehrter als er, und ich begreife nicht, wie er in Zukunft, wenn ihn die Aeltern nicht mehr unterſtützen können, ſein Leben durch die Welt bringen will, da er von Allem, womit

ſich ein Biſſen Brot verdienen läßt, nichts verſteht."

„Das iſt ein Jammer!" ſeufzte Valentin. „Da muß denn vor allen Dingen dafür geſorgt werden, daß der Menſch noch was Tüchtiges lernt."

„Allerdings!" ſagte Raimund. „Aber in eine öffentliche Schule paßt der zwanzigjährige hochgewachſene Herr nicht, weil er ſich in der Mitte kleiner Knaben, denen er im Grade des Wiſſens gleich ſteht, lächerlich ausnehmen würde. Der Vater muß ihn einem geſchickten und ehrwürdigen Hauslehrer in die Zucht geben. Einen ſolchen Mann habe ich ſchon ausgemittelt. Er war Schulrector eines Städtchens, legte aber ſein Amt nieder, weil ihn ſeine Vorgeſetzten zwingen wollten, noch in ſeinen alten Tagen die ſogenannte Turnkunſt zu lernen, und ſich vor allem Volke mit ſeinen Schülern zu balgen und Burzelbäume zu ſchießen."

Valentin mußte, so betrübt er war, über diese obrigkeitliche Zumuthung lachen. Die Annahme eines Hauslehrers fand er hingegen sehr zweckmäßig. Er zweifelte bloß, daß sich sein Bruder, der nur unnütze Ausgaben zu machen gewohnt sey, zu einer nützlichen entschließen würde.

„Ich denke doch, daß wir ihn durch vereinte Vorstellungen dahin bringen werden;" erwiederte Raimund. „Wir gehen mit einander zu ihm zu Tische, führen ihn nach dem Essen bei Seite, und waschen ihm ehrlich den Kopf. Er muß, er mag wollen oder nicht, einen Hauslehrer annehmen, muß dagegen seine fürstliche Wohnung aufgeben, seine schwelgerischen Gastmähler einstellen, den Postzug abschaffen, die Hälfte seiner überflüssigen Bedienten verabschieden, der Verschwendung seiner Gemahlin und Tochter Einhalt thun, und so weiter. Ich werde das Wort

führen. Stehen Sie mir kräftig bei, und unsere gute Meinung wird durchdringen."

Der Kampf war hart; der Sieg unvollständig. Herr von Eschborn war zu keiner Einschränkung seines Prachtaufwandes zu bewegen, weil er sich dadurch, wie er sagte, dem Spott der Stadt aussetzen würde. Auch erklärte er: es sey ihm unmöglich, den Hanstyrannen zu spielen, und seine Gattin und Tochter, wegen ihrer ausschweifenden Putzliebe, zu schelten.

„Ei, das ist Schwäche!" fuhr Raimund auf:

„Wer nicht, wenn's Noth thut, zürnen kann,
Der ist ein Narr, kein weiser Mann."

„Eigene Poesie?" fragte der Präsident spitzig.

„Dessen kann ich mich nicht rühmen;"

entgegnete Raimund. „Es ist ein alter Kernspruch voll Kraft und Wahrheit."

„Immerhin!" sagte Jener. „Ich kann nun einmal nicht anders. Die Frauen schmükken sich gern; man muß ihnen den Willen lassen."

Der einzige Punkt, den er nach langem Widerspruch zuletzt genehmigte, war die Anstellung des vorgeschlagenen Hauslehrers.

So bald die beiden Sittenprediger wieder aus dem Hause waren, ließ er den lieben Sohn rufen, bereitete ihn mit zärtlicher Schonung auf den ihm bestimmten Hofmeister vor, und bat, indem er ihm zugleich die Backen streichelte, sich diese Anstalt hübsch artig gefallen zu lassen. Das versprach Achilles unter der Bedingung, daß ihm sofort zehn Stück Louisd'or, die er eben brauche, ausgezahlt würden. Rasch zog Papachen den Beutel: denn diese Kleinigkeit vertrat ja gleichsam die Stelle der Zuckerdüte, womit

man

man vor Zeiten die lieben Kinder, wenn sie zum ersten Male in die Schule gingen, beschenkte.

Schon des folgenden Tages übernahm Magister Ambrosius, den das Turnwesen vom Amte vertrieben hatte, die neue Lehrstelle, und bezog die für ihn eingerichteten Zimmer. Der gelehrte Mann war ein hoher Funfziger, und hatte das abschreckende Ansehen eines finstern, grämlichen Schulmonarchen, war aber eine grundgute Seele. Sein schlauer Zögling merkte das bald, und betrug sich freundlich gegen den Alten, weil er ihn in allerhand Nothfällen zu brauchen oder zu mißbrauchen dachte.

Sie waren auch kaum acht Tage mit einander bekannt, als sich der junge Herr genothdrungen sah, ihm ein wichtiges Geheimniß zu eröffnen. Er machte mit Kopfhängen und Seufzen die Einleitung dazu. Theilnehmend fragte der Mentor, was ihm fehle. Da

entdeckte ihm Achilles, daß er ſeit funfzehen Monaten heimlich verheirathet, auch bereits Vater ſey, und ſich eben jetzt in der peinlichſten Verlegenheit befinde, wo er Frau und Kind unter Dach bringen ſolle, indem ſie der Hauswirth, bei dem ſie bisher gewohnt, nicht länger dulden wolle, ſondern eben gedroht habe, ſie nach Verlauf einer Stunde auf die Straße hinaus zu ſtoßen. — Dieſes klägliche Bekenntniß ſchloß das bartloſe Väterchen mit der Bitte: daß der Herr Hofmeiſter ihm die Liebe und Güte erzeigen möge, ſeine bedrängte Familie in den ihm eingeräumten Zimmern einige Tage zu verbergen.

„Das iſt ein ſehr bedenklicher Caſus!“ ſagte der ſtaunende Magiſter. „So jung, und ſchon Hauskreuz! — Und das ſoll ich mit auf meine alten Schultern nehmen! — Geholfen muß werden, das iſt gewiß; wenn aber die gnädigen Aeltern die Fremdlinge bei mir finden, da wird ein ſchweres Gericht

über uns ergehen. Erwägen Sie das, Theuerſter!"

Achilles ſtellte vor: des Magiſters Wohnraum ſey von den übrigen Zimmern weit abgelegen, und ſeine Aeltern hätten es nicht in der Gewohnheit, ſich außerhalb ihrer eigenen Gemächer im Hauſe viel zu ſchaffen zu machen. Ambroſius antwortete nicht, ging mit ſtarken Schritten in der Stube auf und ab, und ſchob die Perücke von einem Ohre zum andern. Endlich rief er entſchloſſen: „Ja, ich will die armen Seelen herbergen; denn die Bibel gebeut: Die in Elend ſind, führe ins Haus!" Achilles umarmte und küßte ihn. Dann pflogen ſie Rath, auf welche Weiſe die geheime Einwanderung am klügſten anzuſtellen ſey. „Meine Frau mag Mannskleider anziehen;" ſagte der Junker: „Aber wie bringen wir das Kind fort?" — „Unter meinem Mantel!" rief der Alte raſch, und

war so heiter und wohlgemuth, als ob er das angenehmste Geschäft vor sich hätte.

Vor allen Dingen nahm er Kleider aus des Helden Achilles übervoller Gewandkammer unter die Flügel seines grauen Mantels, und trug das Bündel zur jungen Frau. Schlank gewachsen, sah sie in dem männlichen Anzuge wie ein Modeherrchen aus, und schlüpfte unangefochten ins Haus. Fünf Minuten später folgte ihr der Träger des Kindleins. Er mußte durch einen Vorsaal, den ein Papagei und ein Affe bewohnten, die bisweilen hohen Besuch erhielten. Darum war der Paß gefährlich, und Ambrosius nahm sich vor, mit möglichster Geschwindigkeit, wie durch ein Feuer, hindurch zu stürzen. Herzhaft riß er die Thür auf, und that einen Riesenschritt über die Schwelle. Doch im

Begriff den zweiten zu thun, erblickte er mit Entsetzen den Präsidenten, der eben, um sich von Staatsarbeiten zu erhohlen, mit dem Affen spielte. Ambrosius sprang zurück. Aber der Präsident sah ihn und rief: „Wohin? wohin?" Der arme Magister mußte wieder vorrücken und Rede stehen.

„Was machen Sie denn heute für sonderbare Geschäfte?" fragte Herr von Eschborn lachend. „Man hat Sie vorhin mit einem Pack unter dem Mantel aus dem Hause gehen sehen, und jetzt kommen Sie wieder beladen herein. Sie treiben wohl Schleichhandel?"

„O nein, Herr Präsident!" antwortete der Magister mit gezwungenem Lächeln. „Junggesellen-Wirthschaft — ein bißchen Wäsche — ein armer Hagestolz muß in Allem sein eigener Heber und Leger seyn."

„Aber die Wäsche lebt ja!" sagte Herr

von Eschborn; denn das Kind bewegte sich plötzlich unter dem Mantel.

„Halten zu Gnaden" — stammelte der Alte — „ich, ich lebe — mich friert — wahrer Fieberfrost schüttelt mich. — Erlauben Sie, mich der kalten Wäsche zu entladen."

Unter diesem Vorgeben wollte er entwischen, und es wäre vielleicht gelungen, wenn nicht in diesem Augenblicke das einfältige Kind angefangen hätte, leise zu quäken.

„Ha! nun schreit die Wäsche sogar!" rief der Präsident. „Dieß Naturwunder muß ich sehen!" — Hiermit riß er des Magisters Mantel auf, und das Kind, das sich nach Lüftung der ihm unbehaglichen Decke sogleich beruhigte, war so artig, und in aller Unschuld so schlau, dem Großpapa freundlich ein Händchen zu bieten.

„Wem gehört denn das kleine Wesen," fragte er stutzig.

„Mir, mir!" schrie Ambrosius, und floh

mit großen Sprüngen nach seinem Wohnzimmer.

Halb und halb die Wahrheit ahnend, verfolgte ihn Herr von Eschborn, und drang mit ihm zugleich hinein. Das geheime Ehepaar, in zärtlicher Umarmung auf dem Sopha sitzend, sprang erschrocken auf; der Präsident entdeckte mit dem ersten Blick das weibliche Geschlecht in Mannskleidern; doch enthielt er sich, ein stürmisches Verhör sogleich zu beginnen. Er sagte ganz gelassen: „Ich habe mit Dir ein Wort zu sprechen, Achilles!" Damit verließ er das Zimmer.

Der junge Mann, der sich als den mächtigen Abgott seiner Aeltern kannte, folgte getrost. Das Geheimniß seiner Vermählung und Vaterschaft war ihm schon lange, wegen der oft unerschwinglichen Kosten der stillen Wirthschaft, beschwerlich gewesen; er bekannte daher, als Vater und Mutter vereint die Untersuchung anhoben, auf der Stelle die

Wahrheit. „Ei, du loser Vogel!“ sagten sie. Das war der ganze Verweis. Da jedoch die junge Frau nur die Tochter einer Bürgerwitwe war, so erklärten sie: die unstandesmäßige Heirath müsse getrennt werden. Achilles zuckte schweigend die Achseln, um sich für jetzt in keinen Streit einzulassen; doch war er — denn es ist billig, daß wir die seltene Gelegenheit, etwas Löbliches von ihm zu sagen, hier ergreifen — im Herzen entschlossen, sich der Scheidung von seinem guten und schönen Weibchen, das er durch allerhand Listen und Blendwerke gewonnen hatte, nicht zu unterwerfen.

Mutter und Kind mußten indessen das Haus schleunig wieder räumen, und wurden anderswo untergebracht. Man betrieb alles in möglichster Stille, um Aufsehen zu vermeiden; aber die Geschichte ward dennoch stadtkundig, und in hohen und niedern Gesellschaften viel belacht.

Noch mehr belustigte die Spötter ein anderer spaßhafter Vorfall, der sich zwei oder drei Tage nachher begab.

Der Präsident hatte eine geheime Freundin, die es trefflich verstand, ihm durch Sprödethun immerfort Geschenke abzudringen. Er bat sie während des Carnavals oft, den öffentlichen Maskenball mit ihm zu besuchen; sie entschloß sich aber nicht eher dazu, bis er ihr zu dieser Lustbarkeit einen neuen seidenen Mantel versprach. Sie liebte rosenroth; er ließ daher einen solchen, mit silbernen Fransen, verfertigen. Ein vertrauter Bedienter brachte ihn vom Schneider verstohlen ins Haus. Der Präsident schlug das wohlgelungene Prachtstück sauber ein, und legte dazu ein Briefchen, worin er, um seinem Liebchen sogleich auf der Redoute kenntlich zu seyn, das Maskenkleid, das er tragen werde, beschrieb. Er versiegelte sodann das Packet, und verschloß es in seinem Schreibe-

schranke, um es des folgenden Tages abzusenden.

Aber die Präsidentin, die davon Wind bekommen hatte, öffnete Abends, als er ausgegangen war, den Schrank mit einem schon mehrmals von ihr erprobten Nachschlüssel, löst'e geschickt das Siegel des Umschlags, nahm den rosenfarbenen Domino, nach Lesung des Briefchens, heraus, legte dafür einen hellblauen aus ihrem eigenen Vorrath hinein, und brachte dann alles wieder so schön in Ordnung, daß jede Spur des geschehenen Tausches verschwand. Als ihr Gemahl nach Hause kam, betrug sich die Meisterin der Verstellungskunst heiter und unbefangen, wie immer. Er fand daher am folgenden Morgen kein Bedenken, das Päckchen, das den seidenen Wechselbalg enthielt, durch seinen vertrauten Liebesboten der schönen Freundin zu übermachen.

Die Präsidentin stellte sich den ganzen

Tag krank. Er heuchelte Bedauern, freute sich aber im Stillen, weil er nun vor ihr auf der Redoute sicher zu seyn glaubte. Abends um neun Uhr klagte er selbst über heftiges Kopfweh, und äußerte Sehnsucht nach seinem Schlafzimmer, das ein weiter Raum von dem ihrigen trennte. Freundlich wünschten sie einander gute Nacht. Er aber schlich, um sich in der That eine gute Nacht zu verschaffen, gegen zehn Uhr aus dem Hause.

Im Maskensaale sah er sich überall nach seinem rosenfarbenen Liebchen um. Es war nicht da; aber ein blauer Domino flog ihm entgegen, und flüsterte ihm ein paar unverständliche Wörtchen zu. Er, von Schrecken befallen, stürzte sich fliehend in einen Trupp von Masken: denn das blaue Fähnchen schien ihm bekannt; er dachte, seine Frau spuke darin. Im dichtesten Larvengetümmel, wie mit einer Leibwache umgeben, zog er angstvoll

im Saale auf und nieder, und schielte behutsam nach Freundin und Feindin umher. Endlich kam seine Rosenkönigin. Er eilte zu ihr, faßte sie am Arm, machte ihr zärtliche Vorwürfe, daß sie so lange auf sich habe warten lassen, und führte sie in eins der Zimmerchen, die sich, zu geheimen Unterredungen bestimmt, neben dem Tanzsaale befanden. Hier bat er sie sogleich, die Maske abzunehmen. Bereitwillig machte sie Anstalt dazu; er lauerte sehnsüchtig, das Purpurmündchen, sobald es enthüllt seyn würde, zu küssen: hu! da wetterleuchtete das zornrothe Gesicht seiner Gemahlin hinter der Maske hervor, und zugleich bekam er von ihrer knöchernen Hand eine Ohrfeige, daß ihm der Kopf wankte.

Indem er diesen Minnesold empfing, und vor Schrecken die Sprache verlor, erschien der blaue Domino, der ihn eifersüchtig verfolgt hatte, in der Thür. Die Präsidentin,

ihres Standes vergessend, schoß mit den gemeinsten Schimpfreden auf die Nebenbuhlerin los; diese vergalt Gleiches mit Gleichem; sie fielen einander in die Haare; der Präsident wollte die Furien trennen; aber beide hackten ihm mit krummen Fingern nach den Augen, zerrten und rauften sich aus dem kleinen Zimmer auf den Tummelplatz der Masken hinaus, wurden dort von zahllosen lachenden Zuschauern umringt, und am Ende von der Polizeiwache aus dem Saale geführt.

Diese Katzbalgerei, die schnell, mit allen vorausgegangenen Umständen, der ganzen Residenz bekannt wurde, machte der geringen Achtung, in welcher der Präsident und seine Familie standen, vollends das Garaus. Es kam jetzt lauter als jemals zur Sprache: daß er seine Laufbahn als Abschreiber eines Sachwalters begonnen, eine Kammerjungfer geheirathet, ein Staatsdienstchen erschlichen,

immer höhere Stellen erkrochen, und sich endlich aus Uebermuth den Papieradel gekauft hatte. „Aber die gemeine Natur läßt sich nicht austreiben;" setzte man hinzu. „Es ging der Frau Präsidentin wie jenem Kater in der Fabel, der einstmals zum König der Thiere gewählt worden war. Mit Krone und Purpurmantel geschmückt, und einen Zepter in der rechten Kralle, saß er majestätisch auf dem Throne, und hielt eine feierliche Rede an seine Unterthanen. Doch plötzlich brach er ab, that einen Sprung, und haschte sich ein in der Nähe laufendes Mäuschen."

Auch Hermine machte sich, wiewohl auf eine feinere Art, zum Gespräch der Stadt. Der Magnetismus (dessen Werth und Nutzen wir übrigens weder bestreiten noch verfechten

wollen) hatte dort wundergläubige Anhänger, und unser Fräulein schlug sich aus Eitelkeit zu diesem Häuflein, um sich einen berühmten Nahmen zu machen. Derselbe Wunsch beseelte den Doktor Dompfaff, einen noch sehr jungen Mann, der sich auf die thätigste Weise mit magnetischen Kuren befaßte. Es dünkte ihn daher ein rechtes Glück, daß Hermine, die Tochter eines so vornehmen Staatsbeamten, ärztliche Hülfe bei ihm suchte. Aber nichts weniger als krank, spielte sie bloß eine Posse mit ihm, und zwei oder drei muthwillige Freundinnen halfen ihr dabei so treulich, wie bisweilen die Taschenspieler unter den Zuschauern vertraute Personen haben, die in geheim dazu mitwirken, daß die Blendwerke des Gauklers gelingen. Hermine sah, während des magnetischen Schlafes, mit der Nase, und mit Händen und Füßen; doch natürlicher Weise nur Dinge, die sie zuvor mit ihren Gehülfinnen verabredet hatte. Diese

hielten ihr, zum Beispiel, ein aufgeschlagenes Buch vor die große Zehe, und die vorgebliche Hellseherin las die zuvor auswendig gelernten Stellen laut und richtig ab. Sie weissagte sogar, und verordnete sich Heilmittel, die jedoch nicht in der Apotheke, sondern auf dem Obstmarkt und im Laden des Zuckerbäckers zu haben waren. Dadurch hätte man klug werden können; allein man ward es nicht. Die ganze Stadt, mit Ausnahme einiger wirklichen Hellseher, sprach von der Possenspielerin mit arglosem Erstaunen.

So, wie ein Wunderwesen, in Ruf gekommen, bildete sie sich nicht wenig darauf ein, war in Gesellschaften sehr vorlaut, und entschied frisch und keck über Alles. Ganz seltsam, und der natürlichen Weichmüthigkeit ihres gefühlvollen Geschlechts durchaus widersprechend, äußerte sie sich unter andern über einen eben damals geschehenen, von allen rechtlichen Menschen verabscheuten Meuchel-

chelmord. Sie lobte freilich die verruchte That nicht geradezu; aber sie that es durch einen Umweg, indem sie den Mörder für einen edlen, hochherzigen Jüngling erklärte. Dieser Ausspruch von weiblichen Lippen empörte den gesunden Menschenverstand, und zog Herminen noch den Schimpf zu, daß des Erdolchten greises Haar und des Meuchlers blühende Jugend den Verdacht erweckten: es müsse bei jener unsinnigen Lobpreisung des Verbrechers der Geschlechtstrieb im Spiele seyn.

Indessen war Hermine durch die sich selbst verordneten köstlichen Arzeneien völlig genesen. Freudig schrieb Doctor Dompfaff ein gelehrtes Werkchen über die ihm, nach seinen Gedanken, gelungene magnetische Wunderkur, und eignete solches dem Landesherrn zu. Der Fürst las es, ließ den Präsidenten rufen, und sprach zu ihm: „Ich erhielt gestern ein Schriftchen, worin Ihre Tochter

eine sehr unanständige Rolle spielt. Sie hat offenbar ihren schwachsinnigen Arzt zum Besten gehabt. Das möchte seyn; aber dergleichen Gaukeleien erweitern das Gebiet des Wunderglaubens und der Schwärmerei, und ich sehe das in meinem Lande nicht gern. Auch weiß ich, daß Ihre ausgeartete Tochter den fanatischen Meuchelmörder, der eine bisher in Deutschland unerhörte That verübte, in allen Gesellschaften vertheidiget, als einen edlen Menschen erhebt, und Beifall und Nachsprecher findet. Wohin soll das führen? Soll der wälsche Banditendolch in Deutschland einheimisch werden? — Mich dünkt, Herr Präsident, Sie haben Ihre Kinder schlecht erzogen. Selbst von Ihnen hör' ich ungern, daß Sie sich manche Ungebühr in Ihrer Amtsführung und manche Anstößigkeit im Privatleben zu Schulden kommen lassen. Sie haben dadurch die Achtung Ihrer Untergebenen verloren. Ich verhehle daher nicht den

Wunsch, daß Sie sich, um größern Unannehmlichkeiten auszuweichen, freiwillig entschließen möchten, Ihr Amt niederzulegen."

Bleich und zitternd kam der Präsident nach Hause. Erschrocken fragte seine Familie: was ihm bei Hofe begegnet sey. Er entdeckte nur des Fürsten Aeußerungen über Herminen; doch mit gemilderten Worten, um dem lieben Kinde nicht wehe zu thun. Mit schnödem Lächeln zuckte das Fräulein die Achseln, und machte sich wenig daraus.

Aber der Vater war, seiner selbst wegen, in Verzweifelung. Er wußte nicht, was er anfangen, wen er um Rath fragen sollte. Mit Raimund, dem treuen Hausfreunde, hatte er sich einige Tage zuvor heftig entzweit, und sich nicht nur alle weitere Einmischung in seine Angelegenheiten, sondern auch

fernere Besuche, verbeten. Der Bruder war aufs Land zurück gegangen. Wem sollte der unglückliche Präsident sein Leid klagen? Von allen seinen Tafelfreunden war nun, da die Quellen des Wohllebens zu stocken anfingen, keine Theilnahme zu erwarten.

Er fuhr zu einigen Staatsministern; er wollte sie bitten, sich für ihn bei dem Fürsten zu verwenden; doch nirgends ward er vorgelassen. Es war Abend; er ging nach dem Casino, um sich zu zerstreuen; aber das fliegende Gerücht der auf ihn gefallenen Ungnade war ihm schon zuvor gekommen, und jedermann wich ihm aus. Er eilte nach Hause; dort neues Schrecken! Der Vorsteher einer bedeutenden Landeskasse harrte seiner mit ängstlichem Verlangen, ihn unter vier Augen zu sprechen. „Herr Präsident," sagte der beiseit geführte, ganz verstört aussehende Mann, „ich erhielt vorhin einen geheimen Wink, daß meiner Kasse morgen gegen Mittag eine Un-

terſuchung bevorſtehe. Angſtvoll bitt' ich Sie deßhalb um ſchleunige Rückzahlung der Staatsgelder, die ich Ihnen, auf dringendes Begehren, pflichtwidrig darlieh.. Gefangenſchaft und Verluſt meines Amtes ſind ſonſt mein Loos, und ich müßte, wenn auch höchſt ungern, durch Vorlegung der von Ihnen in Händen habenden Empfangſcheine, mein Schickſal zu mildern ſuchen."

„Um Gottes willen, nein!" rief der Präſident. „Ich ſchaffe Rath — noch in dieſer Nacht — ſeyn Sie ruhig, und verlaſſen Sie mich, damit ich Anſtalten treffen kann."

Der Kaſſier entfernte ſich, obwohl wenig getröſtet, weil er die verſprochene ſchnelle Wiedererſtattung der ihm abgedrungenen Summen, die ſich über zehn tauſend Thaler beliefen, für unmöglich hielt.

Stolz und Scham niederkämpfend, entſchloß ſich der Präſident, den hart beleidigten Freund, dem er mit undankbarem Ueber-

muth sein Haus verboten hatte, um Hülfe zu bitten. Mit zagenden Schritten ging er zu ihm, warf sich in des edlen Mannes offene Arme, und schüttete seine Noth vor ihm aus. „Ich freue mich, daß ich helfen kann;" sagte der großmüthige Freund, schloß seinen Schreibtisch auf, und nahm Papiere heraus. „Hier sind hinreichende Wechsel, den Kassier zu befriedigen. Gehn Sie, beruhigen Sie den sorgenvollen Mann!" — Der Präsident, bis zu Thränen gerührt, stammelte Dank. „Fassen Sie sich!" unterbrach ihn Raimund. „Ich denke noch mehr für Sie zu thun. Lassen Sie mir aber fünf bis sechs Tage Zeit. Ich werde mich indessen mit einem Plane zur Verbesserung Ihrer Lage beschäftigen."

Raimund berief durch einen reitenden Boten den Bruder des Präsidenten wieder

nach der Stadt. Valentin kam; sie unterredeten sich über das Weh und Wohl des Unglücklichen, und besuchten ihn dann, um ihn von dem Ausfall ihrer Berathung zu unterrichten. Des Bruders unerwartete Mitkunft schien ihm nicht angenehm; doch Raimund ließ ihm nicht Zeit, sein Mißvergnügen zu verlautbaren, sondern begann sogleich: „Ich versprach Ihnen, Herr Präsident, einen Leitfaden zum Ausweg aus Ihrem Labyrinthe, und ich komme jetzt, mein Wort zu halten. Aber haben Sie auch volles Vertrauen zu mir? — Ich kann es kaum fodern, da ich als Fremdling hierher kam, mich Ihnen zum Hausfreunde gleichsam aufdrang, und noch jetzt mit der Larve eines angenommenen Nahmens vor Ihnen stehe. — Es ist daher, eh ich mich weiter zu Ihrem Rathgeber auf werfe, rechtlich und nothwendig, mich Ihnen ganz zu entdecken."

„Mein Vater, ein unbemittelter Mann

hinterließ bei seinem frühzeitigen Absterben eine Witwe und drei Söhne. Ich, der zweite derselben, hatte ohne mein Verschulden das traurige Loos, meiner Mutter verhaßt zu seyn. Mein älterer Bruder war dagegen ihr Liebling. Diesen Vorzug ließ er mich bisweilen hart empfinden. Er spielte den Herrscher, und legte die Hände in den Schooß; ich aber mußte, da die Mutter keinen Dienstboten halten konnte, die unangenehmsten und beschwerlichsten Hausarbeiten, zum Beispiel, Wassertragen und Holzspalten, allein verrichten, weil mein jüngerer Bruder noch so klein war, daß er mir nicht beistehen konnte. Ich that willig, was ich vermochte; doch alle meine Anstrengungen belohnte kein freundlicher Mutterblick. Im Gegentheil ward ich immer gescholten, und bekam oft in den Eßstunden nichts als Brot und Salz in die Hand, indeß mein älterer Bruder mit der

Mutter zu Tiſche ſaß, und irgend ein Leckerbißlein verzehrte."

„Ich war dreizehn Jahr' alt, als er in eine gefährliche Krankheit fiel. Die Mutter weinte Tag und Nacht. Eines Abends ſaß ich, von ihr unbemerkt, in einem dunkeln Winkel; da warf ſie ſich vor dem Krankenbette nieder, und bat Gott mit lauter Stimme: ihr den geliebten Sohn zu laſſen, und dafür mich von der Welt zu nehmen. — Tief betrübt ſchlich ich aus der Stube, ging weinend ins Gärtchen hinter dem Hauſe, fiel unter dem geſtirnten Himmel auf die Knie, und ächzte hinauf: Gott möge die Todesbitte meiner Mutter an mir erfüllen, oder mir einen Weg aus dem Hauſe des Haſſes und der Verachtung zeigen. — Als ich ſo gebetet hatte, legt' ich mich zu Bett, mit dem Wunſche, nicht wieder zu erwachen."

„Gegen Morgen hatte ich einen wunderbaren Traum. Mir erſchien die Lichtgeſtalt

eines Engels, mich freundlich anredend: Geh' ins Gasthaus, das ein Palmbaum bezeichnet, da findest du einen Fremdling, der eben abreisen will. Bitt' ihn, dich zu seinem Diener anzunehmen; er wird es thun, und dich glücklich machen. — Das gesagt, verschwand der Engel; ich erwachte, schlief aber mit dem Gedanken, daß es doch nur ein lieblicher Traum sey, flugs wieder ein."

„Bald darauf versetzte mich ein neuer Traum hin an den Gasthof, den mir der Engel genannt hatte. Ein bepackter und schon bespannter grüner Reisewagen stand vor der Thür, und bei demselben ein Mann von hoher, ansehnlicher Gestalt. Ich brachte mein Gesuch bei ihm an; er gewährte mir's, nahm mich neben sich in den Wagen, der Postknecht stieß ins Horn, und wir flogen zum Thor hinaus."

„Munter fuhr ich im Bett empor; der Doppeltraum schien mir nun ein Wink Got-

tes; ich kleidete mich geschwind an; Mutter und Brüder schliefen; ich beugte mich mit strömenden Thränen über sie hin, kniete vor den Betten der ruhigen Schläfer nieder, betete für sie, sprach ein leises Lebewohl, und schlich still aus dem Hause."

„Der grüne Reisewagen stand richtig vor dem Gasthofe; aber der Fremde war noch oben in seinem Zimmer. Beherzt ging ich hinauf, und fand mit Erstaunen denselben Mann, mit dem ich im Traume gesprochen hatte. So gleichsam schon mit ihm bekannt, trug ich ihm ohne Zagen meine willigen Dienste an. Er antwortete in etwas gebrochenem Deutsch: Du gefällst mir, und ich könnt' ein solches Bürschlein wohl brauchen; aber ohne Vorwissen deiner Verwandten will ich dich nicht entführen. — Ich erwiederte: sie würden sich darüber nicht grämen; denn die Mutter habe Gott um meinen Tod gebeten. — Dann erzählt' ich meine Träume.

Der Fremde sah mich scharf an und sprach: Hättest du kein so ehrliches Gesicht, so hielt ich das alles für Mährlein; doch deinen frommen, schuldlosen Augen muß ich glauben, und so geschehe denn Gottes Wille! — Hiermit nahm er mich bei der Hand, führte mich zum Wagen, und die Reise ging fort." —

Der Präsident, der sich bei mehrern Stellen dieser Erzählung unruhig auf dem Stuhle bewegt und die Farbe verändert hatte, sprang jetzt auf, und sagte mit zitternder Stimme zu Valentin: „Ist das nicht ganz die Geschichte unsers seit länger als vierzig Jahren verlorenen Bruders?" — „Das dünkt mich auch;" erwiederte Valentin: „ich war aber damals noch sehr jung: die Vorfälle jener Zeit treten mir nur dunkel ins Gedächtniß." — „Mir desto heller!" sprach der Präsident. „Gerade so war, als wir eines Morgens erwachten, unser guter Heinrich verschwunden. — Doch mit freudiger

Ahnung sagt mir mein Herz, wir haben ihn wieder. — Du bist's, mein Freund, mein Retter!"

„Ja, ich bin Heinrich Eschborn!" rief Dieser, und fiel mit nassen Augen seinen Brüdern in die Arme.

Stumm vor Wehmuth hielten sie sich lange umschlossen. Der Präsident machte zuerst seinem Herzen Luft. „Ich danke Gott," sprach er, „daß ich dich, guter Heinrich, an mein Herz drücken, und dir alles Leid, das ich dir im Mutterhause zufügte, abbitten kann. Du verfuhrst vorhin in deiner Erzählung sehr schonend mit mir; ich habe schlimmer, viel schlimmer an dir gehandelt."

„Und alles, alles vergab ich dir tausendmal;" sagte Heinrich. „Klage dich nicht weiter an! Die flüchtigen Leiden meiner Ju-

gend waren ja Keime meines Glücks. — Mein Herr, oder vielmehr mein Vater — denn er behandelte mich gleich vom Anfang an als seinen Sohn — war ein englischer Kaufmann, der von London aus in Ost- und Westindien große Geschäfte machte, und sich Jahre lang bald in Asien, bald in Amerika aufhielt. Ueberall nahm er mich mit, und erzog mich so werkthätig zu einem tüchtigen Kaufmanne. In meinem dreißigsten Jahre ward ich der Gatte seiner einzigen Tochter. Er gründete mir mit freigebiger Hand eine eigene Handlung in Westindien. Ich regte mich lebhaft, und ward reich. Als aber vor zwei Jahren der Tod meine glückliche, doch kinderlose Ehe trennte, und fast zu gleicher Zeit auch der ehrwürdige Greis, mein Schwiegervater, in London starb, da fühlt' ich mich in jener Weltgegend einsam und verlassen, und sehnte mich nach meinem Vaterlande zurück. Ich hatte von euerm Leben und Auf-

enthalt, theure Brüder, schon in frühern Zeiten mehrmals Nachrichten eingezogen; darum nahm ich meinen Weg stracks hierher, und stellte mich dir, lieber Wilhelm, zum Scherz unter der Kappe eines fremden Nahmens vor. Aus verschiedenen Gründen trug ich sie länger, als ich Anfangs gesonnen war, und die Vorsicht, mich nicht zu verrathen, nöthigte mich, meine Sehnsucht nach dir, guter Valentin, eine Weile zu zügeln. — Was weiter unter uns hier vorging, ist euch bekannt, und über meine Reisen wollen wir künftig einmal bei besserer Muße sprechen."

„Ja, Kinder!" rief Valentin: „draußen in meinem Dörfchen, unter den beiden großen Linden vor meinem Hause."

„Unser Bruder," sagte Heinrich zu dem Präsidenten, „deutet auf den Plan, den wir dir vorlegen wollen. Sieh, in der Residenz kannst du, nachdem dir der Fürst den Stuhl vor die Thür gesetzt hat, mit Ehren nicht

länger bleiben. Gieb also deine Stelle unverzüglich in seine Hände zurück, und zieh mit Frau und Kindern auf's Land. Valentins Burg ist nach seiner Beschreibung so geräumig, daß wir alle bequem darin wohnen können. Dort magst du studieren oder nichts thun, wie dir's beliebt; aber bei jungen Leuten ist Müssiggang des Teufels Ruhebank: darum wollen wir deine Kinder beschäftigen, damit besonders Fräulein Hermine nicht mehr Zeit habe, sich den ganzen Tag zu putzen, mit einem einfältigen Doctor magnetische Possen zu treiben, und über Meuchelthaten unverständig zu schwatzen. Valentin will den beiden Geschwistern ein ungebautes Stück Land anweisen, das sollen sie sich mit eigenen Händen zu einem Garten umschaffen. Achilles nimmt überdieß seinen Hofmeister mit auf's Land, und hohlt noch fleißig nach, was er bisher in der Schule versäumte. Sein Weibchen lassen wir ihm, ohne weitere Rede von

Schei-

Scheidung. Auch die ehrliche Müllerstochte wird als Braut und künftige Hausfrau unsers Neffen Fritz liebreich anerkannt, und von uns mit Achtung behandelt. — Genehmigest du diese Bedingungen, lieber Wilhelm, so enthebe ich dich von diesem Augenblick an allen Sorgen, zahle dir jährlich die Summe, die du zeither als fürstlichen Amtsgehalt bezogst, und vererbe dereinst mein nicht unbedeutendes Vermögen zu gleichen Theilen auf deine und Valentins Kinder." —

„Edler, großmüthiger Bruder," sagte der Präsident, „ich erkenne mit innigster Dankbarkeit, daß du Böses mit Gutem überschwänglich vergelten willst. Ich für meine Person bin auch unbedenklich bereit, mich in Allem nach deinem Rath und Willen zu richten; aber meine Frau — meine Tochter — sie lieben das Landleben nicht — sie werden sich kaum von der Residenz losreißen können."

„Poh Wetter!“ rief Valentin, „auf dem Dorfe wohnen ja auch keine Heiden und Menschenfresser! Und es ist da alles so lustig und grün, daß einem das Herz im Leibe lacht. Ich wollte lieber todt seyn, als immer in eurer steinernen Welt leben, wo man keinen Grashalm zu sehen bekommt.“ —

Die Brüder verließen den Präsidenten mit der Ermahnung, die Seinigen zum Abschiede von der Hauptstadt vorzubereiten, und sich der etwa dagegen ausbrechenden Empörung als mannhafter Hausvater entgegen zu stellen.

Mit schwerem Herzen rief er seine Familie zusammen, und eröffnete seinen Vortrag mit der Meldung: daß Raimund sich ihm als sein leiblicher Bruder zu erkennen gegeben habe. „Wie? was?“ — schrie die Prä-

sidentin auf: „Der alte Grillenfänger Dein Bruder? — Nun, beim Himmel! da haben wir eine schöne Eroberung gemacht!"

„Allerdings!" versetzte der Präsident: „Bruder Heinrich kommt aus Westindien, und hat dort viel Reichthümer erworben."

„Ei, wenn das ist," sagte sie, „so sey er uns willkommen!"

„Willkommen! willkommen!" fielen Achilles und Hermine, wie ein Chor, ein.

Als aber nun die Bedingungen, unter welchen der Westindier mit Geld herausrükken wollte, zur Sprache kamen, da brachen Verwünschungen über Verwünschungen gegen ihn aus. „Was denkt der Narr?" rief die eitle Vierzigerin: „Soll ich mich in der Blüthe meiner Jahre in ein Dorf vergraben, wo man nur Bauern sieht, nur Kühe brummen hört?" — „Und wir," kreischten Achilles und Hermine, „wir sollen das Grabscheit

in die Hand nehmen, und wie Tagelöhner arbeiten? — Nimmermehr! nimmermehr!"

„Thut, was ihr wollt!" antwortete der Präsident. „Ich aber bin leider in dem Falle jenes Haushalters in der Bibel, zu dem sein Herr sagte: Du kannst hinfort nicht mehr Haushalter seyn. Da sprach der Haushalter zu sich selbst: Was soll ich thun? Mein Herr nimmt das Amt von mir; graben mag ich nicht, und schäme mich zu betteln."

„Wie paßt das hierher?" fragte die Präsidentin etwas kleinlaut.

„So wißt denn," sprach er seufzend, „daß mir der Fürst, als ich neulich bei ihm war, meine Entlassung ankündigte. — Der Aufenthalt in der Residenz ist uns übrigens unverwehrt; wir können hier bleiben und — hungern."

Sie erstarrten; er aber ging schweigend

fort, um sie heilsamen Betrachtungen zu überlassen.

Die Endfolge derselben war, daß Noth Eisen brach, und sie einstimmig beschlossen, sich ins ländliche Elend zu verweisen. „Wir können in der jetzigen Jahreszeit mit Anstand auf's Dorf ziehen;" sagte die Mutter. „Im Sommer gehen auch andere Herrschaften auf's Land. Gegen den Winter aber wollen wir wohl Mittel finden, uns den Weg nach der Stadt, ohne Verlust der westindischen Gelder, wieder zu öffnen." —

Als sie hierauf ihren Entschluß, in Valentins Burg künftig zu hausen, bestimmt erklärt hatten, reis'te der Gutsherr dahin ab, um den feierlichen Empfang seiner Gäste vorzubereiten.

An der Gränze seines Gebiets erwartete sie der Schulmeister und des Dorfes männliche und weibliche Jugend. Der Wagen der hohen Herrschaften kam; der Schulherr fing

an, eine wohlgesetzte Rede zu halten; aber Hermine lachte ihm mit so wilder Ausgelassenheit ins Gesicht, daß er gleich im Eingange stecken blieb, und kein Wort weiter aufbringen konnte. Er trat beschämt zurück, ordnete die Reihen der Schulkinder vor und hinter dem Wagen, und die an der Spitze stehenden Pfeifer und Geiger spielten, als sich der Zug in Bewegung setzte, einen Marsch. Hermine schrie aus dem Wagen heraus: sie sollten schweigen; dergleichen abscheuliche Musik sey nicht zu ertragen. Aber die tonkundigen Männer ließen sich nicht stören. Das Fräulein hielt sich nun bis zur Einfahrt in die Burg mit beiden Händen die Ohren zu.

Am folgenden Tage richtete Valentin die Doppelhochzeit seiner Kinder aus. Ein heißer Tag für die Präsidentin und Herminen! Sie mußten sich, um den Westindier nicht zu erzürnen, gegen die Müllerstöchter sehr artig betragen, und überhaupt bei den beiden Ko-

nigginnen des Festes gleichsam die Hofdamen spielen. Noch mehr Aerger aber hatte Hermine bei dem Hochzeitballe, den Valentin nach der Tafel auf dem freien Platze vor dem Schlosse gab, und wozu die ganze Dorfschaft geladen war. Die Müllerstochter hatte zwei Brüder, die weit und breit als die besten Tänzer des Dorfes berühmt waren. Da kam nun ein solcher Vestris nach dem andern, und foderte Herminen mit der Anrede: „Hei! lustig, Frölen Muhme!" zum Tanz auf. Sie mußte sich von den ihr angevetterten Mühlknappen einige Mal tölpisch genug herum schwenken lassen; als aber auch die übrigen Bursche gleicher Ehre begehrten, schützte sie Krankheit vor, und zog sich in ihre Gemächer zurück. Achilles hingegen, der weniger stolz war, kam mit den Landmädchen besser aus. Er fand bei ihnen, als leichter, zierlicher Tänzer, ungemeinen Beifall, obgleich die eifersüchtigen Mühlknappen seine Tanz-

Indeſſen hatte Julius das gläſerne Bruchſtück mit Kiendampf geſchwärzt, und erwartete mit Ungeduld die Sonnenfinſterniß, die denn auch in der zweiten Nachmittagsſtunde des ſiebenten Septembers 1820 richtig eintraf. Er hätte, um ſie zu betrachten, nicht nöthig gehabt, einen Fuß aus dem Vaterhauſe zu ſetzen; er begab ſich aber auf den Gensd'armes-Markt, um ſein Licht leuchten zu laſſen vor den dort verſammelten Leuten. Alle Menſchen für dumm und ſich allein für klug haltend, freute ſich der Prahlgern recht darauf, die von ſeinem Lehrer empfangene, wiewohl ganz miſſverſtandene, Erklärung der Sonnenfinſterniß wieder an den Mann zu bringen, und gleichſam den Lehrſtuhl auf öffentlichem Markte zu beſteigen.

Der junge Profeſſor trat, mit einem ſchwarzen, ſo genannten altdeutſchen Röcklein bekleidet, in den Kreis der zahlreichen

Verſammlung, und horchte rechts und links, was über die Sonnenfinſterniß geſchwatzt werden würde. Da war es denn natürlich, daß er aus Janhagels Munde viel tolles Zeug hörte. Aber Janhagel dünkt ſich immer ſehr weiſe, und nimmt es übel, wenn ihn jemand belehren will. Das nicht bedenkend, ging das hochgelahrte Knäblein von einem Trupp zum andern, ſteckte ſein aus langen, wilden Haaren hervor guckendes Näschen in die Geſellſchaft hinein, belauſchte die gangbaren aſtronomiſchen Geſpräche, ſchlug darüber, wenn ſie recht einfältig waren, ein lautes Gelächter auf, und brachte mit einem übermüthigen Blick und Tone ſeine eigene Weisheit zu Markte. »Wer hat Ihn denn gefragt?« hieß es hier; »Halt Er's Maul!« klang es dort. Dieſer ſchnöde Lehrſold benahm ihm aber keineswegs die Luſt, noch weiter umher zu ſpotten, zu lachen und zu ſchulmeiſtern. Ueberall waren loſe Reden ſein Lohn. Eine Rotte Straßenbuben

ze ihm nach, und jubelte, wenn er recht derb abgefertigt wurde.

Aber ein gesetzter Mann, der ihn kannte, zog ihn bei Seite und sagte: »Lieber, junger Freund, lassen Sie sich nicht auslachen! Sie haben, wie ich bemerke, ganz falsche Begriffe von der Sonnenfinsterniß, und wollen doch andere Unwissende spottend belehren. Es ist in unsern Tagen ein gewöhnlicher Dünkel der lieben Jugend, alles zu wissen, alles besser zu wissen, als die ganze übrige Welt. Aber die liebe Jugend macht sich dadurch widrig und verhaßt, und so hat auch Ihr vorlautes Wesen, mein Bester, die gegenwärtige Volksmenge gegen Sie aufgeregt. Darum geb' ich Ihnen den guten Rath, machen Sie sich still aus dem Staube, Sie möchten sonst am Ende noch in unsanfte Hände fallen.«

»Wie komm' ich zu dieser Strafpredigt? mein Herr!« rief Julius. »Immer will doch das Alter die Jugend hofmeistern! Sitzt

denn die Weisheit im Barte? Das glaubte man vor Zeiten; jetzt hat sich das Blatt gewendet. Die Graubärte gelten nichts mehr; die Jugend beherrscht die Welt.«

»Es ist lustig, einen Schulknaben so sprechen zu hören;« sagte der Warner.

»Herr! Sie sind eine gemeine Natur, ein Philister, ein Altflicker!« schimpfte Julius, und ging dem ehrbaren Manne mit schlagfertigen Geberden zu Leibe. Dieser hob aber schnell die Hand, und machte Miene, dem jungen Weltbeherrscher einen wohlverdienten Nasenstüber zu geben.

Dagegen wollte Julius sein Stückchen Fensterglas, als Schild, brauchen, und bedeckte geschwind sein Gesicht damit. Er schirmte sich aber in der Angst mit der berußten Seite des Glases, und schminkte sich das Gesicht, besonders den bedrohten Theil desselben, kohlschwarz. Als er nun mit dem Nasenschneller großmüthig verschont worden war, und den

gläsernen Schild wieder hinweg nahm, entstand ein ungeheueres Gelächter. Einige hundert Finger zeigten auf ihn, und Alt und Jung schrie: »Seht die naseweise Schwarznase! Seht, seht!«

Ergrimmt schlug er, ohne sich lange zu besinnen, den nächsten Schreier, einen langen, ganz mit Puder überschneiten Haarkräusler, ins Gesicht. Dieser gab die empfangene Ohrfeige blitzschnell zurück. Da erwachte der Gemeingeist der auf dem Markte gegenwärtigen jungen Altdeutschen: sie sammelten sich von allen Seiten, um dem verbrüderten Schwarzrock gegen den schneeweißen Staubmann beizustehen. In keilförmiger Schlachtordnung rückten sie an; Julius stellte sich an ihre Spitze, bemächtigte sich des Puderbeutels, der aus des Feindes Rocktasche hervor ragte, und schleuderte Diesem die ganze Ladung so wohlgezielt ins Gesicht, daß er mit einer zolldicken Mehlmaske bestürzt dastand, und nicht aus den Augen

sehen konnte. Nun aber setzte sich auch der weiße Gemeingeist gegen den schwarzen in Bewegung. Die vorhandenen Haarkräusler schaarten sich zusammen, zogen vom Leder, das heißt: sie rissen ihre Puderquaste aus den ledernen Beuteln, und griffen mit dieser Waffe die Schwarzen so tapfer an, daß sie bald einen vollständigen Sieg über die Farbe der feindlichen Röcke davon trugen. Doch hatten sie auch einigen Verlust. Einer der Schwarzen eroberte einen Beutel, steckte ihn auf einen Stock, und stimmte mit seinen Kampfgesellen ein Siegeslied an. Aber das gesammte Volk schlug sich — mit Ausnahme eines kleinen Schornsteinfegers, der sich zu seiner Farbe hielt — auf die Seite der weißen Partei, und drohte, mit der vereinten Kraft ehrner Fäuste über die Schwarzen herzufallen. Da wandten sie sich zur Flucht; doch dem Urheber des Streites und erstem Ausschläger gelang es nicht, sich damit zu retten: er ward ergriffen,

mußte die Nacht in gefänglicher Haft zubringen, und am Morgen von seinem Vater mit bedeutenden Kosten ausgelöset werden.

Daß sein Willkommen zu Hause nicht erfreulich war, läßt sich denken. Er hat seitdem weislich beschlossen, nie wieder bei Sonnenfinsternissen oder andern öffentlichen Gelegenheiten die dunklen Köpfe des Volks erleuchten zu wollen.

XVIII.

Unrecht Gut gedeihet nicht.

Ein junger Handwerksgesell, aus Böhmen gebürtig, wanderte durch Schwaben, und dachte für und für an seine Heimath, wo er ein feines Liebchen hatte. Mit der Heirath stand es aber im weiten Felde. Anton war blutarm, und Meister Peter, des Mädchens Vater, wünschte sich einen reichen Eidam, der ihn in seinen alten Tagen ernähren sollte. Sein eigenes Handwerk hatte freilich keinen goldenen Boden. Er war Schneider, aber nicht Kleidermacher, sondern nur Arzt alter Gewänder, die man ihm zur Heilung ihrer Gebrechen anvertraute. Man zahlte ihm jedoch

einen so geringen Lohn, daß er kaum sein liebes Leben davon erhalten konnte. Höchst ungern beschäftigte sich daher seine Heldenfaust, die vormals den österreichischen Husarensäbel tapfer geschwungen hatte, mit der weibischen Nadel. Er wünschte sehnlichst, im Besitz hinreichender Mittel zu seyn, daß er den ganzen Tag im Wirthshause sitzen und zechen könnte. Ein solcher Glückswechsel war aber aus Antons Händen nicht zu erwarten. Sie waren so leer, daß er auf seiner Wanderschaft fechten gehen mußte.

»Woher des Landes?« fragte ihn einsmals ein alter, eisgrauer Mann, der eine Waldhütte bewohnte.

Der Bursch nannte sein Vaterland. Da schlug der Einsiedler vor Erstaunen die Hände zusammen und rief: »Du bist aus Böheim, aus dem reichen Böheim, und gehst hier betteln?«

»Von Böhmens Reichthum weiß ich nichts;«

nichts;« versetzte der Wanderer. »Ich wenigstens habe keinen Theil daran.«

»Dazu will ich dir verhelfen;« sagte der Greis. »Eile nach Böheim zurück, erfrage dort den Habichtstein —«

»O, den kenn' ich!« fiel ihm Anton ins Wort. »Ich bin nicht weit davon zu Hause.«

»Desto besser!« rief der Alte. »Ich weiß von guter Hand — von gewissen, in den Tiefen der Erde bewanderten Leutchen — kurz, ich weiß, daß am Fuße des Habichtsteins, an der Mitternachtseite, ein großer Schatz vergraben liegt. Ich könnte längst Herr davon seyn; man wandert aber, mit einer Bürde von hundert Jahren, nicht gern in ferne Länder, und mir sind auch die Blätter der Bäume, die meine Hütte beschatten, lieber als Goldstücke. Darum schenk' ich dir jenen Plunder, junger Gesell! Geh stracks in deine Heimath zurück, und hebe bei Nachtzeit den Schatz; sprich aber zuvor mit keinem Menschen davon. Eine kleine

Spitzsäule bezeichnet den Ort, wo du mit leichter Mühe ein reicher Mann werden wirst.«

Anton dankte für die gute Nachricht, ob er gleich noch kein rechtes Vertrauen zu der Sache gewinnen konnte.

Er lief nun Tag und Nacht, wie ein Eilbote, kam an seinem Wohnorte glücklich an, umarmte sein gutes Mütterlein, und flog dann zu seiner Marie, die ihm jauchzend und mit offenen Armen entgegen gesprungen wäre, wenn ihr nicht des Vaters finsteres Gesicht einen kühlern Empfang geboten hätte.

»Schon wieder da?« brummte der alte Husar. »Ich glaubte, du würdest dich zehn Jahre lang in der Welt umsehn. Aber auf dich paßt das Sprichwort: Eselstrab ist von kurzer Dauer. — Nu, meintwegen! Du bringst doch wohl einen Sack voll Geld mit?«

»Ach nein, lieber Meister!« seufzte Anton. »Doch hab' ich eine Aussicht.«

»Und ich hab' die Einsicht, daß du zeit-

lebens ein Bettelhund bleiben wirst;« polterte Peter, und wies ihm die Thür.

Anton zog sich zurück, und winkte Marien mit den Augen. Sie begleitete ihn hinaus. Auf der Hausflur blieben sie stehen, und Anton vertraute hier dem Mädchen, daß ihm ein hundertjähriger Einsiedler einen Schatz am Fuße des Habichtsteins zugewiesen habe. Er verschwieg ihr auch nicht: daß eine Spitzsäule das Lager des Goldes bezeichne, und daß er in der morgenden Nacht — denn heute sey er noch müde von der Reise — die Hebung des Schatzes versuchen wolle.

Der neugierige Peter horchte am Schlüsselloch, und erfuhr so das erfreuliche Geheimniß. Als er sattsam unterrichtet war, schlich er auf den Zehen an seinen Arbeitstisch zurück, und sagte Marien, als sie wieder in die Stube trat, kein Wort davon, daß er Antons Geplauder belauscht hatte.

Sie begab sich, als es Abend geworden,

in ihr Kämmerlein, um ungestört an ihren Trauten zu denken. Bald nachher stahl sich ihr Vater, mit einer Diebslaterne und allerhand Werkzeugen, die er zur Eroberung des Schatzes nöthig hatte, aus dem Hause, und lief zum Habichtstein.

Er fand die Spitzsäule, und grub und schaufelte mit Macht. Nach dreistündiger Arbeit öffnete sich ihm eine Höhle, worin das Gerippe eines kopflosen Riesen lag. »Blitz und Donner! das ist ein ungeheurer Kerl!« sagte der Schatzgräber. »Seinen Kopf hätt' ich sehen mögen; der muß so groß, als mein Kachelofen, gewesen seyn.« — Indem er noch diese Betrachtungen anstellte, fiel ihm ein lederner, mit Draht überflochtener Sack in die Augen. Hastig zog er ihm das eiserne Oberkleid ab, schnitt ihm den Bauch auf, und glänzende Goldmünzen rollten ihm entgegen. Rasch gab er dem Riesen, der sich das alles gefallen ließ,

seine Bettdecke von Sand und Steinen zurück, und eilte mit der gewichtigen Beute davon.

Er zählte und rechnete zu Hause die ganze Nacht, und die ausfallende Summe überstieg seine Erwartung. Dennoch beschloß der Schuft, dem rechtmäßigen Herrn des Schatzes den Raub zu verheimlichen, und sich den armen Burschen, der ihm nun vollends ein Dorn im Auge war, mit Gewalt vom Halse zu schaffen. Diesem schönen Vorsatz zu Folge, fing er am Morgen, als der freundliche Jüngling zum Besuch kam, allerhand vom Zaune gebrochene Händel mit ihm an, überhäufte ihn mit grundlosen Vorwürfen und Schimpfreden, that einen Schwur, daß Marie nimmer die Seinige werden solle, und warf ihn endlich, um alle diese Unbilden zu bekräftigen und zu besiegeln, förmlich aus dem Hause.

Es wäre der Jugendkraft des Gemißhandelten ein Leichtes gewesen, den dürren, markloſen Schneider zu überwältigen und in den

Sack zu ſtecken. Er wehrte ſich aber nicht, weil ihm ſein wüthender Feind, als Mariens Vater, eine heilige Perſon war. Weinend ging er fort und ſeufzte unter Weges: »Wie hab' ich das verdient? — Verlier' ich Marien, ſo würde mich der Beſitz goldener Berge nicht freuen. Der Schatz beim Habichtſtein ruhe bis zum jüngſten Tage; ich heb' ihn nicht.« — Und er that auch in der folgenden Nacht keinen Schritt darnach.

Während er ſie durchweinte, beluſtigte ſich Meiſter Peter abermals mit ſeinen Goldſtükken, und war noch, als die Thurmglocke zwölf ſchlug, mit Zählen beſchäftiget. Schaudernd vernahm er jetzt ſchwere Fußtritte, die ſeine baufällige hölzerne Stiege zu zermalmen drohten. Sie donnerten bis vor ſeine Thür; dieſe that ſich auf, und herein trat das furchtbare Gerippe des Rieſen aus der Höhle beim Habichtſtein — Der alte Kriegsknecht, der ſonſt

keine Furcht kannte, kroch mit Stoßgebeten unter den Tisch.

Das Gespenst trug seinen Kopf unter dem Arme, setzte ihn aber, beim Eintritt in die Stube, an den gehörigen Ort und brüllte: »Hervor, du Schelm! Hier bring' ich dir meinen Kopf, den du sehen wolltest. Nun aber packe dieß gestohlene Gold schnell zusammen, und trag's zu Anton, dem's gehört.«

Der Schneider saß mit Zähnklappen unter dem Tisch, und regte sich nicht.

Desto thätiger war das Gespenst. Es strich mit langen Knochenhänden alle Goldstücke, die auf Tischen und Stühlen herum lagen, rasch zusammen, schüttete sie in den ledernen Sack, zog den alten Dieb aus seinem Versteck, drückte ihm die goldene Last in den Arm, und trieb ihn vor sich her nach Antons Wohnhause. »Angeklopft und hinein!« gebot's an der Thür. »Das Gold abgegeben und

gesagt: Marie ist dein! — Sprich kein anderes Wort; sonst brech' ich dir den Hals!«

Gehorsam klopfte der gedemüthigte Meister an die Hausthür. Anton öffnete sie, und machte große Augen, als er zu einer so ungewöhnlichen Zeit seinen Widersacher vor sich erblickte. Bevor er aber noch seine Verwunderung äußern konnte, setzte ihm Meister Peter den Geldsack vor die Füße und stammelte bebend: »Das ist dein und Marie dazu!« —

Nach diesen Worten verschwand das lauernde Gespenst von seinem Wachposten am Hause.

Der Weg war dem Schneidermeister nun frei, und er lief, wie wahnsinnig, von dannen, ohne dem staunenden Jüngling, der ihn sprechen wollte, Rede zu stehen.

Schrecken und Todesangst warfen ihn auf der Schwelle seines Hauses zu Boden. Marie brachte ihn zu Bett. Er fühlte, daß sein Stundenglas ausgelaufen war, und verwandte

noch seine letzten Augenblicke zu dem Geständniß seiner Unthat.

Anton, der bald darauf kam, fand ihn schon starr und todt. »O, könnt' ich ihn wieder erwecken!« rief der gute Mensch. »Wir waren versöhnt; er willigte noch in unsere Verbindung, und dafür wollt' ich ihm Methusalems Alter und alle Schätze der Erde gönnen.«

XIX.

Der Großsprecher.

„Wenn jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen;“ sagte der junge Herr Blasius, und beschloß, auch eine Reise zu machen: denn erzählen, von sich selbst erzählen und weidlich aufschneiden, war sein Leben.

Die Schweiz lag ihm am nächsten; er setzte seinen Stab hinein.

Eines Abends fand er in einem Wirthshause, wo er übernachten wollte, gute Gesellschaft. Sie war aber nicht besonders sprachselig; man ließ ihn meistens allein reden. Das war ihm eben recht. Er bediente sich der trefflichen Gelegenheit, höchst rühmlich von sich zu

sprechen, und ganz unglaubliche Kraft- und Ehrenthaten, die er im Krieg und Frieden vollbracht haben wollte, zu berichten. Der Gastwirth, ein Schalksgesicht, hörte eine Weile sehr andächtig zu. Auf Einmal rief er mit starker Stimme: »Ist jemand an der Thür?« — Blasius, der sie im Rücken hatte, wandte sich geschwind, und erblickte an ihr die mit Lampen beleuchtete Inschrift: »Ob's wohl wahr ist?« — Der Wirth und die übrigen Gäste lachten ins Fäustchen; aber Herr Blasius, der den stummen Verweis fühlte, ging verdrießlich zu Bett.

Nach einigen Tagereisen waren jene bedenklichen Worte vergessen, und er machte sich abermals in einem Gasthofe das Vergnügen, die prächtigsten Dinge von sich zu erzählen. Aber den Faden seiner Rede zerschnitt plötzlich ein großes, wohl zwei Ellen langes Messer, das oben an der Stubendecke, von einem geheimen Zuge bewegt, mit widerwärtigem Gekreisch

hin und her fuhr, als ob es dem ruhmredigen Gaſte im Aufſchneiden beiſtehen wollte. Stutzend hielt er ein; das Meſſer ward ebenfalls ruhig. Als er aber nach einigen ſtillen Minuten ſeine Prahlereien fortſetzte, arbeitete auch jenes wieder. Grimmig ſah er die Maſchine an und ſagte: »Wenn Du ſprichſt, muß ich ſchweigen!« Und er ſprach nun kein Wort weiter.

Des folgenden Abends fiel ihm beim Eintritt ins Gaſthaus, wo er ſein Nachtlager zu nehmen gedachte, eine Windmühle ins Geſicht, die zwar nach verjüngtem Maßſtabe, doch immer noch groß und breit genug, in der Wirthsſtube auf dem Tiſche ſtand. »Ein wunderlicher Tafel-Aufſatz!« ſprach der Wandersmann für ſich, und nahm Platz am Tiſche. Seine Schwatzhaftigkeit gab ſich bald kund; er war hier, wie überall, ein unverſchämter Großſprecher. Als er aber recht im Zuge war, wurden die Flügel der Windmühle lebendig, und ihr

rascher Umschwung machte ein solches Geraſſel, daß der Windbeutel, von dem Lärm übertäubt, schweigen mußte. Ergrimmt sprang er auf, zahlte seine Zeche, stürmte fort, und eilte wieder in sein Vaterland, weil man sich in der Schweiz verschworen zu haben schien, seine beyende Zunge ihres größten Vergnügens zu berauben.

Die drei Gastwirthe, die durch Inschrift, Riesenmesser und Windmühle ihre Gäste zur edlen Wahrheit bekehren wollten, hatten sich auch um ihn das Verdienst erworben, daß er nach der Rückkunft in seine Heimath weniger schwatzte und prahlte, und sich dadurch bei seinen Mitbürgern beliebter machte, als er zuvor gewesen war.

XX.

Die große Dampfmaſchine.

Ein Nachtrag zur Geſchichte der ſpartaniſchen Mahlzeiten in Frauenfeld.

Glaubwürdige Briefe, die neulich aus dieſem berühmten Städtchen einliefen, erzählen folgende Begebenheit.

Die Spartaner hatten eben (wie Seite 187 gemeldet ward) den Gaſthof zum Elephanten mit zornigem Getümmel verlaſſen, als ein junger Reiſender, mit einem Ränzel auf dem Rücken, ins Haus trat. Der Wirth und die Seinigen lachten noch über den luſtigen Vorgang ſo unmäßig, daß ſie ihn kaum bemerkten.

»Ich komme ja hier in eine recht fröhliche

Herberge!« hob er an. »Darf ich fragen, was sich begab?«

Der Wirth erzählte mit der besten Laune die ganze Geschichte.

Der Fremde hörte aufmerksam zu, schüttelte bisweilen den Kopf, und sagte zuletzt: »Jammer und Schade, daß man den trefflichen Gedanken des ehrlichen Aristodemus nicht geschickter ausgeführt hat! Man hätte die spartanische Wirthschaft ganz anders einrichten müssen. So angefangen, konnte sie nicht blühen und gedeihen.«

»Warum nehmen Sie, mein Herr, solchen Antheil daran?« fragte der Wirth. »Man sollte wahrhaftig glauben, Sie wären der Herr Aristodemus in hoher Person.«

»Wenn ich's nun wäre!« versetzte der Fremde. »Und — was soll ich's läugnen? — ich bin's!« —

»Ist's möglich?« rief der Wirth, und zog die Mütze ab. »Nun, ich danke Ihnen, daß

Sie mir in den letzten acht Tagen eine gute Einnahme verschafften.«

»Nicht Ursach;« erwiederte Aristodemus, und ging, mit gesenktem Kopf und den Finger an der Nase, in der Stube auf und nieder.

Der Wirth erlaubte sich die Frage: worüber er so ernsthaft nachdenke.

»Ich will die spartanische Tischgesellschaft wieder in Gang bringen, und deßhalb sogleich der Frau Bürgermeisterin meine Aufwartung machen.«

»Warten Sie bis morgen!« sagte der Wirth. »Vormittags ist die Dame allein, und das ist nöthig, weil sich sonst der Herr Bürgermeister ins Spiel mischen und Ihren Antrag mit einem trockenen Nein abweisen möchte.«

Die Frau Bürgermeisterin gerieth in Entzückung, als sich Aristodemus des folgenden Tages ihr vorstellte. »Ich komme,« begann er, »Ihnen zu danken, daß Sie die von mir

empfohlenen spartanischen Mahlzeiten eines Versuchs gewürdiget haben. Ich erfuhr das dreißig Meilen von hier, und machte mich schnell auf den Weg, um Ihnen mit gutem Rath und thätigem Beistand zu dienen. Leider komm' ich zu spät! — Ich wollte hier eine große Dampfmaschine aufstellen, die nicht nur äußerst schmackhaft und wohlfeil kochen, sondern auch andere weibliche Arbeiten thun sollte. Sie hätte gewaschen, genäht, gestrickt — in Summa: alle Frauengeschäfte verrichtet, und jede Dame, die sich von ihr hätte bedienen lassen, durch Ersparniß bereichert.«

»Und diese Wundermaschine, diese Dienerin mit hundert Händen, wollten Sie uns wirklich verschaffen?« fragte sie freudig.

»Ich wollt' es und will's auch noch;« war die Antwort. »Aber ich muß ein Haus dazu einrichten, muß Dampfkessel und Steinkohlen anschaffen — kurz, ich bedarf wenigstens dreihundert Thaler, eh' uns die Maschine eine

Suppe kocht oder einen Strumpf strickt. Ist sie aber einmal im Gange, so verdient sie Hundert vom Hundert.«

Er berechnete sofort kurz und bündig die Möglichkeit und Sicherheit dieses Gewinnes.

Die Bürgermeisterin sann einige Minuten nach, und sagte dann: »Lassen Sie mir bis morgen Bedenkzeit. Wir Frauen müssen uns allenfalls ins Mittel schlagen. Unsere Männer sind beutelscheu.« —

Herr Aristodemus empfahl sich mit dem Versprechen, des folgenden Tages wieder zu kommen.

Der Bürgermeister hatte gerade dreihundert Thaler, die zu einer Erbschaft gehörten und erst in sechs Wochen zur Auszahlung kamen, in gerichtlicher Verwahrung. Die Obhuth solcher Gelder überließ der gemächliche Mann seiner Frau. Der Schlüssel des Schrankes, worin sie lagen, war in ihren Händen. Sie dachte: die dreihundert Thaler faulenzen

hier. Warum sollen sie nicht arbeiten, und dazu beitragen, daß ich mein Leben lang von widerwärtigen Arbeiten befreit werde? Fort mit ihnen! Vor Ablauf der nächsten sechs Wochen gehen andere Geldsummen ein, und damit füll' ich die Lücke so lange, bis die wohlthätige Dampfmaschine mein Darlehn zurückzahlt.

Herr Aristodemus empfing von ihr am folgenden Tage das müßige Geld, um es in Thätigkeit zu setzen.

Sie schlug ihm zugleich ein leer stehendes, feuerfestes Hintergebäude ihres Hauses zur künftigen Wohnung der Dampfmaschine vor. Er fand es dazu bequem, und bat, ihm den geschicktesten Mauermeister des Orts rufen zu lassen. Der Meister kam. Aristodemus zeichnete geschwind einen Ofen und einen Herd auf ein Blatt seiner Schreibtafel, und trug Jenem auf, beide so bald als möglich zu bauen.

Das verſprach der Meiſter, und gelobte tüchtige Arbeit.

Ariſtodemus beurlaubte ſich dann auf vierzehn Tage von der freundlichen Dame. Er mußte in der nächſten groſſen Stadt einen Dampfkeſſel beſtellen und Steinkohlen kaufen, die er auf Dampfwagen nach Frauenfeld ſenden wollte.

Was freute ſich die Bürgermeiſterin auf alle dieſe Herrlichkeiten und ewigen Feiertage! Sie ſprang ihrem Mann, als er vom Rathhauſe kam, mit der Nachricht entgegen, daß ſie das Hintergebäude ſehr vortheilhaft an einen wohlhabenden Fremden vermiethet habe. »Meintwegen!« ſprach er haſtig. »Mich hungert; laß auftragen!«

Ofen und Herd waren in acht Tagen fertig. Aber des Herrn Ariſtodemus Urlaubszeit verſtrich; er ſandte weder Steinkohlen, noch kam er ſelbſt, und ſchrieb auch zu ſeiner Entſchuldigung keine Zeile. Seine Gönnerin wußte

nicht, was sie von dem ehrlichen Manne denken sollte. Ihre Angst stieg mit jedem Tage. Es kamen keine neuen Verwahrgelder ein, und die heimlich entfremdeten dreihundert Thaler sollten nächstens ausgezahlt werden. Da mußte sie denn in einen sauern Apfel beißen, und die unbesonnene That ihrem Gatten bekennen. Er machte freilich ein bitterböses Gesicht und ließ harte Worte fallen; doch war er so vernünftig, keinen fruchtlosen Lärm zu machen. In aller Stille fuhr er nach der Stadt, wo der Dampfkessel herkommen sollte. Er wollte diesen nicht holen, sondern die fehlende Summe von wohlhabenden Freunden entlehnen.

Dort angekommen, ging er zunächst nach dem Polizei-Amte, und erkundigte sich, ob vor fünf Wochen ein gewisser Aristodemus in der Stadt eingetroffen sey. Aber man wußte nichts von ihm. Verdrießlich setzte sich der Bürgermeister in dem Gasthofe, wo er eingekehrt war, zum Mittagessen an die Wirths-

tafel. In seiner Nähe saß ein zierlich gekleideter junger Mann, der seinen Nachbarn erzählte: er habe neulich der Bürgermeisterin in Frauenfeld, einer alten, arbeitscheuen Zierpuppe, eine Dampfmaschine versprochen, die kochen, waschen, nähen und stricken könne, und die einfältige Frau warte mit Schmerzen darauf. Das Kleeblatt lachte herzlich. Indessen stand der Bürgermeister auf, ging in die Nebenstube zum Wirth, und fragte ihn, wer dieser Mensch sey. »Er wohnt bei mir, nennt sich von Thalburg, und läßt viel Geld aufgehen;« war die Antwort. »So hab' ich ihn verkannt,« sprach der Bürgermeister mit scheinbarer Gleichgültigkeit. Er ging aber bald nachher aus, und holte einen Polizeidiener, den er einstweilen in seiner Stube verbarg.

Nach Tische begab sich der so genannte Herr von Thalburg in sein Zimmer. Der Bürgermeister folgte ihm, stellte den Polizeidiener an die Thür, klopfte an, und sagte beim

Eintritt; »Hab' ich die Ehre, den Herrn Aristodemus zu sprechen?«

Erschrocken und bleich antwortete Jener: »Der bin ich nicht.«

»Sie sind's! Das sagt Ihnen der Bürgermeister von Frauenfeld ins Gesicht. Heraus mit den dreihundert Thalern, die Sie meiner Frau abschwatzten.«

Der Bube nahm sich jetzt gewaltsam zusammen, und sagte trotzig: »Sie träumen, Herr! Verlassen Sie mich!«

»Nicht ohne meine dreihundert Thaler!« rief der Bürgermeister. »Draußen steht ein Polizeidiener, der sie mir will wegtragen helfen.«

Nun kroch der Spitzbube zu Kreuze, zog aus seinem Koffer einen Beutel hervor, worin sich noch zwanzig Thaler befanden, übergab zwei leere Beutel, und bat um Schonung. Aber ohne Barmherzigkeit rief der Bürgermeister den furchtbaren Thürwächter herein, der den Betrieger zur Haft brachte. Es ergab sich

bei der Unterſuchung; daß er weder Ariſtodemus noch Thalburg hieß, und die verſchwendeten zweihundert und achtzig Thaler nicht wieder erſtatten konnte. Er büßte ſeinen Gaunerſtreich im Zuchthauſe.

Der Bürgermeiſter erhielt das benöthigte Darlehn, kehrte ruhig nach Hauſe zurück, predigt aber noch bisweilen über das Sprichwort: »Trau, ſchau, wem!« und über den Spruch Salomonis: »Durch weiſe Weiber wird das Haus erbauet; eine Närrin aber zerbricht es mit ihrem Thun.« — Seine Zuhörerin geberdet ſich manchmal übel dabei; doch nimmt ſie ſich ſeit des Hausweſens lebhafter an, und trachtet nicht mehr darnach, ſich durch ſpartaniſche Tiſchgeſellſchaften und Dampfmaſchinen die elende Glückſeligkeit der Faulenzer zu erwerben.

Gedruckt bei C. Fr. Amelang.

Auswahl vorzüglicher Werke,

welche sich zu

Weihnachts-, Neujahrs- und Geburtstags-Geschenken

ganz besonders eignen und

im Verlage der Buchhandlung

C. Fr. Amelang in Berlin

(Brüderstraße Nro. 11.)

erschienen und eben daselbst, so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz, Rußlands, Dänemarks und der Niederlande, zu haben sind.

A. Bildungsschriften für die erwachsenere Jugend.

Sämmtlich sauber geheftet.

Langbein, A. F. E., Vacuna. Erzählungen für Freistunden, vorzüglich der Jugend. 8. Engl. Velin-Druckpap. Mit 4 Kupf. nach Zeichnungen von Ramberg, gestochen von L. Meyer jun. Sauber geheftet.

— — Ganymeda. Fabeln, Erzählungen und Romanzen zu Gedächtniß- und Redeübungen der Jugend gewählt und herausgegeben. 8. Geheftet. Zwei Theile. à 5/6 thlr. 1. 2/3 thlr.

Mnemosyne. Erzählungen für die Jugend. Nach dem Englischen. 8. Engl. Velin-Druckpapier. Sauber geheftet. 5/6 thlr.

Petiscus, A. H., (Verfasser des Andachtsbuches: „Gott mit dir") Cäcilie oder der Mutterse-gen. Töchtern gebildeter Stände gewidmet. 8. Engl. Velin-Druckpapier. Sauber geheftet. 1. 1/2 thlr.

Petiscus, A. H., Johannes oder der Vatersegen. Jünglingen gebildeter Stande gewidmet. 8. Engl. Velin-Druckpap. Sauber geh. 1. 1/2 thlr.

Wilmsen, F. P., Herfiliens Lebensmorgen, oder Jugendgeschichte eines gerüsten und frommen Mädchens. Ein Buch für Jungfrauen. 8. Mit einem Titelkupfer und Vignette. Zweite Auflage. Geheftet 1 thlr.

— — Eugenia, oder das Leben des Glaubens und der Liebe. Ein Seelengemälde für die Gefühlvollen des weiblichen Geschlechts. 8. Zweite Aufl. Mit 3 Kupf. Eleg. geheftet 1. 3/4 thlr.

— — Theodora. Moralische Erzählungen für die weibliche Jugend. 8. Mit einem Titelkupfer, Vignette und Musik-Beilage. Geheftet. 1. 1/6 thlr.

— — Heldengemälde, aus Roms, Deutschlands und Schwedens Vorzeit, der Jugend zur Erweckung aufgestellt. 8. Mit 3 Kupfern von Meno Haas. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Sauber geb. 1. 1/4 thlr.

B. Kinderschriften
mit sehr sauber
illuminirten Kupfern.
Sämmtlich sauber gebunden.

Engel, Ino oder kleine Reise-Abenteuer zur Unterhaltung für die Jugend. gr. 12mo. Mit schönen illuminirten Kupfern, Gestochen von Wachsmann. Gebunden 1. 1/2 Thlr.

Freudenreich, Dr. Julius, Similde oder moralische, bildende und unterhaltende Erzählungen für Töchter von sechs bis zwölf Jahren. gr. 12mo. Mit schönen illuminirten Kupfern. Gebunden. 1. 1/2 Thlr.

Freudenreich, Dr. Julius, Arno oder bildende und unterhaltende Erzählungen für Knaben und Mädchen von sechs bis zwölf Jahren. gr. 12. Mit sauber illuminirten Kupf. gestochen von Bretzing. Gebunden. 1. 1/2 Thlr.

— — Julius und Lina's Erholungsstunden oder kleine Erzählungen zur Bildung des Herzens und der Sitten für Kinder von vier bis neun Jahren. 8. Engl. Velin-Druckpapier. Mit ausgemalten Kupf. Sauber gebunden

Friedberg, J. E. Dr., Erstes Buch für Kinder, als Anleitung zum Nachdenken über mancherlei nützliche Gegenstände. 8. Mit 48 illuminirten Abbildungen. Gebunden 3/4 Thlr.

Fröhlich, C., Ein Hundert und dreißig kleine unterhaltende Geschichten und moralische Erzählungen für die Jugend beiderlei Geschlechts. gr. 12. Weiß Druckpapier, mit 50 colorirten Kupfern von Meno Haas. Sauber gebunden. 2. 1/3 Thlr.

Gottschalck, M. W., Titania, oder moralische Feenmährchen für Kinder. gr. 12mo. Mit illuminirten Kupfern, gestochen von Meno Haas. Sauber gebunden. 1. 1/2 Thlr.

Rockstroh, Dr. H., der Thiergarten zu Lilienthal. Ein unterhaltendes naturgeschichtliches Bilder- und Lesebuch, für Knaben und Mädchen. gr. 12. Zweite verbesserte Auflage. Mit 20 ausgemalten Kupf. von Meno Haas. Sauber gebunden. 1. 3/4 Thlr.

Selbiger, Neues A B C-, Lese- und Unterhaltungsbuch zur Entwickelung der Seelenkräfte der Jugend beiderlei Geschlechts. 8vo. Mit illuminirten Kupfern, von Meno Haas. Sauber gebunden. 3/4 Thlr.

— — Neues Lese- und Unterhaltungsbuch zur Aufklärung des Verstandes und zur Veredlung

des Herzens. Mit neun ausgemalten Kupfern von Meno Haas. 8. Sauber gebunden. 1. 1/2 Thlr.

Selchow, Dr. Felix, Europa's Länder und Völker. Ein lehrreiches Unterhaltungsbuch für die gebildete Jugend. Drei Theile in gr. 8. mit 30 illuminirten Kupfern. Sauber gebunden. 5 Thlr.

Der dritte Theil auch unter dem Titel einzeln:

Deutschland und seine Bewohner, oder Schilderung der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten Deutschlands und der Sitten und Gebräuche der Deutschen. Ein Unterhaltungsbuch für die Jugend, auch für Erwachsene zur Beförderung der Vaterlandskunde. gr. 8. Mit 10 illum. Kupfern. Gebunden 2. 1/4 Thlr.

Sternau, Dr., Fr., Alwina. Eine Reihe unterhaltender Erzählungen zur Bildung des Herzens und der Sitten und zur Beförderung häuslicher Tugenden, für Töchter von sechs bis zwölf Jahren. gr. 12. Engl. Velin-Druckpapier. Mit schönen illum. Kupfern. Sauber gebunden.

— — Palamedes, oder erweckende, belehrende und warnende Erzählungen für Söhne und Töchter von sechs bis zwölf Jahren. gr 12. Engl. Velin-Druckp. Mit illum. Kupf. Sauber gebunden.

Vollbeding, Joh. Chr., Ariston oder Schilderung menschlicher Geistesgröße und Herzensgüte zur Belebung der Frommigkeit und Vaterlandsliebe in jugendlichen Herzen. 8. Zweite verb. Auflage. Mit 9 illumin. Kupf. von Meno Haas. Geb. 1. 3/4 Thlr.

— — kleines A B C- und Lesebuch. Eine Anleitung zum schnell Buchstabiren und Lesen lernen, nebst einer Auswahl kleiner Geschichten, Denksprüche, Naturdarstellungen und Gebete, für Kinder aller Stände. 12. Mit 24 illumin. Kupf. Gebunden 7/12 Thlr.

Wilmsen, F. P., der Mensch im Kriege, oder

Heldenmuth und Geiſtesgröße in Kriegsgeſchichten aus alter und neuer Zeit. Ein hiſtoriſches Bilderbuch für die Jugend. Dritte Auflage. Mit 7 illumin. Kupfern, von Meno Haas. Klein 4. Sauber gebunden. 1. 5/6 Thlr.

Wilmſen, F. P., Guſtav's und Malvina's Bilderſchule. Ein belehrendes Buch für Kinder, welche anfangen zu leſen. gr. 12. Mit 13 illum. Kupfern. Zweite vermehrte Auflage. Geb. 1. 1/4 Thlr.

— — Die glücklichen Familien in Friedheim. Ein unterhaltendes und belehrendes Leſebuch für Knaben und Mädchen von 10 bis 14 Jahren. 8vo. Zweite mit 10 neuen Kupfern von L. Wolf. verſehene Auflage. Sauber geb. 1. 3/4 Thlr.

— — Euphroſyne, oder deutſches Leſebuch, zur Bildung des Geiſtes und Herzens, für die Schule und das Haus. Zwei Theile in gr. 12. 500 Seiten. Engl. Druckpapier. Mit 14 illumin. Kupf., von Meno Haas. Sauber gebunden 2. 3/4 Thlr.

— — kleine Geſchichten für die Kinderſtube. Ein Hülfsbuch für Mütter und Erzieherinnen. 8. Mit ausgemalten Kupfern. Sauber geb. 1. 1/2 Thlr.

— — Miranda, eine auserleſene Sammlung bewundernswürdiger und ſeltener Ereigniſſe und Erſcheinungen der Kunſt, der Natur und des Menſchenlebens für die Jugend. gr. 12. Engl. Velin-Druckpap. Mit 12 ſauber illum. Kupfern, nach Zeichnungen von L. Wolf, geſtochen von L. Meyer jun. und Laurens. Sauber gebunden. 2. 2/3 Thlr.

Zuckſchwerdt, Fr., (Königlicher Lehrer am adeligen Cadettencorps in Berlin), Hermanns Tagebuch, oder der junge deutſche Patriot. Ein unterhaltendes Bilderbuch für Deutſchlands Ju-

gend, zur Erweckung und Belebung der Vaterlandsliebe. gr. 12. Zweite Auflage. Mit ausgemalten Kupfern. Sauber gebunden 1 Thlr.

Ferner erschienen in dem nemlichen Verlage:

Bibel, Die, oder die ganze Heilige Schrift des alten und neuen Testaments, nach D. M. Luthers Uebersetzung. In drei verschiedenen Stereotyp-Ausgaben. Groß Octav auf holländ. Postpapier, mit einem schönen Titelkupfer. 3 thlr.

Dieselbe auf engl. Druckpapier in gr. 8. mit einem Titelkupfer. 1. 5/6 thlr.

Dieselbe in ord. Octav auf weißem Druckpapier ohne Kupfer. 3/4 thlr.

Das Neue Testament unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi, nach Dr. Martin Luthers Uebersetzung. Stereotyp-Ausgabe. ord. 8vo. auf gewöhnlichem Druckp. 6. 1/4 Egr. In groß 8vo. auf Engl. Druckpapier 1/2 thlr., auf Holländ. Postpapier 2/3 thlr.

Diese drei Ausgaben mit einem sehr schönen Christus-Kopf von Lud. Meyer jun., nach Carlo Dolce in Linien-Manier gestochen, kosten 1/3 thlr. mehr.

Ehrenberg, Fr., Blätter dem Genius der Weiblichkeit geweiht. 8. 1. 3/4 thlr.

— — — Seelengemälde. Zwei Theile. (I. Theil enthält: Agathe's Morgengedanken. II. Th.: Agathon's Abendgedanken und Theobald's Nachtgedanken.) cpl. a. 2/3 thlr.

Gott mit dir! Andachtsbuch für gebildete Christen jüngern Alters. Mit Vignetten und einem Titelkupfer. gr 8. sauber geheftet. 1. 1/2 thlr.

Langbein, A. F. E., Deutscher Liederkranz. Eine Auswahl der besten Gesänge für frohe Gesellschaften. Mit Beitrag einiger neuen Lieder. 8. Mit einem Titelkupfer und 12 Vignetten, gezeichnet von L. Wolf, gestochen von Meyer, Meno Haas, Wachsmann und L. Wolf. Sauber geb. 2. 1/4 thlr.

Petiscus, A. H. (Prof.), Der Olymp, oder Mythologie der Aegypter, Griechen und Römer. Zum Selbstunterrichte für die erwachsene Jugend und angehende Künstler. 8. Mit 40 Kupfern, von Ludw. Meyer. Dritte verb. u. verm. Aufl. Geh. 1 thlr.

— — Die Allgemeine Weltgeschichte. Zur leichtern Uebersicht ihrer Begebenheiten so wie zum Selbstunterrichte faßlich dargestellt. Zwei Theile. gr. 8. Mit 18 Kupfern, gezeichnet und gestochen von Ludwig Meyer, und zwei illuminirten Landkarten, gestochen von Ferdinand Jattnig. Beide Bände unzertrennlich 4. 1/2 thlr.

Preuß, J. D. E., Siona. Herzenserhebungen in Morgen- und Abend-Andachten der vorzüglichsten deutschen Dichter. 8vo. Mit Titelkupfer und Vignette. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Elegant geh. 1. 1/2 thlr.

— — Alemannia oder Sammlung der schönsten und erhabensten Stellen aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands, zur Bildung und Erhaltung edler Gefühle. Ein Handbuch auf alle Tage des Jahres für Gebildete. Mit einem allegorischen Titelkupfer. Erster Theil. 8. Dritte stark vermehrte und verbesserte Auflage. Eleg. geh. 1 thlr.

Preuß, J. D., Alemannia, zweiter Theil. Zweite stark verm. u. verb. Aufl. 8. Mit einem schönen Titelkupfer. Elegant geheftet. 1 thlr.

Scheibler, S. W., Allgemeines deutsches Kochbuch für bürgerliche Haushaltungen, oder gründliche Anweisung, wie man ohne Vorkenntnisse alle Arten Speisen und Backwerk auf die wohlfeilste und schmackhafteste Art zubereiten kann. Ein unentbehrliches Handbuch für angehende Hausmütter, Haushälterinnen und Kochinnen. 8. Fünfte durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem neuen Titelkupfer. 1 thlr.

Spieker, Dr. C. W., Andachtsbuch für gebildete Christen. Zwei Theile. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Mit zwei neuen allegorischen Titelkupfern und Vignetten. Geh. 2 thlr.

— — Des Herrn Abendmahl. Ein Beicht- u. Communionbuch für gebildete Christen. Zweite vermehrte u. verbesserte Aufl. 8. Mit Titelkupfer u. Vignette. Geh. 1 thlr.

Vollbeding, Joh. Chr., Gemeinnütziges Wörterbuch zur richtigen Verdeutschung und verständlichen Erklärung der in unserer Sprache vorkommenden fremden Ausdrücke. Für deutsche Geschäftsmänner, gebildete Frauenzimmer und Jünglinge. gr. 8. Zweite durchaus verbesserte u. vermehrte Auflage. Geh. 1. 2/3 thlr.

— — Neue kleine theoretisch-praktisch deutsche Sprachlehre zum Selbstunterricht und für Schulen. Nebst einer kurzen Anleitung zu schriftlichen Aufsätzen, Briefen und Titulaturen. 8. Zweite verb. und verm. Auflage. 1/2 thlr.

Herbſtroſen.

Von

A. F. E. Langbein.

Berlin,
In der Schüppel'ſchen Buchhandlung.
1829.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

Seinem hochverehrten Freunde

dem

Geheimen Oberbaurath

Dr. A. L. Crelle

in Berlin

aus innigſter Ergebenheit

zugeeignet

von dem

Verfaſſer.

In einem nun verfallnen Schloſſe
Erſchien vor Zeiten jede Nacht
Auf einem rabenſchwarzen Roſſe
Ein Geiſt in ritterlicher Tracht.

Entgegen in des Hofes Ringe
Trat ihm ein feindliches Gebild.
Da griff er raſch nach ſeiner Klinge,
Und kämpfend klangen Schwert und Schild.

Oft ließ er in des Schlosses Hallen
Hell tönend einer Zither Klang
Zu seiner lauten Stimme schallen,
Die Lust und Leid der Minne sang. —

Im Schlosse wollte niemand bleiben;
Die Flucht der Diener fing schon an.
Da hieß, den Spukgeist auszutreiben,
Der Burgherr seinem Capellan.

Gerüstet mit des Bannes Waffen,
Begann der Priester seinen Spruch:
„Gespenst, was hast du hier zu schaffen?
Uns schreckt dein nächtlicher Besuch." —

„O, lasset euch vor mir nicht grauen!"
Erwiederte der Geist darauf:
„Im Ritterkampf und Dienst der Frauen
Vollbracht' ich meinen Erdenlauf.

Wo ich geliebt einſt und geſtritten,
Entſtieg ich meiner dumpfen Gruft,
Und ward zur Uebung alter Sitten
Gelockt vom Hauch der Lebensluft.

Euch aber ſey zum Troſt verkündet,
Daß bald mein eiſernes Geſchick
An's Bett von Staub mich ewig bindet,
Und nimmer kehr' ich dann zurück." —

„Gut!" ſprach der Prieſter: „das mag gelten!
Halt' aber Wort, als Rittersmann!
Sonſt bleibt es nicht bei hohlem Schelten;
Ich ſtrafe dich mit ſtrengem Bann." —

So war der Geiſt jetzt freigeſprochen
Und keine Wehthat ihm geſchehn.
Doch ließ er ſich, nach wenig Wochen,
Hinfort im Schloſſe nicht mehr ſehn.

Auch ich betrat, nach langen Ruheſtunden,
Wie jener Geiſt, des frühern Strebens Bahn.
Herbſtroſen nur hab' ich darauf gefunden;
Man nehme ſie geneigt und freundlich an!

Inhalt.

		Seite
I.	Der Staatsklügler und seine Nichte.	1
II.	Das unterbrochene Hochzeitfest.	41
III.	Argos, der sprechende Hund.	94
IV.	Der ahnenstolze Schulmeister.	139
V.	Die dankbare Zwergin.	170
VI.	Der junge Maler.	215
VII.	Das Mißverständniß.	257

I.

Der Staatsklügler und seine Nichte.

An einem Neujahrstage hatte der alte Hofrath Klausner seine alte Pein, die Fußgicht. Verdrießlich saß er in einem großen Lehnstuhle, wie im Gefängniß, und sehnte sich nach den Zeitungen, die noch sein einziges Labsal waren. Er hatte seine Stelle, als Rechnungsführer bei einer Landeskasse, niedergelegt und sich zur Ruhe gesetzt; aber die Kaiser und Könige hatten nicht Ruhe vor ihm: er fand immer an ihrem Thun und Lassen etwas zu tadeln. Hier, wo er Krieg haben wollte, herrschte Friede; dort, wo er es

weder erwartete noch genehmigte, rückten Heerſcharen ins Feld. Er konnte nicht aufhören, ſich zu ärgern.

Es war eben jetzt ein bedenklicher Zeitpunkt, da es ſich entſcheiden mußte, ob eine gewiſſe Macht nach ſeinem Sinne handeln würde oder nicht. Darum ſah er mit höchſter Ungeduld den Zeitungen entgegen, und verwünſchte das neue Jahr, weil es auf einen Zeitungstag gefallen war: denn dieſem Umſtande maß er die Schuld bei, daß die geliebten Blätter ſpäter als gewöhnlich ausgegeben wurden.

„Ach, lieber Onkel," ſagte ſeine junge, ſchöne Nichte mit einem bittenden Tone, „ſchelten Sie doch das heutige Feſt nicht! Die Menſchen ſind da beſonders freundlich und herzlich gegen einander. Das gefällt mir, obgleich in unſere Einſiedelei kein erfreulicher Wunſch dringt."

„Verlierſt nichts!" verſetzte der Hofrath. „Alles Heuchelei, nichts als Heuchelei! Die kleinſte Staatsneuigkeit iſt mir lieber als ſolcher Schnack."

„Ich denke anders," sprach Wilhelmine.

„Denke, wie du willst, aber schweig! Man hört bei deinem Geplapper nicht, wenn der Zeitungsbothe klingelt."

Er rückte die Mütze von den Ohren, und beugte horchend den Kopf vor. Endlich tönte die Klingel. „Gott sey Dank!" rief er, und ruderte mit den kranken Beinen, um sich vom Stuhle zu heben und die Thür zu öffnen. Indessen brachte ihm Minchen schon die Zeitungen. Er entfaltete sie hastig, und suchte mit der Brille den Ort, wo wichtige Neuigkeiten herkommen sollten; doch fand er nichts. Das Blatt war überhaupt dießmal sehr mager. „Es ist eine Schande!" sprach er unwillig. „Man giebt das Jahr lang schweres Geld für Zeitungen aus, und was hat man dafür? Ein paar knappe halbe Seiten politische Nachrichten. Den übrigen Raum füllen unbedeutende Nebendinge, die zwei oder drei Menschen wichtig sind, und zehntausend bezahlen müssen. Hier weinen und jammern la-

chende Erben; dort melden ihre vergnügt vollzogene Verbindung ein Paar junge Eheleute, die vielleicht über's Jahr ihre noch vergnügter vollzogene Scheidung bekannt machen werden. Was gehn mich solche Hausgeschichten an? Und was frag' ich vollends darnach, ob Peter Mefferts Frau einen Jungen oder ein Mädchen geboren hat? — Heute macht man's noch schlimmer! Da hat man sogar ein Liebesgedicht abdrucken lassen, worin sich der Versler einen Ausfall auf die Staatskunst erlaubt. Die Zeitung läßt sich also auf ihrem eigenen Grund und Boden einen Hieb versetzen. Welch ein Unsinn!" —

Er warf das Blatt auf den Tisch, und drückte die Augen zu, um das Aergerniß zu verschlafen.

Minchen machte sich sonst wenig aus den Zeitungen, jetzt aber griff sie, wegen des gescholtenen Minneliedes, schnell darnach, und fand folgende Zeilen:

Der ſchönſten Blume.

Umſtarrt von Eis, umheult vom rauhſten Winde,
Durchſchwärmt mein Geiſt des Sommers Paradies,
Der mich im Garten, unter einer Linde,
Die Königin der Roſen finden ließ.

Ausſprechen wollt' ich ihr mein Hochentzücken;
Allein ihr Hüter war ein ſtrenger Mann:
Er legte mir ſogleich mit finſtern Blicken
Gebieteriſch des Schweigens Feſſel an.

Von Staatskunſt ſollt' ich ſprechen und von Schlachten,
Und wußte von den Dingen nicht ein Wort.
Da ſchien er mich voll Ingrimm zu verachten,
Und ging und riß die Roſe mit ſich fort.

Doch, ihm zum Trotze, tret' ich jetzt zur Wiege
Des jungen Jahr's, das uns entgegen lacht,
Und bitte, daß es meinem Wunſche füge,
Recht oft zu ſchau'n der ſchönſten Roſe Pracht.

O, möchte ſie mir ganz zum Eigenthume
Der Gott der Liebe gnädiglich verleihn!
Dann würde durch den Zauber dieſer Blume
Ein ew'ger Wonnemond mein Leben ſeyn.

Eduard.

Minchen ward bei Leſung dieſer Verſe von einer ſüßen Ahnung ergriffen, daß ſie ſelbſt die beſungene Blume ſey. Ihr Oheim machte nämlich im Sommer vorher — was nicht alle Jahre geſchah — einen Spaziergang mit ihr, und hatte den bei ihm ganz ungewöhnlichen Einfall, in einem öffentlichen Garten Kaffee zu trinken. Er vermied zwar den Sammelplatz der feinen Welt, und wählte ſich einen ſehr entfernten, von einer großen Linde überſchatteten Tiſch; aber Minchens Schönheit bevölkerte bald die einſame Gegend. Alle junge Männer, die ſich im Garten befanden, gingen nach und nach vorüber, und die meiſten grüßten, wobei ſich der Hofrath immer flämiſch umſah, und brummend an den Hut griff, ohne ihn von der Stelle zu rücken. Einer dieſer Herren, der ſich durch ſeine angenehme Geſtalt vor allen andern auszeichnete, bat ſogar um Erlaubniß, ſich mit ſeinem Kaffee, den ihm eben ein Aufwärter brachte, am Tiſche des Einſiedlers niederlaſſen zu dürfen. Der Hofrath ge-

währte sie mit unfreundlichem Kopfnicken, sah sich aber vorher nach mehrern umher stehenden leeren Tischen um, wodurch er zu verstehen geben wollte, daß der junge Mensch wohl anderswo Platz nehmen könnte. Dieser Wink blieb jedoch unbeachtet, und der zudringliche Gesellschafter begann ernst und ehrbar das gewöhnliche Einleitungsgespräch vom Wetter. Er wandte sich aber bald mit süßer Artigkeit zu Minchen, und sprach von Schauspielen und andern Lustbarkeiten. „Von dem Allen weiß das Mädchen nichts!" fiel der Hofrath hastig ein. „Wollen Sie sprechen, mein Herr, so sprechen Sie mit mir! Was giebt's Neues?" — Der Befragte wußte nichts, und gestand offenherzig: er lese wenig oder gar keine Zeitungen. „So passen wir nicht zusammen!" sagte der Hofrath. Damit stand er plötzlich auf, zog das Mädchen mit sich fort, und eilte zum Garten hinaus.

Indem sich Minchen aller dieser Umstände erinnerte, kam ihre Freundin Franziska, um

ihr einen Neujahrswunsch zu bringen. Der alte Murrkopf schlief noch; die Mädchen konnten ungestört in einem Winkel plaudern. Minchen zeigte der Freundin die Verse, die ihr im Kopfe herum gingen, erzählte die Gartengeschichte, und äußerte mit Erröthen ihre Vermuthung, daß jenes Gedichtchen damit zusammen hänge.

„Darauf wett' ich selbst!" sagte Franziska. „Wie sah denn der junge Mann ungefähr aus?"

„Er war lang und schlank, hatte sehr blonde Haare, große blaue Augen —"

„Genug, genug!" rief Franziska. „Das ist Doctor Wallberg, wie er leibt und lebt, und daß er in die Dichtkunst pfuscht, weiß ich auch; also ist das Räthsel schon so gut als gelöst. Aber ich hoffe, die Sache noch heute vollends auf's Reine zu bringen. Ich bin auf den Abend mit dem Doctor in Gesellschaft, und da soll er mir beichten müssen."

„O, laß das seyn!" bat Minchen. „We-

nigstens verrathe mich nicht, daß ich mit dir über die Verse gesprochen habe."

„Sey unbesorgt!" sagte Franziska, und trippelte auf den Zehen fort, um den alten Herrn, dem sie einen muthwilligen Kuß zuwarf, nicht zu wecken.

Am Abend flatterte Wallberg in einer grossen Theegesellschaft von einer Schönen zur andern. Da faßte Franziska, die ihn schon seit langer Zeit kannte, den Schmetterling, huschte mit ihm abseits an ein Fenster, und fragte: „Wie heißen Sie? mein Herr!"

„Das wissen Sie ja!" sagte Wallberg.

„Nur halb weiß ich's;" erwiederte sie. „Ich bitte mir Ihre Taufnamen aus."

„Die sind Wilhelm Eduard."

„Das dacht ich! den letztern hat mir schon heute früh mein kleiner Finger gesagt; und nun gestehn Sie nur gleich auf der Stelle, daß Sie der Eduard sind, der in der heutigen Zeitung den

Liebesgott in Verſen erſuchte, ihm eine gewiſſe Blume zu ſchenken."

Wallberg ward roth, und ſtellte ſich fremd.

„Läugnen Sie nicht!" ſagte ſie. „Ich ſah's mit eigenen Augen, wie Sie ſich in Antons Kaffeegarten zu der blühenden Roſe hinſetzten, mit ihr zärteln und koſen wollten, aber von dem grämlichen Hüter ſchnell zur Ruhe gewieſen wurden. Ich hörte mit meinen Ohren, wie er Sie nach Neuigkeiten fragte, Sie aber nichts wußten, und frank und frei geſtanden, daß Sie keine Zeitungen läſen. — Ei, da traten Sie bei ihm gewaltig ins Näpfchen!"

Wallberg erröthete immer mehr, bekannte zuletzt alles, und bat dringend um den Namen der ſchönen Blume.

Franziska nannte ſie ihm und den Oheim, und ſetzte hinzu: „Bei Dieſem haben Sie ſich, wie geſagt, ſehr übel empfohlen; denn er iſt unſtreitig der eifrigſte Zeitungsleſer im Lande.

Die Politik hat ihn ganz versteinert, und er würde den Liebesgott schön empfangen, wenn er in seinem Hause wirthschaften wollte. Da hat niemand Zutritt als der Zeitungsschreiber, Magister Gregorius, ein alter, lederner Candidat Theologie, der Abends dem Hofrath alle fremde Zeitungen, aus welchen er die seinige zusammenstoppelt, Stück für Stück vorliest, aber Minchen nie freundlich ansieht, und kein Wort mit ihr spricht."

„O, wär' ich doch an des Oehlgötzen Stelle!" sagte Wallberg. „Sollt' es mir denn durchaus unmöglich seyn, irgend einmal die schöne Wilhelmine zu sprechen?"

„Unmöglich, ganz unmöglich!" antwortete Franziska. „Das arme Kind darf nicht ausgehen, und Sie, Herr Doctor, können nicht anders auf einen guten Empfang im Hause rechnen, als wenn Sie einen Zauberer auftreiben, der Sie in ein Zeitungsblatt verwandelt."

Wallberg stand ein Weilchen in Gedanken,

und ſagte dann freudig: „Wir wollen ſehen, was ſich thun läßt. Melden Sie mich vorläufig bei Ihrer Freundin an. Ich denke, meinen Wunſch ſehr bald, ohne Zauberei, zu erreichen."

Ungläubig darüber lachend, ging Franziska zur Geſellſchaft zurück.

Am folgenden Tage berichtete ſie Minchen den gelungenen Erfolg ihrer Unterſuchung, und that ihr kund, daß Wallberg ſie nächſtens mit einem Beſuch überraſchen wolle. Minchen erſchrak, beruhigte ſich aber ſogleich wieder, weil ſie dieſe Drohung für einen bloßen Scherz hielt.

In der Frühe des nächſten Morgens klingelte jemand. Sie ging hinaus, um die Thür zu öffnen: denn das war ſtets ihr Amt, da die taube Köchin, die jetzt auch abweſend war, dieſen Dienſt nicht verſehen konnte. Ruhig und gelaſſen ſchob Minchen den Riegel zurück; doch erſchrocken fuhr ſie zuſammen, als ſie ſtatt der Milchfrau, die ſie eben erwartete, einen Milchbart vor ſich erblickte. Es war der junge Gar-

tengesellschafter, in einem alten, grobtuchenen Ueberrocke, und überhaupt in der vollständigen Tracht eines Hausknechts. Sie sprang zurück; ein Schrei schwebte ihr auf den Lippen. Wallberg legte, um sie zu beschwichtigen, den Finger auf den Mund, sah sich nach allen Seiten schüchtern um, und sagte sehr laut, und mit der, seiner Kleidung angemessenen, gemeinen Sprechart: „Herr Magister Gregorius läßt sich dem Herrn Hofrath schönstens empfehlen, und schickt ihm da ein Zeitungsblatt, das auf hohen Befehl umgedruckt werden muß, weil verschiedene darin enthaltene große Neuigkeiten hier noch nicht bekannt werden sollen. Der Herr Hofrath möge daher, sagte der Herr Magister, das Blatt recht genau durchlesen, und es ihm durch mich wieder zuschicken, weil es verbrannt werden müsse."

Minchen stand verlegen; sie wußte nicht, ob das Spaß oder Ernst sey. Aber ihr Oheim, der die angenehme, mit derber Hausknechtsstimme angebrachte Bothschaft in der Stube gehört hatte,

ſchrie mit der heftigſten Ungeduld: „Gieb her, gieb her!"

Sie brachte ihm das Blatt. Er griff haſtig mit beiden Händen darnach, und ſagte: „Potz tauſend, was mag da drin ſtehn! Gieb dem Kerl einen Schnapps, und laß mich allein, daß ich ungeſtört leſen kann."

Um ihn nicht ſtutzig zu machen, nahm ſie die Branntweinflaſche aus dem Schranke, und ging damit hinaus, ſetzte ſie aber ſogleich hinter der Thüre wieder aus der Hand, weil doch der Mann, dem die geiſtige Gabe zufließen ſollte, keiner weitern Befeuerung bedurfte. Er ſtand noch, wie ein beſcheidener Bothe, an der Thüre des Vorſaals. Minchen machte ſich in möglichſter Entfernung ein Geſchäft, und ſchenkte ihm keinen Blick. Er mußte ſich alſo, wenn er ſein Abenteuer nicht wie ein blöder Dümmling endigen wollte, mit leiſen Schritten vorwärts bewegen. Sie ſah mit Bangigkeit, daß ein Geſpräch unvermeidlich war, und das wollte ſie doch

nicht in der Nähe der Stubenthür, wo es dem Oheim vernehmlich werden konnte, ausbrechen laſſen. Eilig ging ſie daher dem Leiſetreter entgegen, und winkte ihm mit der Hand, auf ſeiner Bothenſtelle zu bleiben.

Er zog ſich wieder zurück, und flüſterte: „Verzeihen Sie, Theuerſte, daß ich mich in dieſer Verkleidung hier einſchlich. Ich bin Eduard — ich verehre Sie innigſt — ich empfinde" —

„Sie haben mich ſehr erſchreckt!" fiel ſie ihm ſträflich in's Wort. „Ich hätte wirklich Urſache, Sie zu ſchelten."

„Doch Sie vergeben mir!" ſagte Eduard." „Das ſeh' ich Ihnen ſchon an den lieben, holden Augen an. Ein Engel, wie Sie, kann nicht ernſtlich zürnen."

„Wagen Sie nicht zu viel auf dieſen Glauben!" entgegnete ſie, und konnte ſich dabei eines anmuthigen Lächelns nicht enthalten.

Nun hatte Wallberg gewonnen. Ein freundliches Wort gab das andere, und es kam end-

lich zu einer förmlichen Liebeserklärung, die nicht abhold aufgenommen ward.

Indeſſen hatte der Hofrath die Zeitung geleſen. Er rief Minchen, gab das Blatt zurück, und der Bothe ging fröhlich von dannen.

„Meine Erwartung hat mich ſehr getäuſcht;“ ſagte der Oheim, als das Mädchen wieder in's Zimmer trat. „Ich hatte mich auf unerhörte Dinge gefaßt gemacht, und fand nichts als gewöhnliche Lapperei und Plapperei. Mich dauert beinahe das Glas Branntwein, das wir dem Bothen gereicht haben.“

„O, er hat's nicht bekommen!“ antwortete ſie. „Er ſchien mir ſchon etwas berauſcht; darum gab ich's ihm nicht.“

„Das haſt du recht gemacht!“ ſprach der Alte.

Bald darauf brachte der gewöhnliche Bothe die Zeitung. Der Staatsklügler fiel neugierig darüber her, um die Abweichungen dieſes Blattes von dem, das er ſchon geleſen hatte, zu fin-

finden: aber da ſtand, wie die Buchdrucker ſagen, Männchen auf Männchen gedruckt; es fehlte kein Wort, keine Sylbe. Er konnte das nicht begreifen, und murrte: „Was hat denn der Affe, der Gregorius, gewollt? Er muß geträumt haben, oder es rappelt ihm in dem Kopfe."

Abends kam der Magiſter, wie gewöhnlich, und erſtarrte ganz, als ihn, indem er über die Schwelle trat, der Hofrath zur Rede ſetzte, warum er ihn durch das Mährlein vom Umdruck der Zeitung zum Beſten gehabt habe. Der beſtürzte Mann ſchwor Stein und Bein, daß er von dem allen nichts wiſſe. „So muß der Satan im Spiele ſeyn!" rief der Hofrath, und Beide zerbrachen ſich den ganzen Abend über die Sache den Kopf. Doch ſie, die das Räthſel mit Einem Worte hätte löſen können, ſaß ſtill wie ein Mäuschen.

Ungefähr acht Tage nachher enthielt die Beilage der Zeitung, unter einem Gemengſel

von hundert andern verkäuflichen Dingen, folgende Anzeige:

„Funfzig vollſtändige Jahrgänge der hieſi-
„gen Zeitung von 1760 bis 1810 ſind um
„einen äußerſt billigen Preis zu verkau-
„fen. Nähere Nachricht in der Hühnergaſſe
„No. 90."

„Sapperment!" ſchrie der Hofrath auf. „Das iſt ein wahrer Schatz, den muß ich heben! O, hätt' ich Flügel, um gleich in die Hühnergaſſe zu fliegen! — Man hat eine Meile Weges dahin, die taube Kathrine iſt zu keinem Geſchäfte zu brauchen, und ich kann leider nicht fort: was ſoll ich anfangen? — Minchen, liebes Minchen, hilf mir aus der Noth! Kleide dich ſchnell an, und lauf, was du kannſt, in die Hühnergaſſe No. 90. Da ſind funfzig — denk' einmal funfzig! — Jahrgänge der hieſigen Zeitung zu verkaufen. Schließ den Handel geſchwind, eh' ein Anderer den Schatz hebt. Hier ſind zehn Louisd'or. Verlangt man mehr, ſo

gieb ſie auf Abſchlag und verſprich, den Reſt noch heute zu bezahlen."

Minchen war im Stillen vergnügt, daß ſie einmal ihrer häuslichen Gefangenſchaft entlaſſen werden ſollte. Sie wollte recht eilen, und auf dem Rückwege ein Viertelſtündchen unterſchlagen, um ihre Freundin Franziska zu beſuchen. Doch während des Ankleidens ſeufzte ſie: „Zehn Louisd'or für altes Löſchpapier! — Ach, wenn er mir nur die Hälfte des Goldes zu einem ſeidenen Mantel geben ſollte, er würde ſchelten und toben, daß es nicht auszuhalten wäre."

Als ſie fertig war, und auf dem Sprunge ſtand, that ſie noch die Frage: wie ſie den ungeheuern Berg von Papier aus der Hühnergaſſe fortbringen ſollte.

„Nimm einen Wagen, er koſte was er wolle! Nur lauf jetzt, lauf! Ich gräme mich todt, wenn du den Handel verſäumteſt."

Sie eilte fort.

Einige hundert Schritte von ihrem Hauſe

kamen ihr, als ſie ſich um die nächſte Straßenecke wandte, Franziska und Wallberg entgegen.

„Steh, Wanderer!“ rief Jene. „Wohin ſo früh?“

„Um Gottes Willen halte mich nicht auf!“ ſagte Minchen. „Ich hab' ein ſehr dringendes Geſchäft in der Hühnergaſſe.“

„Das kennen wir!“ ſprach die Freundin. „Wir lauern ſchon eine halbe Stunde auf dieſer Stelle, um dir den Weg zu verrennen und zu erſparen. Es giebt in der Hühnergaſſe kein Haus mit der Zahl 90, und in allen den dreißig Hütten, die dort ſtehen, ſind keine Zeitungen zu haben. Wallberg ließ die Anzeige davon drucken, um dich auf ein paar Stunden aus deinem Gefängniß zu befreien, damit du mit uns bei meiner Mutter Chokolade trinken kannſt.“

„O, was für Streiche machen Sie!“ ſagte Minchen zu Wallberg. „Es iſt doch nicht löblich, einen guten, alten Mann ſo zu täuſchen.“

Er vertheidigte sich so geschickt, daß sie ihm nicht zürnen konnte. Sie ließ sich endlich auch überreden, mit zum Frühstück zu gehen; doch kaum hatte sie von der Chokolade genippt, so ward ihr Angst und bange, und sie wollte fort in die Hühnergasse, um des Oheims Befehl genau zu befolgen, und ihm wenigstens aus eigener Ueberzeugung berichten zu können, daß sich kein Haus mit der angegebenen Zahl dort befinde. Wallberg betheuerte: er habe das selbst untersucht, und sie könnte getrost behaupten, dort gewesen zu seyn. „So muß ich doch eine Unwahrheit sagen;" entgegnete sie. „Das beunruhiget mich." — Und wieder stand sie auf, um den überflüssigen Gang zu thun; aber, mit vereinten Bitten sie fesselnd, ließ man sie nicht fort, bis die Zeit vorüber war, die sie zu der Handelsreise hin und zurück nöthig gehabt hätte.

„Nun, wo sind die Zeitungen?" rief der Oheim, als sie mit Herzklopfen vor ihm erschien.

Sie antwortete furchtsam: die angegebene

Hauszahl sey in der Hühnergasse nicht vorhanden.

„So muß der Donner drein schlagen!" schrie er auf. „Da ist entweder ein Schreib- oder Druckfehler vorgefallen. Welche verfluchte Nachlässigkeit bei einer so wichtigen Sache! Aber der Name der Gasse ist gewiß richtig; drum hättest du, einfältiges Mädchen, von Haus zu Haus gehen, und in allen Stuben und Kammern nach den Zeitungen fragen sollen."

Sie ließ sich schelten, und verantwortete sich nicht.

Er saß einige Minuten still in Gedanken. Plötzlich fuhr er wieder auf: „Ich will mich selbst auf den Weg machen. Schaff mir einen Wagen und einen Lohnbedienten. Geschwind, geschwind!"

Welche Verlegenheit! Sollte sie den alten, gichtbrüchigen Mann eine vergebliche Fahrt thun lassen, oder ihm die Wahrheit bekennen? — „Gesteh!" sagte das gute Herz; aber die Liebe

ſprach: „Schweig! ſonſt iſt Eduard für dich verloren.“ — Und die Liebe fand Gehör.

Dieſe Nachgiebigkeit beſchönigte Minchen vor ſich ſelbſt damit, daß der Arzt dem Oheim ſchon mehrmals gerathen hatte, ſich in einem bequemen, verſchloſſenen Wagen eine Bewegung zu machen. Das gute Herz und die Liebe ſtanden folglich gar nicht mehr im Widerſpruch. Dadurch beruhiget, ſchaffte Minchen ſogleich eine ſtattliche Miethkutſche und einen Lohnbedienten herbei. Dieſer und die taube Köchin trugen den alten Herrn, dem das Zipperlein noch ſcharf zuſetzte, die Treppe hinunter, und die Reiſe ging fort.

„Hier iſt die Hühnergaſſe!“ ſagte der Kutſcher, indem er anhielt, und der Bediente von ſeinem Brete ſprang.

Der Hofrath ſteckte den Kopf aus dem Wagen, und überſah augenblicklich, daß der Katzenwinkel, bei dem er angelangt war, nicht neunzig

Häuser enthielt. Er befahl dem Kutscher, ihn nach No. 1. zu fahren.

„Dort sprach er zum Lohnbedienten: „Geh' Er in diesem Hause vom Keller bis zum Boden hinauf, und frag' Er von Thür zu Thür, ob hier Zeitungen zu verkaufen sind."

Der Bediente ging, und kam, mit einem halb zerrissenen Blatte in der Hand zurück. „Mehr haben sie hier nicht," sprach er, „und das wollen sie Ihnen schenken."

„Stockfisch!" rief der Hofrath, „ich suche funfzig Jahrgänge, die wenigstens — drei Blatt auf die Woche gerechnet — siebentausend, achthundert Stück ausmachen, und er bringt mir da den einzigen Wisch! — Doch geb' Er her, und nun weiter fort zu No. 2!"

Der Wagen rückte mit dahin vor, und der Insaß desselben las, während der Diener drin auf der Zeitungsjagd war, das unvollständige Blatt mit großer Begierde, ungeachtet es schon verschiedenen Eßwaaren zum Mantel gedient hatte.

Der Diener kam dießmal ohne Beute zurück, und durchstöberte dann noch eben so fruchtlos funfzehn bis zwanzig andere Häuser, bei welchen allen der Hofrath selbst vorfuhr. Jener weigerte sich endlich, die Haussuchung fortzusetzen. „Das Gesindel hier, sprach er, „sieht mich an, wie die Kuh das neue Thor, und lacht mich aus. Viele wissen gar nicht, was Zeitungen sind."

„Gott verzeih's ihnen!" fiel der Hofrath ein.

„Und alle versichern: es sey schon vor ein paar Stunden ein ältlicher Mann, wie toll, hier herum gelaufen, und habe nach alten Zeitungen gefragt."

„Das glaub' ich sehr gern;" versetzte der Hofrath. „Mich wundert, daß nicht schon Tausende gekommen sind, und diese Frage gethan haben."

Nach längerm Wortwechsel machte das nothgedrungene Versprechen, den Lohn zu verdoppeln, dem verdrießlichen Diener neuen Willen und Muth, sich auch in den noch nicht durch-

forſchten Hütten dem groben Geſpött der darin hauſenden Philiſter und Bettler auszuſetzen. Der Hofrath, der immer im Wagen hinterher ſchneckte, blieb indeſſen auch nicht mit Unbilden verſchont, weil ſeine breite, für ganze Familien gebaute Kutſche das enge Gäßlein verſtopfte. Einige Bauern, die mit ihren Karren hindurch wollten und umkehren mußten, prügelten ſich mit dem Kutſcher, und drohten mit geballten Fäuſten dem Herrn; alle Fußgänger, die zwiſchen den Rädern und Häuſern mühſam durchkrochen, warfen Schimpfworte, mitunter ſogar Schneebälle, in den Wagen; am tollſten aber betrug ſich ein grober Pfahlbürger, der eben, als der Hofrath dicht vor ſeiner Thüre hielt, ins Haus gegen über ein junges Schwein bringen wollte: er riß den Schlag auf, hob das ſchmutzige, ſchreiende Thier in den Wagen, ſtieg ſelbſt hinein, und trieb es auf der andern Seite wieder hinaus. Da füllten ſich alle Fenſter mit Zuſchauern, die unmäßig jubelten und in die Hände

klatſchten. Andere ſtürzten aus ihren Höhlen hervor, und ſchauten mit langen Hälſen in den Wagen, um den Mann zu ſehen und auszulachen, dem ihr Nachbar und Gevatter den luſtigen Poſſen geſpielt hatte.

Das alles litt der ſtandhafte Märtyrer mit unverwüſtlicher Geduld. Er hatte gegen die unſaubern Spottvögel, die ihm wie ein blindes, mitleidswerthes Heidenvölkchen vorkamen, ſo wenig Groll, daß er ſich am Ende, als der Lohnbediente das letzte Haus vergebens durchfragt hatte, aus dem Wagen heraus beugte, und mit rührender Stimme ſprach: „Iſt vielleicht, ihr guten Leute, noch jemand unter euch, der die ſchätzbare, öffentlich feil gebotene Sammlung alter Zeitungen im Beſitz hat, der trete freundlich hervor, ſchließe mit mir einen billigen Handel, und ſey baarer und augenblicklicher Zahlung gewärtig."

„Nee, alte Herrſchaft!“ rief ein Luſtigmacher. „Wir können mit ſolcher Waare nicht dienen. Fragen Sie nach funfzig Jahren wieder nach!“

„Fahr, zu Kutſcher!“ ſchrie der Lohnbediente, um ſich und ſeinen einfältigen Herrn aus dem Spottgetümmel zu retten.

Mürriſch und ſtumm kam der Hofrath nach Hauſe. Minchen war zu ehrlich, ihn zu fragen, ob er etwas ausgerichtet habe. Die Donnerwolken ſeines Geſichts benahmen ihr auch allen Muth, ein anderes Geſpräch zu beginnen. So herrſchte eine ängſtliche Stille, die eine Stunde lang fortdauerte, und der armen Nichte ſo drückend war, daß ſie den ſonſt verhaßten Magiſter dießmal recht gern herein treten ſah.

Er warf ſich ſogleich auf den nächſten Stuhl, und ächzte laut. Aber der Hofrath fragte nicht theilnehmend, was ihm fehle, ſondern fuhr ihm auf den Hals: „Was für Lügen laßt Ihr drucken! Funfzig Jahrgänge der Zeitung ſollen in

der Hühnergasse No. 90. zu verkaufen seyn, und das ganze Bettlernest hat nur dreißig Hütten. Da läuft und fährt man dahin, und kommt mit leeren Händen zurück."

„Dafür kann ich nichts;" versetzte Gregorius. „Ich bin nicht Marktmeister des gedruckten Trödelmarkts. Das ist der Verleger; und auch ihm können Sie keine Schuld beimessen: denn er ist nicht allwissend. Hab' ich doch selbst die verdammten Zeitungen wie eine Stecknadel gesucht, und bin noch davon müde, wie ein Hund."

„So?" — sagte der Hofrath: „Sie wollten mir also die prächtige Sammlung wegkaufen?"

„Um sie Ihnen an Ihrem nächsten Geburtstage zu schenken;" antwortete Gregorius.

„Das sagt sich nun wohl!" erwiederte Jener. „Wären Sie aber in Besitz des Schatzes gekommen, Sie hätten still und neidisch geschwelgt." —

„Geſchwelgt?" fiel Gregorius lachend ein. „Wer ſonſt als Sie, könnte in alten Zeitungen ſchwelgen! Doch möcht' ich dieſe faſt noch lieber leſen als die neuen, die ſeit einem halben Menſchenalter nichts als große Kriegs-Mordgeſchichten enthalten."

„Sie reden ſeltſam, Herr Magiſter! Die Schlachtenberichte vergnügen mich ſehr."

„Und ich, Herr Hofrath, bitte Gott, daß er mich davon erlöſe. Ich ſehe kein Zeitungsblatt mehr an, ſobald ich ein Pfarramt bekomme."

„Damit iſt's wohl vorbei, mein werther Herr Magiſter!"

„Meinen Sie? — Ich gebe meine Hoffnung nicht auf. Gott — ſoll einmal ein Prediger auf der Kanzel geſagt haben — Gott iſt nicht ein Herr von Eilenburg, ſondern ein Herr von Wartenberg; darum müſſen wir in unſerm Gebete von Anhalt ſeyn." —

„Mein Freund," entgegnete der Hofrath mit Hohnlächeln, „ich denke, der Herr von War-

tenberg wird Sie ſo lange warten laſſen, bis Sie der Herr von Eilenburg, der Tod, übereilt."

Dieſe liebloſe Rede verdroß den Magiſter ſo ſehr, daß er die mitgebrachten Zeitungen haſtig aus der Taſche zog, auf den Tiſch warf, und ſchnell davon ging.

Er ſchmollte vierzehn Tage, und entzog dem Hofrath ſeinen Beſuch; doch ſchickte er von Zeit zu Zeit einen Pack Zeitungen. Dieſe mußte Minchen dem alten Sauertopf vorleſen, und ſie that es mit Zittern, weil er bei jedem falſch ausgeſprochenen Orts- oder Eigennamen heftig ſchalt, und mit geballter Hand auf den Tiſch ſchlug.

Als ſie zwei ſolche Angſtwochen überſtanden hatte, ließ ſich der Magiſter mit einem Freunde, deſſen Name nicht genannt wurde, feierlich anmelden, und eine Stunde darauf erſchien er — man denke ſich Minchens Erſtaunen! — mit dem Doctor Wallberg.

Der Hofrath machte über den Beſuch des

ihm unbekannten jungen Mannes große Augen, und sie wurden noch größer, als der Magister begann: „Ich habe die Ehre, Ihnen hier in der Person des Herrn Wallberg, Doctors der Philosophie, den künftigen Redacteur der Zeitungen vorzustellen. — Sie prophezeiten mir neulich, der Herr von Wartenberg im Himmel würde mich bis an mein seliges Ende auf eine Pfarre warten lassen: allein unvermuthet und wunderbarer Weise hat mich ein auf Erden lebender Herr von Wartenberg, Erb-, Lehn- und Gerichts-Herr auf Rahnitz, zum Pfarrer dieses Kirchdorfs berufen, und ich habe diesen Ruf mit Dank angenommen. Mein hoher Gönner machte mir dabei die Bedingung, seinem Universitäts-freunde, dem Herrn Doctor Wallberg meine bisherige Stelle beim Zeitungswesen zu verschaffen, und das ist mir auf's erste Wort bei dem Verleger gelungen. Da nun der Herr Doctor von heute an Herr und Meister über alle fremde Zeitungen ist, so hab' ich ihn aus Freundschaft

gegen Sie erſucht, Ihnen meinen Platz, als Mittheiler und Vorleſer, zu erſetzen."

„Es wird mir Ehr' und Vergnügen ſeyn;" ſagte Wallberg, und verbeugte ſich gegen den Hofrath. „Ich weiß die Muße meiner Abendſtunden nicht beſſer anzuwenden."

Der Hofrath lächelte mit Einem Auge, und mit dem andern ſah er finſter: denn er wollte den Genuß der Zeitungen nicht gern entbehren, und eben ſo ungern, Minchens halber, dem beinahe noch unbärtigen Lehrer der Weltweisheit bei ſich Zutritt geſtatten. Verlegen rieb er und wand die Hände, griff endlich an ſeine Sammtmütze, lüftete ſie ein wenig, und ſtammelte: „Sie ſind ſehr gütig — in der That ſehr gütig — ich beſorge nur" —

„Machen Sie keine Umſtände!" ſagte Gregorius. „Der Herr Doctor thut's mit Vergnügen, und er wird Sie dreimal beſſer unterhalten, als ich: denn da er der engliſchen Sprache mächtig iſt, ſo ſind ſchon die vorzüglichſten Lond'.

ner Blätter aus Hamburg verſchrieben, und nun werden Sie erſt ſchmecken, was Zeitungen ſind. Da giebt's Freimüthigkeit, Herr Hofrath!"

Dieſer Lockung konnte der Alte nicht widerſtehen. Er zog die Mütze tief ab, und verſicherte dem Doctor, daß er ſich auf ſeine Beſuche freue.

Als er mit Minchen wieder allein war, lachte er boshaft vor ſich hin, und ſagte: „So wird aus dem alten, verroſteten Magiſter doch noch ein Pfarrer! Es gleicht einem Wunder. — Und der junge Doctor iſt mir auch ein Räthſel. Der Menſch kommt mir bekannt vor; ich muß ihn ſchon irgendwo geſehen haben."

Minchen unterbrach ihn mit einem erzwungenen Huſten, um ihr plötzliches Erröthen zu bemänteln. Sie ſehnte ſich, mit ihrer Vertrauten zu ſprechen, und nach einigen Stunden gelang ihr ein Huſch aus dem Hauſe. Sie erfuhr in der Hauptſache nichts Neues. Herr von War-

tenberg befand ſich zum Carnaval in der Stadt, ging täglich mit dem Doctor um, und ſie tranken eben eine Flaſche Wein zuſammen, als dem Kirchenpatron von Rahnitz der Tod ſeines Pfarrers gemeldet wurde. Wallberg ſchlug ſogleich den Magiſter Gregorius zum Nachfolger vor, um deſſen Platz im Hauſe des Hofraths zu gewinnen, und der Edelmann war um das Seelenheil ſeiner Unterthanen ſo wenig bekümmert, daß er, ohne die geringſte Kenntniß von den Fähigkeiten und ſittlichen Eigenſchaften des Candidaten, ſeinem eigennützigen Freunde mit lachendem Munde den Auftrag gab, das Geſchäft nach eigenem Gefallen abzumachen.

Wallberg öffnete ſich gleich am nächſten Abend mit dem papiernen Schlüſſel der Zeitungen das ihm bisher verſchloſſene Paradies, und ſogar des Hofraths Herz, weil er nicht nur die erquickenden Neuigkeiten angenehm vorlas, und mit geläufiger Zunge darüber ſchwadronirte, ſondern auch an Gleichgültigkeit gegen Minchen

ſeinen Vorgänger noch übertraf. Anfangs war der Alte mißtrauiſch, und ſtellte ihm eine Falle. Er ging in den Alkoven, ſchob des Fenſters Vorhang ein wenig bei Seite, und ſpähte und horchte, ob die jungen Leute während ſeiner Abweſenheit einen verliebten Schleichhandel treiben würden. Aber indem er ſich auf den Lauerplatz begab, warnte Minchen ihren Freund mit den Augen, und er blätterte ſtumm und mit unverwandten Blicken in den Zeitungen, bis der Aufpaſſer zurück kam, und ſich mit ſichtlicher Gemüthsruhe wieder an den Tiſch ſetzte.

In der Folge beſprachen ſich die Liebenden fleißig durch Briefchen, die ſie einander heimlich zuſteckten, und verlobten ſich förmlich auf dem Papiere.

Als Wallberg die Braut in der Taſche hatte, rückte er mit den erſten engliſchen Zeitungen heraus, las ſie ohne Anſtoß deutſch vor, und pfefferte noch den kräftigen Inhalt derſelben mit eigenen Zuſätzen, die ſein Zuhörer für baare

Münze annehmen mußte, weil er kein Engliſch verſtand, und folglich das Original mit der Ueberſetzung nicht vergleichen konnte. Ganz entzückt rief er einmal über das andere: „Brav! trefflich! Solche Kernzeitungen hab' ich mir längſt gewünſcht. Keine deutſche reicht ihnen das Waſſer."

Aber nach dem Schluſſe der Vorleſung ſagte Wallberg: „Ich bereue faſt, Herr Hofrath, daß ich Ihnen dieſe behagliche Seelenſpeiſe zu koſten gab; denn ich kann Sie hinfort nicht weiter damit bewirthen."

„Wie ſo? wie ſo?" fragte der Alte mit Schrecken und Haſt, indeſſen Minchen aus der Stube ſchlich.

„Ich bin der Zeitungsſchreiberei ſchon überdrüſſig," antwortete Wallberg, „und gebe morgen dieß läſtige Geſchäft wieder auf."

Beſtürzt bat der Hofrath, ihn nicht im Stiche zu laſſen, und erbot ſich zu einem anſehnlichen Jahrgehalte.

„Ich danke ſehr;" ſagte der Doctor. „Mein väterliches Vermögen iſt mehr als hinreichend, einen Müßiggänger zu ernähren. Ich habe jährlich zweitauſend Thaler ſichere Einkünfte. — Nur ein einziges Etwas, das Sie mir gewähren können, würde mich Ihnen auf mein ganzes Leben zum täglichen Verſorger mit Zeitungen und zum Vorleſer derſelben verpflichten — und dieſes Etwas iſt — die Hand Ihrer liebenswürdigen Nichte." —

Was für Augen machte der verſteinerte Hofrath!

Deſto lebendiger kramte Wallberg die mitgebrachten Belege ſeines Vermögens aus. Doch nicht dieſer einleuchtende Beweis des angegebenen Reichthums, ſondern die drohende Armuth an Zeitungen, bewog den geängſteten Mann, auf der Stelle ſein Jawort zu geben. „Wenn ſich nur," ſetzte er hinzu, „meine Nichte den Handel gefallen läßt. Sie haben ihr bisher, ſoviel ich bemerkt habe, wenig Aufmerkſamkeit bewieſen."

Wallberg bat getroſt, ſie zu rufen und ihr die Sache vorzutragen.

Das geſchah. Sie ſtellte ſich ſehr befremdet, ſpielte jedoch ſogleich das gehorſame Kind, und ſagte: „Ich ergebe mich ganz in Ihren Willen, Herr Onkel, wenn ich Ihnen dadurch Ihre Abendfreude ſichern kann.“

Kurz, es ward Hochzeit.

Bald nachher ſetzte ſich zwar der junge Ehemann zur Ruhe, und ſchrieb keine Zeitungen mehr; doch erhielt er durch des Verlegers Gefälligkeit die fremden Blätter von Tage zu Tage, und las ſie dem Oheim treulich vor.

Dieſer lebte durch die Geſellſchaft der jungen Leute, mit welchen er zuſammen wohnte, ganz wieder auf, und war eines Tages in ihrer Mitte ſo vergnügt, daß ſie es wagen konnten, ihm alle ihre Liebesränke zu entdecken. Er ſtaunte nicht wenig, und rief lachend aus: „O, ihr Schälke! wie habt ihr meine Staatsweis-

heit hinter's Licht geführt! Ich ſehe hundert und tauſend Meilen weit in die geheimſten Cabinette hinein, und daheim war ich blind!" —

„Geben Sie ſich darüber zufrieden!" ſagte Wallberg. „Es geht manchem andern Staatsklugen nicht beſſer."

II.

Das unterbrochene Hochzeitfest.

Die Baronin von Blachfeld, eine welkende Herbſtblume, die ſich aber noch als ein blühendes Frühlingskind darzuſtellen ſuchte, ſaß eines Morgens am Putztiſche, und ließ ſich von ihrer Kammerzofe bedienen. Die künſtlichen Lilien und Roſen ihrer Wangen waren ſchon erblüht, und ihre breiten Hüften hatte bereits der Panzer des Schnürleibes möglichſt zuſammengepreßt. Die Zofe baute jetzt den hohen Kopfputz. Plötzlich fuhr die Gebieterin auf, trat vor einen großen Spiegel und ſchrie: „Gräf-

lich! abscheulich! Ich glaube, der Balg hat mich mit Vorsatz so entstellt." Damit ergriff sie das zitternde Mädchen bei den Haaren, und schlug es mehrmals heftig ins Gesicht.

Herr von Blachfeld, der an der andern Seite des Zimmers die Zeitung las, sprang dazwischen, schob das weinende Mädchen sanft zur Thür hinaus, faßte die Wüthende mit beiden Armen, drückte sie nieder auf einen Stuhl, und sagte: „Halt Ruhe, du Furie!"

Sie schoß dem gewaltsamen Schiedsrichter, als er an seinen Tisch zurück ging, flammende Zornblicke nach, zwang sich aber zur Gelassenheit, und sagte zu ihrer am Fenster sitzenden Stieftochter: „Liebe Ottilie, sey so gefällig, mein Haar etwas besser zu ordnen. Du weißt, daß wir jeden Augenblick einen Besuch zu erwarten haben."

„Welchen Besuch?" fragte Herr von Blachfeld.

Die schmollende Gemahlin antwortete nicht;

die Tochter aber sagte: „Ein fremder Graf, der gestern in Bosco's Kunstvorstellung neben der Mutter saß und sich mit ihr unterhielt, bat um Erlaubniß, ihr diesen Morgen aufwarten zu dürfen."

„Also bei Bosco ward die Bekanntschaft gemacht?" sprach der Vater. „Nun, die gnädige Frau lasse sich, so oft es ihr gefällt, von dem Gaukler täuschen; Dir aber, Ottilie, verbiet' ich es, seine Bühne ferner zu besuchen. Ich will nicht, daß man Dich zu den Damen zähle, von welchen ein Lobredner des Taschenspielers hier*) wörtlich sagt: „„Man wähne nicht, in Bosco's Gegenwart den gewohnten Blick aus schönen Augen zu empfangen! Die Damenwelt ist nicht nur von dem Künstler, sondern auch von der liebenswürdigen Persönlichkeit desselben so bezaubert, daß sie alle Aufmerk-

*) Berliner Zeitung, im Verlage der Vossischen Erben, vom 4ten Juni 1828.

ſamkeit nur auf ihn zu richten vermag.“” — „Sieh, da ſteht die freche Behauptung, die alle geſittete Frauen und Jungfrauen beleidigen muß.“ — Ottilie lehnte die dargebotene Zeitung mit Schamröthe ab, und ſagte: „ich werde Ihr Verbot, lieber Vater, unverbrüchlich befolgen.“—

Ein Diener meldete jetzt den Grafen von Immenſtein. Schnell erheitert, befahl die Baronin, ihn vorzulaſſen, und Herr von Blachfeld begab ſich durch eine Nebenthür aus dem Zimmer.

Die Thürflügel flogen auf. Raſch erſchien ein wohlgebildeter junger Mann, geſtiefelt und geſpornt, mit einer Reitpeitſche in der Hand, und von einem großen Hunde begleitet. Er ſchoß auf die Dame zu, drückte ſeinen Stutzbart auf ihre Hand, und ſagte: „Entſchuldigen Sie, gnädige Frau! Ich komme eben von einem Spazierritt durch den Park, und wollte das Vergnügen, mich Ihnen vorzuſtellen, keinen Augen-

blick durch Umkleiden verzögern." — Ehe sie antworten konnte, war der Schmetterling schon bei der Tochter, sah ihr starr ins Gesicht, blickte dann nieder auf ihren Stickrahmen, und sprach über ihre Arbeit die übertriebensten Schmeicheleien aus.

„Nehmen Sie Platz, Herr Graf!" sagte die eifersüchtige Mutter in einem fast verdrießlichen Tone.

Er warf sich auf einen Stuhl, streckte die Beine weit von sich, schwatzte von Bosco und vom Theater, schlug mit der Peitsche an die Stiefeln, und ließ bisweilen den Hund darüber springen. Seine Geschwätzigkeit glich einem reißenden Strome. Er rühmte sich, ein dramatischer Dichter zu seyn, und ausgezeichnetes Schauspielertalent zu besitzen, was er auf seinen Reisen durch Europa, an vielen fürstlichen Höfen, wo er mit Prinzen und Prinzessinnen, vor dem versammelten Hofstaate, Schauspiele aufgeführt, glänzend bewiesen habe. „Erlauben Sie, gnä-

dige Frau," fuhr er fort, „dieſes Selbſtlob durch eine kleine Talentprobe zu unterſtützen." Damit ſtand er auf, und declamirte, in der geſpreizten Manier vormaliger Heldenſpieler, einen Monolog von Schiller.

Die Baronin klatſchte wüthend. Ottilien aber war das ganze Weſen des Grafen ſo widerwärtig, daß ſie nicht im Zimmer aushalten konnte. Sie ging zu ihrem Vater.

„Der Engel verläßt uns," ſagte der Graf, „und ich wünſchte, daß er mich durch mein ganzes Leben begleiten möchte. — Es iſt freilich ein ſehr frühzeitiger Wunſch — —"

„Und kommt dennoch zu ſpät;" fiel die Baronin ein. „Der Sohn des hieſigen Pfarrers, wohlbeſtallter Lieutenant bei der Landwehr, iſt Ihnen zuvor gekommen, und bereits mit meiner Stieftochter verlobt."

„Dennoch geb' ich meine Hoffnung nicht auf," erwiederte Jener. „Der Held aus geiſtlichem Stande hat wahrſcheinlich kein Vermö-

gen; und wenn das ſchöne Fräulein in der einen Wagſchale einen kümmerlichen Lieutenantsſold, und in der andern drei große Rittergüter, mit prächtigen Schlöſſern, liegen ſieht, ſo wird der Ausſchlag der Wage gewiß zu meinen Gunſten ausfallen."

„Ich zweifle doch!" ſagte die Dame. „Die jungen Leute lieben ſich ſchon ſeit Jahren, und das Fräulein hat keinen wankelmüthigen Sinn. Verſuchen Sie indeſſen Ihr Heil! Mein Haus ſteht Ihnen offen. Aber ich gehe morgen auf mein Landgut Linnthal, zwei Meilen von hier. Beſuchen Sie mich dort, oder wohnen Sie, wenn es Ihre Verhältniſſe geſtatten, einige Wochen ganz in meinem ländlichen Schloſſe! Sie haben dann die bequemſte Gelegenheit, das Fräulein für ſich zu gewinnen."

„Ein reizendes Anerbieten!" rief der Graf. „Aber die gnädige Frau ſind vermählt. Werd' ich Ihrem Herrn Gemahl willkommen ſeyn?"

„Machen Sie ſich darüber keine Sorge!"

antwortete ſie. „Mein Mann, ein alter Major außer Dienſt, könnte mit ſeiner geringen Penſion nicht auskommen, wenn ihm nicht eine reiche Gemahlin zu Theil geworden wäre. Darum muß er mich unumſchränkt herrſchen laſſen, und fügt ſich auch ſtets ohne Gegenwort in meinen Willen."

„Bon! bon!" rief der Graf, und empfahl ſich mit dem Verſprechen, morgen in Linnthal einzutreffen, und einige Wochen da zu bleiben.

Die Gemeine zu Linnthal, von der nahen Ankunft ihrer Gebieterin unterrichtet, machte feierliche Anſtalten zu ihrem Empfang. Die guten Leute wollten ſich damit den Weg zu verſchiedenen Begünſtigungen bahnen, die ſie zu erlangen wünſchten. Der Schulmeiſter dichtete, nach der Melodie eines Kirchenliedes, einen Jubelgeſang, und ſtellte ſich mit ſeinem Sängerchore an die Gränze der Dorfmark, wo eine

Ehrenpforte erbaut war. Acht oder zehn junge Bauern hatten sich als Türken verkleidet, und ritten mit Hurrah und anderm wilden Geschrei dem herrschaftlichen Wagen entgegen. Sie waren nicht so bescheiden und vorsichtig, als die löbliche Judenschaft eines Städtchens in P**, die auch in türkischer Tracht ihrem neuen Landesherrn entgegen ritt, ihm aber, als sie an seinem Wagen angekommen war, tröstlich zurief: „Förchten Sie sich nicht, Ew. Majestät! Wir sin keene Törken!" —

Die Baronin langte, vom Schulmeister angesungen und von der Türkengarde umringt, bei der Ehrenpforte an. Auf derselben standen weißgekleidete Mädchen, die bei der Durchfahrt Blumengewinde in den Wagen hinablassen sollten. Unglücklicher Weise beugte sich des Schenkwirths Töchterlein zu weit vor, und fiel in den offenen Wagen hinein. Heftig erschrocken, rächte sich die Baronin an dem armen Kinde mit grimmigen Ohrfeigen, und warf es in rasender Wuth aus

dem Wagen, so dringend auch Ottilie, die neben ihr saß, die grausame That zu hindern strebte. Das Kind brach einen Arm, und schrie jämmerlich. Die versammelten Frauen des Dorfes stießen ein Mordgeschrei aus; die türkische Leibwache empörte sich, und fiel den Pferden in die Zügel; aber Graf Immenstein, der zu Roß den Wagen begleitete, stürzte sich unter die Rebellen, und jagte sie in die Flucht; der Kutscher hieb auf sein Gespann, die muthigen Hengste durchbrachen das Getümmel, und die Freifrau gelangte ohne weitere Anfechtung ins Schloß.

Als ihr Gemahl eine Stunde nachher eintraf, fand er die Burg förmlich belagert. Holzärte und Hebebäume stürmten gegen das verschlossene Thor. Aber die Erscheinung des alten, bei der ganzen Dorfschaft beliebten Herrn stillte sogleich den Tumult. Der Major stieg aus dem Wagen, und fragte nach der Ursache des Auflaufs. Man erzählte ihm, wie seine Gemahlin des Schenkwirths Tochter gemißhan-

delt; besonders aber beklagten sich Viele, daß sie ein Fremdling, der ein Graf seyn solle, mit der Reitpeitsche ins Gesicht gehauen, und die ehrenrührigsten Schimpfreden ausgestoßen habe. Auf diesen groben Menschen, fügten sie hinzu, sey ihr Vorhaben, ins Schloß einzudringen, abgesehen gewesen; sie hätten ihm Gleiches mit Gleichem vergelten wollen.

„Beruhiget euch für jetzt, und geht still nach Hause!" sagte der Major. „Ich werde das euch widerfahrene Unrecht möglichst wieder gut machen."

Mit unzufriedenem Kopfschütteln und leisem Murren gingen die Bauern langsam aus einander. Herr von Blachfeld begab sich ins Wirthshaus, um das kranke Kind zu besuchen. Er fand den Dorfbader mit dem Verbande des gebrochenen Armes beschäftiget. Der Major setzte kein sonderliches Vertrauen in die Heilkunde des alten Quacksalbers, schrieb daher auf

der Stelle an einen berühmten Wundarzt in der Stadt und lud ihn ein, unverzüglich nach Linnthal zu kommen. Dieſen Brief ſandte er mit einem reitenden Bothen ab, und verſprach den Aeltern, die ſämmtlichen Koſten der Heilung zu übernehmen.

Nun ging er ins Schloß, deſſen Pforte, nach aufgehobener Belagerung, geöffnet war. Er fand ſeine Gemahlin und den Grafen, bei einem Gabelfrühſtücke, in der heiterſten Stimmung. Mit ſchnell verfinſtertem Geſicht und froſtig erwiederte ſie den Gruß des Eintretenden, und ſtellte ihm, da es ſich nicht anders thun ließ, den Grafen vor, der ſich ſchweigend und nachläſſig verbeugte, und geſchwind zu ſeinem Teller zurückkehrte. Es mißfiel dem Major, daß der junge Herr ſo wenig Umſtände mit ihm machte, und er bekam Luſt, ihn dafür zu ſtrafen. „Ich bedauere, Herr Graf," hob er an, „daß mein erſtes Wort mit Ihnen eine Mißbilligung Ihres Betragens gegen die hieſigen

Landleute seyn muß. Sie haben, wie ich schon vor dem Thore des Schlosses hörte, das wackere Volk mit Peitschenschlägen und Schimpfreden gemißhandelt. Das konnte schlimme Gegenwirkungen veranlassen, und Sie hatten auch in der That kein Recht zu Ihrem Verfahren, Herr Graf!"

„Es war Ritterpflicht, die Frau Baronin zu schützen;" antwortete Jener. „Darum wundert's mich, Sie als Sachwalter und Vertheidiger des Pöbels gegen mich auftreten zu sehen."

„O, sprechen Sie nicht von Pöbel!" sagte der Major. „Auch der Aermste und Geringste gehört nicht zur Klasse des Pöbels, wenn er ein rechtschaffener, gutdenkender Mann ist. Wohl aber findet man oft in den höhern Ständen—"

Vom Stuhl aufspringend, fiel ihm die Baronin ins Wort: „Genug davon, Herr Major! Sie beleidigen meinen achtungswerthen Gast, und haben doch gar keinen Beruf, sich als

Schutz- und Schirmherr meiner Unterthanen mit anzüglichen Reden heraus zu lassen."

„Das wäre freilich ganz überflüssig," antwortete der Major, „wenn Sie selbst geruhen wollten, sich als eine liebreiche, menschenfreundliche Herrin Ihrer Unterthanen zu betragen. Aber Sie werfen Kinder aus dem Wagen auf die Straße, und erregen dadurch einen Aufruhr, der üble Folgen hätte haben können."

„Für Sie doch nicht!" sagte die Dame. „Ihnen konnte keine Fensterscheibe zerschlagen werden. Doch was streiten wir über des Kaisers Bart? — Ich bitte, verfügen Sie sich in Ihre Zimmer!"

„Sehr gern!" sprach der Major. „Und ich werde mich bald, wenn Sie keinen anständigern Ton gegen mich annehmen, noch weiter von Ihnen entfernen."

„Nach Belieben!" rief sie ihm hohnlachend nach.

In den Zimmern, die er gewöhnlich auf dem Lande bewohnte, fand er seine Tochter. Er sprach mit ihr über die Vorfälle bei ihrer Ankunft. Sie bestätigte alles, was er schon von den Bauern gehört hatte. „Die Frau Baronin fühlt aber keinen Funken Reue darüber;" sagte der Vater. „Ich hatte deshalb einen unangenehmen Wortwechsel mit ihr, wobei sich auch der Herr Graf, dem ich ebenfalls einen billigen Verweis gab, ziemlich unartig benahm. Ich will mich nun von der hochmüthigen Frau und ihrem Gesellschaftscavalier ganz entfernt halten, und die Dame sogleich durch meinen Bedienten ersuchen lassen, unsern Mittagstisch in diesem Zimmer anzuordnen."

„Das geschieht ohne dieß; sie hat mir's schon angekündigt;" sagte das Fräulein. „Sie gab vor: der Graf habe gleich beim ersten Anblick eine lebhafte Neigung zu mir gefaßt, deren Aeußerungen mich, die Verlobte des Lieutenants Arnold, belästigen würden."

„Ganz recht!" sprach der Major. „Sie will den Herrn Grafen für sich allein behalten, und ich will ihm, da ich des Höllenlebens mit diesem Weibe ganz überdrüssig bin, gern Platz machen."

Mittags ward ein sehr spärliches Mahl aufgetragen. Die Speisen waren nicht besser, als sie der Dienerschaft gewöhnlich gereicht wurden. Von den Pasteten und andern Leckereien, welche die Baronin Tages zuvor in der Stadt gekauft und mit auf's Land genommen hatte, kam nichts zum Vorschein. Auch das Glas Wein, das der Major seit vielen Jahren beim Mittagsessen zu trinken pflegte, entzog sie ihm. Vater und Tochter aßen dennoch vergnügt, da ihnen das herrische, schnöde Wesen der Baronin, dem sie meistens bei der Tafel freien Lauf ließ, keinen Bissen vergällte.

Nachmittags ging der Baron wieder ins Wirthshaus, um zu sehen, ob der aus der Stadt berufene Wundarzt angekommen sey. Er stieg

eben aus dem Wagen. Der Major empfing ihn mit Dank für seine schnelle Herkunft, und führte ihn ans Bett des kranken Kindes. Er war, als er den Armbruch untersuchte, mit dem Verfahren seines ländlichen Collegen ganz unzufrieden. „Welche Pfuscherei!" rief er aus. „Das Kind hätte, bei so fortgesetzter Behandlung, zeitlebens einen krummen Arm behalten." Er verbesserte den Fehler, verbat jede fernere Einmischung des Dorfbaders, und versprach, sich wieder einzufinden, so bald ein neuer Verband nöthig sey. Hierauf fuhr er nach der Stadt zurück. Die Aeltern freuten sich, daß die geliebte Kranke in bessere Hände gekommen, dankten dem Major für seine wohlthätige Fürsorge, beklagten sich dagegen, daß die Frau Baronin noch gar nicht nach dem kranken Kinde gefragt habe. „Laßt's gut seyn!" sagte der Major: „Ich vertrete sie, und will auch, um die Schuld des Grafen einiger Maßen zu tilgen, der Gemeine einen frohen Tag bereiten. Ruft sie den näch-

sten Sonntag zusa[illegible]en, bestellt Tanzmusik, und gebt den Leuten auf meine Kosten so viel Bier, als sie trinken wollen. Ich werde Eure Rechnung den folgenden Tag mit Vergnügen bezahlen."

Am andern Morgen besuchte der Pfarrer Arnold den Major. Die alten Freunde begrüßten und umarmten sich herzlich. „Ich habe bereits," sagte der Geistliche, „Ihrer Frau Gemahlin die Aufwartung gemacht. Sie empfing mich ein wenig unhold, und warf mir vor, ich hätte, seitdem sie nicht hier gewesen, meine Kirchkinder dermaßen verwildern lassen, daß sie gestern, wegen eines kleinen Unfalls, der einem lumpigen Kinde begegnet sey, eine Rebellion angefangen und die Schloßpforte bestürmt hätten, um ihr wohl gar nach dem Leben zu trachten."

„Welche Uebertreibung!" rief der Major. „An Mord und Todtschlag hat niemand gedacht. Man wollte höchstens dem fremden na-

seweisen Grafen, der die Baronin zu Pferde begleitete, den Rock ein wenig ausklopfen, weil er die Bauern geschimpft und geschlagen hatte."

„Er war zugegen, der junge Herr," sprach der Pfarrer, „und ließ sich über das — von ihm so genannte — Lumpengesindel mit harten Worten heraus. Das Ende vom Liede war: daß mir die Frau Baronin befahl, den nächsten Sonntag eine derbe Strafpredigt von der Kanzel herab zu donnern."

„Freund, thun Sie das nicht!" sagte der Major: „Der Vorfall ist schon halb vergessen; wozu denn auf's neue Oehl ins Feuer gießen? Der Sturm gegen die Schloßpforte war freilich ein freches Unternehmen. Es kann also nicht schaden, wenn Sie im Allgemeinen — ohne deutlichen Bezug auf die gestrige Geschichte — die Versuche eigenmächtiger Selbsthülfe tadeln und davor warnen. — Das thun Sie, Freund! So erfüllen Sie halb und halb den Willen der Ba-

ronin, und auch die nicht geradezu abgekanzelte Gemeine bleibt mit Ihnen zufrieden."

Dem Pfarrer gefiel der gute Rath. Er verſprach, ihn zu befolgen.

„Doch nun kein Wort weiter von dem verdrießlichen Handel!" ſprach der Major. „Was macht Ihr Sohn? Wird er nicht bald Urlaub nehmen und uns beſuchen?"

„Nach ſeinem letzten Briefe, worin er mir die herzlichſten Empfehlungen an Sie und Fräulein Ottilien auftrug, kann ich ihn alle Stunden erwarten."

„Das freut mich. Wir ſehn ihm mit Verlangen entgegen, und wünſchen ſein baldiges Eintreffen um ſo mehr, da wir dießmal vielleicht nicht lange hier verweilen werden. Es iſt möglich, daß wir, wenn ſich die Verhältniſſe im Schloſſe nicht ändern, ſchon in den nächſten Tagen ſchnell anſpannen laſſen, und nach der Stadt zurück kehren."

In den Morgenſtunden des folgenden Tages war Ottilie, mit einem Buche in der Hand, in den Garten gegangen. Kaum hatte ſie ſich auf eine Bank niedergelaſſen und einige Zeilen geleſen, als der Graf von Immenſtein plötzlich hinter ihrem Rücken aus dem Gebüſch trat, und neben ihr Platz nahm. Er begann mit albernen Schmeicheleien, die dem Fräulein äußerſt zuwider waren. Sie ſtand auf, um wegzugehen; er aber zog ſie auf die Bank zurück, umſchlang ſie mit beiden Armen, und wollte ſie küſſen. Sie ſträubte ſich mit allen Kräften dagegen. In dieſem Augenblicke erſchien der Lieutenant Arnold im Garten, und eilte mit ſchnellen Schritten herbei.

„Willkommen, lieber Arnold!" rief das Fräulein: „Sie erſcheinen mir wie ein rettender Engel."

„Theuerſte Ottilie!" ſagte Arnold. „Ich erſtaune, Sie ſo beläſtiget zu finden."

Beſtürzt hatte der Graf das Fräulein aus

seinen Armen gelassen. Sie stand auf, und ging mit Arnold im Garten umher.

„Sagen Sie mir, wer ist der Unbescheidene, der sich so unartig aufführte?" fragte der Lieutenant.

„Ein fremder, wie aus den Wolken gefallener Gesellschafter meiner Mutter, den sie bei einer Kunstvorstellung des Taschenspielers Bosco kennen lernte, und gleich des folgenden Tages mit auf's Gut nahm. Ich weiß nichts von ihm, als daß er sich Graf von Immenstein nennt."

Horchend schlich ihnen der Graf leise nach.

Der Lieutenant sah sich um, und warf ihm einen scharfen Blick zu, der ihn zurück weisen sollte.

Er fuhr dennoch fort, in ihre Fußtapfen zu treten.

Arnold blickte nach einer Weile wieder um, und sagte: „Mein Herr, der Garten ist groß

genug, daß Sie bequem darin luſtwandeln können, ohne uns auf dem Fuße zu folgen."

„Mir gefällt aber dieſer Weg;" verſetzte der Graf: „Sie können ja auch einen andern einſchlagen."

„Wir geben Ihnen nach;" ſagte Arnold, und betrat den nächſten Pfad, der abwärts führte.

Aber nach fünf Minuten war ihnen der Graf wieder auf der Ferſe.

Raſch ging ihm Arnold zu Leibe, und ſagte: „Herr! Sie beleidigen mich ſo frech und vorſätzlich, daß ich Genugthuung von Ihnen fodern muß. Holen Sie Ihren Degen, und folgen Sie mir in das Wäldchen hinter dem Garten, wo wir unſere Sache kurz und ſchnell ausmachen wollen."

„Dieſe Ehre muß ich verbitten," ſagte der Graf mit ſtolzem Hohn. „Sie, Herr Lieutenant, ſind nicht meines Standes; Graf Immenſtein ſchlägt ſich mit keinem Bürgerlichen."

„Nun, ſo wird der Graf geſchlagen!" rief

Arnold, zog zugleich vom Leder, und verſetzte ihm mit der flachen Klinge einige Hiebe. Was that der Graf? Wie ein Knäblein, das von ſeinem Spielgeſellen ein Kläppſchen bekommen, Mutter! Mutter! ſchreit: ſo rief der Graf im kläglichſten Tone: „Frau Baronin! Frau Baronin! man thut mir in Ihrem Garten Gewalt an!"

„Ei, ſo laufen Sie zur Frau Baronin!" ſagte Arnold, und fuchtelte ihn, da er jetzt wirklich die Flucht nach dem Schloſſe hin ergriff, zum Garten hinaus.

Nach reiflicher Ueberlegung unterließ Immenſtein, der Baronin die ihm widerfahrene Begegnung zu klagen, weil er ſeine dabei bewieſene Feigheit nicht zugleich geſtehen und ſich dadurch verächtlich machen wollte.

In der folgenden Nacht beunruhigte den Major eine Art von Spuk. Das Zimmer, worin

in er schlief, war das Eintrittszimmer zu der ganzen Reihe von Gemächern, die er mit seiner Tochter bewohnte. Gegen Mitternacht weckte ihn, der nie fest schlief, ein leises Geräusch an der Thür. Ein Schlüssel ward ins Schloß gesteckt und die Thür sacht geöffnet. „Wer da?" rief der Major mit so gewaltiger Stimme, wie er vormals sein Bataillon commandirte. Keine Antwort; aber die Thür ging sanft wieder zu, und der Major hörte, daß sich leise Schritte hinweg zogen.

Am Morgen erzählte er seiner Tochter den Vorfall, und warnte sie, nicht zu erschrecken, wenn sie einmal des Nachts einen Pistolenschuß höre. „Er soll niemand tödten;" setzte er hinzu: „ich will nur gegen die Thür feuern, indem man sie aufschließen will."

Er schob am Abend den Riegel vor, legte sich zu Bett, erhielt sich aber munter. Um Mitternacht kam's draußen geschlichen, und versuchte das Schloß zu öffnen. Der Major feuerte sein

geladenes Pistol gegen die Thür. Es gab einen furchtbaren Knall; draußen hörte man ächzen, taumeln und fallen. Herr von Blachfeld nahm ein Licht, und sah hinaus. Da lag der Graf von Immenstein in Ohnmacht. Vom Schuß geweckt, stürzten die Bedienten herbei. „Bringt den Nachtwandler in sein Bett!" sagte der Major, und kümmerte sich nicht weiter um ihn.

Am Morgen schrieb er an die Baronin: „Ihr schlechtes Betragen gegen mich, der anstößige Aufenthalt des fremden Grafen bei Ihnen, und seine wiederholten Versuche, bei Nacht — ich weiß nicht, in welcher Absicht — in meine Zimmer einzuschleichen: alle diese ärgerlichen Umstände veranlassen mich zu dem Entschluß, Ihr Landgut sogleich zu verlassen, und mich, mit meiner Tochter, wieder nach der Stadt zu begeben."

„Nun, was sagte die Baronin?" fragte der Major den zurückkommenden Boten des Briefes.

„Sie las den Brief lachend," antwortete

der Diener, „und sagte dann: Es ist gut; ich wünsche dem Herrn Baron glückliche Reise."

Herr von Blachfeld ließ anspannen, und fuhr mit Ottilien beim Pfarrer vor, um Abschied zu nehmen. Man trennte sich mit Betrübniß.

„Willkommen, alter Freund!" sagte der General Wedding, den der Major bald nach seiner Ankunft besuchte. „Wie geht's? Hast du Krieg oder Frieden im Hause?"

„Den heftigsten Krieg;" sprach der Major, und erzählte seinem Busenfreunde die uns bekannten Vorfälle.

„Donnerwetter!" rief der graue Held. „Die Sache steht schlimm oder vielmehr gut! Nun muß es zum Bruch kommen! Willst Du Dich von der übermüthigen Kaufmannstochter, deren blendender Mammon Dich vom Felde der Ehre hinweg lockte, noch länger mißhandeln lassen?

Könntest General seyn, und was bist Du seit zehn Jahren? Ein armseliger Kreuzträger, den nun gar noch ein aufgelesener Graf höhnt und verdrängt. Ich bitte Dich, Bruder, mach' Dich so schnell als möglich von dem Höllenweibe los! Du kannst und sollst ihr Sclav nicht länger seyn. Ich will selbst Hand anlegen, Deine schimpflichen Ketten zu zerbrechen."

An einem der nächsten Tage begab sich der General nach Linnthal, und führte gegen die Baronin eine sehr kräftige Sprache. Er hielt ihr alle Vergehungen, die sie sich jetzt und in frühern Zeiten gegen den wackern Major erlaubt hatte, freimüthig vor, und schloß mit der Erklärung: daß sein Freund, als Mann von Ehre, nicht länger mit ihr leben könne, sondern auf Scheidung bestehe. „Der Herr General glauben wohl, mich zu erschrecken?" sagte sie keck und höhnisch: „Ja, ich zittere wirklich; aber

vor Freude. Ihr werther Freund kommt meinen Wünschen zuvor." —

„Desto beſſer!" ſagte der General: „Ich höre den Ausdruck Ihrer Geſinnung mit Vergnügen, und erbitte mir auf der Stelle eine ſchriftliche Zuſicherung: daß Sie die Trennung der Ehe ſelbſt wünſchen und ihr kein Hinderniß in den Weg legen wollen."

„Keinen Strohhalm!" ſagte ſie lachend, und ſchrieb mit flüchtiger Feder die verlangte Erklärung.

Als ſie ſolche dem General übergab, ſagte ſie: „Bitten Sie Ihren Freund, in meinem Namen, von dieſem Papiere ſo bald als möglich Gebrauch zu machen."

Das geſchah, und die gerichtliche Eheſcheidung erfolgte, bei wechſelſeitiger Einwilligung, ohne Verzug; und da ſich die Geſchiedenen ſchon ſeit Jahren vom Ehebette getrennt hatten, ſo ward ihnen geſtattet, ſich in kurzer Zeit wiederum zu verheirathen.

Indeſſen gefiel es dem Grafen von Immenſtein noch immerfort in Linnthal, wo man dem werthen und geliebten Gaſtfreunde ſeinen Aufenthalt möglichſt angenehm machte. Er hatte, da er Ottilien, die er Anfangs zu ſeiner Liebſchaft erkoren, ſchon verſagt fand, und Arnold ihm dieſen Beſcheid ſogar mit der Klinge auf den Rücken ſchrieb, ſeine Zärtlichkeit ganz der Baronin zugewandt, und ſich mit der innigſten Erwiederung von ihr beglückt geſehen. Dadurch ermuthiget, warb er, als ſie geſchieden war, um ihre Hand, und bald nachher ward die Verlobung des Grafen von Immenſtein mit der geſchiedenen Freifrau von Blachfeld in den Zeitungen und durch umher geſchickte Karten bekannt gemacht.

Alle Bewohner Linnthals trauerten, daß der edle Blachfeld, der ihnen manche Wohlthat erwieſen, manches Bedrängniß von ihnen abgewandt hatte, mit ihnen außer Verbindung kam, und ſie nun den fremden Grafen, der ſie, gleich

bei seiner Ankunft, mit Peitsche und Zunge beleidiget hatte, als ihren Gebieter, wenigstens als Mitregenten, anerkennen und verehren sollten. Er versuchte zwar, von seiner Braut dazu veranlaßt, auf mancherlei Weise, sich beliebt zu machen. Jeder Gruß, den er von einem Dorfbewohner erhielt, ward mit freundlichster Herablassung erwiedert; er ließ ein Dutzend arme Kinder neu kleiden, gab der Gemeine ein reichliches Freibier, dabei ein stattliches Tanzfest, und walzte in hoher Person mit einigen der hübschesten Dirnen um die Säule herum. Dennoch mußte er sehen und hören, daß die umher sitzenden Zecher da und dort die Bierkrüge zusammen stießen und ausriefen: „Unser guter Baron Blachfeld soll leben! hoch!" Auf des Grafen Gesundheit ward nicht getrunken, und als der kriechende Schulmeister ein Lebehoch ausbrachte, stimmte Niemand mit ein.

Wie wenig er beliebt war, erfuhr er unter andern auch eines Abends, als er mit seiner Verlobten Arm in Arm um das Dorf herum lustwandelte. Sie kamen an den Weideplatz der Dorfkühe. Die guten Thiere sahen das zierlich einher tretende Paar dumm und ehrlich an. Der läppische Graf hatte den unglücklichen Einfall, seinen großen Hund unter sie zu hetzen. Einige flohen; andere blieben tapfer stehen, stampften trotzig mit dem rechten Vorderfuße, senkten den Kopf, und zeigten dem Ruhestörer ihre Waffen. Er rannte, wiewohl mit Vorsicht, gegen sie an, und suchte sie mit grimmigem Gebell zum Weichen zu bringen.

Der Mann der Kühe, ein großer schwarzer Stier, genoß in einiger Entfernung ruhig sein Abendbrot. Der Lärm des Maulhelden machte ihn aufmerksam; er hob den Kopf, sah seine Weiblein bedrängt, und entschloß sich schnell, ihnen beizustehen. Er stieß, als Kriegserklärung ein dumpfes Gebrüll aus, und ging in kurzem

Trabe auf den Feind los. Dieſer unterſtand ſich, ihm bellend entgegen zu fahren; aber der Stier ſchoß wüthend auf ihn zu, und wollte ihn mit den mächtigen Hörnern packen, um ihn eine Luftreiſe machen zu laſſen. Erſchrocken floh der Hund, vom ſchwarzen Rieſen verfolgt, zu ſeinem Herrn; aber der Graf, deſſen Herzhaftigkeit wir ſchon kennen, fand's auch nicht räthlich, ſtehen zu bleiben; er lief mit dem Hund um die Wette. Sie nahmen ihre Flucht durch's Dorf, wo die Bauern mit Weib und Kind vor ihren Häuſern ſaßen, und beinahe laut lachten, als ſie den gnädigen Herrn, wie einen Grashüpfer, vorbei ſpringen, und den Stier ihm nachſtürzen ſahn. Niemand hob zu einem Rettungsverſuche Hand oder Fuß. Die Buben jauchzten und klatſchten in die Hände. Die bewundernswürdige Schnelligkeit der gräflichen Füße erwarb jedoch ihrem Beſitzer das Glück, daß er ungeſpießt das Schloßthor erreichen und es dem Stier vor der Naſe zuwerfen konnte.

Als der Pfarrer Arnold am folgenden Tage die komiſche Grafenhetze erfuhr, ſah er die Sache von einer ernſthaften Seite an, und ſagte zu einem Amtsbruder, der ſich eben bei ihm befand: „Es war die Nemeſis, die den Grafen, in Geſtalt des Stieres, verfolgte. Entging er ihr auch geſtern, ſo wird ſie, als Blachfelds Rächerin, ihn zu anderer Zeit faſſen und geißeln.“

Zur Feier des Vermählungsfeſtes wurden große Anſtalten im Schloſſe zu Linnthal gemacht. Vierzehn Tage zuvor lud die Baronin die ganze adelige Nachbarſchaft und viele Freunde und Bekannte aus der Stadt dazu ein. Die alten Herren freuten ſich auf ein köſtliches Gaſtmahl, und die junge Welt auf einen glänzenden Ball.

Der Graf, der bisher immer bürgerliche Kleidung getragen, überraſchte jetzt ſeine Braut mit der Eröffnung, daß er Oberſter in franzö-

ſiſchen Dienſten ſey. „Warum erfreuen Sie mich erſt ſo ſpät mit dieſer Nachricht?" fragte die Baronin. „Ich wollte," war die Antwort, „nicht meiner militäriſchen Würde, ſondern einzig mir ſelbſt, die Entſcheidung meines Looſes verdanken."

Er fuhr hierauf in die Stadt, und beſtellte ſich eine prächtige Uniform.

Damit geſchmückt, ſtand er vor dem Hausaltare, an dem ein angeſehener Stadtgeiſtlicher, ein Oheim der Braut, die Verlobten einſegnete.

Man ging dann zur Tafel. Der franzöſiſche Oberſte glänzte in ſtolzer Pracht neben ſeiner Auserwählten, als in dem Augenblicke, da eben erſt die Suppe vertheilt war, ein fremder anſehnlicher Mann in den Saal trat. Er grüßte die Geſellſchaft mit einer ſtummen Verbeugung, ſtellte ſich dem erbleichenden Grafen gegen über, und rief laut nach der Thüre hin: „Ja, er iſt's!" — Sogleich traten gewaffnete Soldaten, die hinter der halb offenen Thüre gelauſcht hatten, herein. Der Graf, vor Angſt und

Schrecken einem Todten ähnlich, fuhr vom Stuhl auf, und wollte sich aus dem Staube machen; da aber der Saal nur einen einzigen Ausgang hatte, fiel der Flüchtling in die Hände der Soldaten, die zum Theil bei Leipzig gefochten hatten, und sich freuten, wieder einmal einen Franzosen gefangen zu nehmen. Sie führten ihn hinaus, und nöthigten ihn, in einen bereit stehenden Wagen zu steigen. Der Unterofficier und zwei Musketiere setzten sich zu ihm hinein, und die Reise ging rasch nach der Stadt.

„Es thut mir leid, meine gnädige Frau," begann jetzt der Fremde, „daß ich Ihr Hochzeitfest auf eine höchst unangenehme Weise stören mußte. Hätten es die Umstände erlaubt, einen Tag oder wenigstens einige Stunden früher hier einzutreffen, so ward der Betrieger entlarvt, ehe Sie, von seinen Lügen getäuscht, eine Verbindung mit ihm eingingen, die nur die bitterste

Reue zur Folge haben kann. Doch Sie wissen noch nicht, wer sich gedrungen sah, Ihr Fest zu stören. Ich bin Graf Hollbeck, und der vorgebliche Graf von Immenstein war mein Bedienter, der mir, indem ich von meinen Gütern am Rhein eine Reise nach Berlin gemacht und ihn zu Hause gelassen hatte, zehntausend Thaler in Louisd'or stahl, und heimlich damit fortging. Mein Gerichtshalter verfolgte ihn mit Steckbriefen, die keinen Erfolg hatten. Der Kerl war spurlos verschwunden. Nach Verlauf dreier Monate schrieb mir ein Freund, der sich einige Wochen in Wien aufgehalten: er habe im Burgtheater, in einer Loge des ersten Ranges, einen vornehm gekleideten jungen Mann gesehen, der mit meinem entflohenen Bedienten die auffallendste Aehnlichkeit gehabt habe. Als er nach seinem Namen geforscht, habe man ihn Graf Kronenburg genannt und dabei gesagt: er sey ein reicher Ausländer, der einen ungeheuern Aufwand mache und mit dem höchsten Adel

umgehe. Diese Schilderung hatte meinen Freund abgeschreckt, etwas gegen ihn zu unternehmen, weil in Ermangelung aller Beweise, daß er wirklich der entflohene Vogel sey, ein Angriff auf seine Person gefährlich gewesen. Er nannte mir Straße und Haus, wo der verdächtige Graf gewohnt hatte. Mehr erfuhr ich nicht."

„Dennoch ahnte mir, daß der so genannte Graf von Kronenburg mein Hausdieb sey. Da ich nun schon früher Lust hatte, nach Wien zu reisen, so machte ich mich schnell auf den Weg. Dort angelangt, begab ich mich zuvörderst nach der mir genannten Wohnung. Sie war leer. Vier Wochen zuvor hatte der Graf Wien verlassen; wohin er aber seinen Weg genommen, wußte man nicht. Er habe, setzte man hinzu, vor seiner Abreise einen Bedienten verabschiedet, der sich noch in Wien aufhalte, und mir wahrscheinlich über seinen gewesenen Herrn nähere Auskunft geben würde. Ich suchte den Menschen auf. Er war ein geborener Wiener, hatte

dem Grafen von Kronenburg nur zwei Monate gedient und wußte nichts von ihm, was mir zur klaren Enthüllung der räthselhaften Person hätte dienen können. Zuletzt erfuhr ich noch von dem Burschen, daß der Graf seinen Weg nach Berlin genommen; doch hielt ich's nicht der Mühe werth, ihm über Hals und Kopf nachzureisen, da ich vermuthen konnte, daß er mein Gold schon größten Theils in Wien verschwendet habe, und nicht mehr viel davon zu retten seyn werde. Ich belustigte mich daher sechs Wochen lang in Wien, und reis'te dann hierher, wo ich im Polizeiamte fragte: ob vor einigen Monaten ein Graf von Kronenburg aus Wien hier eingetroffen sey. Man schlug ein Buch auf, und sagte: „Nein, es ist um diese Zeit nur ein Graf von Immenstein aus Wien hier angekommen." Ahnend, daß der Bube seinen in Wien geführten Namen abermals verändert haben könne, fragte ich nach seiner Wohnung. Sie ward mir bezeichnet, und ich ging

dahin. Der Hauswirth berichtete mir: der Graf befinde sich auf dem Landgute Linnthal, und werde sich, dem Vernehmen nach, mit der Besitzerin desselben nächstens vermählen. Ich forschte nach verschiedenen Kennzeichen seiner Persönlichkeit. Diese Fragen, sagte der Wirth, soll Ihnen der Graf selbst beantworten. Er führte mich in ein Nebengemach, und ich erschrak beinahe vor dem in Lebensgröße gemahlten und zum Sprechen ähnlichen Bildnisse des Spitzbuben, das, an die Wand gelehnt, der Thür gegen über stand. Der Maler hatte das Gemälde erst vor einer Stunde übersandt, und man erwartete jeden Augenblick dessen Abholung. Es war mit zwanzig Louisd'or von meinem Golde bezahlt worden; diese waren für mich aber nicht verloren, da sie mir die Ueberzeugung verschafften, daß ich den Schelm, den ich suchte, gefunden hatte. Um mir ihn aber nicht entwischen zu lassen, bat ich um Begleitung der Soldaten,

die

die ihn vorhin nach dem Criminalgefängniß in der Reſidenz abführten."

Die Baronin, die während der Erzählung des Grafen Hollbeck in völliger Erſtarrung auf ihrem Stuhle geſeſſen hatte, ſchlug jetzt die Hände über dem Kopfe zuſammen, und rief ſchluchzend aus: „Gott, wie unglücklich hat mich meine Verblendung gemacht! — Ich werde hart dafür geſtraft, daß ich meinen alten würdigen Gatten mit Verachtung behandelte und ihn verließ, um mich einem verbrecheriſchen Buben in die Arme zu werfen. Wehe mir! weh mir Unglückſeligen! ich bin nicht zu retten. Reue und Schande verfolgen mich bis ins Grab." —

Sie wandte ſich nun zu der ſtaunenden Geſellſchaft, die zum Theil noch den Suppenlöffel, auf dem halben Wege zum Munde, in der Hand hielt. „Sie ſehen, meine Herren und Damen, welch ein Schlag des Schickſals mich trifft! Ich

lud Sie zu einem Freudenfeste; aber der heutige Tag ward der unglücklichste meines Lebens! Verzeihen Sie mir die Bitte, dieß entehrte Haus zu verlassen. Ich selbst flieh' es sogleich, und werd' es nie wieder betreten."

Die Gesellschaft erhob sich; die Herren riefen ihren Bedienten zu, die Wagen wieder anspannen zu lassen. Nur drei wohlbeleibte Landjunker konnten sich nicht zum Aufbruch entschließen. „Es ist Jammerschade um das schöne Essen, das nun doch schon gesotten und gebraten ist," sagte der Eine.

„Und es ist schmerzlich," fiel der Andre ein, „wenn man mit hohlem Magen zwei bis drei Meilen nach Hause fahren muß, und auch dort nichts findet."

„O! die gnädige Frau," sprach der Dritte, „werden wohl erlauben, daß wir uns hier erst satt essen und ein Glas Wein auf Ihre Gesundheit trinken, ehe wir uns Ihnen zu Gnaden empfehlen."

„Küche und Keller, meine Herren," antwortete die Trauernde, „ſtehen Ihnen zu Befehl; verlangen Sie nur nicht, daß ich Ihnen Geſellſchaft leiſte. Der Boden brennt hier unter meinen Füßen! Leben Sie insgeſammt wohl!"

Sie verließ eilend den Saal, warf in ihrem Wohnzimmer die hochzeitlichen Kleider von ſich, und fuhr nach der Stadt.

Hier ließ ſie ſogleich, um ihre Reue durch ein gutes Werk an den Tag zu legen, eine gerichtliche Schenkung des Gutes Linnthal an ihre Stieftochter aufſetzen, ſandte die Urkunde Ottilien zu, und reiſ'te noch in derſelben Stunde nach Paris, um dort, unter ihrem wieder angenommenen Vaternamen, im Hauſe eines Oheims ſtill und verborgen zu leben.

Der verhaftete Betrieger war (nach ſeiner Ausſage, bei dem mit ihm angeſtellten Verhör) in Maynz geboren, und der Sohn eines Schnei-

ders, Namens Flink, der für die damals dort befindliche Theatergesellschaft arbeitete. Als Bursch von sechzehen Jahren, trug der Sohn die fertigen Kleider in die Garderobe, und erhielt dann und wann, als Trinkgeld, ein Billet zur Gallerie. Dadurch ward ihm das Bühnenwesen höchst anziehend, und es entstand in ihm der Wunsch, sich selbst der Schauspielkunst widmen zu können. Man gab seinen dringenden Bitten nach, stellte ihn vorerst als Lampenputzer an, und ließ ihn dann, als Bär in der Zauberflöte, die Bühne zum erstenmale betreten. Nachher erschien er auch in eigner menschlichen Gestalt, doch nur in sehr unbedeutenden Rollen, auf den Bretern. Neid und Kabale ließen ihn, wie er sagte, nicht empor kommen. Darum verließ er nach einigen Jahren diese Bühne, und entlief dem Vater, um sein Glück in der Welt zu versuchen.

Er trat in den Dienst eines Schriftstellers, der ein Tagblatt herausgab, und auch die theatralischen Vorstellungen darin beurtheilte, obgleich

er selbst das Schauspiel nie besuchte. Er spielte des Abends lieber eine Partie Whist in einer geschlossenen Gesellschaft. Indessen mußte sein Schreiber Flink ins Theater gehen, die Schauspieler scharf beobachten, und über ihr Spiel sogleich einen kritischen Aufsatz entwerfen, der dann, von dem Herausgeber in einzelnen Worten verbessert, schnell in der Nacht gedruckt wurde. Am Morgen trug Flink das Blatt in die Häuser der Theilnehmer, die darauf unterzeichnet hatten. Unter diesen befand sich auch eine Sängerin, die einsmals etwas bitter getadelt worden war. Am nächsten Morgen, als sie, aus dem Fenster sehend, ihn ins Haus treten sah, schoß sie, wie eine Furie, aus ihrem Zimmer, und empfing ihn oben an der Treppe mit so gewaltigen Ohrfeigen, daß er beinahe rücklings wieder hinab gefallen wäre. Das Blatt riß sie ihm aus der Hand, trat es mit Füßen, und verbot ihm, sich nie wieder damit vor ihren Augen sehen zu lassen. Wüthend lief er nach Hause, zeigte seinem

Prinzipal die unter der kräftigen Hand der Künſtlerin geſchwollenen Backen, und ſagte: er möge künftig ſein Blatt ſelbſt herum tragen, und dergleichen klingende Münze, als Bothenlohn, in Empfang nehmen. — Damit warf er die noch nicht vertheilten Blätter auf den Tiſch, und lief aus dem Dienſte.

Von da begab er ſich zu einer reiſenden Schauſpielergeſellſchaft, die am Main und Rhein von Stadt zu Stadt zog, und mitunter auch anſehnliche Dörfer nicht verſchmähte. Sie beſtand aus rohem, unwiſſenden Geſindel, das die ihm zugetheilten Rollen kaum leſen, geſchweige denn kunſtrecht ſpielen konnte. Der Einäugige iſt König unter den Blinden: ſo war auch Flink ein Stern der erſten Größe unter dieſen Leuten, und bekam immer die wichtigſten und glänzendſten Rollen. Er prunkte als Kaiſer und König, beſaß aber keinen Groſchen in ſeiner Schatzkammer; denn der Director war immer in der Klemme und nie im Stande, ihm ſeinen Wochenge-

halt, der freilich volle zwei Thaler betrug, ganz zu zahlen; er konnte ihm jeden Abend nach der Vorstellung nur so viel verabreichen, als er des folgenden Tages zur nothdürftigsten Stillung des Hungers anwenden mußte. Endlich war auch dieses Almosen nicht mehr zu erhalten. Der Director mußte seine kümmerlichen Zahlungen ganz einstellen, und erklärte seiner Heerde, daß er, wegen gänzlich zerrütteter Umstände, seinen Hirtenstab niederlegen müsse, und ihr sammt und sonders wohlmeinend rathe, den Hungerpfad des umher irrenden Schauspielers zu verlassen und auf andern Wegen ihr Brot zu suchen.

Diese Auflösung geschah in einer Gegend am Rhein, wo der Graf Hollbeck ein großes Gut besaß, und sich eben daselbst befand. Flink erbot sich ihm zum Kammerdiener; da jedoch dieser Platz besetzt war, nahm er mit einer Bedientenstelle fürlieb. Der Graf behandelte ihn freundlich, und er war vier Monate lang ein treuer und ehrlicher Diener.

Aber zufällig erfuhr er, daß der Graf eine große Summe in Gold beſaß, und ſie ganz ſorglos in ſeinem Schreibpulte aufbewahrte. Er folgte den Lockungen ſeines böſen Geiſtes, ſich dieſer Summe zu bemächtigen. Der Graf hatte eine auf zwei Monate berechnete Reiſe nach Berlin angetreten, und ſeinem treuen Diener Flink die Obhut des Hauſes anvertraut, weil er den Kammerdiener und den zweiten Lakaien mit ſich genommen. Flink, dem alle Zimmer offen ſtanden, konnte nun, von niemand beobachtet, mit voller Sicherheit den Raub unternehmen. Ein krumm gebogener Nagel öffnete das Schloß des Schreibpultes; die Goldſäcke lagen richtig darin, waren aber ſo ſchwer, daß ſie ſich auf der vorhabenden Diebsflucht nicht in der Taſche forttragen ließen. Was war zu thun? Er log der alten leichtgläubigen Köchin und den Hausmägden vor: er habe vom Grafen einen Brief und darin den Befehl erhalten, ihm einen Koffer mit Kleidungsſtücken und andern Bedürfniſ-

sen mit der Post nach Berlin nachzusenden. Dasselbe Mährchen erzählte er dem Schenkwirth, und verlangte dessen Wagen, der ihn des folgenden Tages, mit dem Koffer des Grafen, zur nächsten Stadt fahren solle. Der Wirth, dem dieses Vorgeben ganz unverdächtig schien, sandte am nächsten Morgen seinen Wagen ins Schloß, der goldreiche Koffer ward hinauf gehoben, Flink nahm Abschied von der Köchin, versprach in einigen Tagen, nach abgemachtem Postgeschäfte, wieder zu kommen, und die Reise ging fort.

In der nächsten Stadt gab er den Koffer auf die Post, und dazu einen an den Grafen Hollbeck in Dresden poste restante addressirten und mit dem gestohlenen gräflichen Wappen versiegelten Begleitbrief. Den Wagen schickte er nach dem Dorfe zurück, fuhr bis zur dritten Station, wo ihn niemand kannte, mit einem Lohnkutscher, und nahm dort, unter dem Namen des Grafen Hollbeck, Extrapost nach Dresden.

Hier angekommen, ging er in einem sehr feinen, mit dem Johanniterkreuze bezeichneten Kleide des Grafen auf die Post, nannte sich Graf Hollbeck, und forderte den an ihn addressirten Koffer. Er empfing ihn ohne Umstände, weil das Siegel des Begleitbriefes mit dem vorgezeigten gräflichen Wappen überein stimmte. Er ließ seine Beute in den Gasthof schaffen, wo er abgetreten war, nahm Extrapost nach Wien, und nannte sich nun in den böhmischen und österreichischen Posthäusern Graf von Kronenburg. Der ihm nachgesandte Steckbrief — der erst nach Verlauf von acht Tagen, in welchen man von Stunde zu Stunde seiner Rückkehr entgegen sah, ausgefertiget wurde — konnte ihn nicht zur Haft bringen, weil er darin als ein in der Livree entwichener Bedienter geschildert war, und man nicht wußte, daß er das gestohlene Gut nach Dresden versandt hatte, was doch der Herr Gerichtsverweser, wenn er etwas

ſchlauer und umſichtiger geweſen wäre, auf der nächſten Poſt erfahren konnte.

In Wien lebte er einige Monate herrlich und in Freuden. Als ihm aber der Freund des Grafen Hollbeck, den er oft bei der Tafel bedient hatte, hier und da zu Geſicht kam, und er die auf ſich gerichtete Aufmerkſamkeit bemerkte, auch die von Jenem angeſtellten geheimen Nachforſchungen erfuhr, da hielt er ſich in Wien nicht mehr für ſicher. Er floh, und kam unter dem Namen eines Grafen von Immenſtein in Berlin an.

Wie ihn dort ſein eigenes Bildniß verrieth, hörten wir aus dem Munde des Grafen Hollbeck.

Man fand bei dem Diebe nur noch funfzehen Louisd'or.

Für jedes geſtohlene Tauſend Thaler erhielt er ein Jahr freie Wohnung und Koſt in einem Zuchthauſe, und als Agio den Willkommen.

Nach Ablauf der zehn Strafjahre ward er

über die Gränze gebracht. So bald er auf freien Fuß gestellt war, schlich er heimlich zurück, und erschien als Bettler in Linnthal, wo Arnold und Ottilie als glückliche Gatten lebten, und auch den Major noch ein heiterer Lebensabend erfreute. Mit Entsetzen über die grauenhafte Gestalt des Vagabunden, der sich frech zu erkennen gab, reichte man ihm ein beträchtliches Almosen. Er besah das Geldstück und sagte: „Hm! eine verdammt geringe Entschädigung für dieß schöne Gut, das schon seit zehen Jahren mein wäre, wenn mich nicht das Schicksal so grausam verfolgt hätte. — Thut nichts! meine Frau muß mich ernähren. Ich werde sie in Paris bei ihrem Onkel finden, dessen Namen sie mir oft genannt hat."

Er bettelte sich nach Paris, drang ins Haus der von ihm betrogenen Frau, und ließ sich als Graf von Immenstein melden. Bebend vor Schrecken, sandte sie ihm einen Dukaten, mit der Warnung, nicht wieder zu kommen, wenn

er nicht verhaftet seyn wolle. Er kam dennoch, verlangte trotzig Geld, und drohte, als man ihn abweisen ließ, die Zimmerthüren aufzusprengen. Indessen erschienen die schnell herbei gerufenen Polizeidiener, und brachten ihn zur Haft. Aus Paris verwiesen, durchstrich er Frankreich, verübte bedeutende Diebstähle, ward als Mitglied einer Räuberbande ergriffen, und beschloß seine rühmliche Laufbahn auf der Galeere.

III.

Argos, der sprechende Hund.

Eine wandernde Schauspielergesellschaft, die ihr Theater auf einem Karren, den ein Esel zog, bei sich führte, und zu Fuß neben her ging, kam in ein ansehnliches Dorf, wo der Mühlmeister Haubold die wichtigste Person war. Das arme Männchen — wie man den Ort nennt, wo habsüchtige und unredliche Müller das unterschlagene Getreide verbergen — hatte ihn zum reichen Manne gemacht, und er besaß, als Schuldheiß und Vicedom des abwesenden Erb-

und Gerichtsherrn, große Gewalt. Das Haupt der eingewanderten Künstler wartete ihm daher sogleich auf, und erhielt die Erlaubniß, im Wirthshause einige Vorstellungen zu geben.

Herr Haubold, der für sich und seine Familie freien Einlaß bedungen hatte, saß vorn auf einem breiten Großvaterstuhle, indeß sich die übrigen Zuschauer mit hölzernen Bänken begnügten. Er schmauchte Tabak, und klapperte fleißig mit dem Deckel seines Bierkruges. Das war das übliche Zeichen, daß ihm frisch eingeschenkt werden sollte. Die Schauspieler nahmen es aber, um ihn unter dem Mantel der Höflichkeit zum Besten zu haben, als einen Stellvertreter der gewöhnlichen Beifallsbezeigungen an, und bedankten sich mit tiefen Bücklingen dafür. Das schmeichelte ihm; er reichte ihnen zur Erkenntlichkeit seinen Krug auf die Bühne, und sie thaten, wenn sie auch eben königliche Herrschaften vorstellten, einen tüchtigen Zug. Eines Abends richtete sich sogar ein eben erdolch-

ter und erſtarrter Held vom Boden auf, trank ſeinen Theil, und legte ſich dann wieder dem Tod in die Arme.

Das ganze Dorf fand an den aufgeführten Luſt- und Trauerſpielen großes Behagen. Nur Haubold verläugnete aus Stolz ſein inniges Ergötzen, und ſagte jeden Abend, wenn der Vorhang fiel: „Dummes Zeug!"

Aber Ludwig, ſein Sohn, ein lebhafter Burſch von zwanzig Jahren, war ein ſchwärmeriſcher Verehrer und Lobredner der Schauſpieler. Der junge Menſch hatte viel natürliche Fähigkeiten. Darum wollte der Pfarrer, der ihn in früherer Zeit unterrichtete, einen Gelehrten aus ihm ziehen; doch der Vater ließ es nicht zu, ſondern zwang ihn, ſich dem Nährſtande zu widmen. Ludwig gehorchte, ohne deshalb den feinern Beſchäftigungen des Geiſtes, zu welchen ihn ſein Lehrer angeleitet hatte, ganz zu entſagen. Er las jedes Buch, das er auftreiben konnte, machte beſonders Jagd auf Schauſpiele, die

ihn

ihn unaussprechlich vergnügten, und gerieth vollends jetzt in die höchste Entzückung, als er den todten Buchstaben auf den hohen Bretern leben und weben sah. Der Stand des Schauspielers dünkte ihn das schönste und rühmlichste Loos eines Sterblichen. Er faßte mit Begeisterung den Entschluß, sich selbst in diese Laufbahn zu werfen, und entdeckte seinem Vater, daß er gesonnen sey, mit den anwesenden Schauspielern von dannen zu ziehen.

„Rappelt's Dir im Kopfe?" rief der Alte, und ergriff sein spanisches Rohr. „Sieh, Bube, diesen Stock schlag' ich auf dir entzwei, wenn Du noch ein einziges Wort davon sprichst! Denkst Du denn nicht daran, daß Du der Sohn eines Mannes bist, der eine Mühle von vierzehn Gängen besitzt? — Ich könnte, wenn ich sonst wollte, eine solche Bande auf meine Kosten unterhalten, und Du, mein einziger Sohn und Erbe, willst mit ihr, wie ein Bettler, herum schweifen!" —

Der Schlaukopf lenkte hurtig ein, erklärte ſein Vorhaben für eine Uebereilung, und bat demüthig, der albernen Schwindelei zu vergeſſen. Er wollte durch dieſe ſcheinbare Reue und Bekehrung den Zorn des mächtigen Dorfgebiethers von der Schauſpielergeſellſchaft ablenken; doch das gelang ihm nicht. Der Vater lockte ihn, unter dem Vorwande eines Geſchäfts, in eine abgelegene Kammer, ſchloß ihn ein, ging in den Gaſthof, und befahl den Schauſpielern, das Dorf innerhalb einer Stunde zu räumen. Sie waren, da ſie dort keine Seide ſpannen, ſogleich willig dazu, und zogen davon.

Ludwig mußte einen vollen Tag in ſeinem Kerker aushalten, und erfuhr indeſſen nicht, was im Wirthshauſe vorgegangen war. Kaum in Freiheit geſetzt, lief er dahin. Himmel! wie erſchrak er, als er die Verweiſung der Fremden erfuhr! Dieſer Gewaltſtreich war ihm ein Donnerſchlag: denn mehr noch, als die Schauſpielkunſt, liebte er Thereſen, die Tochter des Directors, ein ſchönes Mädchen von ſiebzehn Jah-

ren. Er faßte auf der Stelle den feſten Vorſatz, der Geliebten heimlich zu folgen. Doch ſchien es ihm rathſam, dieſen Entſchluß erſt nach einiger Zeit auszuführen. Er wollte indeſſen den lauernden Vater ſicher machen, und die Geſellſchaft, deren Reiſeplan ihm bekannt war, über die Landesgränze voraus gehen laſſen, damit er nicht alſobald bei ihr ausgeſpürt und durch den gerichtlichen Arm in die Heimath zurück gebracht werden könnte.

Nach vier oder fünf Wochen hatte er das Vertrauen des Vaters in einem ſolchen Grade wieder gewonnen, daß er von demſelben ſechs Meilen weit zu Pferde verſchickt wurde, um einen bedeutenden Handel zu ſchließen. Er ritt fort, und kam nicht zurück. Der Vater war außer ſich, ſandte Bothen aus, foderte ihn zur Rückkehr durch die Zeitungen auf, und drohte mit Enterbung. Alles umſonſt! Ludwig kam nicht wieder.

Er langte glücklich bei den Schauſpielern

an, und ward, da er eine ſchwere Geldkatze mitbrachte, jubelnd empfangen. Er bat um Rollen, erhielt ſie, und ſchwang ſich in kurzer Zeit zum Matador der Geſellſchaft auf. Die Liebe war ſeine Lehrmeiſterin; ſie ließ aber ihren Zögling bald im Stiche. Thereſe fand neue Anbeter, die ihn durch Geſchenke bei ihr ausſtachen: denn von ſeiner Katze, die ihn bei dem eigennützigen Mädchen in Gunſt geſetzt hatte, war nur der entſeelte Körper noch übrig. „O Thereſe! Thereſe!" ſprach er mit thränenden Augen: „Du biſt nicht mehr wie ſonſt! Ich verließ aus Liebe zu Dir mein väterliches Haus; es iſt mir auf ewig verſchloſſen, und nun verſchließt ſich mir auch Dein Herz!" — Die Treuloſe blieb unempfindlich; ſie liebäugelte mit ſeinen Nebenbuhlern nach wie vor. Da ward er wild, und trennte ſich ohne Abſchied von ihr und ihren Genoſſen.

Arm und des heimathloſen Lebens überdrüſſig, ſehnte er ſich ins Vaterhaus zurück; doch

er wußte, daß er dort übel empfangen werden würde, und dieſer Behandlung wollte er ſich, nachdem er ein halbes Jahr lang auf dem Theater als König und Kaiſer regiert hatte, nicht unterwerfen. Er wanderte alſo tiefer in die Welt hinein, ſpielte auf verſchiedenen beweglichen Bühnen, verliebte ſich in manche Theaterprinzeſſin, und es erging ihm nicht beſſer als bei Thereſen. „Untreue, dein Nahme iſt Schauſpielerin!" rief er aus, und that einen Schwur, ſein Herz an kein Mädchen dieſes Standes weiter zu feſſeln.

Nach Verlauf einiger Jahre wurden ihm die theatraliſchen Irrfahrten überhaupt in einem ſolchen Grade zuwider, daß er lieber ſterben, als dieſes unſichere, ſchwankende Leben fortſetzen wollte. Er zog eben, als erſter Liebhaber, mit einer Geſellſchaft, die Mangel und Unglück von Ort zu Ort verfolgten. Sie ſcheiterte endlich an die Klippe des Hungers. Die Könige und Helden wurden wieder Lakeien, was ſie vorher wa-

ren; der zweite Liebhaber griff zum verlaſſenen Puderbeutel; der Luſtigmacher war an allen nützlichen Kenntniſſen ſo arm, daß er Armenvogt werden mußte; einige andere gingen Wege, auf welchen ſie dieſem ehemahligen Mitbruder, nachdem er mit ſeiner neuen Würde bekleidet war, vorſichtig auswichen. Ludwig hatte zu dergleichen Standesveränderungen keine Luſt. Er entſchloß ſich lieber, nach Hauſe zu gehen, und, wie der verlorene Sohn im Evangelium, zu ſagen: „Vater, ich habe geſündiget!" — Vor Mißhandlungen war ihm jetzt weniger bange. Er hoffte, die Freude des Wiederſehens nach ſo langer Trennung würde ſeinen Vater entwaffnen. In jedem Falle ſchien es ihm beſſer und leichter, die erſten Ausbrüche des väterlichen Zorns zu verſchmerzen, als länger ein wildes Vagabundenleben zu führen, und zuletzt enterbt zu werden.

Er war von ſeiner Heimath über hundert Meilen entfernt. Glücklicher Weiſe hatte er ſich

in den letzten Jahren einen Nothpfennig erspart, der ihn in den Stand setzte, seine Reise ziemlich anständig mit der öffentlichen Post zu machen. Der Mittelpunkt seines Weges war eine große, volkreiche Stadt, die wir Olbau nennen wollen. Hier gefiel es ihm, und er verließ die Post, um an diesem Orte einige Tage auszuruhen.

Nach wieder gesammelten Kräften durchstrich er, gut gekleidet, die Stadt, und ging hinaus vor ein Thor, wo die schöne Welt unter schattigen Bäumen spazierte. Der wohlgewachsene, blühende Mann, der während seiner theatralischen Wanderungen keine Gelegenheit versäumt hatte, seinen Körper in den Schulen der Tanz- und Fechtkunst zu bilden, ward hier auf der Promenade von mancher blendenden und prangenden Schönheit bemerkt und freundlich angesehen: er aber hatte nur Augen für ein sanftes, wunderliebliches Madonnengesicht, das er in der Mitte zweier alten, häßlichen Männer

erblickte. Der eine war äußerſt hager, und glich einem Faun. Ihm fehlten zwar die Ziegenohren und Bocksfüße; er hatte aber die kleinen, wollüſtig funkelnden und zugleich ſpitzbübiſchen Augen der Waldgötter, ihr argliſtiges, grinſendes Lächeln, kurz, ihr ganzes Gaunergeſicht. Er ſchlotterte in weiter, altmodiſcher Kleidung, die aus dem Nachlaß einer hohen Standesperſon herzuſtammen ſchien, an der linken Seite der jungen Frauensperſon, hielt ihren Arm in dem ſeinigen gefangen, und ſprach ihr immer mit widriger Zärtlichkeit ins Ohr. Sie aber ſchlug betrübt die Augen nieder, als würde ſie von einem Gerichtsdiener ins Gefängniß geführt. Ihr zur Rechten ſtapfte ein breiter, vierſchrötiger Mann, mit der rohen, übermüthigen Geberde eines aufgeblaſenen Schenkwirths oder Bierbrauers, der eben an ſeinen geſegneten Hausſtand denkt, und zu jedem, der ihm begegnet, in Gedanken ſagt: Du biſt gegen mich ein armer Schlucker! — Er war eben nicht gemein, aber

plump und unförmlich, gekleidet. Sein dicker Kopf glühte mit vollen rothen Wangen aus einer Beutelperücke heraus. In der Hand trug er einen mächtigen Stock mit einem silbernen Knopfe, und focht damit so ungeschliffen um sich her, daß ihm jedermann, der keinen Schlag haben wollte, ausweichen mußte.

Hinter diesen Personen ging ein Dienstmädchen mit einem schweren Handkorbe. Sie nahmen, ohne sich unter den Lustwandlern in der Nähe des Thores aufzuhalten, ihren Weg nach einem Dörfchen, das man nicht weit von der Stadt liegen sah. Ludwig folgte ihnen in einiger Ferne. Er konnte nicht hören, was sie sprachen; aber die heftigen Geberden des dicken Mannes zeigten deutlich, daß er mit dem schönen Mädchen zankte. Das trieb er so, bis sie ins Dorf kamen. Hier wählten sie sich in einem Wäldchen, das an die Hinterseite des Wirthshauses stieß, einen der Tische, die zu öffentlichem Gebrauch hingestellt waren. Es ward Bier aus

dem Wirthshause gebracht. Der Dicke rauchte Tabak aus einem ungeheuern meerschaumenen Kopfe. Die schöne Dulderin strickte, ohne von der Nadel aufzublicken. Der Faun saß neben ihr, schmunzelte sie an, und streichelte und küßte bisweilen ihre Hand. Das alles beobachtete Ludwig hinter einem Gesträuche, wo er sich unbemerkt auf die Lauer gestellt hatte.

Als der Tabaksraucher mit seiner Pfeife fertig war, deckte das Dienstmädchen den Tisch, und trug aus dem Handkorbe das Abendessen auf. Es waren zwei Flaschen Wein dabei. Die Herren tranken tüchtig. Der Faun, von Wein und Liebe voll, warf sich vor der jungen Person auf die Knie, und beschwor sie mit einem Schwall von zärtlichen Ausdrücken, ihm ihre Liebe zu schenken und seine Gattin zu werden. Sie antwortete nicht; sie seufzte nur, und hob wehmüthig, wie eine betende Heilige, die Augen gen Himmel. Da sprang der dicke Mann wüthend auf, schwang seinen Stock über des Mädchens

Haupt, und sagte mit donnernder Stimme: „Sprich Ja, oder ich schlage Dich, daß Dir die Sinne vergehn!“ —

Plötzlich stürzte Ludwig, durch diesen Auftritt empört, aus seiner Verborgenheit hervor, und ging mit hastigen Schritten auf den Platz, wo ein Liebesbündniß durch Stockprügel zu Stande gebracht werden sollte. Der Faun erschrak, fuhr schnell empor, stieß mit seinem breternen Rücken an den Tisch, und warf ihn über den Haufen. Die Fluth der zerbrochenen Weinflaschen tränkte die Erde; den Braten entführte ein großer Hund, der längst darauf gewartet hatte, daß ein Brosamlein von der Herren Tische fallen sollte. Der Rundbauch brüllte und schäumte vor Wuth. Er wußte nicht, ob er den Faun, den Hund, oder den fremden Schadenstifter schlagen sollte. Vor allen Dingen lief er mit lächerlicher Anstrengung dem Bratenräuber nach; aber seine schwerfälligen Beine konnten den flüchtigen Vierfüßler nicht einholen. Keuchend kam

er zurück, schalt den Faun, der sich seine an der Tischkante gequetschte Schulter rieb, einen unvorsichtigen Faseler, und fuhr auf den Schauspieler los: „Was ist das für Manier, mein Herr, daß Sie, wie ein wilder Eber, aus dem Busche hervor brechen?"

„Es ist meine Manier;" sagte Ludwig. „So rasch geh' ich immer, und hier ist ein öffentlicher Ort, wo jedermann erscheinen darf."

Mit diesen Worten setzte er sich, ohne daß es der Brummbär zu hindern wagte, an einen der nächsten Tische, zog ein Buch aus der Tasche, gab sich das Ansehen eines aufmerksamen Lesers, schielte aber zu dem lieben Mädchen hin, und ein dankbarer Blick für die bewirkte Rettung begegnete seinen Augen.

Dem Dicken war ein solcher Beobachter unerträglich. Er schnitt ihm, indem die Trümmer des Mahls zusammengerafft wurden, grimmige Gesichter, und ordnete dann den Aufbruch an. Der Faun nahm wieder des Mädchens Arm in

Beſchlag; ſein Gefährte deckte den Rückzug, und machte ſich recht vorſätzlich mit ſeiner ganzen Breite zu einer wandelnden Mauer zwiſchen den beiden jungen Leuten, die gern noch durch die Sprache der Augen von einander Abſchied genommen hätten.

Es verſteht ſich, daß Ludwig nicht unthätig ſitzen blieb. Er ſchlich der Geſellſchaft von weiten nach, und rückte ihr immer näher, je mehr es Abend ward. In den Straßen der Stadt war er nur zwanzig Schritte hinter ihr. Er ſah ſie in ein Haus gehen, bemerkte mit Vergnügen einen Gaſthof gegen über, und eine halbe Stunde nachher zog er mit Sack und Pack in denſelben ein.

Nun ward es ihm nicht ſchwer, die Namen und Verhältniſſe der drei Perſonen, die ihn zur Veränderung ſeiner Herberge bewogen hatten, zu erfahren. Herr Knoll, der dicke Mann, und Herr Stange, ſein dürrer Freund, waren in jüngern Jahren mit einander bei einem rei-

chen Grafen in Dienſten geweſen; jener als Koch, dieſer als Kammerdiener; und beide hatten ihren gutmüthigen und achtloſen Herrn ſo ſchändlich betrogen und geplündert, daß er in Armuth verſank und ſie Capitaliſten wurden. — Das Mädchen, Namens Suſanne Winzer, war eine Waiſe, und lebte bei dem Herrn Knoll, ihrem Vetter und Vormund, in harter Sclaverei. Er wollte ſie durchaus an ſeinen ehemahligen Raubgenoſſen verheirathen, und predigte ihr immer vor: es gebe zwiſchen Himmel und Erde keinen bravern und tugendhaftern Mann. Suschen hatte hingegen erfahren, daß ihr heiliger Freier mit einer übel berüchtigten Weibsperſon im vertrauteſten Umgange lebe; und das machte ihr den alten Sünder noch verhaßter, als er es ihr ohnedieß war. Sie entdeckte ihrem Vormunde, was ſie gehört hatte; aber Herr Knoll erklärte dieſes Gerücht für eitel böſen Leumund, und ſprach ſeinen Freund von dergleichen Ausſchweifungen völlig frei.

Das waren die Nachrichten, die Ludwig im Gasthofe einzog; und da er zugleich erfuhr, daß Herr Knoll selbst gegen über wohnte, so war er mit seinem neuen Quartiere, das er aufs Gerathewohl gewählt hatte, vollkommen zufrieden. Denn hätte der Faun, wie doch leicht möglich war, seine Höhle hier gehabt, so wäre diese Nachbarschaft unserm Abenteurer wenig erfreulich und ersprießlich gewesen.

Er konnte kaum den Morgen erwarten, um Suschen am Fenster zu sehen. Aber die erste Erscheinung war Herr Knoll. Er legte sich, im Schlafrock und mit der Nachtmütze, zum Fenster heraus, blies aus einer unförmlich langen Pfeife, die aus dem ersten Stockwerke beinahe bis auf's Straßenpflaster hinab reichte, dicke Tabakswolken von sich, und schnaubte jedem Vorübergehenden, der ihn grüßte, einen trotzigen guten Morgen zu. Nachher ließ er sich von Suschen, die nur dann und wann im Hintergrunde der Stube, wie ein Sonnenblick durch Regen-

wolken, ſichtbar wurde, beim Ankleiden bedienen, und ſchalt und tobte dabei ſo laut, daß man es über die Straße herüber vernahm. Bald darauf machte der Faun ſeinen Morgenbeſuch, kam aber nur, um ſeinen Freund abzuhohlen. Sie gingen mit einander in ein nahes Weinhaus.

Nun ſetzte ſich Suschen ans Fenſter, und nähte ſo fleißig, daß der Lauſcher im Gaſthofe eine halbe Stunde lang vergebens hoffte und harrte, einen Blick zu gewinnen. Endlich war er ſo glücklich; er verbeugte ſich ſchnell; ſie ſtutzte erröthend, ſchien ſich aber ſogleich ſeiner zu erinnern, und dankte freundlich. Ihre Schönheit entzückte ſein Auge, ihre Leiden rührten ſein Herz; er ſchwor in ſeiner Seele, ſie den Händen des Fauns zu entreißen.

Indem er dieſen Entſchluß faßte, ſah er das Dienſtmädchen, das Tages vorher dem groſſen Dorfhunde einen Braten zugetragen hatte, aus Knolls Hauſe kommen, und die Straße hinab gehen. Das gutmüthige Geſicht der jun-

gen

gen Dirne brachte ihn auf den Gedanken, ihr eine Beſtellung aufzutragen. Er eilte ihr nach, redete ſie an, fand ſie dem guten Suschen ſehr ergeben, und vertraute ihr deßhalb ein Blättchen an, worauf er hinter einer Hausthüre mit Bleiſtift ſchrieb: „Theuerſte, rechnen Sie auf die feurigſte Theilnahme eines unbekannten Freundes, der Gut und Blut daran ſetzen wird, Ihnen ein beſſeres Loos zu bereiten.“ —

Die Dirne flog mit dem Briefchen nach Hauſe. Auch Ludwig ging in ſeine Wohnung zurück, und blickte hinter der Fenſtergardine zu der Geliebten hinüber. Er ſah ſie ſchreiben, und bald darauf ward an ſeine Thür geklopft. Es war das Dienſtmädchen, mit einem Blatte von Suschens Hand. „Ihre Theilnahme,“ ſchrieb ſie, „rührt mich innig, und ich würde mich glücklich preiſen, wenn Sie der Retter wären, den ich mir täglich vom Himmel erbitte.“ —

„Ja, bei Gott! ich will es ſeyn!“ rief er, und küßte die Schrift. „Die Sache hat nur

ein einziges Aber, das mich ängstet. Ich befürchte, Suschen hält mich für reicher und vornehmer, als ich's bin. Mein Vater ist nur ein wohlhabender Landmann."

„Das paßt vortrefflich!" sagte das Mädchen. „Suschen stammt auch vom Lande, und sehnt sich wieder dahin. Ihr Vater war ein armer Dorfprediger, der sie zwar gut erzog, aber ihr nichts als ein paar Dutzend alte Bücher hinterließ, die Herr Knoll schon größten Theils zu Tabakszündern verbraucht hat."

Vergnügt griff Ludwig nach der Feder; er wollte wieder an Suschen schreiben; aber das Mädchen sagte: sie könne sich keinen Augenblick länger aufhalten, weil Herr Knoll um diese Zeit aus dem Weinhause zurück komme, und dann hundert Dinge zu befehlen habe. Ludwig sah sich also gezwungen, der Geliebten mündlich sagen zu lassen: er reise sogleich zu seinem Vater, um mit demselben Einrichtungen und Maßregeln zu ihrem Besten zu verabreden; er komme

jedoch längstens in drei Wochen nach Olbau zurück, und werde dann nicht eher ruhen, bis er sie aus ihrer traurigen Lage befreit habe.

Mit diesem Auftrage lief die Vertraute fort; und indem sie aus dem Hause schlüpfte, kam schon Herr Knoll mit einem weinrothen Gesichte die Straße herauf, und drohte ihr, nach seiner groben Weise, mit aufgehobenem Stocke. Ludwig wußte wohl, daß es dem Mädchen nicht an einer Nothlüge fehlen würde, den Gang in den Gasthof zu verantworten; er aber fand es nun rathsam, sich nicht weiter am Fenster sehen zu lassen, weil sonst der Alte den geheimen Verhandlungen leicht auf die Spur kommen, und allenfalls das Mädchen durch Schläge zur Beichte der Wahrheit zwingen konnte. Ueberdieß ging die fahrende Post, mit welcher Ludwig nach seiner Heimath reisen wollte, in der nächsten Stunde ab; er packte daher geschwind zusammen, bezahlte seine Zeche, verließ durch die Hinterthür den Gasthof, setzte sich

auf den Postwagen, und fuhr zum Thor hinaus.

Unter Weges machte er den Plan: er wolle seinen Vater, nach geschehener Aussöhnung, um den Ankauf eines kleinen Landgutes bitten, und dort mit Suschen, die er im Nothfall ihrem Vormunde zu entführen beschloß, ein arkadisches Leben beginnen.

Der Bau dieses Luftschlosses beschäftigte ihn bis zur letzten Station vor seinem Geburtsorte. Er wanderte zu Fuß ins Dorf hinein. Niemand, der ihm begegnete, kannte ihn, und er gab sich Niemanden zu erkennen. Er eilte mit Bangigkeit nach dem Platze, wo man von dieser Seite her, wie er wußte, das rothe Ziegeldach der väterlichen Mühle zuerst aus einer Umgebung von Bäumen hervor leuchten sah. Er kam zur Stelle; er blickte hin, und fuhr bestürzt zusammen: denn das ersehnte Haus war verschwunden. Zitternd und zagend ging er näher; da fand er an der Stätte, wo vormahls

das ſtattliche Gebäude ſtand, einen großen Schutthaufen, und ſchwarz und verkohlt lag das Gebälk umher. „Gott im Himmel!“ rief er mit Entſetzen, und lehnte ſich an einen nahen, vom Feuer beſchädigten Baum.

Sieh, da erhob ſich auf dem Schutthaufen ein Hund, ſprang mit freudigem Geheul und wedelndem Schwanz auf ihn zu, ſprang an ihm empor, leckte ihm Geſicht und Hände, und ſtieß klägliche Töne aus, als wollte er das vorgefallene Unglück erzählen. Es war der treue, von ihm erzogene Argos. Der Pfarrer hatte ihn, nach dem Hunde des Odyſſeus, ſo genannt; und, wunderbar! wie den griechiſchen Helden, nach langer Abweſenheit, ſein alter Hund, auf dem Dünger liegend, erkannte, ſo kam dem heimkehrenden Ludwig der ſeinige vom Aſchenhügel des Vaterhauſes entgegen.

Der betäubte Jüngling wußte nicht, wo er den vormahligen Bewohner dieſer Ruinen aufſuchen ſollte. Sie lagen von den übrigen Häu-

fern des Dorfes entfernt, und er ſah keinen Menſchen umher. Argos faßte ihn am Rockzipfel, und bemühte ſich, ihn vom Platze hinweg zu ziehen. Er folgte faſt bewußtlos dem Thiere. Es führte ihn nach dem Pfarrhauſe. Er klopfte furchtſam an die wohlbekannte Studierſtube.

Der Pfarrer trat heraus, ſah ihn fremd an, und fragte nach ſeinem Namen und Begehren. Ludwig nannte ſich. Der Geiſtliche ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, führte ihn in die Stube, und erzählte ihm Folgendes: „Es ſind heute gerade vier Wochen, als wir eine Stunde nach Mitternacht durch Feuergeſchrei aus dem Schlafe geweckt wurden. Die Mühle ſtand in Flammen. Beherzte Männer drangen hinein, fanden Ihren Vater mit Wunden bedeckt, und ſammt allen Hausgenoſſen mit Stricken gefeſſelt. Die Unglücklichen wurden den Flammen entriſſen; aber das Gebäude war nicht zu retten. Ich nahm Ihren Vater bei mir auf,

und erfuhr von ihm die Geſchichte ſeines Unglücks. Es waren am Abend vor der Schreckensnacht ſieben oder acht furchtbar ausſehende Männer zu ihm gekommen, hatten ſich für reiſende Mühlknappen ausgegeben, und Nachtlager begehrt. Er verſagt's ihnen, und da ſie nicht weichen wollen, ruft er ſeine Leute zuſammen, und treibt die Fremdlinge mit Gewalt aus dem Hauſe. Aber Nachts gegen zwölf Uhr kommen ſie verſtärkt zurück, ſtürmen die Thür auf, überfallen den Vater mit Mordgewehren, verwunden und binden ihn, rauben ihm dreitauſend Thaler in Gold, ſtecken das Haus in Brand, und eilen davon. Der arme Vater überlebte dieſe gräßliche Begebenheit nur vier und zwanzig Stunden. Er ſtarb in meinem Hauſe."

Erſchüttert ſchrie Ludwig laut auf, verhüllte ſein Geſicht, und vergoß einen Strom von Thränen.

Als er ſich etwas beruhiget hatte, ſagte der Pfarrer: „Ihr Argos hat ſich ſchon, wie ich ſehe,

zu Ihnen gefunden. Haben Sie aber auch die Narben der Wunden bemerkt, die er im Kampfe mit den Räubern erhielt? Er vertheidigte herzhaft seinen Herrn, ward niedergehauen, und ein mitleidiger Mensch, der ihn winselnd in seinem Blute fand, rettete ihn aus den Flammen. Seine Treue verdiente den Lohn, daß ich ihn durch einen Thierarzt, den ich deßhalb aus der nächsten Stadt berief, heilen ließ. Seitdem bewacht er Tag und Nacht die traurigen Ueberreste des Herrenhauses, und kommt nur bisweilen zu mir, um bescheiden und genügsam seinen Hunger zu stillen."

Ludwig liebkoſete den Getreuen, und sagte: „Du bist mein einziges Erbtheil!"

„O nein, so ganz verarmt sind Sie doch nicht!" sprach der Pfarrer. „Das baare Geld und die Gebäude sind freilich verloren; aber die Mühlgerechtigkeit und die Grundstücke werden sich bald um ein ansehnliches Kaufgeld an den Mann bringen lassen."

So sprach er noch manches tröstliche Wort, enthielt sich, um den Betrübten nicht noch mehr zu betrüben, aller Vorhaltungen über seine heimliche Flucht, ermuthigte ihn durch Wein, und führte ihn, als es Schlafenszeit ward, zu dem für ihn bereiteten Lager.

Ludwig genoß aber keines wohlthätigen Schlummers; er schwankte, wie ein Fieberkranker, zwischen Schlafen und Wachen, und in diesem Zustande bekam er einen überraschenden Besuch. Es schlarfte ein altes Männlein, nur eine Elle hoch, mit einem langen greisen Barte, und in ein hellblaues, mit Mehl bestäubtes Röcklein gekleidet, zur Thür herein, trat vor sein Bett und sagte: „Nu, Du Herumschwärmer! bist Du endlich wieder da? Der Vater ist todt, die Mühle ist niedergebrannt: was willst Du hier? Geh eilend nach Olbau zurück, und nimm den Argos mit; er wird dort Dein Glück machen. Damit Dir aber dieser wohlgemeinte Rath weder ein grundloses Gewäsch noch ein Fallstrick

ſcheine, ſo wiſſe: ich bin der Hausgeiſt, der Deinen Vorältern ſeit Jahrhunderten treu ergeben war, und auch Dich in Deiner Kindheit oft auf den Armen trug. Drum folge mir, es wird Dich nicht reuen." —

Dieß geſagt, ging er wieder zur Thür hinaus, ehe ſich Ludwig eine Erklärung, auf welche Art ihn der Hund glücklich machen werde, ausbitten konnte. Der Auftritt war unſtreitig nichts anders als ein Fiebertraum, der ſich durch eine alte, vom Vater auf den Sohn fortgeerbte Sage, daß ſeit hundert Jahren ein ſolcher Hausgeiſt in der abgebrannten Mühle einheimiſch geweſen ſey, in Ludwigs unruhiger Seele gebildet hatte. Er ſtand, als es Tag wurde, ſelbſt in Zweifel, ob er die Erſcheinung für wirklich oder für ein bloßes Traumgeſicht halten ſollte; doch beſchloß er, dem Rathe des Männleins zu folgen. Dem Pfarrer, den er in frühern Zeiten oft über Geiſterſeher ſpotten hörte, verſchwieg er den Vorfall; er ſagte ihm nur, daß er, we-

gen gewiſſer Angelegenheiten, unverzüglich nach Olbau zurück gehen und den Argos mitnehmen wolle. Der Geiſtliche hatte nichts dagegen, lieh ihm ein Sümmchen zu Beſtreitung der Reiſekoſten, übernahm das Geſchäft, die liegenden Gründe zu verkaufen, und ſie ſchieden freundlich von einander.

Ludwig machte es wie die Apoſtel, die dem Befehle: Gehet hin! wörtlich gehorchten; er wanderte zu Fuß, weil der Geiſt geſagt hatte: Geh nach Olbau zurück! Es ſchien ihm möglich, daß gerade von dieſer apoſtoliſchen Art des Fortkommens das ihm geweiſſagte Glück abhängig ſey. Auch fiel ihm ein, daß es ihm oft verdrießlich geweſen war, wenn ungeſchliffene Geſellen groſſe Hunde mit auf den Poſtwagen nahmen, und ihm und andern Gefährten damit läſtig fielen. Er wollte ſich daher, da Argos auch kein Schooßhündchen war, dieſe Unſchicklichkeit nicht ſelbſt zu Schulden kommen laſſen.

Sie pilgerten alſo traulich zuſammen. Lud-

wig dachte indeſſen dem ſonderbaren Rathe des Hausgeiſtes weiter nach, und ſchon in der erſten Reiſeſtunde ging ihm plötzlich ein Licht auf. Er erinnerte ſich, daß Argos in ſeiner Jugend bisweilen ſeltſame Töne von ſich gab, die der menſchlichen Ausſprache deutſcher Worte glichen. Dieſe natürliche Anlage hatte ſich damahls immer mehr entwickelt, als ihn Ludwig in die Lehre nahm. Die Verfahrungsart bei dieſem Unterrichte war etwas derb. Der Lehrer faßte mit beiden Händen des Schülers Kinnbacken, und drückte ſie ſo lange, bis dadurch ein Laut entſtand, der dem zugleich vorgeſagten Worte ähnlich klang. So lernte Argos, wie ein Papagei, eine beträchtliche Zahl von Worten nachſprechen, und that es in der Folge freiwillig, auf ein gegebenes Zeichen. Der Pfarrer erzählte einsmahls bei dieſer Gelegenheit: es habe ſchon ehedem einen ſolchen ſprechenden Hund gegeben, der im Jahre 1712 zu Leipzig öffentlich aufgetreten ſey, und ſich ſogar die Ehre erworben habe, von dem

berühmten Philosophen Leibnitz in einer seiner Schriften erwähnt zu werden.

Das alles kam jetzt dem Reisenden wieder in die Gedanken. Er machte sogleich auf der Straße einen Versuch, ob Argos der Sprache noch mächtig sey, und er war es. Er sprach besonders die Worte: Guten Tag! ungemein deutlich aus, und begrüßte damit aus eigener Bewegung ein Paar Bauern, die gemächlich neben einander zu Markte ritten. Sie wußten nicht, wo der höfliche Zuruf her kam, weil Ludwig eben in ein nahes Haus gegangen war, und Argos, das Reisebündel bewachend, allein am Wege saß. Sie blickten links und rechts, und warfen ihre Augen gerade auf den Hund, als er seinen Gruß wiederhohlte. Da stießen sie, von Entsetzen ergriffen, ihren Rößlein die Ferse in die Flanke, jagten über Hals und Kopf davon, verloren Kober und Säcke, und Ludwig, der jetzt zurück kam, mußte die ganze Macht seiner Stimme aufbiethen, um ihre thörichte

Flucht zu hemmen, und sie zur Auffammelung ihres verzettelten Eigenthums zu bewegen.

Dieser lächerliche Vorfall überzeugte ihn, daß die Sprachfertigkeit seines Hundes auf fremde, mit ihr noch nicht bekannte Menschen einen mächtigen Eindruck mache, und ihm allenfalls, wenn er sie eine Zeit lang in großen Städten zur Schau stellte, eine hinreichende Summe Geldes verschaffen würde, um sich mit Suschen irgendwo auf dem Lande häuslich niederlassen zu können. Es ward ihm auch wahrscheinlich, daß der Nachtgeist seinen Rath nicht anders gemeint habe, und er nahm sich vor, in Olbau die erste Probe anzustellen. Er setzte daher, theils wandelnd, theils in den Nachtherbergen, den Sprachunterricht fleißig fort, damit sein Lehrling ersprießlichen Beifall einernten möge.

Er traf in Olbau ein, versagte sich aber die angenehme Herberge in Knolls Nachbarschaft, um nicht zu frühzeitig von ihm bemerkt zu werden. Aber an Suschen schrieb er sogleich, und

meldete ihr: er habe zwar in seiner Heimath ein unerwartetes Unglück gefunden, doch sey er im Besitz eines Hülfsmittels, das ihn bald in den Stand setzen werde, sein Wort zu halten. Dieses Briefchen übergab er Suschens treuer Dienerin, unterrichtete sie zugleich von der Beschaffenheit seiner lebendigen Hülfsquelle, und bat dringend, ihm Mittel und Wege an die Hand zu geben, wie er sich mit Suschen besprechen könne. Die Unterhändlerin machte wenig Hoffnung dazu, doch versprach sie, sobald sich die erste Möglichkeit einer Zusammenkunft zeige, ihm unverzüglich davon Nachricht zu geben.

Des folgenden Tages verschaffte er sich obrigkeitliche Erlaubniß, die Künste seines Hundes öffentlich darzustellen. Sein Unternehmen gelang über alles Erwarten. Der Zulauf der Neugierigen war so groß, daß er innerhalb acht Tagen gegen fünfhundert Thaler gewann.

Eines Morgens kam Suschens Dienerin eilend zu ihm, und sagte: „Wir haben durch ei-

nen glücklichen Zufall erfahren, daß Herr Stange seine Buhlerin auf den Abend zu sich bestellt hat. In dieser Gesellschaft möchte ihn Suschen gern von ihrem Vormund ertappen lassen. Sie will daher gegen Abend ein Verlangen äußern, ihren Freier zu besuchen. Herr Knoll wird diesen Einfall loben, und sich stracks mit ihr auf den Weg machen. Aber höchst wahrscheinlich bringt Herr Stange die liederliche Kreatur geschwind auf die Seite, wenn an seine Thür geklopft wird. In diesem Falle wünschen wir, daß der verborgene Schatz durch Ihren sprechenden Hund an's Licht gebracht werde. Suschen bittet Sie deßhalb, zwischen acht und neun Uhr unter den Fenstern des Herrn Stange, der an der Ecke der Pomeranzenstraße wohnt, vorüber zu gehen, und laut zu rufen: Wer beliebt, den sprechenden Hund zu sehn und zu hören? — Dann wird Suschen veranstalten, daß Sie eingeladen werden, ins Haus zu kommen."

Ludwig wandte dagegen ein: daß er die Kün-

Künste seines Hundes nicht auf öffentlicher Straße auszubieten pflege; doch wolle er, Suschen zu Gefallen, dieß Mal eine Ausnahme machen, und werde zu rechter Zeit erscheinen.

Suschen bezeigte sich den ganzen Tag gegen ihren Vormund sehr artig; und als er nach dem Abendessen vor langer Weile nicht wußte, was er anfangen sollte, sagte sie schmeichelnd: „Lieber Herr Vetter, ich hätte wohl Lust, einmahl auszugehen, und unsern Freund Stange zu besuchen."

Herr Knoll starrte sie an und fragte, ob das ihr Ernst sey. Die Heuchlerin schlug, als schämte sie sich einer zärtlichen Schwachheit, die Augen nieder, und sprach ein leises Ja. „Nun, das ist schön, daß Du vernünftig wirst!" rief er aus. „Ich will Dich mit Vergnügen zu dem guten Manne begleiten. Er wird Freudenthränen weinen."

Sie kleideten sich rasch, eilten nach der Pomeranzenstraße, und mit geballter Faust schlug

Knoll an seines Freundes Thür. Kein Mensch in der ganzen Stadt klopfte so ungeschlacht. Drum wußte der Faun sogleich, wer draußen war, und gerieth in Höllenangst, weil er seine Courtisane wirklich bei sich hatte. Er versteckte sie so geschwind als möglich, und räumte den Kuchen und die Weinflaschen, die auf dem Tische standen, hinweg. Der Donner der Faust erschütterte indessen rastlos die Thür. Zitternd öffnete sie der Faun. „Potz Element! sitzt Ihr denn auf den Ohren?" fuhr Knoll auf ihn los. „Es ist gar nicht fein, daß Ihr so langsam aufmacht, wenn Euch ein hübsches Mädchen besuchen will."

Jetzt trat Suschen hinter dem breiten Manne hervor. Der Faun erschrak auf's neue, krümmte sich freundlich wie ein Ohrwürmchen, und führte sie an der Hand in sein Zimmer.

„Mich durstet!" rief Herr Knoll, als er sich kaum gesetzt hatte. „Gebt mir was zu trinken!"

Der Faun brachte eine Flasche Bier, und entschuldigte sich, daß er nicht mit Wein dienen könne, weil sein Aufwärter eben nicht bei der Hand sey.

„Elende Junggesellen-Wirthschaft!" brummte Herr Knoll, und verschmähte das säuerliche Bier, wovon er nur nippte.

Unter langweiligen Gesprächen, die der Faun in merklicher Zerstreuung führte, verging eine halbe Stunde. Jetzt rief Ludwig auf der Straße: „Wer beliebt, den sprechenden Hund zu sehn und zu hören?" — „Ach, der Mann mit dem sprechenden Hunde!" sagte Suschen. „Rufen Sie ihn doch herein, lieber Herr Stange! Ich möchte das Wunderthier für mein Leben gern sehen!"

„Was Du für Einfälle hast!" sprach der Vormund. Doch dem Faun, der jeden Augenblick die Entdeckung seiner Streiche befürchtete, war diese Ablenkung der Aufmerksamkeit von sich und seiner sichtbaren Angst sehr erwünscht.

Er riß das Fenſter auf, und rief: „Heh da! der ſprechende Hund komm herein!"

Ludwig kam. Die beiden Männer kannten ihn nicht mehr, und bemerkten weder den Blick, womit er Suschen begrüßte, noch ihr verlegenes Erröthen. Der Faun foderte ihn auf, ſeinen Hund ſchwatzen zu laſſen. Argos redete mancherlei. Endlich ſprach ſein Herr zu ihm: „Sage mir, mein kluges Thierchen, wie viel Perſonen befinden ſich in dieſem Zimmer?"

Argos ſah ſich um, und ſtieß, auf ein ihm unmerklich gegebenes Zeichen, vier kurze Töne aus, welche die Zahlen eins, zwei, drei, vier, andeuten ſollten.

„Vier Perſonen giebſt Du an?" ſagte Ludwig. „Ich ſehe ja nur drei! Denn ich, das weißt du, komme nicht mit in Rechnung."

„Die dumme Beſtie kann nicht drei zählen!" murmelte Knoll.

„Argos, du machſt uns Schande!" ſprach

Ludwig. „Sieh dich noch einmal um, und rede wie sich's gebührt!"

Der Hund wandte seine Augen umher, und ließ sich wieder mit den vorigen vier Tönen vernehmen.

„Meine Herren," sagte Ludwig, „ich behaupte nun kühn, daß sich noch irgend eine Person in diesem Zimmer unsichtbar aufhält. Ich weiß kein Beispiel, daß sich mein Hund zweimal hinter einander geirrt hätte."

Der Faun erblaßte, zitterte wie Aespenlaub, und läugnete stammelnd.

„Das ist doch neckisch!" rief Knoll. „Es müßte jemand dort in dem großen Schranke stecken."

Und indem er das sagte, ging er hastig darauf zu, warf den Faun, der ihn aufhalten wollte, wie ein Strohbündel bei Seite, riß den Schrank auf, und prallte mit einem Schrei zurück, als eine junge weibliche Gestalt, die steif und gepreßt, wie in einem Schilderhause, darin

ſtand, wüthend heraus fuhr, und Kuchenteller und Weinflaſchen hinter ihr her fielen. Sie ſtürzte mit ausgeſpreitzten Fingern auf Ludwig los, um Rache an ihm zu nehmen; aber plötzlich ſtand ſie, wie in einen Stein verwandelt. — „Ha, Thereſe!“ — rief Ludwig. „Sind Sie es? — Spielen Sie jetzt auf ſolchen Privattheatern? — Ich hatte Sie längſt vergeſſen, und nun rächt mich noch ſo ſpät der Zufall an Ihnen!“ —

„Aber, zum Teufel! was iſt das für Wirthſchaft?“ wetterte Knoll dazwiſchen, und ging dem Faun, der ſich in einen Winkel verkrochen hatte, zu Leibe. „Hört, Ihr ſeyd ein Schuft!“ ſchrie er ihn an. „Ihr werbt um ein ehrliches Mädchen, und habt Buhldirnen im Schranke! — Ihr bewirthet Euren beſten Freund mit ſaurem Biere, und jene Geſchöpfe mit Wein! — Pfui, Ihr ſeyd ein ſchlechter Ker!!“ —

Der Faun, der nun doch Freundſchaft und Braut auf ewig verloren ſah, ſprühte wie eine

Katze, die ein Hund anbellt, aus dem Winkel hervor, und verbat ſich dergleichen Schmähungen. Knoll machte eine rückgängige Bewegung; der Faun hielt ſie für Flucht, drang ihm muthig nach, und fuchtelte ihm mit ſeiner langen, knöchernen Hand um die Ohren herum. Jener aber machte ſeinen Rückzug bloß in der Abſicht, ſich zu bewaffnen. Er hohlte ſeinen Stock, und züchtigte grimmig damit den alten Sünder, der fliehend Tiſche und Stühle zu Boden rannte, und Zeter Mordio ſchrie. Thereſe wollte dem Wütherich entwiſchen, aber noch in der Thür bekam ſie einen Denkzettel von ihm. Er ſetzte dann haſtig den Hut auf, faßte Suschens Arm, und enteilte ſchnaubend mit einem Fluche, der den Faun auf immer aus ſeinen Augen verbannte.

Ludwig ward bei dieſem Getümmel ganz überſehen. Er ging Suschen ſehende nach, drückte ihr auf der unbeleuchteten Treppe die

Hand, und ward mit einem zärtlichen Gegendruck für seine wohlgelungene Mühe belohnt.

Am folgenden Tage ließ ihn der junge Fürst, der damals in Olbau sein Hoflager hatte, zu sich berufen. Argos griff sich vor der hohen Versammlung besonders an; der Fürst bezeigte Lust, ihn zu kaufen. Ludwig sagte: er trenne sich von dem nutzbaren Thiere nicht eher, bis es ihm ein kleines Landgut erworben habe. Der Fürst, dem für Hunde und Pferde, die er besitzen wollte, kein Preis zu theuer war, bot ihm einen in der Nähe der Stadt liegenden Meierhof als Kaufschilling an. Ludwig antwortete: er würde sich keinen Augenblick bedenken, den Handel zu schließen, wenn er nur versichert wäre, daß ihn der Besitz des angebotenen Meierhofes reich genug mache, um von dem Vormunde eines gewissen Mädchens als Freier angenommen zu werden. Der Fürst fragte, wie der Vormund heiße; und als er Knolls Namen hörte, sagte er: „Mich dünkt, dieser Mann

hat mit mir in Geschäften gestanden." Er ließ einen Cabinetts-Secretär rufen, und es entwickelte sich jetzt, daß Herr Knoll der Mann war, der einige Jahre zuvor die Anlegung und Verwaltung eines fürstlichen Getreide-Magazins übernommen, aber ein paar tausend Thälerchen für Bodenriß und Mäusefraß in Rechnung gebracht hatte, und deßhalb noch in Untersuchung befangen war.

„Was kann aus der Sache heraus kommen?" fragte der Fürst.

„Wenig oder nichts!" antwortete der Secretär. „Die Untersuchung geht noch ihren Gang; der Angeschuldigte läugnet, und ist schwer zu überführen."

„Der Prozeß gegen ihn," sagte der großmüthige Fürst, „soll ganz niedergeschlagen werden, wenn er sich zur Genehmigung der gewünschten Heirath bequemt. Ich erlaube, ihm das in meinem Namen zu sagen, und allenfalls mag es ihm mein Cabinetts-Secretär beglaubigen." —

Knoll fiel gleichſam aus den Wolken, als Ludwig und der Secretär bei ihm erſchienen, und ihre Worte anbrachten. In trunkener Betäubung willigte er ein; denn die von dem Fürſten unterſtützte Brautwerbung war ihm ein Befehl, dem er nicht zu widerſprechen wagte, und die Losſprechung von Schuld und Strafe hob ihm eine drückende Laſt vom Herzen. Ueberdieß war es ihm nun ziemlich gleichgültig, wen ſeine Mündel heirathete, da ſich die im Werke geweſene Verbindung mit dem unzüchtigen Faun zerſchlagen hatte. Suschen ward gerufen. Zitternd vor Freude vernahm ſie, wovon die Rede war, und Ludwig umarmte ſie als ſeine Braut.

IV.

Der ahnenstolze Schulmeister.

1.

Rudolf, der zehnjährige Sohn des Förſters Wigand in Hilgendorf, kannte alle Bäume des Waldes, alle Fährten des Wildes, aber das große A noch nicht. Der Vater wollte mit dem Schulmeiſter Bärenſtein, den er einen hochmüthigen Fantaſten nannte, auf keine Weiſe etwas zu ſchaffen haben. Rudolfs Mutter betrübte ſich über des Knaben rohes Aufwachſen, und bat unabläſſig ihren Gatten, ſeine Abneigung gegen den Schulmann, zum Heil ihres

Sohnes, zu überwinden. Endlich gab er nach, und ließ bei dem Pädagogen anfragen, wann er seinen Sohn bei ihm einführen könne. Die Stunde der Audienz ward bestimmt. Der Monarch der Schule, ein langer, hagerer Mann, stand in der Mitte seines Prunkzimmers in einer majestätischen Stellung, und hielt eine Rolle von Goldpapier, wie einen Zepter, in der Hand. Wigand sagte kurz: „Da bring' ich Ihnen meinen Jungen. Ziehen Sie einen gescheidten Kerl aus ihm!" — „Ich werde mein Bestes thun;" sagte der Meister ernst und kalt, und wandte sich zum Knaben mit der Anrede: „Empfange hier das seit alter Zeit gewöhnliche Handgeld!" — Hiermit übergab er ihm die goldne, mit Rosinen und Mandeln gefüllte Rolle.

Wigand, der seine Sache nun abgemacht und keine Lust zu einer weitern Unterhaltung mit dem stolzen Manne hatte, wollte jetzt abtreten; aber Bärenstein führte ihn am Arme zu einem an der Wand befestigten Stammbaume

und ſagte: „Betrachten Sie hier meinen vormals ſehr blühenden, doch leider ſeit hundert Jahren gänzlich abgeſtorbenen Stammbaum! Meine Urahnen waren berühmte Feldherren, Staatsminiſter und andere hohe Herrſchaften, auch ſchon im Mittelalter ſiegreiche Turnierhelden; aber unglückliche Verhältniſſe brachten mein ruhmvolles Geſchlecht nach und nach ſo herunter, daß es ſich, in Armuth verſunken, ſeiner adeligen Würde entäußern und ſich theils dem geiſtlichen Stande widmen, theils bürgerliche Gewerbe treiben mußte. Fuimus Troës! Mit unſerer Herrlichkeit iſt's aus! Ich — ſo zu ſagen — ein armſeliger Schulmeiſter, ſchloß die Reihe, ohne jedoch meinen glorreichen Ahnherren Schande zu machen. Lebt' und ſtarb doch auch Dionyſius, der entthronte Beherrſcher von Syrakus, als Schulhalter in Korinth. Das Geſchlecht von Bärenſtein erliſcht mir mir. Ich habe keinen Sohn, der vielleicht, vom Glück begünſtiget, den verſchwundenen Glanz unſerer Fa-

milie wieder herſtellen könnte. Vor zwanzig Jahren weiſſagte mir eine Zigeunerin: daß mein verdorrender Stammbaum auf's neue erblühen würde. Das bewog mich, geſchwind zu heirathen; aber mein Stammbaum empfing keinen neuen Sprößling. Nachher kam mir wieder einmal eine alte Wahrſagerin in den Wurf, und dieſe ſprach aus: es würden mir zwei Töchter geboren werden, die mich dereinſt aus dem Staube erheben würden. — Nun, die Töchter ſind da, ob ſie mir aber das Wort der Prophetin erfüllen werden, das muß ich erwarten."

2.

Adelgunde, die jüngere, ein niedliches, blauäugiges Kind von neun Jahren, ſaß ſtrickend auf einem Bänkchen am Fenſter. Rudolf ſah hin, das Mädchen ſah her; ſie waren ſich in einem Nu gut geworden. Da Bärenſtein, indem er vor dem Stammbaume ſtand, den jungen

Leutchen den Rücken zukehrte, ſo ſchlich Rudolf zu Adelgunden, und bot ihr die geöffnete Rolle des empfangenen Naſchwerks. Sie nahm beſcheiden eine Roſine heraus, und dankte auf die anmuthigſte Weiſe. Vergnügt bat er ſie, den ganzen Vorrath anzunehmen. „Das darf ich nicht," flüſterte ſie ihm vertraut ins Ohr. Dringend wiederholte er ſeine Bitte. Da hüpfte ſie, mit der Düte in der Hand, zum Vater, und ſagte: „Papa! der kleine Wigand will mir ſeine Roſinen und Mandeln ſchenken. Darf ich ſie nehmen?" — Ohne Beſcheid auf dieſe Frage, wandte ſich Bärenſtein zu Rudolf, und ſagte mit ernſtem Geſichte: „Vorerſt muß ich bemerken, daß es unſchicklich iſt, ein eben erſt erhaltenes Geſchenk ſogleich wieder aus den Händen zu geben. Uebrigens will ich die Schenkung genehmigen." — Fröhlich ſprang die Kleine nach ihrem Bänkchen zurück, dankte Rudolfen mit einem Druck der Hand, und naſchte nun mit Vergnügen.

Am folgenden Morgen ſtellte ſich der angehende Student früher als die andern Knaben in der Schule ein. „Du kannſt doch leſen?“ fragte der Meiſter. „Nein, lieber Herr!“ antwortete Rudolf: „Ich kenne das Rudel der Buchſtaben nur vom Hörenſagen. „Das iſt entſetzlich!“ rief Jener, und ſchien ſich noch mißfälliger ausſprechen zu wollen; aber zum Glück ſah er, am Fenſter ſtehend, einen Jägerburſchen des Förſters zwei tüchtige Haſen ins Schulhaus herein tragen. Sogleich zog er andere Saiten auf, und ſagte mit milder Stimme: „Du würdeſt ein Spott der ganzen Dorfjugend werden, lieber Sohn, wenn Du in ihrer Mitte anfangen wollteſt, das A B C zu lernen. Darum will ich Dich durch meine Tochter Adelgunde, die gegen Dich eine Gelehrte iſt, in Privatſtunden ſo lange unterrichten laſſen, bis Du in der öffentlichen Schule mit Ehren erſcheinen und Sitz und Stimme haben kannſt.“ — Rudolf freute ſich heimlich, eine ſo angenehme Lehrerin zu bekom-

kommen, und Bärenſtein führte ihn in ſeine Wohnſtube zu ſeiner Gattin und den Töchtern.

Helene, die ältere, ein Mädchen von zwölf Jahren, war eine ſchlanke, ſchöne Geſtalt; Adelgunde verſprach eben ſo ſchön zu werden. Sie ward vom Vater zu Rudolfs Lehrerin ernannt, und ihr feierlich anempfohlen, ihn beſten Fleißes im Leſen und Schreiben zu unterrichten. „Das ſoll mit Vergnügen geſchehen;" antwortete ſie: „wird aber auch mein Schüler, der mir über den Kopf gewachſen iſt, gern von mir lernen?" — „O, von niemand lieber!" rief Rudolf. Nun begab ſich der Vater in die große Schulſtube, wo die indeſſen angekommenen Buben gewaltig lärmten. Adelgunde ſchob zwei Stühle an den Tiſch, legte ein A b c buch und ein dünnes Stäbchen auf die Tafel, erhob drohend den Bakel, und ſagte mit drolligem Ernſt: „Mit dieſem Stäblein werden unfleißige und unfolgſame Schüler geſtraft. Wonach ſich zu achten!" — Die Mutter, eine liebe, ſanfte Frau, ermahnte die

Muthwillige, keine Poſſen zu treiben, und es ging nun ernſthaft ins A b c hinein.

3.

Rudolf ſtrengte ſich möglichſt an, die Lehren des kleinen Roſenmundes zu faſſen; es gelang ihm auch über ſeine Erwartung. Das Schulhaus, das ihn bisher immer, wie eine ſchwarze Baſtille, angeſchaudert hatte, war ihm jetzt ein heiteres Luſtſchloß. Nach den Unterrichtsſtunden vergnügte er ſich mit Adelgunden im Garten hinter dem Hauſe, worin ihr ein eigener kleiner Bezirk von den Aeltern verliehen war. Da blühte jetzt beſonders das liebliche Pflänzchen Vergißmeinnicht — auch blauer Augentroſt genannt — und die Buchſtaben R und A umſchlangen ſich mit grünen Armen der Kreſſe. So vergingen Sommer und Herbſt. Der Winter war dem kleinen Paare nicht ſo günſtig. In beſtändiger Gegenwart der Mutter

und Schweſter ließ ſich wenig ſprechen, was nicht auf Leſen und Schreiben Bezug hatte.

Eines Tages aber hatte die Frau Pfarrerin Helenen und ihre Mutter zum Kaffee eingeladen. Gundchen, die noch nicht für voll angeſehen wurde, war nicht mitgebeten, und mit ihrem Schüler allein. Sie wollte den Unterricht wie gewöhnlich anfangen; er aber ſagte: „Nein, wir kehren heute den Spieß um. Du haſt mich lange genug geſchulmeiſtert; nun ſollſt Du mir einige Nüßchen aus dem Forſtfache aufknacken. Um Dir aber Reſpekt einzuflößen, will ich zuvor die Tracht eines würdigen Lehrers anlegen.“ Damit griff er nach des Vaters Stutzperrücke, die friſch gekräuſelt und gepudert auf dem Perrückenſtocke hing. „Um Gottes Willen, berühre das Heiligthum nicht!“ rief Gundchen: „das könnte Dir übel bekommen!“ — Er ließ ſich aber nicht abhalten, ſchwang die Perrücke auf den Kopf, zog eine ſchwarze Aermelweſte des Schulmeiſters über ſein grünes Jäckchen,

knöpfte ſie von oben bis unten zu, ſetzte ſich, mit dem Bakel in der Hand, an den Tiſch, und examinirte Gundchen über allerhand Forſt- und Jagdſachen. Sie beſtand ſo ſchlecht, daß ſie zur Strafe ein Knippschen nach dem andern auf die Finger bekam. Geſchrei und Gelächter konnten dabei nicht fehlen.

Aber dieſe Schmerz- und Freudentöne unterdrückte plötzlich ein gewaltiger Dämpfer. Der rechtmäßige Perrückenherr brach mit dem Ausruf: „Ha! du Teufelsbrut!" zur Thür herein, riß den Profeſſor der Forſtwiſſenſchaft von ſeinem Lehrſtuhl auf, und koranzte ihn eine Weile in der Stube herum, daß er die Wände hätte hinan laufen mögen. Dann hob er ihm die Perrücke ſäuberlich vom Kopfe, und gab ſie dem hölzernen Haupte zurück. Indeſſen hatte Rudolf ſchon die tüchtig ausgeklopfte Aermelweſte von ſich geworfen, und floh aus dem Hauſe. „Lauf, lauf, Bube!" donnerte Bärenſtein ihm nach: „Komm mir nicht wieder vor die Au-

gen!" — Adelgunden, die in einen Winkel geflüchtet war, drohte er nur mit dem Finger, und sagte: „Schäme Dich, daß Du Dich mit dem jungen, einfältigen Hasenritter so gemein machteſt! Du ſollteſt Deines bedeutſamen Taufnamens, den ich mit gutem Bedacht wählte, immer eingedenk ſeyn!" —

4.

Am folgenden Morgen bekannte Rudolf ſeinen Aeltern, daß er von dem Schulmeiſter, wegen ſcherzhaften Auffetzens ſeiner Stutzperrücke, verbannt worden ſey. Daß er auch geſchlagen worden, verſchwieg er weislich, weil ſich der Vater ſonſt mit dem Schulmeiſter unverſöhnlich überworfen hätte. Die Verſpottung der ihm höchſt widerwärtigen Perrückentracht beluſtigte den alten Weidmann, und er ſagte zu ſeiner Frau: „Wir wollen dem grämlichen Kerl

den vorräthigen Hirschziemer ins Haus schicken; das wird ihn besänftigen."

Die Sendung geschah. Der Bote kam mit einem Zettel zurück, worauf die Worte standen: „Dem Herrn Förster ergebensten Dank und seinem Sohne Verzeihung!" — Eine halbe Stunde nachher saß Rudolf wieder mit Adelgunden am Lehrtische, und beide, die schon eine ewige Trennung befürchtet hatten, freuten sich herzlich, daß die schlimme Sache so gut abgelaufen war.

Aber im folgenden Winter gab's neue Händel. Der Sohn des Pfarrers war von der Universität zurück gekommen, und erregte allgemeine Bewunderung, wenn er auf dem gefrornen Spiegel des großen Teiches, in der Nähe des Dorfs, auf Schlittschuhen lief. Rudolf äußerte gegen ihn den Wunsch, auch solche Schuhe von Stahl zu besitzen. Der gefällige Student schenkte ihm ein Paar, unterwies ihn im Gebrauch derselben, und die beiden Eisvögel

flogen bald mit einander um die Wette. Einsmals erzählte der Studiosus: man habe auch in der Stadt kleine Stuhlschlitten, in welchen man Damen zu fahren pflege. Diese Kunde faßte Rudolf schnell auf, und baute sogleich, nach des Studenten Anweisung, ein solches Gestell, um Gundchen darin spazieren zu fahren.

Man wählte zu dieser Lustpartie einen Sonntag, an welchem Gundchens Vater vom Pfarrer zur Tafel gezogen und seine Rückkehr erst am späten Abend zu erwarten war. Aber gegen das Ende der Mahlzeit erzählte das bei Tische aufwartende Mädchen: das ganze Dorf laufe nach dem Teiche, weil ein seltsames Fuhrwerk, wie noch kein Mensch gesehen, darauf erschienen sey. Nach Tische beschlossen der Pfarrer und sein Gast, sich ebenfalls dahin zu begeben.

Sie kamen an, wurden aber wenig bemerkt, weil Aller Augen auf den zierlichen Schlitten gerichtet waren, der eben pfeilschnell vorüber

glitt. „Himmel! da ſitzt ja meine Tochter drin!“ ſchrie der Schulmeiſter, und ſprang auf's Eis, um den Schlitten anzuhalten. Aber Rudolf, der ihn kommen ſah, floh weiter vom Ufer. Bärenſtein lief haſtig nach, fiel aber bald auf dem glatten Eisſpiegel ſo heftig auf den Rücken, daß er die Beine hoch empor ſtreckte und Hut und Perrücke verlor. Ein unmäßiges Gelächter, von dem ſich ſogar die verſammelte Schuljugend nicht ausſchloß, erſchallte rings umher. Der Gefallene verſuchte mehrmals aufzuſtehen; aber nicht vermögend, auf dem Eiſe zu fußen, fiel er immer auf's neue, und erregte damit wiederholtes Gelächter.

Als ihn Rudolf in dieſen Nöthen ſah, lenkte er ſeinen Schlitten raſch ans Ufer, ließ ſein Damchen ausſteigen, und rieth ihr leiſe, nach Hauſe zu eilen, und ſich unter den Schutz ihrer Mutter zu begeben. Dann fuhr er zu dem noch mit dem Eiſe kämpfenden Schulherrn zurück, und foderte ihn zum Einſteigen auf. Bä-

renſtein aber ſchimpfte gräßlich, und ſchlug die Rettungsfahrt aus. Der Pfarrer rief ihm zu: er ſolle keine Umſtände machen; es ſey ihm nicht anders zu helfen. Da preßte er ſich brummend in den engen Seſſel, und Rudolf ſchob ihn ans feſte Land. „Das Trinkgeld bleib' ich Dir ſchuldig;" ſprach er, mit erhobenem Stocke, beim Ausſteigen. „Unterſtehe Dich nicht, meine Schwelle wieder zu betreten! Du haſt mich zum Gelächter des Dorfs gemacht, und das vergeb' ich Dir nimmer, wenn mir auch Dein Vater einen ganzen Wald voll Hirſche zur Söhnung ſchickte."

5.

Als Rudolf ſeine abermalige Verweiſung aus dem Schulhauſe geſtanden hatte, ſagte der Vater: „Wahrſcheinlich wäſſert der alten Perrücke der Mund wieder nach einem Wildbraten; aber ich werde kein Narr ſeyn. Der Junge

kann lesen und schreiben; er bedarf der Schule nicht mehr. Wir lassen ihn nun vom Pfarrer zum heiligen Abendmahle vorbereiten, und dann mag er sein Heil weiter in der Welt versuchen."

Rudolf erschrak über diese Entscheidung, weil er dadurch von seiner kleinen Freundin getrennt ward. Um sie zu sprechen, umschlich er Abends das Schulhaus, und hatte bald das Glück, daß Adelgunde, die den geheimen Besuch erwartet haben mochte, aus dem Hause trat. Beide seufzten über die traurige Begebenheit, gelobten sich aber mit Hand und Mund, nicht von einander zu lassen, und sich so oft als möglich zu sprechen. „Doch hier an der Thür ist's gefährlich;" sagte Gundchen. „Der Vater geht immer Abends ein Stündchen zum Pfarrer oder zum Rittergutspachter, und könnt' uns einmal bei der Heimkehr überraschen. Besser ist's, ich gehe künftig in den Garten, und Du kommst außerhalb an den Zaun; da stört uns niemand." Rudolf fand den Vorschlag gut; Pyramus

und Thisbe waren gleichsam aus dem Grabe erstanden, und trafen jeden Abend am Gartenzaune zusammen.

Im Frühling glaubte der Schulmeister verschiedene Gewächse im Garten zu vermissen. Er behauptete, es müsse ein Dieb über den Zaun gestiegen seyn, und nahm sich vor, jeden Abend, bei der Rückkehr aus seiner Gesellschaft, eine Runde um den Garten zu machen. Glücklicher Weise ging er diesen Abend nicht aus, und Thisbe stahl sich in den Garten, um ihrem Pyramus die drohende Gefahr zu verkünden. „Immerhin!" war seine Antwort: „ich will mir die Streifwache schon vom Leibe halten." —

Am folgenden Abend erschrak Gundchen, als sie sich dem Gartenzaune nahte, vor einem Gespenste, das in einer weißen Leichenhülle, mit großen Hörnern am Kopfe, draußen stand, und bald als ein Riese, bald als ein Zwerg, erschien. Sie that einen Schrei und floh; Rudolfs Stimme rief sie zurück, und es ward ein Viertel

stündchen geplaudert. Jetzt wandelte eine Laterne im Dorfe herauf; Adelgunde flüchtete schnell. Die Leuchte wandte sich nach dem Garten; das Gespenst ging ihr riesengroß mit langsamen Schritten entgegen. Der Laternenträger erschrak, ergriff mit großen Sprüngen die Flucht, und verschwand in der Thür des Schulhauses. Es war Bärenstein. „O ihr Heldengeister meiner Ahnen!" seufzte er für sich: „verzeiht mir meine feige Flucht! Morgen sollt ihr mich tapferer sehn!" — Er ging gegen Abend zum Pachter, verweilte dort einige Stunden, erbat sich, als er nach Hause gehen wollte, die Begleitung seiner sämmtlichen Knechte, bewaffnete sie mit Holzfackeln, Spießen und Stangen, und stellte sich an ihre Spitze. Als er sich seinem Garten nahte, trat ihm das gehörnte Gespenst mit fürchterlichem Brummen entgegen. Er zog sich geschwind hinter die Fronte zurück, und rief seiner Mannschaft von hinten zu: „Drauf! drauf!"

Aber die furchtſamen Kerle nahmen Reißaus, und er ſelbſt lief ſchneller als Alle. —

Pyramus und Thisbe mußten ſeitdem ihre Unterredungen am Gartenzaune einſtellen, weil Herr Bärenſtein Abends nicht mehr ausging, und in ſeiner Gegenwart kein Huſch in den Garten möglich war.

6.

Ein Jahr nachher ward Rudolf eingeſegnet, und ein befreundeter Oberförſter, der unweit der Reſidenzſtadt Noſſau ſeinen Sitz hatte, nahm ihn als Jagdgehülfen zu ſich. Rudolf ſchrieb an Adelgunden einen zärtlichen Scheidebrief, worin er ihr ewige Liebe und Treue gelobte. Dieß Briefchen fiel in Bärenſteins Hände. „Seht den Laffen!" rief er hohnlachend: „Er denkt wohl gar, mein Eidam zu werden? Stolze Luftſchlöſſer! Die Hand meiner Töchter iſt Kavalieren beſtimmt." — Er verbrannte hierauf den

Brief vor den Augen seiner sämmtlichen Hausgenossen.

Ein Jahr lang fiel nun im Schulhause nichts Merkwürdiges vor. Helene, das zarte Kind, war indessen zu einer bildschönen Jungfrau erblüht, und es zeigten sich von Zeit zu Zeit im Dorfe fremde Herren, die allerhand Gelegenheiten suchten, sie zu sehen und zu sprechen; das züchtige Mädchen wich ihnen aber sorgfältig aus. Nach einiger Zeit empfing Bärenstein von unbekannter Hand einen Brief mit hundert Dukaten und der Auffoderung: seine Tochter Helene in die berühmte Erziehungsanstalt der Madame Fink in Rossau zu bringen, wo für ihre körperliche und geistige Ausbildung bestens gesorgt werden würde. Ein anderer Hausvater wäre über diesen Antrag stutzig geworden; aber Bärenstein, der die ihm geweissagte Erhebung aus dem Schulstaube immer im Kopfe hatte, hielt die räthselhafte Sache für das Werk irgend eines vornehmen jungen Mannes, der das

engelschöne Mädchen, nach vollendeter Bildung für die große Welt, zu seiner Gemahlin erwählen wolle. Er fuhr daher, ohne Verzug und Bedenken, mit Helenen nach Nossau, stellte sich der Madame Fink als ein Privatmann vor, und übergab ihr die Tochter.

Anfangs ging alles vortrefflich. Madame Fink zeichnete Helenen vor allen ihren Kostgängerinnen aus, und beschloß sogar, ihren siebzehnten Geburtstag, der in der Mitte des Sommers eintrat, in dem öffentlichen Garten des Italieners Torelli zu feiern. Helene bat, ihre Mutter und Schwester dazu einladen zu dürfen. Madame Fink gewährte, nach einigem Bedenken, die Bitte. Als sich die Mutter zur Reise in die Stadt entschlossen hatte, schrieb Adelgunde heimlich an Rudolf, und lud ihn ebenfalls zum Stelldichein in Torelli's Garten. Er kam, sprach mit Adelgunden und ihren Verwandten, mußte sich aber, da ihn die Festgeberin nicht nöthigte, in ihrer Gesellschaft zu blei-

ben, nach einer Weile zurück ziehen und einen andern Platz wählen.

Der Garten ward Abends erleuchtet. Madame Fink durchwandelte mit ihrer Gesellschaft die lampenhellen Gänge; Rudolf folgte in einiger Entfernung. Da sah er, daß drei Männer, die sich durch große, tief in die Augen gedrückte runde Hüte und weite Mäntel unkenntlich gemacht hatten, Helenen unabläſſig nachschlichen, sie endlich in einer einsamen Gegend plötzlich erfaßten und in ein nahes dunkles Gebüsch gewaltsam hinein riſſen. Sie rief um Hülfe; Rudolf stürzte, mit blank gezogenem Hirschfänger, den Räubern nach, warf zwei zu Boden, verwundete den dritten, der mit einem Dolche nach ihm stieß, und brachte Helenen zu den Ihrigen zurück.

Madame Fink benahm sich bei diesem Vorfall so sonderbar, als sey sie mit Rudolfs Einmischung gar nicht zufrieden. Helene verlor auf der Stelle alles Vertrauen zu ihr, erklärte ihr frei-

freimüthig, daß sie in ihrem Hause nicht länger bleiben wolle, und fuhr mit Mutter und Schwester nach Hilgendorf zurück.

7.

Um diese Zeit kam der einzige Sohn der verwitweten Gutsherrin, der junge Graf Roderich, der zwei oder drei Jahre als Husaren-Lieutenant gedient hatte, in seine Heimath zurück. Er war von dem zweiten Sohne des regierenden Fürsten, dem Prinzen Hannibal, bei einer Waffenübung empfindlich beleidiget worden, und hatte deshalb seinen Abschied genommen. Schon vor seinem Eintritt in Kriegsdienste war Helene sein Liebling; jetzt sah er das damalige Kind zu einer Jungfrau von blendender Schönheit erwachsen, und fühlte die Macht der ersten Liebe. Er mußte jedoch diese Empfindungen vor seiner höchst ahnenstolzen Mutter sorgsam verbergen. —

An einem freundlichen Herbſttage erhielt Helene von einer Freundin, der Pfarrerstochter des nächſten Dorfes, eine ſchriftliche Einladung zu einer Kaffeegeſellſchaft. Der kurze Weg führte durch ein ſchattiges Wäldchen. Sie ging zu Fuß; ihr Vater begleitete ſie. Kaum hatten ſie tauſend Schritte hinter ſich, als ſie eine mit vier Pferden beſpannte Kutſche im Wäldchen halten ſahen. Indem ſie ruhig vorüber gingen, ſprangen zwei Männer aus dem Gebüſch, ergriffen Helenen, trugen ſie in den Wagen, und lachten laut, als ſich der Vater mit ſeinem Wanderſtabe zur Wehre ſetzen wollte. Vergebens rief die Entführte nach Hülfe; der Wagen fuhr im Galopp davon.

Der unglückliche Vater lief nach Hilgendorf zurück, und keichte die Schloßſtufen hinauf, um den Beiſtand des jungen Grafen zu erbitten; er war mit ſeiner Mutter ausgefahren. Der Förſter, den Bärenſtein nun anſprach, wärmte ſein angekommenes Zipperlein unter

wollenen Fußhüllen, und konnte kein Pferd besteigen. Auch der Pachter hatte mancherlei Ehehaften, die ihn abhielten, den Mädchenräubern nachzusetzen. Bärenstein wußte weiter keinen Rath, ging mit gebrochenem Herzen nach Hause, und setzte, durch die Erzählung von Helenens Entführung, Mutter und Schwester in Schrecken und Verzweifelung.

Indessen war die gute Helene schon gerettet. Der Sohn des Oberförsters, bei dem Rudolf sich aufhielt, war mit Diesem und vier jungen Edelleuten, die bei dem Oberförster die Jägerei lernten, auf das Revier geritten, das sich von Rossau gegen Hilgendorf hinzog. Sie sangen Jagdlieder, als sie eine mit vier raschen Pferden bespannte Kutsche im stärksten Galopp feldein fliegen sahn. „Das sieht aus wie eine Entführung!" sagte Rudolf, und jagte mit seinen Gefährten dem Wagen nach. Er war bald erreicht; ein donnerndes Halt! und sechs im Anschlag gehaltene Gewehre zwangen den Lenker

des Poſtzuges, den Flug der Roſſe zu hemmen. Im Wagen ſaß Helene, und neben ihr ein Mann, der ihr eine Piſtole vor die Bruſt hielt. „Ei, Herr Basko!" rief Rudolf: „Wohin wollen Sie mit dem Frauenzimmer?" — „Das geht Sie nichts an!" antwortete des Prinzen Hannibal vertrauter Kammerdiener, den Rudolf bei einer Jagd, die der Prinz vor einiger Zeit auf dem Reviere hielt, kennen gelernt hatte. Die Jäger zwangen ihn und ſeinen Helfershelfer zum Ausſteigen. Der Kammerdiener drohte vergebens mit der Ungnade des Prinzen. Die jungen Männer führten die beiden Gefangenen zum nächſten Dorfe, und übergaben ſie den Gerichtsperſonen, um ſie, mit einer flüchtig aufgeſetzten Geſchichtserzählung, an das Kriminalgericht in Roſſau abzuliefern.

Rudolf beſorgte für Helenen einen anſtändigen Wagen, und kam gegen Mitternacht mit ihr vor dem Schulhauſe in Hilgendorf an, wo er mit Jubel empfangen und ſogar von dem

Hausvater, so abhold ihm Dieser sonst war, umarmt wurde. — Bei der Untersuchung in Nossau ergab sich, daß Basko, in Einverständniß mit Madame Fink, auch die Entführung in Torelli's Garten versucht und das vorgeblich von der nachbarlichen Pfarrerstochter gesandte Einladungsbriefchen geschrieben hatte. — Er mußte sein Verbrechen sechs Monate im Zuchthause büßen, und ward dann über die Gränze gebracht. Den Prinzen bestrafte sein Vater mit strenger Haft im Zimmer, das er einen Monat lang einsam hüten mußte.

8.

Graf Roderich, der am folgenden Morgen die Begebenheit erfuhr, beschloß auf der Stelle, sich möglichst bald mit Helenen zu vermählen, und sie dadurch vor allen weitern Nachstellungen zu sichern. Wegen seiner Verwandten schien es ihm aber nöthig, daß Bärensteins Adel zu-

vor erneut werde. Er foderte ihn auf, die nöthigen Schritte deshalb zu thun, und verſprach, die Koſten zu übernehmen, auch für ſein ſtandesmäßiges Auskommen zu ſorgen. Bärenſtein ſprang beinahe vor Freuden in die Luft. „Das iſt aber nicht genug!" fuhr der Graf fort: „Sie bedürfen eines Stammhalters, daß Ihr Geſchlecht nicht mit Ihnen ausſterbe. Hierzu ſchlag' ich Ihnen den jungen Rudolf Wigand vor. Den nehmen Sie, unter dem Namen Wigand von Bärenſtein, an Kindesſtatt an, und verbinden Sie ihn mit der Zeit, durch die Hand Ihrer jüngern Tochter, noch feſter mit ſich." —

„Nein, Herr Graf!" rief Bärenſtein heftig: „Alles, was Sie wollen, nur das nicht! Der junge Menſch hat mich, als er noch mein — oder vielmehr Adelgundens — Schüler war, mehrmals verhöhnt und lächerlich gemacht, und das kann ich ihm, als geborener Edelmann, nimmer verzeihen." — „Er hat aber auch," er-

wiederte der Graf, „Helenen zwei Mal aus den Netzen eines Wüstlings gerettet, und die Schuld jener Schülerstreiche vollkommen damit getilgt." — Das gab Bärenstein zu, und widersprach nicht weiter.

Der Graf ließ durch seinen Sachwalter die erfoderlichen Schriften abfassen. Die Erneuung des Adels fand keinen Anstoß, weil die gehörigen Ahnenbeweise vorhanden waren. Der Annahme an Kindesstatt hingegen setzten sich, wegen Bärensteins ehelicher Kinder, gesetzliche Schwierigkeiten entgegen. Da er jedoch keinen Sohn hatte, und es hier nur darauf ankam, den Namen von Bärenstein nicht erlöschen zu lassen, Rudolf sich auch um die Familie hoch verdient gemacht hatte, so schlug ein Machtspruch des regierenden Fürsten alle Bedenklichkeiten danieder. Auch die verbotene Ehe zwischen einem Wahlsohn und einer ehelichen Tochter ward in der Folge, gegen Erlegung einer Geldsumme für eine milde Stiftung, dem jun-

gen Wigand von Bärenstein und Adelgunden gestattet. —

Ehe noch der Graf seinen Vorsatz, sich mit Helenen von Bärenstein zu vermählen, seiner Mutter eröffnet hatte, fiel sie in eine tödtliche Krankheit und starb. Ein alter reicher Oheim, dessen Erbe der junge Graf war, folgte ihr bald. Beide Erbschaften setzten den Grafen in den unbeschränkten Besitz von sieben Rittergütern. Was sollte er, der ohnedieß schon reich war, mit allen diesen Ländereien anfangen? Er beschloß, eins dieser Güter dem Herrn von Bärenstein und seiner Gattin auf Lebenszeit zu überlassen, ein anderes aber dem jungen Wigand von Bärenstein, als völliges und ewiges Eigenthum, abzutreten.

Als Bärenstein, der bisherige Schulmeister, die Urkunde seines erneuten Adels erhielt, warf er vor Freuden seine Stutzperrücke an die Wand, und legte die schon bereit liegende neue Standeskleidung an. Mit Federhut, Stiefeln und

Spornen, und einem Hirschfänger an breitem goldenen Wehrgehänge, bestieg er, mit seiner Familie, einen ihm gesandten gräflichen Wagen, und fuhr nach seinem Gute ab. Dort ward das Vermählungsfest des Grafen gefeiert. Wigand von Bärenstein und Adelgunde vermählten sich, da beide noch sehr jung waren, erst im folgenden Jahre. —

Es ist nun Vater Bärensteins größte Wonne, in seinem Dorfe herum zu stolzieren, links und rechts die Mützen von den Köpfen fliegen zu sehen, und sich gnädiger Herr nennen zu hören. Aus dem allen macht sich Rudolf nichts. Er spricht aber oft: „Ich dank' es meinem Vater, daß er mich, ohne Kenntniß eines Buchstabens, mein zehntes Jahr erleben ließ. Mein später Schulgang hat mir frühzeitig ein herzliebes Weibchen erworben."

V.

Die dankbare Zwergin.

Meiſter Hildemar, der Eigenthümer einer großen Mühle, und ſchöner, umher liegenden Ländereien, wollte gegen Mitternacht das Licht auslöſchen und ſich zur Ruhe begeben, als drauſſen an den Fenſterladen geklopft ward. Er und Sara, ſein Weib, fuhren erſchrocken zuſammen; denn dieſes Klopfen konnte nicht mit rechten Dingen zugehen, da ihre Schlafkammer nicht auf ebener Erde, ſondern zwei Treppen hoch war. Indem ſie mit einander darüber ſpra-

chen, ward es noch zweimal wiederholt. Hildemar öffnete jetzt den Laden, mit der Erwartung, eine baumlange Riesengestalt oder wenigstens einen gewöhnlichen Menschen, mit einer zum Anpochen gebrauchten Stange, vor sich zu sehen. Aber der unbewölkte volle Mond zeigte ihm nichts Befremdliches als ein langes, weißes Bündel, das vor der Hausthüre lag. Er ging mit dem Lichte hinab, und fand — ein in Betten eingewickeltes Kind.

Bestürzt, doch keinen Augenblick sich besinnend, was zu thun sey, nahm er den Fündling, der ihn mit hellen Augen ansah, auf den Arm, um ihn ins Haus zu tragen. Da erhob sich in der Luft ein starkes Geräusch, das wie der Flügelschwung eines großen Raubvogels klang. Hildemar erschrak; doch da er nichts weiter sah und hörte, schloß er die Thür hinter sich zu, und stieg mit seinem Funde die Treppe hinauf.

Das kinderlose Ehepaar vereinigte sich so-

gleich, das kleine Weſen ſo lange, bis es ſeine Aeltern vielleicht abfodern würden, als ihr eigenes Kind zu behandeln. Es war ein Mädchen, kaum ein Jahr alt, und nach allem Anſchein von vornehmer Herkunft. Das Bett war von Seide, das Leinengeräth äußerſt fein, und mit dem Namen Helene und einer Grafenkrone bezeichnet.

Den weltklugen Leuten ſchien es rathſam, die wunderbare Begebenheit nicht bekannt werden zu laſſen, weil ein endloſes ärgerliches Geſchwätz darüber voraus zu ſehen war. Das Hausgeſinde hatte den Vorfall glücklicher Weiſe verſchlafen; Verheimlichung war alſo möglich, und ſie fingen es klug an, den jungen Gaſt ohne bedeutendes Aufſehen in ihr Haus einzuführen. Sie ließen in der Morgendämmerung den Reiſewagen beſpannen, und ſagten zu ihren Dienſtleuten: ſie wollten Verwandte beſuchen. Der Fündling ward in einem bedeckten Korbe in den Wagen gebracht; Hildemar lenkte ſelbſt

das Gespann, und die Reise ging fort. Unter Weges verschafften sie der Kleinen eine geringere Bekleidung, fuhren dann zu den Verwandten, und gaben vor: sie hätten einer Straßenbettlerin, die mit mehrern Kindern herum gezogen, das Mädchen, wegen seines hübschen Ansehens, abgenommen, um es als ihr eigenes Kind zu erziehen. Bei dieser Rede blieben sie auch nach ihrer Heimkehr, und jedermann glaubte ihnen.

Helene wuchs heran, ward schön, und verband mit Zartheit und Anmuth der Gestalt einen ihr angebornen Adel der Seele, der alles, was sie sprach und that, über Gemeinheit erhob. Dabei war sie ein bescheidenes, gutes Kind. Aber zu den Geschäften der Landwirthschaft hatte sie keine Neigung, und man nöthigte sie auch nicht dazu. Sie war hingegen eine fleißige Schülerin des nachbarlichen Landpredigers, eines

gelehrten Mannes, der es übernommen hatte, ihren Geiſt auszubilden.

Sie ſtand in der Blüthe ihres ſechzehnten Jahres, als eine phantaſtiſch gekleidete Prophetin das Land durchzog, und ſich überall in die Häuſer der Reichen drängte, um für ihre Weiſſagungen einen anſehnlichen Ehrenſold zu gewinnen. So machte ſie auch dem Meiſter Hildemar, von deſſen Wohlhabenheit ſie Kunde bekommen hatte, eines Morgens ihren Beſuch. Gaſtfrei, wie er war, ließ er ein Frühſtück auftragen. Als ſie aber nach deſſen Genuß in einer feierlichen Stellung weiſſagen wollte, verbat er das höflich, weil ihm, wie er hinzu ſetzte, in ſeiner Lage nichts Großes, das der Rede werth ſey, begegnen könne. Damit griff er in die Taſche, um die weiſe Frau mit einem guten Zehrpfennig zu entlaſſen.

Indem er ihr das Geſchenk in die Hand drückte, trat Helene, von ihrem Lehrer kommend, in die Stube. Die Prophetin ſtarrte ſie mit

großen Augen an, faßte ſchnell ihre Hand, beſchaute die innere Fläche derſelben, und ſprach mit Begeiſterung:

„Kind, nur eine kleine Weile
Deckt noch Dunkel Dein Geſchick.
Eine wundergroße Eule
Macht Dein Glück.“

Hierauf neigte ſie ſich tief vor Helenen, und ging von dannen.

„Das iſt eine wunderliche Prophezeiung!“ ſagte Sara. „Am Ende haſt Du wohl gar das Glück, daß unſer Nachbar, der Fänner Eule, zu Dir auf die Heirath kommt.“

Es entſtand ein Gelächter: denn dieſer Fänner (wie man damals ſtatt Fähnrich ſagte) war ein poſſierliches Männlein. Er hielt ſich für einen großen Helden, weil er in ſeiner Jugend ein halbes Jahr als Fahnjunker gedient hatte, und nachher zum Fähnrich erhoben worden war. Als aber zu gleicher Zeit ein Krieg ausbrechen wollte, traten ihm bei dieſer Ausſicht die Haare

zu Berge. Er beſchloß, ſich um keinen Preis in den gefährlichen Handel zu miſchen, wenn er nicht zuvor Gelegenheit gefunden hätte, ſich durch die ſo genannte Paſſauer Kunſt ſo feſt zu machen, daß er weder mit Spießen und Schwertern, noch mit irgend einem Geſchoß, verletzt werden könne. Es glückte ihm, daß ein reiſender Zauberer, der ihm von ungefähr in den Wurf kam, dieſe Kunſt verſtand, und ſich für Geld und gute Worte bereit finden ließ, ihm damit zu dienen. Er empfing von demſelben, gegen Erlegung eines Dukatens, einen verſiegelten Zettel, den er mit einem ſeidenen Faden durchziehen und ſich an den Hals hängen ſollte. Des folgenden Tages, als der Zauberer ſchon wieder über alle Berge war, ſchien es dem Junker doch bedenklich, ſein theures Leben einem papiernen Schilde anzuvertrauen; er wollte wenigſtens die Zauberfiguren ſehen, welche die Macht haben ſollten, ihn zu ſchützen. Behutſam das Zettelchen öffnend, fand er aber mit Schrecken

nichts

nichts als die Worte: Halunke, wehre Dich! — Das war eine ungebührliche Zumuthung, die ihm in alle Glieder schlug, und ihn auf der Stelle krank machte. Er nahm seinen Abschied, und ließ sich im Städtchen Finkenberg, wo er geboren war, häuslich nieder. Da lebte er nun seitdem schon dreißig Jahre, und ward nicht müde, sich durch Großsprecherei und eine abenteuerliche, mit seiner Gestalt nicht übereinstimmende Tracht lächerlich zu machen. Klein von Person, wie Zachäus, und eben so dick, als lang, trug er beständig Uniform, und einen langen, tief herab hängenden Säbel, den man, wenn die metallene Scheide auf den Pflastersteinen tanzte, durch die ganze Stadt klirren hörte. Auch die Hufeisen der steifen Stiefeln und die Riesensporen machten sich, im Verein mit dem Sarraß, so laut, daß sie alle Schläfer aufweckten, wenn der Fähnrer des Nachts über die Straße ging. Ein unmäßig großer Hut mit hohem Federbusch, eine Allongenperrücke, wie da-

mals sogar die Feldherren trugen, und zu dem allen ein tüchtiger Knebelbart, vollendeten das Zerrbild. Es war daher ein lustiger Scherz, als Mutter Sara den Worten der Prophetin die Auslegung gab: daß der alte, häßliche Ritter als Helenens Freier auftreten würde.

Aber man darf den Teufel nicht an die Wand malen, er kommt ohnehin wohl; und das geschah hier. Der Fähnrich hatte von der Prophezeiung gehört, und sie ganz ernstlich auf sich gedeutet. Die wundergroße Eule, wer konnte das anders seyn, als er, der große, wichtige Mann dieses Nahmens? — Er hielt sich also für bestimmt, des Mädchens Glück zu machen, und glaubte getrost, die Ehe sey bereits im Himmel so fest geschlossen, daß er keinen Korb zu befürchten habe.

Frisch bestieg er einen Miethgaul, und ritt nach der Mühle, wo er schon in frühern Zei-

ten bisweilen gewesen war. Seine Ankunft erregte Befremden, weil man sogleich an die Prophezeiung dachte. Da er aber, bei Wahrnehmung der großen Augen, geschwinde vorgab, daß er nur im Vorbeireiten ein wenig hier ausruhen wolle, so war er willkommen. Er sprach nun, wie gewöhnlich, von sich selbst, rühmte sich freundschaftlicher Verbindungen mit großen Herren, die ihn nicht kannten, prahlte mit Reichthümern, die er nicht besaß, und nannte sich immer beim dritten Worte dieser Lügen einen ehrlichen deutschen Degenknopf.

Als er den Aeltern, nach seiner Meinung, hinreichenden Staub in die Augen geblasen hatte, sagte er dem Mädchen, das ihm über alle Maßen gefiel, tausend Schmeicheleien, und gaukelte, wie ein junger, verliebter Fähnrich, in der Stube herum. Diese gewaltsame Beweglichkeit des runden, bleiernen Körpers war so drollig, daß sich Helene des Lachens nicht enthalten konnte. Er nahm das für Beifall, und ritt

mit dem Glauben, seine Sache trefflich eingeleitet zu haben, nach Finkenberg zurück.

Dort sprach er in der geschlossenen Abendgesellschaft, deren Mitglied er war, mit schwärmerischen Lobeserhebungen von Helenen, und rühmte sich, er habe das Glück gehabt, ihr zu gefallen. Einige Witwer und alte Junggesellen, die dabei saßen, horchten hoch auf. Den Mühlmeister kannten sie alle; aber seine Pflegetochter, die selten in die Stadt kam, hatten sie nur flüchtig gesehen, und wenig beachtet. Doch jetzt, da so viel Wesens von ihr gemacht wurde, und die Herren meistens Lust hatten, eine anmuthige und vortheilhafte Heirath zu thun, so faßten sie in der Stille den Vorsatz, dem feurigen Lobredner, wo möglich, den Rang abzulaufen, und das feine Liebchen, sammt der ansehnlichen Mitgift, die sich von dem reichen Mühlmeister erwarten ließ, heim zu führen.

So hatte der geschwätzige Prahler einen Schwarm von Nebenbuhlern aufgeregt, und ei-

ner nach dem andern machte ſich in den nächſten Tagen auf den Weg, um Brautſchau zu halten. Zuerſt kam ein rothnäſiger Gerichtshalter, der den Schweiß ſeiner Bauern in Rheinwein und Burgunder verwandelte, und zehn Monate im Jahre mit dem Zipperlein behaftet war; ihm folgte ein von ewigem Tabaksqualm braun geräucherter Sachwalter, der von nichts als Rechtshändeln ſprach und zu ſprechen wußte; dann erſchien ein wüſter Landjunker, der ſein Gütchen verſpielt hatte; und endlich der Arzt des Städtchens, ein roher, unſauberer Geiſt, der allen geſitteten Frauen ein Gräuel war, weil er immer die unanſtändigſten Scherze im Munde führte.

Hildemar wußte nicht, wie er auf Einmal zu der Ehre kam, daß alle dieſe Herren ſein Haus zum Ziel ihrer Spazierfahrten und Luſtritte wählten. Keiner von ihnen war ein Mann nach ſeinem Herzen; er mußte jedoch aus der Noth eine Tugend machen, und ſie freundlich empfan-

gen. Sie fanden insgesammt Helenen sehr liebenswürdig, und noch liebenswürdiger die herrlichen Fluren und Gebäude, die jeder mit der Zeit zu erben hoffte. Doch nahmen sie sich in Acht, den Zweck ihrer Besuche sogleich zu verrathen. Sie zeigten sich vorerst nur so viel als möglich von der besten Seite, und waren eifrig beflissen, sich dem Mädchen und den Aeltern auf alle Weise zu empfehlen.

Ihnen zu Ehren stellten sie unter andern auch glänzende Gastmähler an. Ein schweres Unternehmen für den verarmten Landjunker! Doch er schaffte Rath: er borgte Geld und Tischgeräth bei Juden und Christen zusammen. Der Fänner lachte in's Fäustchen, daß sich seine Nebenbuhler so vergebens in Unkosten setzten. Ihm allein konnte ja, nach dem Buchstaben der Prophezeiung, die Braut nicht entgehen.

Eines Tages gab der Mühlmeister, um

Gleiches mit Gleichem zu vergelten, den ſämmtlichen Herren, die ihn bewirthet hatten, einen Schmaus, und lud auch den Fänner dazu ein, ungeachtet dieſer nicht für nöthig befunden hatte, ſich gaſtfrei zu zeigen.

Indem die Geſellſchaft luſtig und guter Dinge war, erſchien ein Harfner, der um Erlaubniß bat, ſich hören zu laſſen. Es war ein Jüngling von edler Geſtalt und angenehmer Geſichtsbildung. Auch ſein Gewand, ein feines ſilbergraues Wamms und kurzer rother Mantel, zeichnete ihn vor dem gewöhnlichen Schlage der damals häufig wandernden Spielleute vortheilhaft aus. Es war dem Mühlmeiſter erwünſcht, daß ſich eine Gelegenheit fand, die unartigen Tiſchgeſpräche ſeiner ſchon halb berauſchten Gäſte durch Muſik zum Schweigen zu bringen. Er ließ daher dem Harfner einen Stuhl ſetzen, reichte ihm einen Becher Wein, und foderte ihn auf, die Geſellſchaft zu unterhalten.

Der Jüngling nahm Platz, begann ein

Vorſpiel, und überſah zugleich mit beſcheidenen Blicken die Tafel. Die männlichen Geſtalten zog er wenig in Betrachtung; aber auf Helenen ruhte ſein Auge ſo gefeſſelt, daß er ſich und ſein Spiel darüber vergaß, und die Hände in den Schooß ſinken ließ.

„Friſch, friſch, junger Menſch!" rief der eiferſüchtige, neben Helenen ſitzende Fähnrich. „Warum erſtarrt Er auf Einmal, und klimpert nicht weiter?"

„Weil ich," antwortete der Harfner, „höchlich erſtaune, einen Kriegsmann hier zu finden, da doch jetzt das ganze Heer im Felde ſteht, um das Vaterland des Feindes Händen zu entreiſſen, und den verdrängten König wieder auf den Thron zu ſetzen."

„Was will Er damit ſagen?" verſetzte ſcham- und zornroth der Fähnrich. „Ich thue für König und Vaterland in geheim ſo viel, als das ganze Heer; wie das aber geſchieht, das will

und kann ich nicht an die große Glocke ſchlagen."

Die Tiſchgenoſſen lächelten bei Seite über dieſe Aufſchneiderei; der Harfner hingegen ſagte ernſthaft: „Wenn dem ſo iſt, mein Herr, ſo bezeige ich Euch, als einer Stütze des Thrones, meine Achtung."

„Das wollt' ich mir auch ausbitten!" brummte Jener.

„Die übrigen Anweſenden," fuhr der Harfner fort, „ſind ohne Zweifel eben ſo treue Anhänger des Königs: darum hoff' ich, daß ſie insgeſammt ein Lied von den Schickſalen des unglücklichen Fürſten mit Antheil aufnehmen werden."

Einſtimmig verlangte man das Lied. Der Harfner trug es mit einem ſo innigen Tone vor, daß alle Herzen der Zuhörer, die doch meiſtens kalte Menſchen waren, dadurch erwärmt wurden. Der Geſang ſchloß mit der Auffoderung: dem vertriebenen Landesherrn treu zu

bleiben, und ſich nicht durch des Feindes Ränke von ihm abwendig machen zu laſſen. Gerührt und begeiſtert riefen Alle dem König ein Lebehoch, und gaben einander die Hände darauf, ihm anzuhangen bis in den Tod.

Der Harfner, dem dieſe lebhafte Theilnahme gefiel, ſang nun andere Lieder, und zuletzt eins zum Lobe der Frauen. Es war natürlich, daß er das ſchöne Mädchen dabei anſah. Aber Herr Eule grießgrammte darüber, ohne daß er jedoch den Muth beſaß, ſeinen Ingrimm gegen den jungen Mann, der ihn ſchon einmal abgetrumpft hatte, laut werden zu laſſen. Darum ergriff er ein anderes Mittel, dem ärgerlichen Liebäugeln zu ſteuern: er ſchob ſeinen Stuhl mit Geräuſch hin und her, um einen allgemeinen Aufſtand zu bewirken.

Helene ſah den Poltergeiſt verdrießlich an. Auch der Gerichtshalter, der gern noch eine Weile gebechert hätte, ſchnitt ihm ein böſes Geſicht, und ſtürzte das vor ihm ſtehende volle Glas

hurtig aus, um es nicht einzubüßen. Doch al' les half nichts, der Ruheſtörer lärmte fort, und der Aufſtand erfolgte.

Der Sänger verſtummte bei dieſem Getümmel, machte Helenen eine ehrerbietige, den Uebrigen eine flüchtige Verbeugung, und wandte ſich nach der Thür. Hildemar rief ihn zurück, um ihn mit einem anſtändigen Ehrenſolde zu begaben. Allein der Jüngling lehnte das Anerbieten höflich ab, und entfernte ſich eilend.

Er war aber nicht weit gegangen. Am folgenden Tage tönte ſeine Harfe aus einem nahen, an Hildemar's Wohnhaus angränzenden Walde. Sie ſpielte die Weiſe des Liedes zum Lobe der Frauen, das der ungezogene Fähnrich beim Gaſtmahle nicht ausſingen ließ. Helene kam eben des Weges daher, blieb ſtehen und lauſchte. Der Harfner, der das erwartet und mit ſeinem Spiele beabſichtet hatte, trat hinter

dem Gebüsch hervor, grüßte sie, und gestand, daß er bloß ihretwegen noch in dieser Gegend verweile. Sie erröthete; doch weniger über sein Geständniß, als vielmehr über ihre eigene Empfindung, daß es ihr nicht unangenehm war, den lieben jungen Mann, dem sich ihr Herz schon Tages vorher zugeneigt hatte, wieder zu sehen, und ein so schmeichelhaftes Bekenntniß aus seinem Munde zu hören. Ein freundliches Wort gab das andere. Am Ende erklärte er ihr seine Liebe, und setzte hinzu: sie solle nicht glauben, daß er sie, als ein heimathloser Abenteurer, überreden wolle, ein kummervolles Schicksal mit ihm zu theilen; er werde bald aus seiner gegenwärtigen Dunkelheit hervor treten, und ihr ein glückliches Loos bereiten. —

Indem er das sagte, kam der Fähnrich von weitem geritten, sah die jungen Leute beisammen stehen, entbrannte vor Eifersucht, und strampelte mit beiden Beinen, um seinen abgelebten Gaul in Galopp zu setzen. Das alte Thier

machte auch wirklich einen ſchwachen Verſuch; aber nach zwanzig ſteifen Sprüngen war es ſchon erſchöpft, und ſtürzte zu Boden. Der Reiter ſchoß weit voran in den tiefen Sand der Rennbahn, wo er zum Glück eine gaſtfreundliche Aufnahme fand, und keinen Schaden erlitt. Doch lag er in den erſten Augenblicken ohne Bewegung, als ob er nimmer wieder aufſtehen wollte.

Helene und der Harfner eilten ihm beſtürzt zu Hülfe. Er war durch ſeinen Fall ſo gedemüthiget, daß er ſich von ihnen aufrichten ließ, ohne nur mit einer Miene ſeinen Unwillen gegen ſie zu verrathen. Als er aber wieder auf den Beinen ſtand und ſich geſund fühlte, ſah er das Mädchen ſtarr und ſträflich an, und ſagte: „Es iſt nicht fein, wenn Jungfrauen die gebührende Zucht und Ehrbarkeit aus den Augen ſetzen, und auf öffentlicher Straße mit Landſtreichern koſen.“

„Hüthet Eure Zunge!“ ſagte der junge

Mann mit Ernſt und Würde. „Sonſt werd' ich dereinſt für jedes Wort, womit Ihr die edle Jungfrau oder mich beleidiget, Rechenſchaft fodern."

„Potz tauſend!" verſetzte Herr Eule. „Das iſt ja ordentlich die Sprache des höchſten Weltrichters."

Der Jüngling warnte ihn nochmals, nicht zu ſpotten, und fragte: woher er denn Fug und Macht habe, das Mädchen über ein unſchuldiges Geſpräch zur Rede zu ſtellen.

„Ich hätte nicht nöthig, Euch zu antworten," entgegnete der Fähnrich: „doch ſollt Ihr wiſſen, daß dieſe Jungfrau meine Braut iſt."

„Ich?" — fiel das Mädchen ſtaunend ein. „Davon weiß ich nichts."

„Das konnt' ich wohl denken!" ſprach der Harfner. „Ihr habt alſo kein Recht, Euch hier unnütz zu machen. Darum ſeyd ſo gut, und verlaßt uns!"

„Ich will doch ſehn, wer mich vertreiben

will!" sagte der Held, und schlug auf das Gefäß seines Degens.

„Fort!" rief der Jüngling mit einem heftigen, gebieterischen Tone, und machte zugleich, rasch auf ihn los gehend, eine Bewegung mit der Hand, als wollte er ihm auf eine unsanfte Art den Weg weisen. Der feigherzige Polterer wich erschrocken zurück; und als er auf diesem Krebsgange von seinem muthigen Gegner verfolgt wurde, kehrte er ihm plötzlich den Rücken, lief zu seinem Pferde, kletterte hurtig hinauf, und trabte, ohne sich umzusehen, davon.

Der Harfner begleitete Helenen an die Thür ihrer Wohnung, und sagte: er müsse sich nun auf einige Zeit aus ihrer Nähe entfernen; aber sein Geist werde sich immer mit ihr beschäftigen, und nichts vermöge das Band zu zerreißen, das sein treues Herz an das ihrige knüpfe. Sie drückte ihm leise die Hand, und er verließ sie mit eiligen Schritten.

Am folgenden Tage brachte der feldflüchtige Kriegsmann durch ausgesandte Kundschafter in Erfahrung, daß der Feind die Gegend verlassen habe. Schnell war der Ausreißer wieder auf dem Platze, und setzte seine Brautwerbung thätiger als jemals fort. Seine Nebenbuhler, die das merkten, betrieben die Sache nun auch mit aller Macht. Helene befand sich daher in einem sehr unangenehmen Gedränge: denn ihre beiagten Freier erschienen ihr jetzt doppelt häßlich, da ihr der junge schöne Sänger immer vor Augen schwebte.

Traurig ging sie eines Tages in den Wald, und verirrte sich, in Gedanken vertieft, von ihren gewöhnlichen Pfaden. Sie kam an ein altes Jagdschloß, das in frühern Zeiten von den Fürsten des Landes oft besucht worden war, jetzt aber so öde stand, daß sogar kein Aufseher mehr darin wohnte. Indem sie sich diesem Gebäude nahte, bemerkte sie eine zahllose Schaar von Krähen, die es theils mit großem Geschrei um-

umschwärmten, theils vor den Fenstern des Erdstocks saßen, mit gestreckten Hälsen hinein guckten, und auf die Glasscheiben hackten. Die Krähen verscheuchend und in's Gemach hinein sehend, erblickte sie darin einen unerwarteten Bewohner, der den Aufruhr der feindlich gegen ihn gesinnten Vögel veranlaßte.

Es hatte sich nämlich eine sehr große Eule, eine Riesin ihres Geschlechts, im Schlosse niedergelassen, und war eben damit beschäftiget, ihr Zimmer in Ordnung zu bringen. Sie selbst bemühte sich eigentlich nicht damit; sie beobachtete nur, auf und abgehend, die Arbeit ihres seltsamen Dieners, eines Besens, der freiwillig, ohne daß er von einer Hand geführt wurde, den Fußboden kehrte, und zuweilen in einen Eimer mit Wasser sprang, um sich zu befeuchten. Von Zeit zu Zeit blieb die Herrschaft stehen, hob einen Fuß auf, und zeigte damit auf einen Fleck, wo es noch nicht rein genug war. Da hüpfte der gehorsame Besen sogleich herbei, und fegte

die Stelle. Zuletzt machte er noch verſchiedene Luftſprünge nach der Decke hinauf, um die herab hangenden Spinnengewebe wegzuhaſchen. Mit dem allen fertig, trat er ab, und der Eimer humpelte von ſelbſt hinter drein.

Die Eule beſchaute ſich jetzt, wie ein gefallſüchtiges Mädchen, in einem Spiegel, putzte ſich nach ihrer Art, ſprang dann auf das Fenſter, vor welchem Helene ſtand, und rief mit einer angenehmen Stimme der Fliehenden zu: „Bleib da, liebes Kind! Was läufſt Du vor einer wohlmeinenden Freundin? Ich habe Dich heute hier erwartet, um mit Dir über wichtige Dinge zu ſprechen. Komm herein!“

Voll Erſtaunen, einen Nachtvogel ſo menſchlich und vernünftig ſprechen zu hören, wußte Helene nicht, ob ſie ſich mit der vorgeblichen Freundin in eine Unterredung einlaſſen oder ihre Flucht fortſetzen ſollte. Indem ſie, ſtill ſtehend, darüber mit ſich ſelbſt kämpfte, ging das Schloßthor auf, die Eule trat heraus, und nöthigte ſie

mit den freundlichſten und traulichſten Worten hinein. Nun faßte ſie Muth, der ſeltſamen Einladung zu folgen.

Als ſie auf einem Stuhle Platz genommen, und die Eule ſich auf einem andern neben ihr niedergelaſſen hatte, begann dieſe:

„Ich bin die Tochter eines Zwergkönigs, der in unterirdiſchen Klüften und Höhlen ein großes Reich beherrſcht. Dreimal ſchöner, als meine Stiefmutter, war ich ihr deßwegen verhaßt. Wir zankten uns alle Tage; und als wir einsmals in Abweſenheit meines Vaters, der eben Heerſchau hielt, außerordentlich hart an einander gerathen waren, verwandelte mich die tükkiſche Zauberin in eine Eule, und jagte mich aus unſerm königlichen Pallaſte in die Oberwelt hinauf."

„Es war Morgen; die Sonne ſchien. Dennoch fand ich, da ich nicht, wie die gemeinen

Eulen, bei hellem Tage blind bin, ohne Schwierigkeit den Weg zu einem hohlen Baume, und kroch hinein. Kaum war das geschehen, so rannte ein Jäger, der mit einem andern in der Nähe stand, auf den Baum zu, und erklärte laut, daß er mich tödten wolle. Sein Gefährte bat für mein Leben, und nahm mich, als Jener auf seinem blutigen Vorsatze bestand, thätig in Schutz. Darüber entzweiten sie sich dergestalt, daß der mordgierige Mann meinen Vertheidiger mit dem Jagdspieße durchstach. Hierauf ergriff er, ohne sich weiter um mich zu bekümmern, schleunig die Flucht."

„Der todte Leichnam ward bald gefunden und aufgehoben. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich aus dem Gespräche der damit beschäftigten Leute, daß der Ermordete ein Graf Wildenfels gewesen war. Ach, wie wird es nun seinem Töchterlein ergeh'n! sagten sie. Das arme Kind, kaum ein Jahr alt, hat doch gewaltiges Unglück. Die Mutter im Kindbett gestorben;

der Vater gemordet; und die Kleine nun, ohne Hülfe und Schutz, in den Händen einer bösen Stiefmutter! — Sie hat sich aber schon verlauten lassen: sie wolle den Schreihals — denn anders spricht sie nicht — einer Base, der Gräfin Wildenfels, in's Haus schicken. Doch bei der alten, mürrischen Frau, die keine Kinderfreundin ist, wird sich die verlassene Waise nicht besser befinden. — So sprachen die Leute, die den Leichnam fortbrachten."

„Einige Tage später sah ich auf der nahen Landstraße einen Wagen daher fahren. Darin saß eine junge Dirne, die ein Kind auf dem Schooße hatte. Plötzlich fielen Räuber, aus dem Walde hervor stürzend, den Wagen an. Die Dirne sprang heraus, ließ das Kind darin liegen, und entfloh mit dem Kutscher. Die Buschklepper führten den Wagen fort, nachdem sie das Kind, als eine unnütze Beute, im Walde niedergelegt hatten."

„Ueberzeugt, daß es die vom Unglück ver-

folgte Waiſe des Grafen Wildenfels ſey, hielt ich mich aus Dankbarkeit verpflichtet, das kleine Weſen vom Verderben zu retten, und in gute Hände zu bringen. Ich hatte Tages zuvor einige Holzſchläger belauſcht, und aus ihrem Geſpräche vernommen, daß der Mühlmeiſter Hildemar ein wackerer Mann und kinderlos ſey. Darum wußte ich gleich, wohin ich mich mit meiner kleinen Gräfin wenden konnte. Ich wartete bis gegen Mitternacht, und wen ich dann vor Hildemar's Hausthür legte, das warſt Du!" —

Helene, die ſich immer, nach der verbreiteten Sage, für das Kind einer Straßenbettlerin gehalten hatte, erſtaunte über dieſe Eröffnung, und wollte die Sache für einen Irrthum erklären. Aber die Zwergprinzeſſin betheuerte, daß es damit ſeine Richtigkeit habe. „Ich ward ſeit jener Zeit," fuhr ſie fort, „mit einem Zauberer bekannt, der ein Feind meiner Stiefmutter iſt, ihr an Macht wenig nachgiebt, und mich, ihr

zum Trotz, mit verschiedenen Gaben und Kräften ausrüstete, die mir bisweilen trefflich zu Statten kommen, um mancherlei Gutes zu stiften. Unter andern bin ich fähig, geheime Dinge zu erforschen, und weiß daher nicht allein, daß Du wirklich die Tochter des ermordeten Grafen bist, sondern daß Du auch eine Menge Freier hast, aber keinen liebst, außer Einen. — Du hast, im Vertrauen gesagt, das beste Theil erwählt, und die alten lästigen Buhlen will ich Dir nächstens vom Halse schaffen. Frage nicht, wie ich das anstellen werde. Es soll gelingen; darauf verlaß Dich, und mit diesem Troste geh ruhig nach Hause."

Den zweiten Tag nachher trat ein kleines junges Weiblein in Hildemar's Wohnstube, neigte sich zierlich, und sprach: „Ehrsamer Herr Mühlmeister, ich thu' Euch hiermit zu wissen, daß ich mich, mit hoher Erlaubniß der gegenwärtigen

Machthaber, in dem alten Waldschlosse, als Speisewirthin, niedergelassen habe. Natürlicher Weise muß mir sehr daran gelegen seyn, mich der ansehnlichen Nachbarschaft zu empfehlen. Darum lade ich Euch, werther Herr Mühlmeister, sammt Eurer lieben Hausfrau und Jungfer Tochter, höflich ein, heute über drei Tage, folglich den nächsten Samstag, mit einem Mittagsmahle bei mir vorlieb zu nehmen. Die Zeit soll Euch nicht lang werden. Ich lud bereits mehrere von Euern Bekannten und Freunden in Finkenberg ein, und sie sagten mir zu, daß sie sich einstellen wollten."

Hildemar, den die unerwartete Erscheinung befremdete, that mancherlei Fragen über die neue Anstalt im Walde, erhielt befriedigende Antworten, und versprach am Ende, sich bei dem Gelage mit den Seinigen einzufinden. Das Weiblein dankte freundlich, und warf, indem es abtrat, Helenen einen bedeutsamen Blick zu, der ihre geheime Vermuthung, daß die vorgebliche

Speisewirthin niemand anders als Freundin Eule sey, bestätigte. Es war auch wirklich die königliche Prinzessin, die mit Hülfe des ihr wohlwollenden Zauberers jeden dritten Tag ihre vorige menschliche Gestalt annehmen konnte.

In der Mittagsstunde des Samstags fand Hildemar, als er in's Waldschloß trat, Helenens Freier dort schon versammelt. Sie gingen ihm mit freundlichen Mienen und dargebotenen Händen entgegen; indem sie sich aber bückten und Scharrfüße machten, sagten sie ihm, zu seinem Erstaunen, die größten Unhöflichkeiten und Beleidigungen in's Gesicht. „Willkommen, Herr Metzmeister!" rief der Eine. „Stellt Euch so fromm und ehrlich als Ihr wollt, Ihr habt doch Euer Diebsloch, wie andere Müller!" sprach der Andere. „An Euch ist mir gar nichts gelegen," sagte der Dritte: „Aber Ihr seyd ein steinreicher Mann, und habt eine Pflegetochter, die ich heirathen will, wenn Ihr mit einer tüchtigen Mitgabe herausrückt." — Mit dergleichen

Artigkeiten begrüßte ihn auch der Vierte, und alle geberdeten sich dabei so unterwürfig und schmeichelnd, daß er sie, wegen dieses Widerspruchs, für wahnsinnig hielt. Das Sonderbarste war, daß Jeder über die Grobheiten, die sein Vorgänger ausstieß, erschrak, und im nächsten Augenblicke mit noch härtern Brocken um sich warf.

Die aufgetragene Suppe brachte sie zum Schweigen: sie setzten sich an den Tisch, und aßen wie ganz vernünftige Leute. Kaum aber fanden sie auf dem Teller nichts mehr zu thun, so brauchten sie wieder den Mund auf die schnödeste Weise gegen Hildemar, und endlich sogar gegen Helenen. Beide nahmen sich nicht die Mühe, den tollen Schwätzern zu antworten. Jener aber that im Herzen den Schwur, ihnen [illegible] und sonders hinfort sein Haus zu verschließen.

Als sie genug geschmäht hatten, zogen sie gegen einander selbst los. Anfangs nur mit lu-

ſtigem Spott. Unter andern ward der kleine Fähnrich ein Endchen von einem Soldaten, und der entgüterte Landjunker ein Herr von Nirgendheim geſcholten. Bald aber ſchimpften ſie ſich ernſthaft. Alle Schändlichkeiten, die einer von dem andern wußte, kamen unverhohlen zur Sprache. Das geſchah zwar immer noch eine Weile mit lachendem Munde; doch endlich ſprangen ſie von den Stühlen auf, und fielen einander in die Haare. Nur der Fähnrich entehrte ſich nicht mit dieſer gemeinen Katzbalgerei: er zog den Säbel, und ſchwor bei allen Teufeln, den in Kochſtücke zu zerhacken, der ihn anrühren würde. Dieſe furchtbare Drohung ſchreckte jedoch ſo wenig, daß er gerade der Erſte war, den man zur Thür hinaus warf. Schlag auf Schlag beförderten ſich die Uebrigen eben dahin. Hildemar allein blieb unangetaſtet, weil er ſich in den unſinnigen Streit mit keinem Worte gemiſcht hatte.

So bald ſich Jene ſämmtlich auf der Straße

befanden, erwachten sie wie aus einem Traume. Einer fragte den andern: warum haben wir uns geschlagen? Jeder behauptete mit schrecklichen Eidschwüren: es sey kein böses Wort aus seinem Munde gegangen; er habe mit seinen werthen Freunden nichts als Liebes und Gutes gesprochen. Zuletzt glaubten sie bezaubert gewesen zu seyn, und herzten und küßten einander.

In diese allgemeine Umarmung wollten sie auch den Mühlmeister mit einschließen, als er aus dem Waldschlosse heraus trat. Er wies sie aber zurück, und sagte mit kräftiger Stimme: „Weichet von mir, und keiner unterstehe sich hinfort, sich meiner Schwelle zu nahen!" Darauf bestieg er mit Weib und Kind seinen Wagen, und verließ die bestürzte Gesellschaft.

Der Hausbann wirkte: es ließ sich in den nächsten vier Wochen keiner der verwiesenen Freier in der Mühle wieder blicken. Doch eben

so wenig sah und hörte Helene von ihrem Geliebten. Sie glaubte, einige Kunde von ihm in dem Waldschlosse zu erhalten; aber so oft sie dahin ging, fand sie es leer. Die Speisewirthschaft hatte nur einen Tag gedauert, und Prinzessin Eule war gänzlich verschwunden.

Um diese Zeit geschah es, daß der vertriebene König an der Gränze des Reichs eine Hauptschlacht gewann, und die besiegten Feinde dadurch zwang, sein Land zu räumen. Er hielt einen feierlichen, vom Jubel des Volkes verherrlichten Einzug. Sein Weg nach der Hauptstadt ging unweit der Mühle vorbei. Hildemar und die Seinen erwarteten ihn an der Landstraße, um in das freudige Lebehoch einzustimmen.

Der König war zu Pferde; sein Kronerbe ritt neben ihm. Diesen erblickend, fuhr Helene mit einem dumpfen Schrei zusammen, und hatte Mühe, sich auf den Füßen zu erhalten. „Was ist Dir?" fragte Hildemar: „Findeß Du viel-

leicht, wie ich, zwiſchen dem Prinzen und dem Harfenſpieler, der ſich jüngſt bei uns hören ließ, eine wunderbare Aehnlichkeit?" — Sie bejahte das leiſe.

Indeſſen war der Siegeszug näher gekommen. Der Prinz ſah mit ſpähenden Augen umher, und grüßte mehrmals freundlich nach der Gegend hin, wo Helenens Schönheit aus dem Volksgewühl hervor ſtrahlte. „Er iſt's! er iſt's!" ſagte Hildemar: „Ich wette mein Leben!" Das Mädchen ſtand wie im Traume, und antwortete nicht. Sie gingen, ohne ſich das Räthſel löſen zu können, gedankenvoll nach Hauſe.

Tages darauf, als eben der Mühlmeiſter mit Frau und Tochter von der Sache ſprach, trat der junge Sänger in derſelben Kleidung, die er bei dem durch ſeine Kunſt belebten Gaſtgebote trug, in die Stube, und rief munter und fröhlich: „Guten Tag, meine Freunde! Kennt Ihr mich noch?"

Helene ſchrak erröthend auf; Vater und Mutter empfingen ihn mit ſcheuer Höflichkeit.

„Es iſt Zeit, mich Euch zu erkennen zu geben;" ſagte der Jüngling. „Dieſes Gewand, das ich heute noch einmal anlegte, um Euch auf der Stelle bekannt zu ſeyn, war eine Verlarvung, unter welcher ich, den Feinden unverdächtig, die Geſinnungen des Volkes gegen meinen abweſenden Vater erforſchte. Ich bin der Sohn des Königs. — Erſchrick nicht, geliebte Helene! — Ich halte Dir getreu, was ich als Harfner verſprach: ich erkläre Dich hiermit zu meiner Braut." —

„Das iſt brav!" rief die Zwergprinzeſſin, die plötzlich, als wäre ſie wie ein Sonnenſtrahl zum Fenſter herein gekommen, mitten unter ihnen ſtand. „Des Herrn Vaters Majeſtät," fuhr ſie fort, „werden ſich freilich ein wenig ſperren; aber ſagt dem alten Herrn nur, daß Eure Braut keine Müllerstochter, ſondern eine Gräfin Wildenfels ſey; und will er's nicht glauben, ſo be-

ruft Euch auf mich: ich weiß alles genau, und kann es beweiſen."

Der Prinz ſah die kleine Perſon, die ſo zuverſichtlich ſprach, mit Verwunderung an, und erbat ſich ihren werthen Namen. Sie nannte ſich, und verſicherte, daß ihr Vater, ob er gleich keine Geſandten an andere Höfe ſchicke, ein ſehr mächtiger Fürſt der Unterwelt ſey. Dann erzählte ſie die Ermordung des Grafen Wildenfels, mit allen daraus entſtandenen Folgen. Der Prinz erinnerte ſich des Grafen recht wohl. Er war ein Günſtling des Königs geweſen. Das machte dem Prinzen Hoffnung, daß ſeine Brautwahl ohne Schwierigkeit die väterliche Genehmigung erhalten werde. Er eilte daher getroſt nach der Hauptſtadt zurück.

Es ging aber nicht ſo, wie er dachte. Der König, der ſeinen erſchütterten Thron durch ein Familienbündniß mit einem mächtigen Fürſtenhauſe

hause befestigen wollte, und seinen vormaligen Liebling längst vergessen hatte, schlug des Kronprinzen Gesuch rund ab. Dieser, auf seiner Bitte beharrend, stellte vor: er sey nicht verpflichtet, die Neigung seines Herzens dem Moloch der Staatskunst zum Opfer zu bringen. Darüber entstand zwischen Vater und Sohn ein heftiger Zwist. Der Letztere verging sich mit Worten, und das Ende vom Liede war, daß ihn der zornige König verhaften und auf eine Festung bringen ließ.

Kaum hatte das der Zwergprinzessin ihr kleiner Finger gesagt, so begab sie sich nach Hofe, machte dem König ihre Aufwartung, und bot die möglichste Beredsamkeit auf, ihm das verweigerte Jawort abzuschwatzen. Er widerstand aber, wie ein Fels, und setzte zuletzt den fürstlichen Rang der hohen Vermittlerin so ganz aus den Augen, daß er ihr mit unhöflichen Worten die Thür wies. „Nun, nun, ich gehe schon;" sagte sie: „doch will ich's wohl dahin

bringen, daß Eure Majeſtät längſtens in drei Tagen zum Kreuze kriechen." Ein ſchallendes Gelächter war ſeine Antwort.

Bald darauf erzählte er einem vertrauten Höfling, der zu ihm kam, die rauhe Abfertigung der Prinzeſſin, und war, wie immer, des vollkommenſten Beifalls gewärtig. Der Hofſchranz, der bei jeder Gelegenheit den Honig der Schmeichelei auf der Zunge hatte, machte denn auch, wie gewöhnlich, eine tiefe Verbeugung und ein ſehr beifälliges Geſicht, ſagte hingegen mit dem ernſten Tone eines Hofmeiſters: „Ew. Majeſtät betrugen ſich nicht fein und ritterlich gegen die Dame. Auch iſt es nicht löblich, daß Allerhöchſtdieſelben der treuen Dienſte des ermordeten Grafen Wildenfels, der zweimal der Retter Ihres Lebens war, undankbar vergaßen." —

Der König ſah ihn mit Erſtaunen an und fragte: ob er ſeinen Verſtand verloren habe.

„O nein," verſetzte der Hofmann mit ehr-

erbietigem Lächeln: „Ich ſprach die vernünftigſte Wahrheit."

„Wahrheit!" fuhr der Herrſcher auf. „Ich haſſe die Wahrheit. — Drum geh mir aus den Augen, und wag' es nicht mehr, bei Hofe zu erſcheinen."

Ein anderer Hofherr, der zunächſt in's königliche Gemach trat, ſprach eben ſo kühn, als ſein Vorgänger, und ward, wie dieſer, verbannt. Aber die Ungnade des Königs, die ſonſt, wie ein Erdbeben, den Hof erſchütterte, hatte jetzt keinen abſchreckenden Erfolg. Wer mit ihm ſprach, nahm kein Blatt vor den Mund. Sogar die muſterhafteſten Schmeichelkatzen, die ſich ihr Leben lang mit wurmähnlicher Demuth vor ihm geſchmiegt hatten, verletzten ihn mit der Kralle der Wahrheit. Das geſchah nicht immer nur wegen des Prinzen. Man rückte dem König tauſend andere Dinge vor; man ſtellte alle Böcke, die er während ſeiner

langen Regierung geschossen hatte, in Reihe und Glied vor ihm auf. Er fluchte, tobte, prügelte, füllte die Gefängnisse der Hauptstadt, und ließ sich zuletzt, als er alle seine gewöhnlichen Diener fortgejagt hatte, von Küchen- und Stalljungen bedienen. Aber auch diese Wichtlein sagten ihm bittere Wahrheiten, die er nicht verdauen konnte. Er mußte sich nun seine Kleider selbst ausklopfen, und die Schuhbürste handhaben.

Bei dieser Beschäftigung überraschte ihn am dritten Tage die kleine Prinzessin. Wir erriethen es längst, daß sie es war, die ihn, wie schon früher ihre Gäste im Waldschlosse, bezaubert hatte: dennoch heuchelte sie Erstaunen, ihn bei so niedrigen Arbeiten zu finden. Er gestand offenherzig, daß ihn das unter seinen Hofleuten ausgebrochene Wahrheitsfieber in diese Lage versetzt habe. Lächelnd fragte die Prinzessin: „Was gewährt Ihr mir

dafür, wenn ich Eure Dienerſchaft wieder geſund mache?" — Freudig erbot er ſich zu Allem, was ſie verlange. Sie foderte: daß er die Verbindung ſeines Thronerben mit der Gräfin Helene Wildenfels auf der Stelle genehmigen ſolle. Er ging ſehr ſchwer daran, in dieſen ſauern Apfel zu beißen; da ihm jedoch der Holzapfel der Wahrheit noch ſaurer ſchmeckte, ſo griff er nach jenem, und ſandte ſchleunig zwei Hofwagen ab, um Helenen aus der Mühle und den Prinzen von der Feſtung zu holen.

Und als ſie nun, nach Verlauf weniger Stunden, vor ihm ſtanden, und er ihre Hände in einander gelegt hatte, ſtürzte unaufhaltſam eine Schaar von Hofleuten in's Zimmer, und ſchmeichelte ihm um die Wette. „Seht, ich habe das kranke Völkchen geheilt!" ſagte die Zwergin zum König. Hierauf wandte ſie ſich zur Braut: „Meine

Dankpflicht iſt erfüllt. Der Geiſt Deines guten, gefühlvollen Vaters ruh' auf Dir, und ſey glücklich!"

Damit verſchwand ſie.

VI.

Der junge Maler.

Der Rechnungsrath Tobias Mullmann trug, wenn er ausging, einen häßlichen, dicken, plumpen Stock, hatte dagegen eine schöne, schlanke, niedliche Tochter, die er aber selten oder nie ausgehen ließ. Der unförmliche Stab, ein Erbstück, hatte für ihn einen geheimnißvollen Werth, weil sein Vater, indem er plötzlich vom Schlage getroffen ward, mit gelähmter Zunge den Stock verlangte, ihn seinem Sohne in die Hand drückte, und sich vergebens bemühte, ei-

nige Worte, die er nur unverſtändlich lallen konnte, deutlich zu ſprechen. Er zeigte mit zitternder Hand nach Schreibzeug und Papier; als es ihm aber gebracht wurde, that er den letzten Athemzug und verſchied.

Sein Sohn, der vormals zehn Jahre lang in der Provinz lebte, hatte den ſeltſamen Stock in früherer Zeit nicht geſehen; er war erſt während ſeiner Abweſenheit ein Eigenthum des Vaters geworden. Es ließ ſich nicht ergründen, worin das Verdienſt des Stabes beſtand, daß ſein Beſitzer noch am Rande des Grabes ſeiner gedachte, und ihn ſeinem Sohne ſo dringend empfahl. Er war ſammt dem Knopfe, der die Geſtalt einer Krücke hatte, aus gewöhnlichem Nußbaumholze gedreht, und es fand ſich nirgends ein Merkmal, daß in dem dicken Körper etwas verborgen ſey. Darum konnte ſich der Rechnungsrath nicht entſchließen, den ihm ſo dringend ans Herz gelegten Stock, ohne Wahrſcheinlichkeit einigen Nutzens, zergliedern zu laſ-

ſen; er betrachtete ihn als eine heilige Reliquie, und bediente ſich ſeiner auf der Straße, ungeachtet die allzu kräftige Stütze eines noch kräftigen Mannes von jedem, der ihm begegnete, belächelt und von unartigen Leuten ſogar laut belacht wurde. Das gewichtige Tändelſtöckchen war beſonders ſein beſtändiger Gefährte, wenn er Abends ein gewiſſes anſehnliches Weinhaus beſuchte. „Küper, hier iſt mein Stock; verwahr' ihn gut!" waren die unveränderlichen Worte, mit welchen er ſeine Stütze dem Aufwärter übergab, und ſich dann zu ſeiner Flaſche ſetzte.

Er war, wie geſagt, Vater einer ſchönen ſechzehnjährigen Tochter. Schon in der Provinz war Auguſte der Stern, nach dem die Augen aller jungen Männer ſich wandten. Aber wie man einen Stern nicht vom Himmel herab langen und in der Nähe bewundern kann: ſo gelang es auch den ſchmachtenden Jünglingen nicht, ſich dem lieblichen Mädchen zu nahen und den

Faden einer angenehmen Bekanntſchaft anzuknüpfen. Das Haus des Rechnungsrathes war ein ſtrenges Kloſter, worin dem männlichen Geſchlechte kein Sprachzimmer offen ſtand. Eben ſo wenig war Auguſte außer dem Hauſe zu ſprechen, weil ihr Vater mit keiner Familie ſeines Wohnortes umging, und noch weniger Concerte, Bälle oder andere Luſtbarkeiten mit ſeiner Tochter beſuchte. Er lebte wie ein alter Student, und verbrachte ſeine Zeit, die er nicht den Geſchäften am Schreibtiſche widmen mußte, an irgend einem öffentlichen Orte.

Indeſſen befand ſich die mutterloſe Auguſte unter Obhuth einer alten Haushälterin, die immer einen unerſchöpflichen Vorrath der armſeligſten Stadtgeſchichten und albernſten Klatſchereien im Kopfe hatte, und das liebe Mädchen ſo dringend damit beläſtigte, daß es in ſeiner traurigen Einſamkeit nicht einmal das Vergnügen haben konnte, ein unterhaltendes Buch zu leſen. Die Alte war von ihrem Brotherrn be-

ſonders angewieſen, die Verſuche aller jungen Männer, ſich mit Auguſten in Verbindung zu ſetzen, ſcharf zu beobachten. Sie lauerte, wie Argus, mit hundert Augen, aber mit keinem konnte ſie leſen, und war daher immer in Angſt und Sorgen, wenn ein Blatt beſchriebenes Papier, mochte es auch nur eine unſchuldige Schneiderrechnung ſeyn, an Auguſten abgegeben wurde. Sie ſtellte ſich in ihrer Einfalt immer vor, daß ein ſolcher Zettel eine Geheimſchrift enthalte, und ein verkappter Liebesbrief ſeyn könne. Ein buntes Stickmuſter, das unter andern eine Taube, mit einem Briefchen im Schnabel, darſtellte, brachte ſie eines Tages in eine ſolche Verlegenheit und Unruhe, daß ſie das Blatt mit der bedenklichen Bilderſchrift Auguſten wegriß, und ins Geſchäftszimmer des Rechnungsrathes mit dem Ausrufe ſtürzte: „Es iſt ein Brief an Mamſell Auguſten angekommen!“

„Wer hat ihn gebracht?“ fragte er mürriſch.

„Da bringt ihn ein Vogel!“ ſagte die Alte, und zeigte ihrem Herrn das Stickmuſter.

„Dumme Gans!“ fuhr Herr Tobias auf. „Solche Briefe, die ſich nicht öffnen und leſen laſſen, können meiner Tochter gebracht werden. — Ich begreife nicht, wie Sie über ein todtes Bild einen ſolchen Lärm erheben konnte. Ihre Einfalt hat mich in der wichtigſten Bruchrechnung geſtört. Geh Sie zum Henker!“

„Nun, wenn Sie die Sache ſo leicht nehmen, Herr Rechnungsrath,“ ſagte das aufgebrachte Weib, „ſo wollt' ich, daß Sie die Liebesbriefe an Ihre Tochter endlich ſelbſt tragen müßten.“

„Sie ſpricht wie eine verrückte Perſon!“ ſagte der Rath, und jagte ſie durch wildes Aufſpringen zur Thür hinaus.

Bald nachher ward er in die Hauptſtadt berufen, und ihm ein größerer Wirkungskreis angewieſen. Daß ſein bisheriger Wohnort ihn verlor, das bedauerte niemand; aber Auguſtens

Scheiden beklagten alle junge Männer, ob sie gleich nur zuweilen das Vergnügen gehabt hatten, das schöne Mädchen am Fenster oder in der Kirche zu sehen.

Einer dieser Leidtragenden war der junge Maler Gustav Wendelin, der Sohn eines der angesehensten Männer in jener Provinzialstadt. Gustav hatte das Paradies von Augustens Schönheit zwar auch nur immer von fern erblickt, war ihm aber doch einen Schritt näher als Andere gekommen, weil seine Schwester, mit Bewilligung der beiderseitigen Väter, Augusten bisweilen besuchte, und von ihrem Bruder, wiewohl unbekannter Weise, die freundlichsten Grüße überbrachte und an ihn zurück erhielt. Auch dieses zarte Band sollte nun zerrissen werden; der liebende Jüngling war außer sich vor Schmerz, und versank, als sein Idol verschwunden war, in eine so düstre Gemüthsstimmung, daß er an nichts mehr Freude hatte, und ihm seine sonst hochgeliebte Kunst ganz gleichgültig ward.

Der Vater bemerkte ſeine Schwermuth, und fragte, was ihm fehle.

„Es betrübt mich," antwortete der Sohn, daß meine Kunſt hier, in der Enge einer kleinen Stadt, keine Gelegenheit hat, ſich auszubilden und vorwärts zu kommen."

„Warum nicht?" ſagte der Vater. „Wir leben doch im Schooße einer ſchönen Natur."

„Sie ſchmeicheln ihr, lieber Vater! Und wäre ſie auch wirklich ſchön, ſo kann und darf ich ſie doch nicht ſclaviſch nachbilden, gleichſam bloß abſchreiben; ſonſt würde mich Goethe's bekanntes Spottgedicht: Die Muſen und Grazien in der Mark — ungeachtet es eigentlich gegen einen gewiſſen Dichter gerichtet iſt — ebenfalls treffen."

„Ich verſtehe das nicht. Aber ſo viel weiß ich aus eigener Erfahrung, daß man ſich freut, wenn man die Wirklichkeit genau nachgebildet ſieht. Was will man denn mehr?"

„Der Künſtler ſoll die wirklichen Gegen-

stände idealisiren, das heißt: sie durch seine Einbildungskraft schöner und vollkommener darstellen, als sie in der Natur vorhanden sind."

„Sonderbar! der Künstler muß also Gottes Werke verbessern, wenn sie gefallen sollen? — Nun meinetwegen! So idealisire denn auch!"

„Ich weiß nur nicht, wie ich kunstmäßig dabei verfahren muß, um des Beifalls der Kenner gewiß zu seyn. Das kann ich leider hier nicht lernen."

„Wo denn sonst?"

„Die nächste Kunstschule für mich wäre die Bildergallerie der Residenz, wo ich die Werke Michel Angelo's, Rafaels, Correggio's, Titians, Albrecht Dürers und anderer großen, unsterblichen Meister, fleißig betrachten und studiren könnte. Darum erlauben Sie mir, bester Vater, mich etwa ein Jahr dort aufzuhalten."

„Das würde schweres Geld kosten, mein

Sohn! Doch bin ich, wenn's zu Deiner Vervollkommnung dient, zu diesem Opfer bereit."

Dankbar und freudig küßte ihm Gustav die Hand.

„Auch ich danke, bester Vater!" sagte, nach vorgängiger Verabredung, die Schwester, die bei jenem Gespräche zugegen war. „Ich gewinne bei Gustavs Reise in die Hauptstadt einen Schatz, den er dort heben und mir zusenden soll."

„Was erwartest Du von dort?" fragte der Vater.

„Das Bildniß meiner Freundin Auguste, das mein Bruder für mich malen, und mir zu meinem Geburtstage schenken soll."

„Gern wollt' ich Dir diese Freude machen," sagte Gustav, „es wird aber unmöglich seyn. Du kennst den argwöhnischen Rechnungsrath; wie könnt' er sich überwinden, mich mehrmals Stunden lang Augusten gegen über sitzen und ihr in die Augen sehen zu lassen?"

„Es wäre freilich ein halbes Wunder,"

sagte

ſagte die Schweſter: „doch ſteh' ich dafür, daß es ſich durch einige Briefzeilen von der Hand unſers guten Vaters bewirken ließe."

„Dacht' ich's doch, daß ich noch endlich den gedrehten Bolzen verſchießen müßte! Das machen die Kinder jetzt mit ihren Vätern nicht anders." —

Die Geſchwiſter freuten ſich, daß die unter ihnen abgekartete Sache auf ſo gutem Wege war. Guſtavs Abreiſe erfolgte in den nächſten Tagen.

Als er den Brief ſeines Vaters in der Hauptſtadt übergeben wollte, kam ihm der Rechnungsrath, im Ausgehen begriffen, auf der Treppe entgegen. „Was führt Sie hierher?" ſprach er kurz und unfreundlich.

„Das Bedürfniß meiner Kunſt, die Meiſterwerke der hieſigen Bildergallerie zu ſtudiren."

„Nun, was wollen Sie deshalb bei mir? Ich bin nicht Gallerie-Inſpector."

„Das iſt mir bekannt, und ich will auch

bloß die Ehre haben, einen Brief meines Vaters zu überreichen."

Herr Nullmann riß den Brief auf, sah flüchtig hinein, steckte ihn in die Tasche, und sagte: „Ich habe jetzt nicht Zeit, mich über das sonderbare Verlangen zu erklären. Kommen Sie heute über acht Tage auf die Rechnungskammer. Da will ich mit Ihnen sprechen."

So endigte sich die Audienz auf der Treppe. Das geliebte Mädchen sah Gustav nicht. Nur die alte Haushälterin Sabine stand oben am Vorsaal, und behorchte das kurze Gespräch, war aber sehr verdrießlich, daß sie unbefriedigt abziehen mußte, ohne den Inhalt des Briefes zu erfahren.

Am achten Tage nachher erschien Gustav auf der Rechnungskammer. Der Herr Rath empfing ihn kalt und finster, und sagte: „Sie sind also ein Maler? — Ich wundere mich über Ihren sonst sehr verständigen Herrn Vater, daß er Sie zu keinem tüchtigen Geschäfte, bei dem

ſich Brot und Ehre gewinnen läßt, erzogen und angehalten hat. Ich bitte Sie, was iſt ein Maler, und was nutzt er dem Staate? Er treibt eine unſichere, brotloſe Kunſt, erhält weder Titel noch Orden, und gilt daher nichts, gar nichts in den Augen ſolider und angeſehener Geſchäftsmänner."

Guſtav hatte Luſt, derb zu antworten, zwang ſich aber zum Schweigen, weil der unhöfliche Philiſter Auguſtens Vater war.

„Ihr Vater erſucht mich," fuhr der ſolide Geſchäftsmann fort, „daß ich Ihnen erlauben möge, meine Tochter zu malen. Eine ſonderbare und harte Zumuthung! Ich bin in meinem Hauſe noch gar nicht eingerichtet, habe hier in der Rechnungskammer viel alte Reſte aufzuräumen, und ſoll nun bei Ihrer Pinſelei Stunden lang, als Sittenwächter, müſſig ſitzen; denn nur ein höchſt leichtſinniger Vater könnte ſeine Tochter mit einem jungen Menſchen, der ſich einer loſen Kunſt gewidmet hat, allein laſſen.

Dennoch beſchwört mich Ihr Herr Vater bei unſerer alten Freundſchaft, ihm ſeine Bitte zu gewähren. Alte Freundſchaft! — Das iſt eine Redensart, die bei mir wenig gilt. Es ſey Ihnen aber geſtattet, meine Tochter zu malen, weil ich neugierig bin, wie ſich das Mädchen in einem wohlgelungenen Bilde ausnimmt."

„Das Bild wird Ihnen, hoff' ich, gefallen," ſagte Guſtav. „Wann erlauben Sie mir, den Anfang meiner Arbeit zu machen?"

Der Rechnungsrath ſah in ſeinem Geſchäftskalender nach, überlegte ein Weilchen, beſtimmte dann einen Tag, und ſchärfte dem Maler ſehr ernſthaft ein, nicht vergebens auf ſich warten zu laſſen.

Ueber dieſe Beſorgniß des Ausbleibens lachte Guſtav in ſeinem Herzen, weil er den Augenblick, da er Auguſten ſehen ſollte, kaum erwarten konnte.

Er kam zur beſtimmten Zeit. „Gott bewahr' uns in allen Gnaden!" ſagte die alte

Sabine, als sie ihm die Vorhausthür öffnete, und die ihm von einem Lohndiener nachgetragene Staffelei sah. „Was sind das für gefährliche Anstalten!" Sie schloß einen langen Saal auf, mit der Weisung, seinen Lattenkram, wie sie die Staffelei nannte, bei der Thürschwelle aufzubauen. An dem obern Ende des Saales standen zwei Stühle, und Sabine erklärte ihm, daß der Herr Rechnungsrath und Mamsell Tochter dort Platz nehmen würden. „So muß ich der jungen Dame wenigstens dreißig Schritte näher rücken;" sagte Gustav: „denn ich müßte Falken- oder Luchsaugen haben, wenn ich die feinen Gesichtszüge, die ich malen soll, aus dieser weiten Ferne vollkommen auffassen könnte."

„Das machen Sie mit dem Herrn Rechnungsrath aus!" sagte sie. „Er befahl, daß ich Sie anweisen sollte, sich hier an der Thür mit Ihrem Kram niederzulassen. Nun, das hab' ich Ihnen gesagt, und damit Punktum!"

Jetzt erschien der Rechnungsrath mit seiner

ſchönen Tochter. Sie traten durch eine Thür am entgegen geſetzten Ende des Saales herein. Guſtav ging mit ſchnellen Schritten auf ſie zu. Der Rechnungsrath ſchob mit der einen Hand das Mädchen hinter ſich zurück an die Wand, und machte mit der andern gegen den Maler allerhand zurück weiſende Bewegungen. Dieſer ließ ſich aber nicht abhalten, vorwärts zu ſchreiten, und Auguſten zu ſagen: wie glücklich er ſich ſchätze, daß ihm ein Verſuch, ihre Schönheit und Anmuth nachzubilden, geſtattet worden ſey.

„Schon gut, ſchon gut!" ſagte der Rechnungsrath verdrießlich und barſch. „Ich verbitte alle Worte, beſonders Schmeicheleien! Begeben Sie ſich nur ganz ſtill dort hin an die Thür, und handhaben Sie Ihren Pinſel!"

„Verzeihen Sie, in ſolcher Ferne kann ich nicht malen."

„Warum nicht?"

„Weil ich nicht mit Adleraugen verſehen bin. Ich darf, wenn ich ein gutes Portrait

liefern ſoll, nur drei Schritte vom Urbild entfernt ſeyn.“

Der Rechnungsrath ſchüttelte den Kopf, und fing an, über die Schritte zu handeln. Ein ſo junger Mann, meinte er, werde doch zehn Schritte weit ſehen können.

„Einen Kirchthurm allerdings,“ war die Antwort. „Aber feine weibliche Geſichtszüge fodern eine nähere Betrachtung.“

Der Rath bot nun acht oder ſechs Schritte. Guſtav verwarf auch dieſe, und beſtand auf dreien.

Als ihm endlich dieſe murrend und brummend eingeräumt wurden, rückte er mit ſeiner Staffelei heran an den Tiſch, auf dem der Rechnungsrath, um während der Aufſicht beim Malen in landesherrlichen Dienſtgeſchäften nichts zu verſäumen, eine Menge Akten aufgehäuft hatte. Auguſte ſchlug ſittſam die Augen nieder; aber Guſtav erſuchte ſie, ihn feſt und freundlich anzuſehen, worüber der grämliche Vater abermals

widerſpänſtig wurde, aber ſich darein ergeben mußte, da er ſein Kind doch nicht mit geſchloſſenen Augen, wie ein Marmorbild, dargeſtellt ſehen wollte.

Die Arbeit ging nun anderthalb Stunden lang ohne Unterbrechung fort. Der Rath blätterte ſtill in ſeinen Akten, und ſchielte fleißig darüber hinweg, um die jungen Leute vielleicht in einem verdächtigen Augengeſpräche zu ertappen. Er entdeckte nichts, gab aber, da ihm die Sitzung zu lange dauerte, dann und wann ein Zeichen der Ungeduld von ſich. Das bemerkend, ſtand Guſtav auf, und ſagte: er wolle nicht länger beläſtigen.

„Sind Sie fertig?" fragte der Rath mit einem freudigen Tone, und lief hin an die Staffelei, um das Bildniß, das er ſchon vollendet zu ſehen erwartete, zu betrachten. Als er aber nur die erſten einfachen Grundlinien gezeichnet fand, rief er aus: „Mein Gott! Sie haben ja beinahe gar nichts gethan! In ſo langer Zeit,

als Sie hier ſitzen, wär' ich mit einem bogenlangen unterthänigſten Berichte an den gnädigſten Landesherrn zu Stande gekommen, und dazu gehört doch, mit Ihrer Erlaubniß, mehr Verſtand und Nachdenken, als zu Ihrer Pinſelei." —

„Wohl möglich!" ſagte Guſtav lächelnd.

„Sie machen das Gemälde nun doch in Ihrer Wohnung vollends fertig?" fragte Jener.

„Das iſt unmöglich;" antwortete der Künſtler: „ich kann das Anſchauen des Urbildes keinen Augenblick entbehren."

„Zum Henker!" ſagte Nullmann, mit dem Fuße ſtampfend: „So ſoll ich alſo noch einmal hier Schildwache ſitzen?"

„Das haben Sie nicht nöthig, Verehrteſter! Ich male ja nur Ihre liebe Tochter."

„Daß Sie aber nichts anders unternehmen, junger Herr, darüber muß der Vater wachen."

„Ich bedauere, daß Ihnen dieſe überflüſſige Beſorgniß viel Beſchwerde machen wird, indem

ich mir wenigſtens noch drei Sitzungen erbitten muß, um das Bild gut und lobwürdig zu vollenden."

„Drei Sitzungen noch? — Darüber möchte man aus der Haut fahren! Hätt' ich mich doch in die verdammte langweilige Geſchichte gar nicht eingelaſſen! Ich verſäume darüber ſo viel Zeit in meinen Geſchäften, daß ich Gefahr laufe, meinen Dienſt zu verlieren."

„Der Herr Rechnungsrath ſcherzen! Wär' es aber wirklich Ihr Ernſt, ſo wollt' ich lieber das Bild unvollendet laſſen, als Sie der geringſten Unannehmlichkeit ausſetzen."

„Nun, nun, Mosje Wendelin, da Sie ſo vernünftig ſprechen, ſo will ich Ihnen noch einige Stunden opfern, und die verlorene Zeit, damit der Staat nicht darunter leide, dem Schlaf entziehen. Kommen Sie heut' über acht Tage wieder!"

Das verſprach Guſtav ſehr gern, und bis zu dem beſtimmten Tage war Auguſte, die er

noch nie ſo nahe und ſo liebenswürdig geſehen hatte, ſein einziger Gedanke.

Als er an dem ſehnlich erwarteten Tage die Treppe hinauf ſtieg, kam ihm der Rechnungsrath entgegen. „Ich muß in die Kanzlei;“ ſprach er, „Ihre Arbeit ſoll aber dennoch heute vor ſich gehen. Meine Haushälterin Sabine wird mich als Beiſitzerin vertreten. Reſpektiren Sie die ehrliche Frau, wie mich ſelbſt!“

Damit ſtampfte er mit ſeinem dicken Stocke, der dem Maler nicht wenig auffiel, die Treppe hinab.

Mit ungewöhnlich vornehmer Miene öffnete Sabine, von der Klingel gerufen, das Vorhaus, befahl dem Maler, ihr zu folgen, ſetzte die Brille auf die Naſe und ſich auf den Präſidentenſtuhl. Sie paßte noch ſchärfer auf als ihr Herr, und wollte ſich das gegenſeitige Anblicken der jungen Leute durchaus nicht gefallen laſſen. Es koſtete viel Mühe, die geſtrenge Frau zur Genehmigung zu bewegen. Bei ſo ſcharfer Aufſicht fand

Gustav keine Möglichkeit, sich Augusten auf irgend eine Weise zu nahen. Er ward von der Präsidentin beschieden, sich über acht Tage wieder einzustellen.

Als er in den Abendstunden desselben Tages nach seiner Wohnung ging, sah er den Rechnungsrath, nach vorsichtiger Umsicht, ob ihn etwa ein Vorgesetzter bemerke, in ein nahe gelegenes Weinhaus schlüpfen. Gustav ging ihm leise nach, ohne selbst recht zu wissen, warum. Der Rechnungsrath trat in die Weinstube; hinter ihm Gustav. Jener rief nach seiner Gewohnheit: „Küper, hier ist mein Stock; verwahr' ihn gut!" Der Bursch trug das anvertraute Gut in ein Nebengemach, wohin ihm Gustav, hinter Nullmanns Rücken, folgte.

„Erlauben Sie mir doch," sprach er, „den wunderbaren Stock, dergleichen ich noch keinen gesehen habe, ein wenig zu betrachten." — „Recht gern!" sagte der Aufwärter, und ging

nach dem Keller, um den Rath mit Wein zu versorgen.

Indessen besah Gustav den Stock von oben bis unten. Der messingene Fuß, mit eisernem Stachel, ließ sich leicht abdrehen. Das leitete den jungen Mann auf den wunderlichen Gedanken: daß ihm der dickleibige Stock zu einem geheimen Briefwechsel mit Augusten behülflich seyn könne.

Indem er den flüchtigen Einfall noch weiter ausbilden wollte, kam der Küper zurück. „Sagen Sie mir doch," begann Gustav, „besucht der Herr Rechnungsrath, den ich halb und halb zu kennen die Ehre habe, dieses Haus öfter?" — „Jeden Abend, mein Herr!" — „Und giebt Ihnen seinen Stock immer in Verwahrung?" — „Ja, darauf könnt' ich wetten." — „Hätten Sie wohl Lust, auf eine leichte Art zwei Louisd'or zu gewinnen?" — „Warum nicht? Meine Stelle ist so wenig einträglich, daß mir jeder Nebenverdienst willkommen seyn

muß." — „Gut! wir wollen eines der nächſten Abende die Sache weiter beſprechen." —

Er kam erſt nach ſechs Tagen wieder, und bat den Küper, daß er ihm erlaube, den ſeltſamen Stock (der ſich eben in des Burſchen Gewahrſam wieder befand) auf eine halbe Stunde in ſeine nahe Wohnung mitzunehmen, wo er ihn einem Freunde, der den ſtadtkundigen Stock zu ſehen wünſche, zum Scherz zeigen wolle. „Nein, dazu kann ich mich nicht verſtehen," ſagte der Stabhüther. „Wenn der Herr Rechnungsrath fortgehen wollte, und ſein Stock wäre mit Ihnen ſpazieren gegangen, ſo käm' ich ins Teufels Küche." —

„Sorgen Sie nicht! Ich geb' Ihnen mein Ehrenwort, daß ich in einer halben Stunde unausbleiblich zurück komme, und lege zu Ihrer vollkommenen Sicherheit ſechs Louisd'or zum Unterpfande hier nieder. Dieſe ſind verfallen, wenn ich nur eine Minute über die bedungene Zeit ausbleibe. — Bring' ich aber den Stock

pünktlich und unverſehrt zurück, ſo empfangen Sie, für die mir zugeſtandene Erlaubniß, von dem Pfandgelde zwei Louisd'or."

Dieſen Vorſchlag ließ ſich der Küper gefallen, und Guſtav eilte durch die Hinterthür, die ihm den Weg durch die Weinſtube erſparte, in ſeine Wohnung.

Hier lag ſchon ein Hohlbohrer bereit. Damit höhlte er das Fußende des Stocks einen halben Finger lang vorſichtig aus, daß man einen zuſammen gerollten Zettel von feinem Papier bequem hinein legen konnte. — So gab er den Stock zu rechter Zeit zurück, und der Küper, der keine Beſchädigung daran wahrnahm, ſteckte die dabei gewonnenen zwei Goldſtücke vergnügt in die Taſche.

Der folgende Tag war beſtimmt, daß der Maler ſeine Arbeit an Auguſtens Bildniſſe fortſetzen ſollte. Er vermuthete, daß Sabine abermals den Vorſitz dabei haben würde. Es lag ihm daran, ſie eine Minute lang von ihrem

Poſten hinweg zu bringen; er befahl deshalb, als er von Hauſe wegging, ſeinem Jockei, daß er, nach Verlauf einer Stunde, an der Wohnung des Rechnungsrathes die Klingel ſtark ziehen und, nach erfolgter Oeffnung des Vorhauſes, bitten ſolle, ſeinen Herrn heraus zu rufen.

Der Knabe zog die Glocke ſo ſtürmiſch, als brenne das Haus. Sabine fuhr auf: „Welcher Flegel reißt ſo an der Glocke? — Gerade, weil er ſo lärmt, mach' ich nicht auf." — Sie ſetzte ſich wieder. Aber bald tönte die Glocke noch ſtärker. „Potz Hagel! der Bengel will's erzwingen; ich thu' ihm aber ſeinen Willen durchaus nicht." — „Es könnte wohl aber auch mein Vater ſeyn, der vielleicht etwas vergeſſen hat;" ſagte Auguſte, die es dem jungen Maler abmerkte, daß er Sabinen gern aus dem Zimmer entfernt hätte.

„Toll genug! Da muß ich doch hinaus!" ſprach die Alte, und wackelte fort. „Malen

Sie

Sie indeſſen recht fleißig, junger Herr! Ich bin, wie man eine Hand umkehrt, wieder hier."

So bald ſie hinaus war, und Guſtav ſie von der Thür hinweg ſchlarfen hörte, ſprang er auf, drückte Auguſten ein Briefchen in die Hand, und flüſterte zugleich: „Theuerſte, verbergen Sie das Blättchen geſchwind, und leſen Sie es, wenn Sie allein ſind!" — Ueberraſcht nahm ſie das Briefchen an, und verbarg es. Guſtav zog ſich ſchnell an ſeinen Ort zurück, und kaum ſaß er, als Sabine herein trat und ſagte: „Ihr kleiner Bedienter, Herr Wendelin, war der große Flegel, der ſo toll an der Glocke riß. Er wartet draußen, und will Sie ſprechen."

Guſtav ging hinaus, und fertigte den Burſchen ab.

Das heimliche Briefchen enthielt eine zärtliche Liebeserklärung. Der Erzähler hat ſie nicht geleſen; und da er die ſchönen Jahre, in welchen man Liebesbriefe zu ſchreiben pflegt, weit hinter ſich hat, ſo findet er ſich auch nicht mehr

geschickt, ein solches Süßbriefchen zu dichten, und kann folglich diese Geschichtslücke nicht ausfüllen. Nur so viel erfuhr er, daß Gustav, nach den feurigsten Ergießungen seines flammenden Herzens, die Zubereitung des väterlichen Stabes zu einer täglichen Briefpost Augusten bekannt machte, und sie ersuchte, die Anstalt einzuweihen, ihn noch heute mit einer freundlichen Antwort zu beglücken, und sie in die Höhlung des Stabes zu legen, wo er sie im Weinhause finden, heimlich heraus langen, und sogleich auf demselben Wege wieder beantworten werde.

Gustav lauerte des Abends schon zeitig im Schilderhause des Küpers neben der Weinstube auf die Ankunft seiner neuen Post. Sie kam, ward dem Küper, wie gewöhnlich, übergeben, und dieser zugleich nach Wein versandt. Schnell zog Gustav dem Stocke seinen messingenen Stiefel ab, und fand hinter demselben zu seiner größten Freude ein Brieflein von Augusten. Das gute Kind schalt Anfangs ein wenig über

die Verletzung des väterlichen Eigenthums; doch folgten dem ſanften Verweiſe die freundlichſten und herzlichſten Worte, wie ſie der verliebte Knabe kaum erwartet hatte. Als er das Blättchen mit Entzücken geleſen und den unterſchriebenen Namen beinahe mit Küſſen verſchlungen hatte, lief er in ſeine Wohnung, und ergoß ſein zärtliches und dankbares Herz auf ein Blättchen Seidenpapier. Er bat am Schluß um tägliche Fortſetzung des ſo glücklich angefangenen Briefwechſels. Mit dieſem Blatte eilte er ins Weinhaus zurück, ſchob es in den Stock, bat den Küper dringend um Verſchwiegenheit, und ſchenkte ihm einen blanken Thaler, mit der Zuſicherung, daß er ein gleiches Geſchenk täglich beim Poſtenwechſel empfangen ſolle. Damit war der geldhungrige Burſch ſehr zufrieden.

Die Schnellpoſt der Liebe kam täglich Abends um ſieben Uhr im Weinhauſe an, und ging um neun, höchſtens halb zehn Uhr wieder ab. Acht Wochen lang wurden mit derſelben die glühend-

ſten Betheuerungen ewiger Liebe und Treue, und am Ende ſogar Verlobungsringe hin und her geſandt. Indeſſen war Auguſtens Bildniß ſchon in der erſten Woche des Poſtenlaufs fertig. Es gefiel Allen, die es ſahen; ſelbſt Auguſtens Vater lächelte beifällig.

Die Abſendung des Bildes nach Guſtavs Vaterſtadt hatte keine Eile; er konnte es noch vorher bei der jährlichen Gemälde-Ausſtellung, die eben ihren Anfang genommen, öffentlich zeigen. Das that er mit dem beſten Erfolg. Die anziehende Schönheit des mit Fleiß und Liebe gemalten herrlichen Kopfes, der einem Madonnenbilde glich, ward allgemein bewundert, und der Künſtler bekam von allen Seiten Beſtellungen, die er meiſtens ablehnte, um ſeine Zeit, die er zu Studien berühmter Meiſterwerke anwenden wollte, nicht von der Bildnißmalerei ganz aufzehren zu laſſen. Er ward auch nach Hofe berufen, und erhielt dort den Auftrag, zwei junge Prinzeſſinnen zu malen. Die Bildniſſe

gelangen zur Zufriedenheit und Freude des ganzen Hofes so trefflich, daß ihn der Fürst, nach reichlichem Ehrensolde, noch auffoderte, sich eine Gnade zu erbitten. Er bat um den Titel eines Hofmalers, mit der bescheidenen Erklärung: daß er sich zwar dieser Ehre nicht würdig achte, aber sie darum wünsche, weil sie seine vorhabende Verbindung mit der Tochter eines angesehenen Mannes erleichtern würde.

Bald nachher nahm die bisher mit dem besten Glück fortgegangene Stabpost ein trauriges Ende. Gustav hatte von seiner Verlobten ein höchst angenehmes Briefchen empfangen. Die Antwort ließ sich nicht kurz fassen, und so geschah es, daß er damit später als gewöhnlich ins Weinhaus kam, um sie der zurück gehenden Post zu übergeben. Der Küper hatte bemerkt, daß der Rechnungsrath sein Viertelfläschchen, das er sich täglich zukommen ließ, beinahe geleert hatte; und da er dann immer ohne Verzug aufstand, ins Kabinett, wo sich der Küper gewöhn-

lich aufhielt, rasch eintrat und seinen Stock verlangte: so besorgte Jener, daß er den jungen Maler, der sich von ihm nicht sehen lassen wollte, erblicken und Argwohn schöpfen könnte. Darum bat er den Künstler, schnell wegzugehen und sich darauf zu verlassen, daß sein Briefchen treu und sicher in die Stabhöhle gebracht werden würde.

Gustav eilte fort; der Küper nahm den Stock, und legte das Briefchen hinein; indem er aber nach der messingenen Schlußkappe griff, um sie darauf zu setzen, trat der Rechnungsrath, den ein politischer Streit in der Weinstube etwas verdrießlich gemacht hatte, hastig ins Nebengemach, und rief: „Heh, Patron! was macht Er da?" — Der Küper ließ vor Schrecken den Stock aus der Hand fallen. Der Rechnungsrath hob ihn auf, besah ihn, und brummte, wie ein Bär, beim Anblick der eingebohrten Höhle und des darin liegenden Blättchens. Er zog es heraus und las es mit funkelnden Au-

gen. „Verdammter Kerl!“ schrie er, und rannte mit erhobenem Stock auf den Küper zu. „Er hat meinen Stock gut bewacht! Ich sehe da mit Erstaunen, daß er ihn hohl bohren und Liebesbriefe an meine Tochter hinein practiciren ließ. Das soll Er nicht umsonst gethan haben!“ — Damit schlug er aus allen Kräften auf den Burschen los; aber der Stock, der den armen Teufel nicht zu hart strafen wollte, trennte sich schon beim dritten Schlage von seinem hohlen Knopfe, den der Zuchtmeister in der Hand behielt.

Ein Zettel ragte daraus hervor. „Aha! wohl ein zweiter Liebesbrief!“ sagte Nullmann, und ging damit ans Licht. „Was ist das?“ sprach er für sich: „Die Hand meines seligen Vaters!“ — Er las den Zettel, und frohes Erstaunen malte sich in seinen Zügen. Schnell fuhr er mit dem Blatt in die Rocktasche, schob es aber so leicht und flüchtig hinein, daß er es im raschen Fortgehen an der Thürschwelle wie-

der verlor. Nach seinem Abgange hob es der Geschlagene auf, und las es mit stiller Verwunderung, daß Herr Nullmann das wichtige Papier nicht vorsichtiger aufbewahrt hatte.

Bald darauf ward der Küper in die Weinstube gerufen. Man fragte ihn, was für Händel es draußen gegeben habe. Der junge Mensch, über die erlittene Mißhandlung höchlich erbittert, erzählte ohne Rückhalt den ganzen Verlauf, den wir kennen, und verschwieg am Ende auch nicht, daß ein aus dem Stockknopf hervor gekommener Zettel dem Rechnungsrath einen vergrabenen Schatz entdeckt und er dieses erfreuliche Blatt im hastigen Enteilen aus der Tasche verloren habe.

Zwanzig Hände griffen begierig nach dem Papiere, das er in der Hand hielt. Einer der Gäste erbot sich, um die ganze Gesellschaft zugleich zu befriedigen, es laut abzulesen, und er las:

„Notandum!

„Mein Gedächtniß iſt ein Sieb — ich muß
„alles, was nicht durchfallen ſoll, mit Fe-
„der und Tinte befeſtigen. Darum zeichne
„ich hier auf, daß ich, wegen der bisherigen
„trübſeligen Kriegsläufte und dabei häufig
„vorfallenden Plünderungen, meine ganze
„bewegliche Habſchaft zu Gelde gemacht,
„die gelöſete, beiläufig zwanzig tauſend
„Reichsthaler betragende Summe, in Gold
„und Staatspapieren, in ein eiſernes Käſt-
„lein verſchloſſen, und ſolches in meinem
„Garten vergraben habe. Es liegt unter
„dem großen Birnbaume, ſechs Schritte von
„der hintern Gartenthür, die nach dem En-
„tengäßlein hinaus geht. — Dieſe Nach-
„richt verberge ich, damit ſie nicht in un-
„treue Hände komme, in den Knopf mei-
„nes dicken Stockes, den ich mir, anſtatt
„des verkauften ſpaniſchen Rohres mit gol-
„denem Knopf, habe fertigen laſſen, und

„der ſo ſchlechten und ungeſchickten Anſe-
„hens iſt, daß wohl keinen Schnapphahn
„danach gelüſten wird. — Gott gebe, daß
„alles glücklich ausſchlage und das vergra-
„bene Schatzkäſtlein, nach glücklich eingetre-
„tenem Frieden, unverletzt wieder in meiner
„oder meines liebwertheſten Sohnes Hände
„komme!"

„Ambroſius Nullmann.
„Hochfürſtlicher Commerzienrath."

Während der Vorleſung erhob ſich aus einem fernen dunklen Winkel eine hagere, verkümmerte, dürftig bekleidete Geſtalt, trat näher, horchte, und ſchlich dann aus der Weinſtube fort.

„Wer iſt dieſer Menſch?" fragte man.

„Ein Vagabund und wahrſcheinlich ein Bettler," ſagte der Küper. „Dafür ſeh' ich ihn an, weil er das Glas Wein, das er jeden Abend hier trinkt, immer mit der kleinſten Scheidemünze, bisweilen ſogar mit Kupferdreiern, bezahlt. Er giebt ſich für einen natürlichen Sohn des

Herrn Rechnungsrathes Nullmann aus, der ihn nur bis in sein vierzehntes Lebensjahr nothdürftig ernährt und dann seine Hand ganz von ihm abgezogen habe."

„Es ist schlimm, daß der liederliche Mensch den Ort erfuhr, wo der Schatz vergraben liegt;" sagte ein Gast. „Seine Armuth kann ihn verleiten, sich des Kästchens noch in dieser Nacht zu bemächtigen."

„So schnell gelingt ihm das nicht," sagte der Küper. „Er ist hier in der Stadt nicht bekannt, und weiß in der Dunkelheit den Garten nicht zu finden. Ich werde morgen so früh als möglich dem Herrn Rechnungsrath den verlorenen Zettel wieder überliefern. Haben Sie nur die Güte, meine Herren, niemand zu sagen, daß ich Sie von der Sache in Kenntniß gesetzt habe."

Das ward ihm versprochen, und die Gäste gingen heim.

Morgens um sechs Uhr war der Küper schon bei dem jungen Maler, unterrichtete ihn von al-

len Vorgängen des vorigen Abends, und überreichte ihm den Zettel, der die Kunde des Schatzes enthielt. Guſtav war beſtürzt, daß Auguſtens Vater den geheimen Briefwechſel entdeckt hatte, beruhigte ſich aber bald, ſiegelte den ihm übergebenen Zettel ein, und ſandte ihn dem Rechnungsrath durch die Stadtpoſt ins Haus. Daß deſſen natürlicher Sohn genaue Kenntniß von dem Schatze erhalten, fand der Maler ſehr bedenklich, weil ſich eine unbefugte Schatzhebung von dem brotloſen Vagabunden allerdings erwarten ließ. Dieſer zuvor zu kommen, hielt er für Pflicht.

Er ging zum Polizei-Director, trug ihm die Sache vor, und es wurden zwei Polizeiſoldaten beordert, ſich am Abend mit ihm an der Hinterthür des Nullmann'ſchen Gartens aufzuſtellen, und jede verdächtige Perſon, die ein- oder ausgehe, zu verhaften.

Abends in der zehnten Stunde kam er mit ſeinen bewaffneten Begleitern an der Garten-

thür an. Sie war geöffnet und nur angelehnt. Im Garten ward gegraben und geſchaufelt. Ungewiß, ob der Rechnungsrath oder ein Fremder ſo arbeite, hielten ſie ſich ſtill. Endlich ſahen ſie jemand mit einer Laterne den Garten entlang kommen, und ſogleich entſtand das dumpfe Geräuſch eines Kampfes, das ſich aber nach einigen Minuten wieder verlor. Die Soldaten öffneten jetzt die Thür, um zu ſehen, ob vielleicht gar ein Mord geſchehen ſey. Da kamen ihnen zwei Kerl' entgegen, die ein Käſtchen trugen, und damit entwiſchen wollten. Es war Nullmanns natürlicher Sohn und ſein Gehülfe, ein berüchtigter Gauner. Man bemächtigte ſich ihrer, und nahm ihnen die Beute ab. Im Garten fand man den Rechnungsrath mit gebundenen Händen und Füßen und einen Knebel im Munde. Guſtav befreite ihn von ſeinen Banden und übergab ihm das Käſtchen. „Haben Sie Dank, mein junger Freund!" ſprach er gerührt. „Sie waren mein Retter! — Beſuchen

Sie mich morgen früh in meiner Wohnung, und erklären mir freimüthig, welche Belohnung Ihnen die angenehmſte ſeyn würde."

Guſtav ging hin, fand ein nettes Frühſtück, und ward von Auguſten mit freundlicher Schüchternheit bedient. Auch er hatte, in Gegenwart des Vaters, keinen Muth, traulich mit ihr zu ſprechen. Der alte Herr war aber ſehr heiter und zum Scherzen aufgelegt. „Meine alte Sabine," hob er an, „ſprach einmal, als ich ihr, wegen ihrer Aengſtlichkeit über eine gemalte Brieftaube, einen Verweis gab, den böſen Wunſch aus, daß ich einſt die Liebesbriefe an meine Tochter ſelbſt tragen müßte! — Nun, wahrlich dieſer Fluch iſt in Erfüllung gegangen! Ich könnte darüber ein billiges Donnerwetterchen losbrechen laſſen; ich will aber die Wolken, die ſich in meinem Kopfe ſammeln, zerſtreuen, und die heitre Luft des heutigen Tages nicht trüben. Meine Tochter hat mir Ihre Briefe, Herr Wendelin, vollſtändig ausgeliefert, und ich habe Sie

daraus als einen verſtändigen und gutdenkenden Mann kennen gelernt. Ich würde daher aus Dankbarkeit Ihrer geheimen Verlobung mit Auguſten meine väterliche Zuſtimmung ertheilen, wenn nur Gott wollte, daß Sie Ihrem werthen Namen irgend ein Titelchen beifügen könnten."

„Würde wohl ein Hofmaler Ihnen gnügen?" fragte Guſtav.

„O ja! das Wörtchen Hof klingt mir ſehr lieblich."

„Nun, ſo habe ich die Ehre, Ihnen meine Ernennung zum Hofmaler zu melden, und das darüber empfangene, von Sr. Durchlaucht eigenhändig unterzeichnete Patent zur Anſicht vorzulegen."

„Iſt's möglich?" rief der Rechnungsrath, entfaltete das Pergament mit heiliger Ehrfurcht, las es halblaut ab, und nur die Worte: „haben den geſchickten Künſtler, Guſtav Wendelin, zu Unſerm Hofmaler in Gnaden ernannt" ſprach er mit voller

Stimme und im feierlichſten Tone. Den Namen des Fürſten drückte er an die Lippen, gab das Patent mit Glückwunſch und Verbeugung zurück, und ſagte: „Ein Mann, den mein gnädigſter Herr ſolcher Ehre und Gnade würdiget, iſt auch mir lieb und werth.“ — Damit fügte er die Hände der Liebenden zuſammen, und ſegnete ihre Verbindung. Sie umarmten ihn freudig und dankbar.

Der dicke Stock, deſſen Poſtgeſchäfte ſtadt- und landkündig geworden, und den jedermann deshalb kennen zu lernen wünſchte, ward in Ruheſtand geſetzt und öffentlich nicht mehr geſehen.

VII.

Das Mißverſtändniß.

Der Biſchof Bonifacius ſah nach der Uhr, ſprang auf und rief ſeinem Diener: „Geſchwind, Joſeph, kleide mich an! Es iſt hohe Zeit, daß ich Amt halte.“

Joſeph eilte nach der Gewandkammer, und brachte den Prieſterrock, nebſt allem Zubehör, worunter ſich ein Paar Beinkleider von ſchwarzem Sammt befanden. Man ſchüttle nicht voreilig den Kopf über deren Erwähnung. Sie ſpielen in unſerm Geſchichtchen eine bedeutende

Rolle; aber mit Anſtand. Ueberdem iſt es eitel Ziererei, und ſogar ein Kennzeichen von unreiner Einbildungskraft, wenn jemand ſich anſtellt, als ob dieſes unſchuldige Kleidungsſtück in ehrbarer Geſellſchaft nicht genannt werden dürfe. Dem Reinen iſt alles rein. —

Als Bonifacius hinein ſteigen wollte, bemerkte er an denſelben eine aufgeriſſene Naht. „Ein Paar andere her!" ſprach er: „Und dieſe trag' zu Agath, mit dem Bedeuten, ſie ſäuberlich auszubeſſern."

Agath hieß der Leibſchneider des hochwürdigſten Herrn. Aber Joſeph, der erſt einige Tage zuvor in biſchöfliche Dienſte getreten, und in der Reſidenz ſeines Gebieters ein Fremdling war, kannte den ehrlichen Kleidermacher nicht, und hatte noch gar nichts von ihm gehört. Er wußte hingegen, daß ein Nonnenkloſter, welches unweit der biſchöflichen Burg lag, den Namen der heiligen Agathe führte. Das fiel ihm ſogleich ein; und da er eben kein erſchlagener

Kopf war, so glaubte er in arglofer Einfalt: der Bischof sey gewohnt, die Schäden seiner Kleidungsstücke von den geistlichen Schwestern heilen zu lassen. Er schlug also die Beinkleider in ein Tuch, ging damit ins Kloster, und verlangte die Aebtissin zu sprechen.

Die ehrwürdige Matrone, die irgend einer wichtigen Bothschaft in Amtsgeschäften gewärtig war, begab sich sofort ins Sprachzimmer, und ließ den Gesandten vor sich kommen. Er trat herein, machte seinen Kratzfuß, und sagte: „Der Herr Bischof läßt Euch schön grüßen, und schickt Euch da einen Patienten, den Ihr in die Cur nehmen sollt." — Damit enthüllte er die Beinkleider, legte sie der Aebtissin in die staunend erhobenen Hände, und lief, weil er eben noch andere dringende Verrichtungen hatte, schnell wieder fort, ehe sie vor Bestürzung ein Wort aufbringen konnte.

Sie warf die Unterkleider (wie man in der anständigsten Sprechart sagt) mit Abscheu auf

einen Stuhl, und ſprach zu ſich ſelbſt: „Welch unerhörtes, ſchamloſes Anſinnen! Der Biſchof muß wahnwitzig geworden ſeyn; oder es erging ihm heute wie dem heiligen Auguſtinus, der in ſeinen Bekenntniſſen vertraulich zu Gott ſagt: Trunkenheit iſt zwar fern von mir, aber ein Räuſchchen beſchlich zuweilen deinen Knecht.*) — Allein wäre das auch der Fall," fuhr ſie fort, „ſo hat ſich doch der heilige Mann gewiß niemals einen ſo unanſtändigen Weinſcherz erlaubt, wie unſer Herr Biſchof, der in ſeinen alten Tagen noch ſehr muthwillig iſt." —

Nach dieſem Selbſtgeſpräche zog ſie in Ueberlegung, was bei dem wunderlichen Vorfalle zu thun ſey. In der erſten Hitze ſchoß ihr der wilde Gedanke durch den Kopf: die

*) Ebrietas quidem longe est a me, crapula autem nonnunquam subrepit servo tuo. Confess. c. 31.

ſchuldloſen Unterkleider mit der Ofengabel anzufaſſen und ins Feuer zu werfen. Aber vorausſehend, daß der Biſchof dieſes hochnothpeinliche Verfahren übel vermerken werde, ſtand ſie von ihrem Vorhaben ſofort wieder ab, und faßte den mildern Entſchluß: die Kloſterfrauen zu verſammeln, ihnen das Ereigniß vorzutragen, und ihre Meinung darüber zu hören.

Mit den gewöhnlichen Glockenſchlägen zuſammen gerufen, erſchienen die Nonnen, und ſchloſſen einen Kreis um ihre Oberin, die das corpus delicti mit einem Tuche bedeckt hatte. „Der Biſchof Bonifacius," begann ſie, „hat uns einen großen Schimpf angethan, indem er uns ein Kleidungsſtück, deſſen Namen eine züchtige Kloſterfrau nicht in den Mund, geſchweige denn es ſelbſt in die Hand nimmt, zugeſandt hat, damit wir eine daran vorhandene Beſchädigung ausbeſſern ſollen." — Mit dieſen Worten zog ſie das Tuch von der Beſcherung hin-

weg. Die Nonnen ſtießen alle zugleich einen Schrei des Entſetzens aus, und liefen davon.

Die Aebtiſſin rief mit lauter Stimme die Fliehenden zurück, indem ſie ihnen zugleich die Verſicherung gab, daß ſie das ſchwarze Ungeheuer wieder verhüllt habe. Gehorſam kehrten ſie um, hielten die Hand vor die Augen, ſahen jedoch, um nicht im Gehen zu fallen, durch die Finger, und ſtellten ſich wieder an ihren vorigen Platz. Nun ward Rath gepflogen, wie man ſich bei dem ſeltſamen Verlangen des Biſchofs benehmen wolle. Die Mehrzahl der Stimmen, mit Einſchluß der Aebtiſſin, fand es zwar räthlich: den Biſchof gegen das Kloſter nicht zu erzürnen; aber jede, die dieſes Gutachten ausſprach, erklärte zugleich, daß ſie ſich um keinen Preis entſchließen würde, ihm durch Ausbeſſerung ſeines ſchadhaften Eigenthums gefällig zu ſeyn. Nach langen vergeblichen Unterhandlungen kam die Aebtiſſin auf den Einfall: einer jungen Novize, Namens Antonie, die man, weil ſie noch

in der Mitte ihres Probejahrs ſtand, nicht zur Berathung gezogen hatte, das Geſchäft anzutragen.

Antonie war die Tochter eines reichen Mannes, der ein großes biſchöfliches Gut in Pacht hatte. Sie liebte einen guten Jüngling; doch leider war er arm, und ihr ſtrenger Vater beſtand unerbittlich auf ſeinem Kopfe, ihr ſeine Einwilligung zur Heirath mit einem Bettler, wie er ſich ausdrückte, zu verſagen. Da er ſie überdieß, wegen der ihm mißfälligen Liebſchaft, hart behandelte, und ihr einen unleidlichen Menſchen, der auf ſeine Geldſäcke pochte, zum Gatten aufdringen wollte, ſo entwich ſie heimlich, und warf ſich in des Kloſters ſchützende Arme.

Aber mit einem Fuße ſtand ſie noch in der Welt, und hatte große Luſt, auch den andern wieder hinein zu ſetzen, wenn etwa noch, während ihres Probejahres, ein günſtiger Zufall ins Mittel träte, den Starrſinn ihres Vaters zu beugen. Ein ſo glückliches Ungefähr ſchien es

ihr, als ſie vor die Aebtiſſin gefodert und gefragt wurde: ob ſie ſich, da ſie noch eine halb weltliche Perſon ſey, der von dem Biſchof begehrten, aber für vollendete Kloſterfrauen unſchicklichen, Arbeit unterziehen wolle. Nach kurzem Bedenken ſagte ſie Ja. Welchen geheimen Anſchlag ihr Köpfchen dabei ſchmiedete, das haben wir nicht zu unterſuchen: denn Gedanken ſind zollfrei.

Die Nonnen lachten und flüſterten einander ſpöttiſche Urtheile über Antonien zu, als ſie ganz unbefangen die Beinkleider unter den Arm nahm, und damit in ihre Zelle ging. Die Arbeit, welche das ganze Kloſter in Aufruhr geſetzt hatte, war höchſt unbedeutend, und in fünf Minuten vollbracht. Aber die fleißige Nähterin eilte nicht mit der Uebergabe, ſondern zog ihr hinter dem Bette verborgenes Schreibezeug hervor, um während der Zeit, da des Biſchofs Niederkleid (mit Luther zu reden) alle Beſuche von ihr verſcheuchte, ein Briefchen an ihren Anton zu

Stande zu bringen. Sie ſchrieb mit fliegender Feder, und war eben am Schluß, als ſich auf dem Gange vor ihrer Zelle der wohlbekannte ſchlarfende Schritt der alten Domina vernehmen ließ, und immer näher und näher ſchlappte. Himmel! ſie kommt zu mir! dachte Antonie; und in der Angſt nicht wiſſend, wo ſie das Süßbriefchen (Billet doux) verſtecken ſollte, ſchob ſie es in eine Taſche der Beinkleider, und nahm dieſe wieder vor ſich, als ob ſie daran noch viel mit der Nadel zu ſchaffen hätte.

Die Aebtiſſin trat herein und fragte: „Biſt Du fertig, mein Kind?"

„Noch nicht ganz, hochwürdige Frau!" ſagte Antonie zitternd.

„Ei, Du Faulenzerin!" rief die Domina, und beugte ſich, mit der Brille vor den Augen, auf die Sammthoſen hinab. Als ſie nun die offen geweſene Naht wieder geſchloſſen fand, ſagte ſie lachend: „Du haſt wohl im Schlafe

genäht, daß Du's nicht weißt? Es iſt ja gethan, was zu thun war."

„Die Hauptſache wohl;" verſetzte das erſchrockene Mädchen: „es giebt aber noch einige lockere Knöpfe."

„Wir ſind nicht berufen, dieſe zu befeſtigen," ſprach die Aebtiſſin. „Wer gar zu dienſtfertig iſt, dem wird immer mehr aufgebürdet. Sähe der Biſchof, daß wir mit Luſt und Liebe gearbeitet hätten, ſo wär' er im Stande, uns ſeine ganze alte Garderobe zum Ausbeſſern über den Hals zu ſchicken."

Mit dieſen Worten nahm ſie die Unterkleider dem Mädchen vom Schooße, und fuhr damit unter ihren Hausmantel, um ſie in ihr Wohngemach zu tragen. Antonie, die ihr Liebesbriefchen nicht entführen und in unrechte Hände kommen laſſen wollte, griff wieder nach dem ſammtenen Couvert deſſelben, und ſagte: „Erlaubt mir, hochwürdige Frau, daß ich Euch der Mühe überhebe. Ich folge Euch auf dem Fuße

nach." Durch dieſes höfliche Anerbieten wollte ſie ſich Gelegenheit verſchaffen, das Brieflein unterwoeges aus ſeinem Verſteck zu ziehen, und in ihrem Buſen zu verbergen. Die Domina ließ ſich aber das Biſchofsgut nicht abhöfeln; und als Antonie, unter dem Scheine der Dienſtfertigkeit, einige Gewalt brauchte, ſagte die alte Dame in einem verdrießlichen Tone: „Ich befehle Dir, laß ab, damit Deine zudringliche Höflichkeit nicht in Unhöflichkeit ausarte."

Beſtürzt und demüthig zog ſich das arme Mädchen zurück, und die Domina ging mit der ſchwarzen Beute von dannen.

Am folgenden Tage feierte der Biſchof ſein Geburtsfeſt mit einem großen Gaſtmahle, wozu er Prälaten und Ritter eingeladen hatte. Es ward tüchtig gezecht; denn man ſaß an einer Biſchofstafel, und die hohe Geiſtlichkeit ſchwelgte damals nicht wenig. Die Geſellſchaft hatte ſich eben beim Nachtiſch auf die höchſte Stufe der Fröhlichkeit hinauf gebechert, als Joſeph, der kluge Diener,

ein zierliches, mit Blumen gefülltes Körbchen überbrachte, das eben als Geburtstagsgeschenk für den hochwürdigsten Herrn, von unbekannter Hand bei dem Thürsteher abgegeben worden war.

Lächelnd besah der Bischof des Körbchens zartes Geflecht, und rief aus: „Hätt' ich doch den Kardinalshut eben so sicher, als dieß Klosterarbeit ist! Seht, Ihr Herren, wie ich bei meinen geistlichen Nachbarinnen in gutem Andenken stehe! — Und das Körbchen ist schwer; es liegt gewiß noch eine erfreuliche Gabe unter der Blumenhülle verborgen."

Er kramte die Blumen heraus, und stieß bald auf einen festen Körper, der in feines, mit Nadeln zusammengestecktes Papier eingeschlagen war. Triumphirend zeigte er das Päckchen der Gesellschaft, und foderte sie auf, den Inhalt zu errathen. Die Gäste überboten sich in schmeichelhaften Weissagungen. Jeder prophezeite etwas Schöneres, als sein Vorgänger. Nachdem sie nun sämmtlich des Räthsels Lösung versucht

hatten, riß der Bischof den papiernen Mantel ab, und — seine alten Beinkleider fielen ihm in die Hand.

Er erschrek, als hätte er eine Schlange unter Blumen gefunden, und das ungeheuere Gelächter der Tafelrunde ließ ihn lange nicht dazu kommen, den hinter ihm stehenden und mitlachenden Dümmling über die Bewandniß der Sache zur Rede zu stellen. Als er endlich mit angestrengter Stimme durchdringen konnte, ward das Mißverständniß mit wenigen Worten klar, und der lachende Chor fiel stärker ein als vorher.

In der Frühe des nächsten Tages ließ sich der Bischof ankleiden, um ins Kloster zu fahren, und die Dummheit seines Dieners bei der Vorsteherin zu entschuldigen. Er hatte die in Rede stehenden Unterkleider angezogen, weil er durch unverzüglichen Gebrauch derselben dem Kloster gewisser Maßen eine Ehre zu erzeigen glaubte. Als er reisefertig war, und noch in eine Tasche derselben eine Hand voll Geld stecken

wollte, fand er den Platz ſchon mit einem zuſammengebrochenen Blatte Papier beſetzt. O, die leichtfertigen Nonnen! dachte er im erſten Augenblicke: Sie haben mir gewiß zum Scherz eine Schneiderrechnung gemacht! — Wie er aber das Blatt aus einander ſchlug, enthielt es folgenden Brief:

Herzliebſter Anton!

Freue Dich, freue Dich! Ein Stern der Hoffnung geht uns auf, daß wir noch ein Paar werden, und dazu wird uns der Biſchof Bonifacius, wenn er ein dankbares Gemüth hat, verhelfen: denn ich habe ihn in Züchten und Ehren einen Gefallen gethan. Nun höre, wie das zuging.

Heute Vormittags wurden die Nonnen plötzlich mit der ſogenannten Capitelglocke zuſammengeläutet. Ich wunderte mich, weil es etwas Ungewöhnliches war; da ich jedoch, dem Himmel ſey Dank! noch nicht eingekleidet bin, ſo dachte ich: was geht's dich an? und blieb ru-

big in meiner Klauſe. Aber nach einer halben Stunde ward auch ich gerufen. Die Aebtiſſin ſtand noch im Kreiſe der Nonnen, wie eine Glucke henne in der Mitte ihrer Küchlein, und alle machten ein Geſicht, als wäre ihnen ein großes Leid widerfahren. Und was war's? — Der Biſchof — der doch ein alter Spaßvogel ſeyn muß — hatte den närriſchen Einfall gehabt, ein Paar Beinkleider, an welchen eine Naht aufgegangen war, ins Kloſter zu ſchicken, damit ſie von einer geiſtlichen Hand ausgebeſſert werden ſollten. Da war nun Holland in Noth! Alt und Jung fürchteten ſich davor, wie ein gebranntes Kind vor dem Feuer. Darum fragte die Domina mich: ob ich, als ein noch halbes Weltkind, die paar Stiche thun wollte. Ich ſagte Ja, und dachte in meinem Herzen: der Biſchof ſoll und muß Dir die Arbeit bezahlen.

Aber Geld mag ich nicht; das kannſt Du wohl denken. Ich erwarte einen viel ſchönern Lohn. Der Biſchof, den mein Vater wie einen

Gott verehrt, ſoll bei ihm unſer Fürſprecher werden, und es durchſetzen, daß wir einander je eher je lieber heirathen können. Geh alſo zu Sr. Hochwürden und ſag' ihm frank und frei, daß ich mir dieſe Gabe von ihm ausbitte. Ich habe ſie redlich um ihn verdient: denn was würde ſich der alte Herr geärgert haben, wenn ihm die Zieraffen, die Nonnen, ſein Kleidungsſtück unverbeſſert und mit einem ſchnöden Complimente zurückgeſandt hätten. Ja, wahrlich! das wäre geſchehen, wenn ich mich nicht aus gutem Herzen ins Mittel geſchlagen hätte. Das alles ſtelle dem Biſchof vor, und ſag' ihm noch überdieß: er möge mir auch darum wieder aus dem Kloſter heraus helfen, weil ich weltlich geſinntes Weſen darin nichts nütze ſey. —

Zieh Deinen beſten grünen Rock an, lieber Anton, wenn Du zum Biſchof gehſt, und verſäume keinen Augenblick, das warme Eiſen zu ſchmieden.

Treu bis in den Tod

Deine Antonie.

Der

Der Biſchof lachte herzlich über dieſen Brief, und beſchloß ſogleich, des Mädchens Wunſch zu erfüllen. Er fuhr ins Kloſter, entſchuldigte das poſſierliche Mißverſtändniß bei der Aebtiſſin, und verlangte dann Antonien unter vier Augen zu ſprechen.

Zagend und erröthend erſchien ſie. Bonifacius, der dem Frauengeſchlechte nicht abhold war, fand ſie ſchöner, als er ſich vorgeſtellt hatte. Dadurch vollends beſtochen, ſprach er ſehr freundlich mit ihr, und bedankte ſich für ihre Dienſtfertigkeit. Daraus ward ihr klar, daß er ihren offenherzigen und etwas muthwilligen Brief geleſen hatte. Ihr war nicht anders, als müßte ſie vor Scham in die Erde ſinken. Bonifacius gab ihr aber den Troſt, daß er Scherz verſtehe, und kein ihn betreffendes Wort ihres Briefes übel genommen habe. Damit ſtellte er ihr das Angſtblatt wieder zu, und erklärte zugleich: die Abſendung an die Behörde ſey nun nicht nöthig, indem er, ohne weiteres

Gesuch, ihre Herzensangelegenheit bei ihrem Vater bestens besorgen werde. Mit dieser Zusicherung entließ er sie, und in den nächsten Tagen hielt er sein Wort.

Der Vater war Anfangs, als ihm Bonifacius die Sache vortrug, sehr verdrießlich, und hätte gern getobt und geflucht; aber seine Verehrung gegen den hohen Vermittler legte ihm Zaum und Gebiß an. Er gab den Vorstellungen, die ihm gethan wurden, ruhig Gehör: er gestand sogar, daß Anton ein braver Bursch und geschickter Jäger sey; kurz, er hatte nur das Einzige gegen ihn einzuwenden, daß er noch kein Brot habe. „Dafür will ich sorgen," sprach der Bischof. „Einer meiner Freunde hat eben einen ansehnlichen Forstdienst zu vergeben, und wird mir ihn für Euren künftigen Eidam nicht versagen."

Vier Wochen darauf erhielt Anton die ihm ausgewirkte Bestallung als Förster, bezog seine freundliche Dienstwohnung, machte Hochzeit mit

Antonien, und beide fühlten sich in ihrer Ehe so glücklich, daß sie noch oft, als sie schon Großältern waren, sagten: „Nie hat wohl, so lange die Welt steht, eine geringfügige Dienstwilligkeit so schöne Zinsen getragen."

Gedruckt bei Johann Friedrich Starcke.